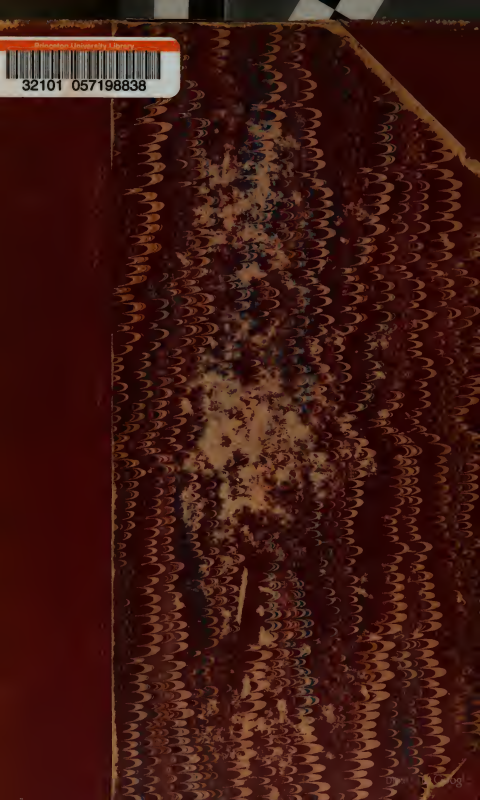
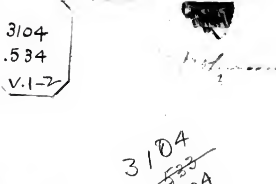
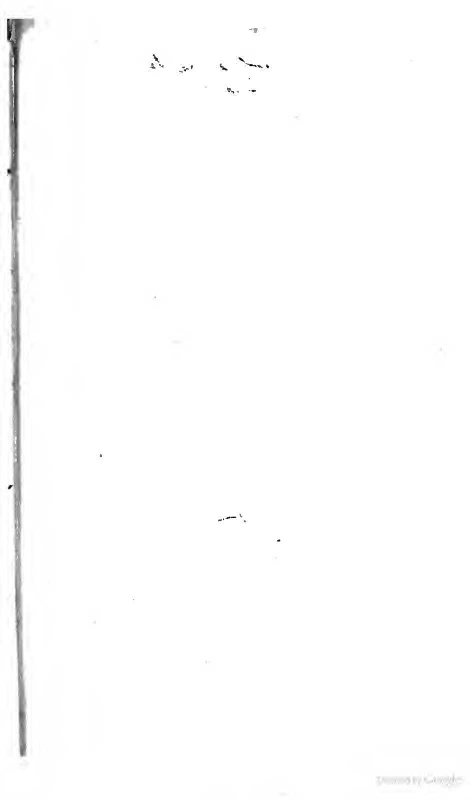


Princeton University Library
32101 057198838











ENCYKLOPAEDIE UND METHODOLOGIE

DER

ROMANISCHEN PHILOLOGIE.

ERSTER THEIL.



ENCYKLOPAEDIE UND METHODOLOGIE

DER

ROMANISCHEN PHILOLOGIE

MIT BESONDERER

BERÜCKSICHTIGUNG DES FRANZÖSISCHEN UND ITALIENISCHEN

VON

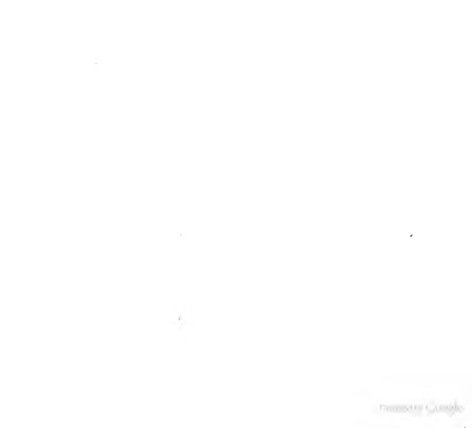
GUSTAV KÖRTING.

ERSTER THEIL.

ERSTES BUCH: ERÖRTERUNG DER VORBEGRIFFE.
ZWEITES BUCH: EINLEITUNG IN DAS STUDIUM DER ROMANISCHEN PHILOLOGIE.



HEILBRONN,
VERLAG VON GEBR. HENNINGER.
1884.



Vorwort.

Das Werk, dessen erster Theil hiermit der Oeffentlichkeit übergeben wird, ist das erste in seiner Art, denn die bekannte »Encyklopädie und Methodik des philologischen Studiums der neueren Sprachen« von B. Schmitz ist nach ganz anderem Plane angelegt und verfolgt eine ganz andere Tendenz, behandelt auch nur zu einem kleinen Theile den gleichen Stoff. Jeder Sachkundige wird von vornherein begreifen, dass Schmitz' Buch mir weder als Vorbild noch als Vorarbeit dienen, sondern dass es für mich höchstens den negativen Werth eines warnenden Beispieles haben konnte.

Hervorgegangen ist mein Buch aus Vorlesungen, welche ich zum ersten Male im Wintersemester 1879/80 hielt und dann im letzten Semester (Sommer 1883) wiederholte. Die rege Theilnahme, welche diese Vorlesungen fanden, und mehrfach geäusserte Wünsche befreundeter Fachgenossen bestimmten mich, das zu veröffentlichen, was ich zunächst nur für den eigenen Gebrauch entworfen und zusammengestellt hatte.

Mein Buch gliedert sich in drei Theile: der erste erörtert die Vorbegriffe und giebt eine Einleitung in das Studium der romanischen Philologie; der zweite

soll die Encyklopädie der romanischen Gesammtphilologie behandeln, der dritte endlich sich mit der Encyklopädie der romanischen Einzelphilologien beschäftigen.

Die beiden noch ausstehenden Theile werden dem jetzt erscheinenden in thunlichst kurzer Frist nachfolgen, falls mir Leben und Gesundheit erhalten bleibt.

Ich scheue die Kritik nicht, welche an meinem Buche geübt werden wird. Ich vertraue darauf, dass sie eine sachgemässe und von richtigen Gesichtspunkten ausgehende sein werde.

Eine Encyklopädie kann und soll kein Complex von Compendien über alle Einzeldisciplinen der betreffenden Wissenschaft sein, ebensowenig kann und soll sie eine vollständige fachwissenschaftliche Bibliographie sein.

Dies wird berücksichtigen müssen, wer gerecht urtheilen will.

Münster i. W., d. 29. October 1883.

G. Körting.

Ein vollständiges Sach- und Namenregister über das ganze Werk wird dem dritten Theile beigefügt werden.

Ein ausführliches Inhaltsverzeichniss ist jedem einzelnen Theile beigegeben. Für die Herstellung des zu dem vorliegenden Theile gehörigen Registers bin ich meinem Zuhörer, Herrn stud. phil. J. Bernkopf, zu Dank verpflichtet.

Einige Nachträge und Berichtigungen sehe man auf S. 243 f. *G. K.*



Inhaltsverzeichniss.

Achtes Kapitel. S. 192.

Bemerkungen über das akademische Studium der romanischen Philologie.

Erstes Buch.

Erörterung der Vorbegriffe.

Erstes Kapitel.

Die Sprache.

§ 1. Die menschliche Sprache ist der sinnlich erfassbare Ausdruck des Denkens. »Ich spreche« heisst: ich gebe meinen Gedanken durch irgend ein sinnlich wahrnehmbares Mittel einen Ausdruck, vermöge dessen sie von einem andern Menschen (in einem beschränkten Grade auch von einem mit grösserer Intelligenz begabten Thiere, z. B. dem Hunde, dem Pferde etc.) durch den Gesichts-, Gefühls- oder (und namentlich) durch den Gehörssinn erfasst werden können. Die Sprache ist also die sinnliche Veräusserlichung des Denkens.

§ 2. Die Mittel, deren sich der Mensch zum sinnlichen Ausdruck seines Denkens bedienen kann, sind hauptsächlich: Bewegungen des Auges (Augensprache), Bewegungen der Gesichtsmuskeln (Mienensprache), Bewegungen eines Körpertheiles (Kopf, Arme, Beine) oder des ganzen Körpers (Geberdensprache), mit den Fingern gemachte Zeichen (Fingersprache), in irgend einen Gegenstand (z. B. Sand, Baumrinde) eingegrabene bildliche Zeichen (Bildersprache), symbolische Anwendung gewisser Gegenstände (z. B. Blumen, Blumensprache), endlich Laute, welche mittelst des ausgeathmeten (nur sehr selten mittelst des eingeathmeten) Luftstromes auf eine weiter unten (vgl. Theil II, Kapitel 1) eingehender darzulegende Weise erzeugt werden (Lautsprache). — Die Schrift im gewöhnlichen Sinne des Wortes dient nicht zum unmittelbaren, sondern nur zum mittelbaren sinnlichen Ausdrucke des Denkens, da sie die Lautsprache voraussetzt, vgl. Kapitel 3.

§ 3. Unter den genannten Mitteln bieten die Laute die bequemste, weitgehendste und deshalb auch am meisten benutzte Möglichkeit des Gedankenausdruckes dar, während Mienen, Geberden, Zeichen etc. nur in sehr beschränktem Umfange Gedanken auszudrücken vermögen und deshalb — abgesehen von den Fällen, in denen der Gebrauch der Lautsprache aus äusseren Gründen unmöglich oder unthunlich ist — nur angewandt werden, um die Lautsprache zu ergänzen oder nachdrucksvoller zu machen (z. B. der Redner begleitet seinen Vortrag mit entsprechenden Geberden; bei jeder lebhafteren Rede wechseln, meist ohne dass der Sprechende selbst es beabsichtigte oder auch nur sich dessen bewusst wäre, der Gesichtsausdruck und die Haltung der Glieder und des ganzen Leibes je nach dem wechselnden Inhalte der Rede).

Weil die Lautsprache die verhältnissmässig vollkommenste, jedenfalls aber die am gewöhnlichsten angewandte Sprache ist, so versteht man unter Sprache schlechthin die Lautsprache.

§ 4. Ein absolut vollkommenes Mittel zum sinnlichen Ausdruck des Denkens ist aber auch die Lautsprache nicht, trotz der Vielheit ihrer möglichen Erscheinungsformen (vgl. Kap. 2). Schon aus dem Grunde nicht, weil ein Laut, bezw. ein Lautcomplex, welcher zum Ausdruck eines Begriffes verwandt wird, immer nur eine Seite dieses Begriffes, nicht den Begriff in seiner Totalität darstellt (z. B. griech. ὄφις [zusammenhängend mit ὄπωπα etc.] bezeichnet die Schlange als »Blickthier«, d. h. als ein Thier mit fascinirendem, bösem Blicke, ebenso griech. δράκων [zusammenhängend mit δέρκομαι], lat. *serpens* [v. *serpere*] hebt das Kriechen der Schlange hervor, lat. *anguis* dagegen [von der Wurzel *agh* »beengen, würgen, ängstigen«, wovon lat. *ango*, *angustus* etc.] bezieht sich auf die Würgbewegungen des Thieres, das deutsche »Schlange« berücksichtigt die spiralförmigen Drehungen desselben etc. — so bringt jedes der für den Begriff »Schlange« gebrauchten Worte nur eine der vielen Eigenschaften des Thieres zum Ausdruck, keins aber die Gesammtheit der Eigenschaften). Nie drückt ein Laut oder Lautcomplex einen Begriff erschöpfend und vollständig aus, sondern stets giebt er nur eine Andeutung desselben. Die zur Begriffsbezeichnung verwandten Laute und Lautcomplexe sind keine Lautabbilder der betreffenden Begriffe,

sondern gleichsam nur Lautmonogramme oder Lautchiffern derselben: sie deuten nur an, und derjenige, welcher sie mit dem Gehör erfasst, ergänzt das Angedeutete durch eigenes Denken, wobei freilich auch Irrungen eintreten können, im Ganzen aber doch nur selten eintreten, weil die andeutenden Lautchiffern, namentlich insofern sie sich auf sehr bekannte Begriffsreihen beziehen, in Folge des häufigen Gebrauches Jedermann geläufig sind.

§ 5. In dem zusammenhängenden Denken werden die Einzelbegriffe mit einander verbunden und zu einander in Beziehung gesetzt. Dem entsprechend müssen, wenn ein zusammenhängender Gedanke oder mehrere derselben durch die Lautsprache zum sinnfälligen Ausdruck gelangen sollen, die begriffsandeutenden Laute und Lautcomplexe mit einander (mindestens durch Nebeneinanderstellung) verbunden und zu einander in Beziehung gesetzt werden, oder es muss die zwischen mehreren begriffsandeutenden Lauten, bzw. Lautcomplexen bestehende innere Beziehung durch Hinzufügung, bzw. durch Einschiebung von anderen Lauten oder Lautcomplexen, welche keinen Begriff, sondern nur eine Begriffsbeziehung andeuten, zum Ausdruck gebracht werden (so tritt z. B. im Französischen zwischen zwei innerlich mit einander verbundene Substantive eine Präposition, um eben die Verbindung und deren Beschaffenheit auszudrücken). (Vgl. Kap. 2.) Dadurch entsteht die Lautrede. Voraussetzung für die Verständlichkeit derselben ist, dass ihr Gedankeninhalt die Fassungskraft weder des Sprechenden noch des Hörenden übersteigt. Die Lautrede bringt häufig nur einen Theil des durch sie angedeuteten Gedankens zum Ausdruck (man sagt z. B. »Wasser« für »gieb mir Wasser«, »Feuer« für »Feuer ist ausgebrochen«, »Vorsicht« für »Vorsicht ist nöthig« u. v. A.), indem der Redende gemäss dem Trägheitsprincipe oder dem Principe der Kraftersparniss (vgl. § 13) sich begnügt, das zum Verständniss der Rede unbedingt Erforderliche auszusprechen, das Uebrige aber durch die Denkthätigkeit des Hörenden ergänzen lässt.

§ 6. Ueber den Ursprung der Lautsprache sind viele und sehr verschiedenartige Hypothesen aufgestellt worden (die Sprache unmittelbar von Gott verliehen — die Sprache durch

eine unter den Menschen getroffene Vereinbarung geschaffen — die Sprache aus Schallnachahmung, besonders aus Nachahmungen von Thierstimmen entstanden, »Wau-Wau-Theorie« — die Sprache in ihren Anfängen aus Reflexbewegungen der Sprachorgane, hervorgebracht durch den Eindruck der Dinge, bzw. Ereignisse auf den menschlichen Geist, zu erklären, »Aha-Theorie« — noch wunderlicher die sogenannte »Kling-Klang-Theorie«, wonach der Mensch bei der Berührung mit Gegenständen der äusseren Welt in ähnlicher Weise Lautklänge von sich geben soll, wie etwa ein Metall, auf welches bald mit einem andern Metall, bald mit Holz etc. geschlagen wird, etc.). Es hat dies Problem seit den Tagen des Alterthums (Platon's »Kratylos«) die Philosophen, Sprachforscher und Anthropologen beschäftigt, bis jetzt aber noch keine allseitig befriedigende Lösung gefunden, und es darf scheinen, als ob die Lösung überhaupt unmöglich sei.

§ 7. Erlernt wird die (praktische Anwendung der) Lautsprache lediglich auf dem Wege der Nachahmung. Ein Kind lernt nur dann sprechen, wenn es sprechen hört. Ein taubgebornes Kind kann, wenn (was in der Regel der Fall) sein Kehlkopf, Mund- und Nasenraum normal gebildet sind, wohl Laute und Lautcomplexe hervorbringen und thut dies sogar sehr gern, aber es verbindet mit denselben keinen feststehenden und bestimmten Sinn; nur durch einen besonderen methodischen Unterricht wird es bis zu einem gewissen Grade auch dazu befähigt. Die natürliche Sprache des taubgebornen Menschen ist die Geberdensprache (Pantomime — wohl zu unterscheiden von der künstlichen, die Sprachlaute durch Fingerstellungen bezeichnenden Fingersprache, welche z. B. in französischen Taubstummenanstalten gelehrt wird). Ebenso würde ein unter Stummen aufwachsendes Kind statt der Lautsprache sich der Geberdensprache bedienen.

§ 8. Von den zahllosen verschiedenen Völkern, aus denen die Menschheit sich während der verschiedenen Perioden ihres Daseins zusammensetzt, bedient (mit wenigen Ausnahmen) ein jedes sich einer eigenen Form der Lautsprache, einer besonderen Einzelsprache. Diese verschiedenen Einzelsprachen weichen zum grossen Theile sehr erheblich und wesentlich von einander ab (vgl. § 10 u. Kap. 2). Gemeinsam ist allen nur

das *eine* Princip, Begriffe durch Laute und Lautcomplexe zu versinnlichen. Die Lautsprache stellt also eine Vielheit dar.

§ 9. Es ist denkbar, dass die Sprachverschiedenheit von Anfang an bestand (freilich ist mit solcher Meinung die Annahme von der Abstammung des gesammten Menschengeschlechtes von *einem* Paare unvereinbar); ebenso denkbar ist aber auch, dass es ursprünglich nur *eine* Sprache gab, welche sich später in mehrere Sprachen spaltete (vgl. § 14). Eine Entscheidung darüber, welche von beiden Möglichkeiten Verwirklichung gefunden hat, vermag die Wissenschaft bis jetzt nicht abzugeben. Bemerkt sei aber, dass die grosse zwischen den Einzelsprachen bestehende innere und äussere Verschiedenheit keinen Beweis gegen die ursprüngliche Einheit abgeben darf, da erfahrungsgemäss häufig eine ursprüngliche Einheit (z. B. eine Religionsform, eine Rechtsform) sich im Laufe einer langen und unter den wechselndesten Bedingungen erfolgten Entwickelung in eine Vielheit von Gestaltungen zerlegt hat, welche sowol der einheitlichen Urgestaltung als auch unter einander bis zur Unkenntlichkeit unähnlich geworden sind. (Man denke namentlich auch daran, dass selbst in verhältnissmässig naheliegender historischer Zeit Sprachspaltungen stattgefunden haben, durch welche Einzelsprachen entstanden sind, die sowol von der Muttersprache als auch die eine von der andern erheblich abweichen — z. B. das Sanskrit und die hindostanischen Sprachen, das Latein und die romanischen Sprachen.)

§ 10. Die Einzelsprachen unterscheiden sich unter einander namentlich in folgenden Beziehungen:

a) Die Zahl der physisch möglichen Sprachlaute ist eine sehr grosse. Keine Sprache bedient sich *aller* dieser Laute zur Begriffsandeutung, sondern eine jede benutzt nur eine bestimmte und verhältnissmässig sehr beschränkte Anzahl derselben. Da bei dieser Auswahl unendlich viele Variationen möglich sind, so besitzt erfahrungsgemäss keine Sprache genau denselben Lautbestand, wie eine andere (wenn auch in ihrem Ursprunge verwandte), sondern eine jede hat ihren eigenthümlichen Lautbestand, ihr besonderes Lautsystem.

b) Ein jeder Begriff (ausgenommen allein ein Zahlbegriff), auch der scheinbar einfachste Substanzbegriff, besitzt eine un-

endliche Zahl von Eigenschaften und kann demnach von dem menschlichen Denken in sehr verschiedener Weise aufgefasst werden (so kann z. B. das Feuer aufgefasst werden als leuchtende, wärmende, zerstörende, belebende, freundliche, schreckliche etc. Elementarerscheinung). Keine Einzelsprache fasst einen Begriff von allen an sich möglichen Seiten auf, sondern eine jede berücksichtigt nur einige oder auch nur eine einzige (vgl. § 4). Möglich ist nun allerdings, dass mehrere Sprachen, besonders wenn sie auf eine gemeinsame Grundsprache zurückgehen (wie z. B. die indogermanischen auf die arische, die romanischen auf die lateinische), in der Auffassung einer selbst beträchtlichen Anzahl von Begriffen mit einander übereinstimmen (so wird z. B. der Begriff »Vater« in der Mehrzahl der indogermanischen Sprachen in gleicher Weise als »Ernährer« aufgefasst), aber grösser als die Uebereinstimmung ist, selbst unter nahe verwandten Sprachen, doch die Abweichung (z. B. die romanischen Sprachen verwenden für den Begriff »Stadt« theils lat. *villa* [franz. *ville*], theils lat. *civitatem* [ital. *città*], für den Begriff »sprechen« theils lat. *parabolare* [franz. *parler*], theils lat. *fabulare* [span. *hablar*], für den Begriff »mehr« theils lat. *plus* [franz. *plus*], theils lat. *magis* [span. *mas*], vgl. ferner z. B. ital. *casa* = lat. *casa* mit franz. *maison* = lat. *mansionem* »Haus«; ital. *carta* = lat. *charta* mit franz. *papier* (zusammenhängend mit lat. *papyrus*) »Papier«; ital. *temere* = lat. *timere* mit franz. *craindre* = lat. *tremere* »fürchten«; ital. *cattivo* = lat. *captivus* mit franz. *mauvais* = lat. **malvatius* [?] »schlecht«, u. v. a.). So besitzt jede Sprache ihr eigenes System der Begriffsauffassung, und diese Thatsache verbunden mit der oben erwähnten, dass jede Sprache ihr eigenes Lautsystem ausgebildet hat, begründet schon eine tiefgreifende Verschiedenheit unter den einzelnen Sprachen. Zu berücksichtigen ist noch Folgendes. Ein (Laut oder) Lautcomplex stellt immer nur eine Begriffsauffassung dar (z. B. der Lautcomplex »*serpens*« fasst die Schlange nur als »Kriechthier« auf). Folglich muss eine Sprache so viel verschiedene Lautcomplexe zur Bezeichnung eines Begriffes besitzen, als sie verschiedene Auffassungen desselben besitzt. In Hinsicht hierauf aber weichen die einzelnen Sprachen, auch nahe verwandte, sehr erheblich von einander ab.

c) Einige Sprachen (z. B. die hinterindischen) sind nicht zur Unterscheidung grammatischer Kategorien (Wortklassen [namentlich Nomen und Verbum], Modi, Tempora etc.) gelangt. Aber auch diejenigen Sprachen, welche grammatische Kategorien unterscheiden, thun dies doch keineswegs in gleichem Maasse, sondern die einen unterscheiden mehrere, andere weniger (man denke z. B. daran, dass das Latein die Kategorie des Artikels nicht kennt, dass dagegen die aus dem Latein entstandenen Sprachen dieselbe besitzen). Ferner unterscheiden einige Sprachen (z. B. das Chinesische) zwar gewisse grammatische Kategorien, bringen dieselben aber nicht grammatisch (d. h. durch irgendwelche Modification der begriffsandeutenden Lautcomplexe), sondern nur syntaktisch (d. h. durch die Stellung der einzelnen Lautcomplexe im Satze) zum Ausdruck. Diejenigen Sprachen aber, welche zum grammatischen Ausdrucke der Kategorien befähigt sind, bedienen sich hierfür theils principiell verschiedener Mittel (innere Veränderung, z. B. bezüglich des Vocales des begriffsandeutenden Lautcomplexes — feste organische Verbindung des begriffsandeutenden Lautcomplexes mit einem anderen Lautcomplexe [oder mehreren solchen], welcher die Bedeutung kategorisch bestimmt, ihn z. B. in die Kategorie des Nomens oder in die des Verbums versetzt, wie etwa: *reg* + *s* = *rex* »Herrscher«, also ein Nomen, aber *reg* + *e* + *re* »herrschen«, also ein Verbum, vgl. *ag* + *men* und *ag* + *e* + *re* etc.) theils zwar der principiell gleichen Mittel, aber in verschiedener Weise und in verschiedenem Umfange.

Sprachen, welche grammatische Kategorien nicht unterscheiden, können in Folge dessen auch Begriffsbeziehungen, welche die Unterscheidung bestimmter grammatischer Kategorien voraussetzen, grammatisch nicht ausdrücken (so sind z. B. Sprachen, welche das Nomen und das Verbum nicht unterscheiden, unfähig zu einem grammatischen Ausdrucke des Subjects-Prädikatsverhältnisses).

Sprachen, welche grammatische Kategorien nicht unterscheiden und demnach auch die derartige Kategorien voraussetzenden Begriffsbeziehungen nicht auszudrücken vermögen, können und müssen diesen Mangel einigermassen dadurch ersetzen, dass sie zwei oder mehrere begriffsandeutende Laut-

complexe nebeneinander stellen und durch diese Häufung von Begriffsandeutungen demjenigen, der die Bedeutung der einzelnen Lautcomplexe kennt, die Bildung eincs vollständigen Gedankencomplexes ermöglichen. [Für den an sprachliche Flexion Gewöhnten ist es ungemein schwierig, sich in eine Sprache hineinzudenken, welche nicht nur keine Flexion besitzt, also weder declinirt und conjugirt, sondern auch nicht einmal grammatische Kategorien kennt. Eine ungefähre Vorstellung aber von solchen Sprachen kann uns das Englische geben, welches ja nur sehr dürftige Reste der Flexion noch besitzt, in Folge dessen einen sehr ausgedehnten Gebrauch von Formenwörtern [Präpositionen, Modalverben] machen muss, und überdies vielfach Nomen [namentlich das Substantiv] und Verbum grammatisch nicht mehr unterscheidet. — Besser und zutreffender freilich noch als die kategorienlosen Sprachen vermag das Englische uns diejenigen Sprachen zu veranschaulichen, welche, wie das Chinesische, grammatische Kategorien zwar kennen, aber keinen grammatischen Ausdruck für sie besitzen. — Uebrigens geschieht es auch in Sprachen, welche im Allgemeinen grammatische Kategorien scharf unterscheiden und sowol diese wie die auf ihnen beruhenden Begriffsbeziehungen grammatisch ausdrücken, dennoch oft genug, dass Wörter ohne innere Verbindung aneinander gereiht werden und die Herstellung des Gedankencomplexes, der durch sie ausgedrückt werden soll, dem Hörenden überlassen bleibt; man denke z. B. an das deutsche Compositum »Kleinkinderbewahranstalt« = »Anstalt, welche bestimmt ist zur Bewahrung kleiner Kinder«; auch französische Composita wie z. B. Hôtel-Dieu zeigen eine ähnliche Erscheinung. Ueberhaupt zeigt die Wortcomposition der flectirenden Sprachen manche Analogie zu dem Verfahren, durch welches die flexionslosen Sprachen die ihnen fehlenden grammatischen Formen ersetzen]. Vgl. übrigens Kap. 2.

§ 11. Die Laute und begriffsandeutenden Lautcomplexe, über welche eine Sprache verfügt, bilden ihr Material; die Art und Weise, wie sie dics Material benutzt und gestaltet, macht ihre Form, ihren Bau aus. Der Bau einer jeden Sprache, wie beschaffen er auch sonst sein möge, ist in sich einheitlich und in seiner Weise logisch. Sprachen, deren Bau

nach ungefähr gleichen Principien angelegt ist, sind dadurch einander psychologisch und morphologisch verwandt, welche Verwandtschaft in der Regel eine Folge der genealogischen Zusammengehörigkeit der betreffenden Völker ist (z. B. die sog. indogermanischen Sprachen stimmen in den Grundzügen ihres Baues miteinander überein und auch die indogermanischen Völker sind einander eng verwandt; ähnlich verhält es sich mit den germanischen, slavischen, romanischen und anderen Sprachen) vgl. Kap. 2. Die Thatsache, dass jede Sprache ihren mehr oder weniger eigenartigen Bau hat, berechtigt zu dem wichtigen Schlusse, dass es allgemein gültige Sprachgesetze nicht giebt, dass folglich auch aus den einzelnen Sprachen eine allgemeine Sprachlehre sich nicht philosophisch abstrahiren lässt, was in früherer Zeit für möglich gehalten und öfters versucht worden ist. Nur physisch sind alle Sprachen insofern gewissen Beschränkungen unterworfen, als der Bau der menschlichen Sprachorgane die Verbindung gewisser Laute, wenigstens unter gewissen Verhältnissen (z. B. im Anlaut), absolut nicht zulässt und als der Zusammenhang des Sprechens mit dem Athmungsprocesse das Hinauswachsen eines Lautcomplexes über ein gewisses Maass nicht gestattet. Im Uebrigen bildet jede Sprache einen individuellen Organismus, der in seiner Weise den allgemeinen Denkgesetzen genügt. Alle Sprachen sind, weil sie alle das Denken durch Laute veräusserlichen (vgl. § 1), den Denkgesetzen unterworfen, aber jede einzelne von ihnen passt sich den Denkgesetzen in verschiedener Weise an, ähnlich wie von den Thier- oder Pflanzenorganismen ein jeder sich den für die ganze betreffende Gattung gültigen Gesetzen des Daseins in etwas anderer Weise anpasst. Aber es finden sich sogar wol in jeder Sprache einzelne thatsächliche Verstösse gegen die Logik (man denke z. B. an die bekannte Construction der Verben wie *ponere* etc. mit *in c. abl.*, an das französische *s'approcher de* qlq. ch.), da wie der einzelne Mensch, so auch ein ganzes Volk Denkfehler begehen, namentlich Begriffsbeziehungen falsch auffassen oder mehrere Begriffsbeziehungen mit einander verwechseln oder vermischen kann. Jedenfalls hat man sich äusserst davor zu hüten, einseitig von dem Standpunkte einer Sprache, bzw. eines Sprachbausystemes aus, über die logische Richtigkeit

einer, bezw. eines anderen zu urtheilen, man wird sich vielmehr bei der Würdigung des Baues einer fremden Sprache stets bemühen müssen, in die Eigenart derselben sich hineinzudenken.

§ 12. Nahe liegt es, zu glauben, dass zwischen einem begriffsandeutenden Laute oder dergleichen Lautcomplexe und dem angedeuteten Begriffe ein innerer Zusammenhang bestehe, dass zur Bezeichnung eines bestimmten Begriffes nur bestimmte Laute fähig seien. Nichtsdestoweniger ist diese Annahme wissenschaftlich durchaus unhaltbar und verwerflich. Möglich allerdings, dass in den unserer Kenntniss entrückten Urformen der Sprachen ein innigerer Zusammenhang zwischen Begriff und Laut bestand. Ist dies der Fall gewesen, so ist doch jedenfalls bereits in vorhistorischer Zeit — schon in Folge der physischen Entwickelung der Laute (vgl. § 13) — dieser Zusammenhang aufgehoben worden, und es ist seitdem die Gestaltung des Lautcomplexes von dem durch ihn angedeuteten Begriffe völlig unabhängig. Nur bei den einen Schallbegriff (z. B. das Rieseln des Wassers, das Knistern des Feuers, das Donnern etc.) andeutenden Lautcomplexen ist theilweise eine Beziehung der Laute zu dem Begriffe noch unverkennbar (vgl. die deutschen Worte »säuseln, wehen, lispeln, rasseln, poltern« u. s. w.). Doch ist zu bemerken, dass auch hier eine Verschiedenheit in der Auffassung des Begriffes stattfinden kann, indem gewisse Töne von den verschiedenen Völkern verschieden gehört werden; einen interessanten Beweis hierfür liefert die Vergleichung der Nachahmung der Thierstimmen in den einzelnen Sprachen (z. B. dem Deutschen schreit der Hahn *»kikeriki«*, dem Franzosen *»cocorico«* oder *»quiquelikiko«*; für den Deutschen *summt* die Biene, für den Franzosen aber *l'abeille bourdonne*, etc.). Vielleicht darf man auch bei Ausdrücken, die sich auf einen Lichteffekt beziehen, hin und wieder noch eine gewisse Uebereinstimmung zwischen Laut und Begriff annehmen (vgl. z. B. die deutschen Worte »glitzern, schimmern, blitzen« u. s. w.).

§ 13. Jede Sprache ist in einem beständigen Flusse, in einer steten Entwickelung begriffen. Die Motive dieser Entwicklung sind mehrfache, das wichtigste derselben aber ist das Princip der Trägheit oder der Kraftersparniss, vermöge dessen die Sprechenden, ohne sich dessen bewusst zu sein, an-

getrieben werden, sich das Sprechen möglichst zu erleichtern und also, soweit thunlich, Alles aus der Sprache zu entfernen, was das Sprechen physisch erschwert (z. B. Laute und Lautverbindungen, welche den Sprachorganen des betreffenden Volkes entweder überhaupt oder doch in einer gewissen Zeit seines Lebens unbequem sind), was psychische Anstrengung erfordert (z. B. der Gebrauch mehr oder weniger seltener Worte und Wortformen, die eben wegen ihrer Seltenheit das Gedächtniss verhältnissmässig stark belasten), oder endlich was die Raschheit und Unmittelbarkeit des Gedankenausdruckes hemmt (z. B. umständliche Wort- und Satzconstructionen). Ein wesentliches und allenthalben ungemein oft angewandtes Mittel zur Erreichung dieses Zieles ist die Analogiebildung. Es sind nämlich in jeder Sprache eine Anzahl von Laut-, Lautcomplex- (Wort-, Flexions-, Wortverbindungs-) und Constructionsformen vorhanden, welche sich aus irgend welchem Grunde besonderer Beliebtheit und besonders häufigen Gebrauches erfreuen. Von jeder dieser Formen werden nun ursprünglich anders gebildete der gleichen Gattung, gleichsam wie in Folge eines sprachlichen Gravitationsgesetzes, angezogen, so dass sie die eigene Bildung aufgeben und diejenige der anziehenden Form annehmen, also deren Analogie folgen (so haben z. B. in den germanischen und romanischen Sprachen die schwachen Verba auf viele starke Verba analogisch eingewirkt, so dass diese in die schwache Conjugation eingetreten sind.) Meist wirken die gebräuchlicheren Formen durch ihr numerisches Uebergewicht analogisch auf die weniger gebräuchlichen ein (wie in dem angeführten Falle die schwachen auf die starken Verben), indessen kann zuweilen auch eine einzelne Form Analogiewirkung ausüben (so hat z. B. französisch *puis*, welches selbst wieder ein Analogon zu *puisse* = **possiam* ist, die Analogiebildungen *truis* [altfranzösisch *trouve*], *pruis*, *ruis* veranlasst, vgl. Willenberg in *Rom. Stud.* III 431). Neu in die Sprache eintretende Worte folgen der Analogie schon vorhandener derselben Gattung (so haben z. B. griechische Verba, welche in das Latein, und germanische Verba, welche in das Französische eintraten, mit Vorliebe die Bildung der ersten schwachen Conjugation angenommen: *baptizare etc.* — *garder etc.*). Durch die Wirkung der Analogie-

bildung entsteht eine grössere sprachliche Gleichförmigkeit; völlig wird dieselbe jedoch nie erreicht. Schon deshalb nicht, weil eine analogische Kraft besitzende Form nur innerhalb ihres Kreises zu wirken vermag (z. B. eine Verbalform nur auf Verbalformen, eine Nominalform nur auf Nominalformen, es zieht also z. B. eine Conjugationsweise nie eine Declinationsweise in den Kreis ihrer Analogie und umgekehrt). Sodann aber ist eine analogisch wirkende Form nur selten fähig, alle Formen ihrer Gattung zur Anbildung zu veranlassen, sondern wenigstens einzelne Formen entziehen sich der Analogie und behaupten ihre eigenartige Bildung, erscheinen dann freilich vom Standpunkte des praktischen Sprachgebrauches aus betrachtet als Anomalien, d. h. Unregelmässigkeiten (so haben sich z. B. in den germanischen und romanischen Sprachen trotz der mächtigen Analogiewirkung der schwachen Conjugation doch nicht ganz wenige starke Verba erhalten, welche nun von der praktischen Grammatik als »unregelmässige« betrachtet werden). Das sprachumgestaltende Princip der Trägheit muss ein psychophysisches genannt werden: psychisch ist es insofern, als es ein unbewusstes Denken der sprechenden Individuen voraussetzt, physisch aber ist es um desswillen, weil es die Hinwegräumung physischer Schwierigkeiten des Sprechens (schwierige Laute und Lautcomplexe) durch physische Mittel (Lautwandelungen) anstrebt.

Ausser dem Principe der Kraftersparniss und der auf diesem beruhenden Analogiebildung wirken noch andere Factoren zur Sprachentwickelung mit. Die stets im Flusse begriffene, bald steigende, bald sinkende, bald sich erweiternde, bald sich verengende Kultur eines Volkes bedingt auch einen steten Wechsel der Sprache (neu erfasste Begriffe erfordern die Schöpfung neuer Worte, das Aufgeben von Begriffen führt den Schwund der betreffenden Worte mit sich; die Steigerung der geistigen Fassungskraft eines Volkes kann die Erkennung und sprachliche Bezeichnung neuer grammatischer Kategorien zur Folge haben, so ist z. B. in den flectirenden Sprachen die Kategorie des Relativpronomens erst verhältnissmässig spät erkannt und zum Ausdruck gebracht worden, da das Bedürfniss ihrer Verwendung sich nur dann fühlbar macht, wenn Fähigkeit und Neigung zu kunstvollerem Periodenbau vor-

handen sind). Aeussere Ereignisse wirken auf die Sprachentwickelung ein (Aenderungen in der staatlichen und socialen Verfassung des betreffenden Volkes, Erweiterung oder Schmälerung des von dem betreffenden Volkes bewohnten Landgebietes, langwierige Kriege, innere Unruhen, Wechsel der religiösen Anschauungen etc. — so haben z. B. die Begründung der Monarchie und das Emporkommen des Christenthums im römischen Reiche mächtig auf die Entwickelung des Lateinischen eingewirkt; die Reformation hat die Sprachen der betreffenden Völker beeinflusst etc.). Von grosser Bedeutung ist für die Entwickelung einer Sprache, ob das betreffende Volk seine nationale Selbständigkeit behauptet oder verliert; im letzteren Falle kann die Existenz der Sprache in Frage gestellt werden, namentlich wenn die Kultur des erobernden Volkes diejenige des unterworfenen weit überragt. es nehmen die Beherrschten dann häufig die Sprache ihrer Herren an (die von den Römern unterworfenen keltischen und iberischen Völker haben theilweise ihre Sprachen gegen das Latein vertauscht; die unter deutsche Herrschaft gekommenen preussischen, lettischen und slavischen Volksstämme sind meist germanisirt worden; Spanier und Engländer haben ihre Sprache unter einem grossen Theile der einheimischen Bevölkerung ihrer früheren und jetzigen Kolonien verbreitet, etc.). Endlich ist die Entwickelung einer Sprache sehr davon abhängig, welcherlei Berührungen das betreffende Volk mit anders sprechenden Völkern, besonders Nachbarvölkern, hat, denn der von diesen ausgeübte sprachliche Einfluss kann, namentlich in Hinsicht auf den Wortschatz, ein erheblicher sein. (Einfluss des Griechischen auf das Lateinische, des Germanischen auf das Romanische, des Französischen auf das Englische, des Italienischen auf das Französische, etc.).

Die Entwickelung einer Sprache ist, wenigstens bei Kulturvölkern, nie eine völlig gleichmässige und geradlinige, sondern sie kann durch Ereignisse des politischen und des Kulturlebens bald beschleunigt, bald verlangsamt, bald auch in eine von der früheren abweichende Bahn gelenkt werden (z. B. der politische Verfall des römischen Reiches hat den Zersetzungsprocess des Lateinischen beschleunigt, während dieser früher durch die feste Organisation des Reiches aufgehalten worden



war; das Emporkommen der Renaissancebildung hat die romanischen Sprachen, wenigstens in ihren litterarischen Gestaltungen, in neue Bahnen geführt; die Errichtung der Académie hat das Schriftfranzösisch zu einem gewissen Stillstand seiner Entwickelung gebracht). Selbst eine rückläufige Entwickelung ist möglich, wenn auch dieselbe sich im Wesentlichen auf die Sprache der höheren Litteratur und der höheren Gesellschaft beschränken wird (z. B. das im vollen Uebergange zur analytischen Form begriffene Latein ist als Schriftsprache in den letzten Jahrhunderten der Republik durch den Einfluss des Ennius u. A. auf gelehrtem Wege wieder zur Synthese zurückgeführt und dem Griechischen näher gebracht worden). Die normale Entwickelung mancher Sprachen, wie z. B. des Englischen (in annähernd gleichem Grade auch des Neupersischen), ist durch äussere Ereignisse und den in Folge dieser mächtig wirkenden Einfluss einer fremden Sprache in solchem Grade unterbrochen worden, dass von dem betreffenden Zeitpunkte an die Sprache in vieler Beziehung eine ganz neue Gestaltung angenommen hat und oberflächlicher Betrachtung als eine von der früheren geradezu verschiedene Sprache erscheinen kann (das Englische ist durch die Beeinflussung des Französischen, welche die Folge der normannischen Eroberung war, in Bezug auf Wortschatz, Lautsystem, Syntax und Metrik in grösserem oder geringerem Umfange romanisirt worden, selbst die Formenlehre ist nicht ganz unberührt geblieben).

Während bei isolirt lebenden kulturlosen Völkern (Negerstämme, Bevölkerungen kleiner Inseln der Südsee) die Entwickelung der Sprache oft eine so rasche sein soll, dass nahezu jede Generation eine eigenartige Sprachform besitzt, ist bei Kulturvölkern — namentlich durch den Einfluss der Litteratur — die Sprachentwickelung im Allgemeinen langsam und sehr allmählig. Die betreffenden Sprachen ändern also nur in grösseren (allerdings nicht näher bestimmbaren) Zwischenräumen ihre Gestaltung in merkbarem Umfange. Bei Kulturvölkern versteht ein hochbetagter Greis noch vollkommen die Sprache seines jugendlichen Enkels oder Urenkels, nur dass ihm manches Wort, manche Wortform und Wortverbindung neu erscheinen mag. Von Jahrhundert zu Jahrhundert ge-

messen wird die Differenz zwischen den einzelnen Sprachgestaltungen indessen immer fühlbarer (z. B. wir lesen das Hochdeutsch des 18. Jahrhunderts zwar ohne jede Schwierigkeit, spüren aber doch, dass es in vielen — oft mehr mit dem Gefühl als mit klarem Bewusstsein erfassbaren — Beziehungen von dem Deutsch unserer Zeit abweicht; auch das Deutsch des 17. und 16. Jahrhunderts verstehen wir im Wesentlichen noch leicht, doch wird bereits manches darin uns Schwierigkeiten machen; zum Verständniss des mittelalterlichen Deutsch [Mittelhochdeutsch] bedürfen wir schon eines gelehrten Studiums, und noch unentbehrlicher ist dasselbe in Bezug auf das Althochdeutsch, welches dem mit der Geschichte seiner Muttersprache nicht vertrauten Deutschen der Jetztzeit geradezu den Eindruck einer fremden Sprache macht).

So durchläuft jede Sprache auf ihrem Entwicklungsgange immer verschiedene Phasen, ändert bald dies bald jenes, bald scheidet sie Altes aus, bald wieder nimmt sie Neues auf. Jede eintretende Aenderung ist an sich klein und kommt dem jeweilig lebenden Geschlechte kaum zum Bewusstsein, im Laufe der Zeit aber häufen sich die eingetretenen Aenderungen und veranschaulichen dann in ihrer Gesammtheit deutlich den Wechsel der Sprachgestaltung. Je länger der Zeitraum ist, den man bei rückschauender Betrachtung einer Sprache überblickt, desto mehr erkennt man, welche Verschiedenheit zwischen der zuerst erkennbaren und der zuletzt erkennbaren Erscheinungsform einer Sprache besteht.

Es kann praktisch gestattet sein, zwei zeitlich weit auseinander liegende und sich wesentlich unterscheidende Gestaltungen einer und derselben Sprache (z. B. des Persischen, des Griechischen) als zwei besondere, wenn auch natürlich verwandte Sprachen aufzufassen (Alt- und Neupersisch, Alt- und Neugriechisch), wissenschaftlich aber ist eine solche Scheidung höchstens nur dann zulässig, wenn mit der Umgestaltung der Sprache auch eine Umgestaltung der nationalen Individualität des betreffenden Volkes verbunden gewesen ist (was in Bezug auf das Neugriechische fraglich erscheinen kann). Im Allgemeinen wird man sich von dem Grundsatze leiten lassen müssen, dass, so lange als ein Volk seiner Nationalität sich bewusst bleibt und seine Sprache (wenn auch mit

mancher und selbst starker Beimischung fremder Elemente) sich bewahrt, diese Sprache als eine Einheit aufzufassen ist, so verschieden auch die Gestaltung sein mag, die sie aus inneren und äusseren Gründen in verschiedenen Perioden zeigt. Wollte man wesentliche Verschiedenheit der Gestaltung für einen hinlänglichen Grund halten, um zwei historisch zusammenhängende Erscheinungsformen derselben Sprache als besondere Sprachen aufzufassen, so würde z. B. das Angelsächsische von dem Englischen (im engeren Sinne) zu sondern sein, was eine arge Verkehrtheit wäre.

§ 14. Da die Sprache Entwickelung hat, so darf man auch von einem Leben und folglich auch vom Entstehen und Sterben der Sprache sprechen.

Die Lebensdauer einer jeden Sprache ist an kein Zeitmaass gebunden, d. h. die Entwickelungsbahn jeder Sprache ist an sich unendlich und ein Abschluss der Entwickelung, ein Ziel, über welches hinaus sie nicht fortgesetzt werden könnte und folglich Stillstand eintreten müsste, ist nirgends abzusehen. Viele Sprachen allerdings sind bereits ausgestorben (z. B. die makedonische, die punische, die etruskische, die Mehrzahl der keltischen Sprachen, die gothische etc.), aber keine einzige hat sterben müssen, weil sie sich ausgelebt gehabt hätte und zu weiterer Entwickelung innerlich unfähig gewesen wäre, sondern jede ist nur deshalb gestorben, weil das betreffende Volk zu schwach war, um seine nationale Eigenart und damit auch seine Sprache zu behaupten, sondern entweder von einem mächtigeren Volke geradezu vernichtet wurde (so z. B. mancher Indianerstamm) oder aber, und das ist gewöhnlich geschehen, unter Aufgabe der eigenen Nationalität einem an Macht und Kultur überlegenen Volke sich assimilirte (so z. B. die kleinen Völkerschaften des alten Mittelitaliens den Römern).

Das Entstehen einer absolut neuen Sprache ist in historischer Zeit noch nie beobachtet worden, auch dürfte die Möglichkeit derselben a priori zu verneinen sein. Dagegen können relativ neue Sprachen dadurch entstehen, dass eine schon vorhandene in mehrere sich spaltet. Dieser Vorgang ist sowol in prähistorischer als auch in historischer Zeit wiederholt erfolgt. In prähistorischer Zeit wohl hauptsächlich in

der Weise, dass einzelne Stämme eines Volkes, der eine früher, der andere später, aus der Heimath auswanderten und in ihren neuen fernen Wohnsitzen die mitgebrachte Sprache ein jeder nach seiner Weise ganz selbständig fortentwickelten (so mag z. B. die Spaltung der arischen Sprache in die sogenannten indogermanischen Einzelsprachen erfolgt sein). Was die historische Zeit anlangt, so hat man sich den Ausgangspunkt des Spaltungsprocesses wohl folgendermassen vorzustellen. Eine über ein weiteres Gebiet verbreitete Sprache pflegt in den verschiedenen Theilen dieses Gebietes verschiedene Gestaltungen anzunehmen (vgl. § 15). Besonders wird dies dann geschehen, wenn das Sprachgebiet mehrere, ursprünglich verschiedene Sprachen redende Völker umfasst, von denen die minder mächtigen die Sprache des mächtigeren angenommen haben, denn ein jedes Volk, welches seine angestammte Sprache gegen eine fremde vertauscht, überträgt doch einen Theil der Eigenart der früheren Sprache (z. B. Klangfarbe, gewisse Begriffsauffassungen, Vorliebe für gewisse Wort- und Satzfügungen u. dgl.) auf die neu angenommene und verleiht der letzteren dadurch ein eigenthümliches, ihr ursprünglich fremdartiges Gepräge (z. B. der lateinisch redende Gallier sprach Latein mit gallischem Colorite, während es der lateinisch redende Iberer mit iberischem Colorite sprach etc. — sowol der Gallier wie der Iberer etc. sprach also Latein, aber ein jeder sprach es in verschiedener Weise. Man denke auch daran, wie etwa in Nordamerika der englisch redende Deutsche das Englische in etwas anderer Weise spricht, als der englisch redende Däne oder Pole, obwol ein jeder von ihnen sich bemühen wird, das Englische möglichst richtig zu sprechen, und vielleicht in der That eigentliche Fehler zu vermeiden weiss). Auf diese Weise wird die Einheit der Sprache zwar noch nicht gänzlich zerstört, aber doch ihre Zerstörung vorbereitet, indem lebensfähige Keime zur Entwickelung von Einzelsprachen geschaffen worden sind. Fügt es sich nun, dass das staatliche Band, welches die Sondertheile des Sprachgebietes zusammenhielt, sich löst und dass darnach diese Sondertheile in irgend welcher Form politisch selbständig werden, so ist damit die Möglichkeit gegeben, dass in denselben neue Nationalitäten sich entwickeln, wodurch natürlich auch die Entwickelung der in

den betreffenden Gebieten bestehenden besonderen Formen der ursprünglich einheitlichen Sprache zur selbständigen Sprache ungemein begünstigt, ja sogar zur Nothwendigkeit gemacht wird.

Die durch Spaltung erzeugten Sprachen kann man in ihrem Verhältnisse zur Grundsprache (der Mutter) mit einem bildlichen Ausdrucke als »Tochtersprachen« und in ihrem gegenseitigen Verhältnisse als »Schwestersprachen« bezeichnen, die Gesammtheit genealogisch unter einander verwandter Sprachen aber eine »Familie« nennen, nur muss man sich stets dessen bewusst bleiben, dass derartige Ausdrücke eben nur bildlich zu verstehen sind.

§ 15. Auch innerhalb ein und desselben Sprachgebietes spricht kein Mensch genau so wie der andere, sondern jeder hat, so zu sagen, seine individuale Sprache, d. h. gewisse Ausspracheeigenthümlichkeiten (z. B. einen lispelnden oder schnarrenden oder singenden Ton und dgl.), eine Vorliebe für gewisse Worte und Wortverbindungen. Freilich ist von Mensch zu Mensch diese Differenz eine kaum merkliche. Aber auch Bevölkerungsgruppen (die einzelnen Gesellschaftsclassen, Handwerker und Arbeiter desselben Berufes, Bewohner desselben Ortes, bezw. derselben Landschaft etc.) besitzen gewisse Spracheigenthümlichkeiten, durch welche sie sich von anderen Gruppen unterscheiden. Besonders scharf tritt die Spracheigenart der localen Gruppen hervor, namentlich dann, wenn die einzelnen Oertlichkeiten (Städte, selbst Dörfer, ja Stadttheile und Dorftheile) und Landschaften entweder sehr verschiedene physische Beschaffenheit und Lage haben oder einer sehr verschiedenen historischen Entwickelung, mit welcher vielleicht auch Völker- oder Volksstammvermischung verbunden war, unterworfen gewesen sind. Derartige locale Sondersprachen innerhalb eines Sprachgebietes nennt man Dialecte. Je grösser das Sprachgebiet, desto grösser ist in der Regel auch die Zahl der Dialecte, indessen finden sich Ausnahmen (z. B. nur wenig Dialecte im weiten russischen Sprachgebiete). Möglich ist es, dass auch in einem räumlich sehr beschränkten Sprachgebiete sich zahlreiche Dialecte entwickeln, besonders dann, wenn dies Gebiet politisch in viele Staaten zersplittert oder physisch (durch Gebirge, Flüsse, Meereseinschnitte) vielfach getheilt ist

(man denke an das alte Griechenland, an das ladinische Sprachgebiet in der Schweiz und in Tyrol, an Italien etc.). Nach fremden Ländern, bezw. Erdtheilen verpflanzte Sprachen nehmen dort im Laufe der Zeit dialektische Färbung an (so z. B. das Englische in den Vereinigten Staaten und im Kaplande, das Portugiesische in Brasilien, das Italienische in der Levante). Dialekte können sich zu selbständigen Sprachen entwickeln, wenn das betreffende Landgebiet eine politische Sonderexistenz gewinnt und seine Bevölkerung zur Nation wird (man denke z. B. an das Holländische). Dialekte können sich auch wieder in Unterdialekte, Mundarten, gliedern, deren Zahl unter Umständen eine sehr beträchtliche sein kann. — Der Abstand zwischen den einzelnen Dialekten derselben Sprache (und den Mundarten desselben Dialektes) ist ein sehr verschiedenartiger: manche Dialekte stehen sich einander sehr nahe, andere wieder verhältnissmässig sehr fern. Es ist sehr wohl möglich, dass Personen, welche demselben Volke angehören, aber verschiedene Dialekte reden, einander gar nicht oder doch nur schwer verstehen können.

§ 16. Entwickelt sich innerhalb eines Sprachgebietes eine Litteratur, so ist dieselbe bei normaler Entwickelung zunächst dialektisch (so z. B. im alten Griechenland, in Frankreich, in England etc.), die Litteraturwerke sind also nur immer innerhalb eines bestimmten kleineren Kreises des Gesammtvolkes unmittelbar und voll verständlich. Einzelne Sprachen sind über Dialektlitteratur nicht hinausgekommen (z. B. das Ladinische). Je lebhafter aber das Nationalgefühl ist, welches die einzelnen Stämme des Volkes durchdringt und vereint, desto mehr macht sich das Bedürfniss geltend, für litterarische Zwecke sich einer allen Volksangehörigen verständlichen Sprachform zu bedienen. Genügt wird diesem Bedürfnisse in der Regel dadurch, dass der Dialekt derjenigen Landschaft oder Stadt, welche die geistige und vielleicht auch die politische Hegemonie über das ganze Sprachgebiet ausübt, allmählich die übrigen Dialekte aus dem litterarischen Gebrauche verdrängt und dadurch zu dem Range einer für das ganze Volk gültigen Litteratursprache oder Schriftsprache sich erhebt (so der Dialekt von Attika, bezw. von Athen, im alten Griechenland; der Dialekt von Isle de France, bezw. von Paris, in Frankreich;

der Dialekt von Toscana, bezw. von Florenz, in Italien etc.). Geschehen kann dies freilich nur unter der Voraussetzung, dass der betreffende Dialekt die schärfsten seiner Eigenthümlichkeiten aufgiebt und sich den übrigen Dialekten soweit als möglich anzupassen sucht. In der Natur der Sache ist es begründet, dass die litterarisch Gebildeten aller Dialektgebiete auch in der mündlichen Rede, namentlich im öffentlichen Leben, sich möglichst der Form der Litteratursprache bedienen, wenn es ihnen auch nur selten gelingen wird, die Eigenart ihres heimathlichen Dialektes (besonders die Klangfarbe desselben) völlig abzustreifen. Dem Beispiele der litterarisch Gebildeten folgen dann mehr oder weniger die litterarisch nichtgebildeten Bevölkerungsclassen, so dass die örtlichen Dialekte sich in weiterem oder geringerem Umfange der Schriftsprache angleichen. Gefördert wird die Ausbreitung der Schriftsprache und ihr Eindringen in alle Volksschichten dadurch, dass sie in der Regel die amtliche Sprache der Staatsbehörden, der Gerichte, des Unterrichtes, oft auch des Gottesdienstes ist.

Die Schriftsprache und die der Schriftsprache sich mehr oder weniger angleichende Umgangssprache der (meist in Städten wohnhaften) litterarisch Gebildeten kann man im Gegensatz zu dem Platt, d. h. der auf dem platten Lande gesprochenen Dialektsprache der nichtlitterarisch Gebildeten, die Hochsprache nennen (Hochfranzösisch z. B. ist also das von gebildeten Franzosen geschriebene und gesprochene Französisch).

Durch das Emporkommen einer allgemein anerkannten Schriftsprache wird die dialektische Litteratur entweder ganz beseitigt oder doch auf die niedersten Gattungen beschränkt, da jeder bedeutende Schriftsteller es vorziehen wird, sich in seinen Werken an die gesammte Nation, nicht an einen dialektischen Bruchtheil derselben zu wenden. Ausnahmen können allerdings vorkommen, besonders dann, wenn die litterarisch Gebildeten, welche für ihre Person die Schriftsprache brauchen, Interesse für die Eigenart der Dialekte besitzen (so z. B. in Italien und in Deutschland). Im Falle, dass Dichter, welche im Allgemeinen der Schriftsprache sich bedienen, Stoffe behandeln, welche auf die Eigenthümlichkeiten bestimmter Landestheile oder Bevölkerungsgruppen Bezug haben (z. B. sogenannte Dorfgeschichten, Localsagen und dgl.), geben

sie gern der Schriftsprache eine passende dialektische Färbung, ebenso wie sie bei Behandlung von Stoffen aus der geschichtlichen Vorzeit ihres Volkes sich oft bemühen, die Sprachform der betreffenden Vergangenheit annähernd, d. h. soweit die Rücksicht auf die Verständlichkeit es zulässt, zu reproduciren.

Umfasst ein Staat mehrere Nationen und folglich mehrere Sprachgebiete (z. B. wie der französische Staat das französische, das provenzalische und das bretonische, der belgische Staat ein französisches und ein vlämisches Sprachgebiet umfasst), so pflegt die Schriftsprache der durch Zahl und politischen Einfluss oder Cultur mächtigeren Nation die Schriftsprachen der anderen Nationen zu verdrängen oder doch in ihrer Anwendungssphäre wesentlich einzuschränken, so dass in Folge dessen die Litteraturen dieser Nationen neben derjenigen der herrschenden Nation nur die untergeordnete Bedeutung von Dialektlitteraturen besitzen.

Die Schriftsprache entwickelt sich eben in Folge ihrer schriftlichen Fixirung langsamer, als die nur mündlich gebrauchte Sprache. Dadurch wird der grosse Vortheil geboten, dass die Sprachform der Litteraturwerke nicht so rasch veraltet, sondern Jahrhunderte hindurch die Allgemeinverständlichkeit bewahrt.

Die Entwickelung der Schriftsprache kann durch einzelne Persönlichkeiten, bezw. durch Personengruppen (litterarische Vereine, gelehrte Gesellschaften) wesentlich beeinflusst werden. Bedeutende Schriftsteller, Dichter, Sprachgelehrte haben oft die Schriftsprache ihres Volkes in neue Bahnen gelenkt oder reformirt (Beispiele: Ennius u. A. reconstruirten die lateinische Schriftsprache nach griechischem Muster; Dante, Petrarca und Boccaccio gaben der italienischen Schriftsprache feste Form; die »Plejadendichter« versuchten, freilich mit nur zeitweiligem Erfolge, das Französische nach lateinischem, griechischem und italienischem Muster umzubilden; Malherbe, die Gesellschaft des Hôtel Rambouillet und die Académie fixirten die neufranzösische Schriftsprache etc.). Nicht selten wird auch eine Schriftsprache auf rein gelehrtem, bezw. künstlichem Wege geschaffen (z. B. durch Bibelübersetzungen haben viele Sprachen, wie etwa das Gothische, die erste Grundlage zu litterarischer

Ausbildung erhalten; die Sprachen mehrerer slavischer Völkerschaften haben erst in neuerer Zeit durch die Bemühungen einzelner Gelehrten schriftmässige Form gewonnen).

Auf die Entwickelung sämmtlicher westeuropäischer Schriftsprachen hat das Latein einen grossen theils direkten, theils indirekten Einfluss gewonnen.

§ 17. Alle Völker haben, weil sie eben alle aus Menschen sich zusammensetzen, die allgemein menschlichen Eigenschaften des Leibes und Geistes mit einander gemein. Abgesehen hiervon aber bildet jedes Volk (und ebenso jeder einzelne Volksstamm) in physischer wie in psychischer Hinsicht eine eigenartige Individualität. Diese bethätigt sich im ganzen Leben des Volkes. Das Leben eines Volkes aber ist — wie das Leben des einzelnen Menschen — ein leibliches und ein geistiges. Das erste äussert sich in dem physischen Charakter (dem Körperbau und dessen Einzelheiten, z. B. Hautfarbe, Augenfarbe, Schädelbau etc.), in der physiologischen Leibesconstitution (Neigung zu gewissen Krankheiten, Intensität der Zeugungsfähigkeit, durchschnittliche Lebensdauer etc.), in der physischen Leistungsfähigkeit (z. B. bezüglich des Waffendienstes, des Laufens, des Reitens, der Schifffahrt etc.) und in der Art und Weise der Befriedigung des physischen Nahrungs- und Genussbedürfnisses (Vorliebe für Fleisch- oder Pflanzenkost, Neigung zu spirituösen Getränken, Genuss narkotischer Substanzen etc.). Das geistige Leben aber findet seinen Ausdruck in dem geistigen Charakter (Anlagen des Verstandes, des Gemüthes, Entwickelung der Willensenergie), in der religiösen und sittlichen Disposition (Neigung zu einer mehr abstrakten oder zu einer mehr sinnlichen Auffassung des Gottesbegriffes, Neigung zu einer mehr pessimistischen oder mehr optimistischen Auffassung der Gottheit und des Lebens nach dem Tode etc.; Neigung zu gewissen Lastern, grössere oder geringere Ausbildung des Egoismus etc.), in der geistigen Leistungsfähigkeit (z. B. bezüglich der Wissenschaften, der Künste etc.) und in der Art und Weise der Befriedigung des geistigen Genusstriebes (Neigung zur Geselligkeit oder zur Beschaulichkeit; Vorliebe für Musik oder eine andere Kunst; Freude an der Zucht gewisser Thiere oder Pflanzen; Freude an der Landschaft etc.). Aus den genannten Factoren des geistigen

Lebens eines Volkes gehen die geistigen Schöpfungen desselben hervor: Religion (soweit dieselbe menschliche Schöpfung ist), Recht und Sitte, Sprache und Litteratur, Wissenschaft und Kunst, Verfassung des Staates und der Gesellschaft, die Gestaltung des öffentlichen und des privaten Lebens. Völlig national können freilich diese Schöpfungen nie sein, erstlich weil sie zu einem Theile durch die allgemein menschlichen Eigenschaften bedingt werden, und sodann weil kein Volk sich der geistigen Berührung mit andern Völkern und der Beeinflussung durch diese gänzlich zu entziehen vermag, aber ein eigenartig nationales Gepräge tragen sie doch immer an sich, indem auch die entlehnten fremden Elemente dem Nationalcharakter eigenartig angepasst werden.

Unter den geistigen Schöpfungen eines Volkes ist die Sprache in doppelter Hinsicht die wichtigste. Denn erstlich ist ihr Vorhandensein die Vorbedingung für alle übrigen (den Angehörigen eines Volkes ohne Sprache würde das bequemste Mittel des gegenseitigen Gedankenaustausches fehlen und damit die Möglichkeit der Begründung einer Cultur, mindestens einer irgendwie höheren, entzogen sein). Sodann aber bringt die Sprache die Begriffsauffassung und Denkweise eines Volkes am vollkommensten und treuesten zum Ausdrucke, sie giebt den besten Massstab für die Beurtheilung seiner ganzen geistigen Beanlagung ab, verstattet den tiefsten Einblick in die Eigenart seines Wesens.

Eine Sprache kann allerdings, sogar in sehr erheblichem Grade, durch eine andere beeinflusst werden, aber trotzdem bewahrt sie zäher und fester, als andere geistige Schöpfungen, ihren nationalen Charakter. Seine Sprache giebt ein Volk erst dann auf, wenn es seine Nationalität aufgiebt und also aufhört ein Volk zu sein.

§ 18. Die Sprache kann in mehrfacher Beziehung Gegenstand wissenschaftlicher Erforschung und Erkenntniss sein.

Die **Sprachphilosophie** hat die Erforschung und Erkenntniss des Zusammenhanges zwischen Sprache und Denken zur Aufgabe; in ihr Bereich fallen die Probleme von dem Ursprunge der Sprache und von der Entstehung der Sprachverschiedenheit.

Die **Sprachwissenschaft** oder **Sprachforschung**

(Linguistik, Glottik) strebt nach Erkenntniss des Baues der Sprache; da aber der Sprachbau in den verschiedenen Einzelsprachen ein verschiedener ist, so darf sie sich nicht auf eine einzelne Sprache beschränken, sondern muss entweder, so weit dies möglich, *alle* bekannte Sprachen oder doch bestimmte Sprachgruppen berücksichtigen. Ihr Verfahren kann ein doppeltes sein: entweder sie begnügt sich, die gefundenen sprachlichen Thatsachen einfach zu constatiren und zu verzeichnen (descriptive Sprachwissenschaft, Sprachstatistik) oder aber sie vergleicht die auf den einzelsprachlichen Gebieten erkannten Erscheinungen mit einander, constatirt ihre Uebereinstimmung, bzw. ihre Verschiedenheit (vergleichende oder comparative Sprachwissenschaft, Sprachvergleichung). Da nur einander verwandte Sprachen eine eingehendere Vergleichung gestatten, so beschränkt sich die Sprachvergleichung in der Regel auf die Vergleichung der zu einer Familie (z. B. der indogermanischen) oder zu einem Stamme (z. B. dem germanischen) gehörigen Sprachen oder der zu einander entweder thatsächlich oder doch muthmasslich in näheren Beziehungen stehenden Sprachfamilien, bzw. Sprachstämme (z. B. der indogermanischen und semitischen Familie, dem slavischen und germanischen Stamme).

Da die Sprachwissenschaft lediglich mit der Erforschung des Sprach*baues*, der Sprach*form* sich beschäftigt, so nimmt sie keine Rücksicht auf den Culturwerth einer einzelnen Sprache noch auf deren ästhetische Gestaltung. Für den Sprachforscher ist *jede* Sprache interessant, und zwar um so interessanter, je eigenartiger ihr Bau ist. Demnach besitzt für ihn die Sprache eines culturlosen Volkes oft grössere Wichtigkeit, als die Sprache eines auf hoher Culturstufe stehenden, denn die erstere übertrifft häufig die letztere an Formenreichthum und Vielgestaltigkeit. Der Sprachforscher gleicht dem Botaniker, der die einzelnen Pflanzen nicht nach ihrer Wichtigkeit für die menschliche Cultur, sondern nach der Beschaffenheit ihres Baues classificirt.

Die *Philologie* dagegen fasst die Sprache in ihrer Bedeutsamkeit für die Culturentwickelung, in ihrer Eigenschaft als Organ der Litteratur, in ihrem Zusammenhange mit einer einzelnen Nationalität auf. Wohl strebt auch der Philolog nach Erkenntniss des Baues derjenigen Sprache, mit

welcher er sich speciell beschäftigt, aber diese Erkenntniss ist ihm nur das Mittel zur Erkenntniss des geistigen Inhaltes der Sprache und dessen Bedeutung für das ganze geistige Leben des betreffenden Volkes (vgl. Kap. 5).

Die Philologie beschäftigt sich daher mit der Erkenntniss der individuellen Eigenart einer Einzelsprache (z. B. der griechischen), und zwar nur einer solchen, welche einem Culturvolke angehört und eine Litteratur entwickelt hat. Eine Sprachgruppe kann nur dann Gegenstand philologischen Studiums sein, wenn die betreffenden Sprachen nicht nur genealogisch eng mit einander verwandt, sondern auch durch culturgeschichtliche Beziehungen einander verbunden sind und folglich eine Art von Einheit bilden (z. B. die sogenannte classische Philologie umfasst das Studium des Griechischen und des Lateinischen, weil die Beschränkung auf das eine oder das andere eine nur theilweise und ganz einseitige Erkenntniss des classischen Alterthums ergeben würde). Indessen hat auch in diesem Falle eine solche Verbindung mehr nur praktische, als wissenschaftliche Berechtigung (rein durch praktische Gründe bedingt und wissenschaftlich völlig unberechtigt ist die übliche Verbindung der französischen und der englischen Philologie, da die betreffenden Sprachen zwar derselben Sprachfamilie [der indogermanischen], aber nicht demselben Sprachstamme angehören [das Französische ist romanisch, das Englische germanisch] und da die Culturformen der betreffenden Völker zwar theilweise sich gegenseitig beeinflusst haben, aber keineswegs eine derartige Einheit bilden, wie die griechische und römische Cultur). Philologisch völlig unzulässig ist die in der Praxis oft geübte Verbindung von Sprachen, welche nur hinsichtlich der geographischen Lage ihrer Gebiete, nicht aber hinsichtlich ihrer Abstammung und ihres Baues zusammengehören (z. B. die sogenannten »orientalischen« Sprachen, welche einerseits theils flectirend [z. B. Sanskrit, Arabisch — beide wieder mit principiell verschiedener Flexion] theils agglutinirend [z. B. Türkisch] theils auch — wenn man etwa das Chinesische dazu rechnet — monosyllabig, andrerseits aber theils indogermanisch theils semitisch theils ural-altaisch theils mongolisch sind).

Ist der Sprachforscher dem systematisirenden Bota-

niker zu vergleichen, der in seiner Forschung die gesammte Flora systematisch zu umfassen sich bemüht, so der Philolog dem Specialisten unter den Botanikern, der nur mit einer Pflanzengattung [z. B. mit den Algen], mit dieser aber ganz eingehend sich beschäftigt. Wie nun der botanische Specialist nur dann etwas Tüchtiges in seinem Sonderfache zu leisten fähig ist, wenn er erstlich eine encyklopädische Kenntniss des Gesammtgebietes der Botanik besitzt und sodann auch die der Pflanzengattung, welcher er besonderes Studium widmet, nächststehenden Gattungen genauer kennt, so muss auch der Philolog, wenn er das Wesen seiner Wissenschaft richtig erfasst, sowol eine encyklopädische Kenntniss der vergleichenden Sprachwissenschaft besitzen als auch die der Sprache, welche der specielle Gegenstand seiner Forschung ist, nächstverwandten Sprachen genauer kennen (so ist z. B. für den, welcher das Französische philologisch treibt, genaue Kenntniss des Lateinischen und wenigstens einige Vertrautheit mit den übrigen romanischen Sprachen, namentlich aber mit dem Provenzalischen, durchaus unentbehrlich; der der englischen Philologie sich Widmende muss eine möglichst gründliche Kenntniss der übrigen germanischen Sprachen, namentlich aber des Gothischen und des Altnordischen, besitzen).

Die mit der Sprache, bzw. mit den Einzelsprachen sich beschäftigenden Wissenschaften gehören, weil die Sprache eine Schöpfung und Leistung des Geistes und die lautliche Versinnlichung des Denkens ist, zu den Geisteswissenschaften, jedoch hängt die Sprachwissenschaft insofern mit der Naturwissenschaft zusammen, als die Sprachlaute physisch erzeugt und in ihrer Entwickelung zum Theil durch physische Gesetze bedingt werden.

Die praktische Beherrschung einer Sprache (sie aussprechen, lesen, schreiben und sprechen können) ist eine Fertigkeit. Dass der Philolog hinsichtlich der Sprache(n), welche er zum Gegenstand seines Studiums macht, im Besitze jener Kunst sei, ist jedenfalls höchst wünschenswerth, jedoch nothwendig nur in bestimmten Fällen und dann auch mehr aus praktischen, als aus wissenschaftlichen Gründen (z. B. von einem Sanskritphilologen wird man nicht erwarten, dass er das Sanskrit zu sprechen und zu schreiben

vermag — obwol dies an sich sehr wohl zu erreichen ist —, dagegen stellt man die entsprechende Forderung an den Lateinphilologen, namentlich aber an den Philologen, der mit einer noch lebenden Sprache sich beschäftigt).

Litteraturangaben[1]): J. SERV. VATER, Litteratur der Grammatiken, Lexika und Wörtersammlungen aller Sprachen der Erde. 2. Aufl. von BERNH. JÜLG. Berlin 1847 — W. v. HUMBOLDT, Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues. Herausgegeben und erläutert von A. F. POTT. Nebst einer Einleitung: W. v. HUMBOLDT und die Sprachwissenschaft. 2 Bde. Berlin 1875 — K. W. L. HEYSE, System der Sprachwissenschaft. Nach dessen Tode herausg. von H. STEINTHAL. Berlin 1856 — *MAX MÜLLER, Lectures on the Science of Language. *Deutsch* u. d. T.: Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Für das deutsche Publicum bearbeitet von K. BÖTTGER. Leipzig 1863. 3. Aufl. 1875. II. Serie von 12 Vorlesungen. Mit 30 Holzschnitten. Leipzig 1866. 2. verm. Aufl. 1870 — *W. DWIGHT WHITNEY, Language and the Study of languages. Twelve lectures on the principles of linguistic science. 2. ed. London 1868. *Deutsch* u. d. T.: Die Sprachwissenschaft. Vorlesungen über die Principien der vergl. Sprachforschung, für das deutsche Publicum bearbeitet und erweitert von JUL. JOLLY. München 1874 — W. DWIGHT WHITNEY, Language and its study, with especial reference to the Indo-European family of languages. Seven lectures, edited by R. MORRIS. London 1876 — BERNH. JÜLG, Ueber Wesen und Aufgabe der Sprachwissenschaft mit einem Ueberblicke über die Hauptergebnisse derselben. Nebst einem Anhange sprachwissenschaftlicher Litteratur. Vortrag. Innsbruck 1868 — H. STEINTHAL, Abriss der Sprachwissenschaft. 1. Theil. Die Sprache im Allgemeinen. Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft. Berlin 1871. 2. Aufl. 1881 — G. GERBER, Die Sprache als Kunst. 2 Bde. Bromberg 1871/74 — MAX MÜLLER, Ueber die Resultate der Sprachwissenschaft. Vorlesung gehalten zu Strassburg am 23. Mai 1872. Strassburg 1872 — A. SCHLEICHER, Die Darwin'sche Theorie und die Sprachwissenschaft. Offenes Sendschreiben an E. HÄCKEL. 2. Aufl. Weimar 1873 — A. H. SAYCE, The principles of comparative philology. London 1874. 2. ed., revised and enlarged. London 1875 — K. HERMANN, Die Sprachwissenschaft nach ihrem Zusammenhange mit Logik, menschlicher Geistesbildung und Philosophie. Leipzig 1875 — *A. HOVELACQUE, La Linguistique. Paris 1875. 2. Aufl. 1880 — DOM. PEZZI, Introduction à l'étude de la science du langage. Traduit de l'italien sur le texte entièrement refondu par l'auteur par V. NOURISSON. Paris 1875 — C. F. MÜLLER, Grundriss der Sprachwissenschaft. Bd. I. 1. Abth. Wien 1876. 2. Abth. 1877. Bd. II. 1. Abth. 1881 — *A. H. SAYCE, Introduction to the science of language. 2 Bde. London 1880.

1) Zum Theil nach v. BAHDER, Die deutsche Philologie im Grundriss. Paderborn 1882. S. 60 f. und F. HÜBNER, Grundriss zu Vorlesungen über lateinische Grammatik. 2. Aufl. Berlin 1881, S. 1 ff.

Schriften über den Ursprung der Sprache: J. G. Herder, Ueber den Ursprung der Sprache. 1770. 2. Aufl. 1789. (Gesammelte Werke. [Tübingen 1808.] Bd. 2. S. 46 ff.) — J. Grimm, Ueber den Ursprung der Sprache. Berlin 1851. (Kleine Schriften. Bd. 1. S. 255 ff.) — E. Renan, De l'origine du langage. Paris 1848. 4. Aufl. 1863 — W. Wackernagel, Ueber den Ursprung und die Entwickelung der Sprache. 1872. 2. Aufl. 1876. (Kleinere Schriften. Bd. 3. S. 1 ff.) — H. Wedgwood, On the origin of language. London 1866 — H. Steinthal, Der Ursprung der Sprache im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens. 1851. 3. Aufl. Berlin 1877 — L. de Rosny, De l'origine du langage. Paris 1869 — *L. Geiger, Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft. 2 Bde. Stuttgart 1869/72 — W. H. J. Bleek, Ueber den Ursprung der Sprache. Kapstadt 1867. Weimar 1869 — A. Marty, Kritik der Theorien über den Sprachursprung. Göttingen (Würzburg) 1876 — L. Noiré, Der Ursprung der Sprache. Mainz 1877 — Ch. Wirth, Die Frage nach dem Ursprunge der Sprache im Zusammenhange mit der Frage nach dem Unterschiede zwischen der Menschen- und Thierseele. Wunsiedel 1877 — J. N. Madvig, Ueber Wesen, Entwickelung und Leben der Sprache 1842; vom Entstehen und Wesen der grammatischen Bezeichnungen 1856/57 in den class.-philolog. Schriften. Leipzig 1875. S. 48 ff.

Schriften über Sprachphilosophie, Sprachvergleichung und Sprachgeschichte: G. Curtius, Die Sprachvergleichung in ihrem Verhältniss zur Philologie 1845. 2. Aufl. Berlin 1848; Philologie und Sprachwissenschaft. Leipzig 1863; Sprache, Sprachen u. Völker. Leipzig 1868 — A. Schleicher, Ueber die Bedeutung der Sprache für die Naturgeschichte des Menschen. Weimar 1865 — L. Benloew, Aperçu général de la science comparative des langues. Paris 1864 — M. Bréal, De la méthode comparative appliquée à l'étude des langues. Paris 1864. Le Progrès de la grammaire comparée. 1867. Lettre à M. Tournier sur les rapports de la linguistique et de la philologie. Rev. de philol. Bd. 1. (1878.) S. 1 ff. — F. Baudry, De la science du langage et de son état actuel. Paris 1864 — G. Gerland, Versuch einer Methodik der Linguistik. Magdeburg 1864 — L. Tobler, Ueber das Verhältniss der Sprachwissenschaft zur Philologie und Naturwissenschaft. Neues schweiz. Museum f. Philol. 1865. S. 193 ff. — K. Hermann, Philosophische Grammatik. Leipzig 1858, das Problem der Sprache und seine Entwickelung in der Geschichte. Leipzig 1865 — L. Lange, Die Bedeutung der Gegensätze in den Ansichten über die Sprache für die geschichtliche Entwickelung der Sprachen. Giessen 1865 — W. Rösch, Ueber das Wesen und die Geschichte der Sprache. Berlin 1873 — T. H. Key, Language, its origin and development. London 1874 — B. Delbrück, Das Sprachstudium auf den deutschen Universitäten, praktische Rathschläge für Studierende der Philologie. Jena 1875 — *B. Delbrück, Einleitung in das Sprachstudium. Ein Beitrag zur Geschichte der Methodik der vergleichenden Sprachforschung. Leipzig 1880 — *H. Paul, Principien der Sprachgeschichte. Halle 1880 — *H. Ziemer, Junggrammatische Streifzüge im Gebiete der Syntax. Kolberg, 1. Ausg. 1882. 2. Ausg. 1883. (Das

Buch giebt im ersten Abschnitte eine sehr lesenswerthe Geschichte der Entwickelung der »junggrammatischen« Schule und eine Darlegung ihrer Principien) — M. LAZARUS und H. STEINTHAL, Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. Berlin, seit 1860.

Vgl. auch die Litteraturangaben zu Kapitel 2.

Zweites Kapitel.

Eintheilung der Sprachen.

§ 1. Die Grundelemente einer jeden Sprache — etwa vergleichbar den Zellen in den Thier- und Pflanzenorganismen — sind die sogenannten Wurzeln, d. h. Laute oder Lautcomplexe, welche zum Ausdruck eines Begriffes dienen. einen Begriff versinnlichen. Bezüglich der äusseren Gestaltung der Wurzel wird gewöhnlich angenommen, dass dieselbe stets einsylbig sei und gewesen sei; neuerdings ist jedoch auch die Möglichkeit mehrsylbiger Wurzeln behauptet, aber freilich noch nicht irgendwie überzeugend nachgewiesen worden.

Die Wurzel ist in grammatischer Hinsicht kategorienlos, d. h. sie gehört bezüglich ihrer Bedeutung keiner grammatischen Kategorie, also auch keiner Wortklasse (Substantiv, Adjektiv, Verb etc.) an, sie ist also kein Wort, sondern vielmehr wesentlich von einem solchen unterschieden. Die Wurzel verhält sich grammatisch gleichsam neutral oder indifferent: sie ist weder Substantiv noch Adjektiv noch Verb noch irgend ein anderes Wort, aber sie besitzt die Fähigkeit, in jede dieser Kategorien einzutreten, sobald die Sprache zur Unterscheidung grammatischer Kategorien gelangt. Die Wurzel kann also sowol Substantiv als auch Adjektiv als auch Verb etc. werden, einer Aenderung (Erweiterung etc.) ihrer lautlichen Gestaltung bedarf es dazu an sich nicht, es ist vielmehr möglich, dass die nackte Wurzel als Substantiv etc. fungirt, doch ist allerdings meist mit der Erhebung der Wurzel zum Worte eine lautliche Modificirung derselben verbunden. (Ungefähr veranschaulichen kann man sich die Beschaffenheit einer Wurzel durch die Erinnerung an diejenigen einsylbigen englischen Lautcomplexe, welche Worte verschiedener Kate-

gorien gleichzeitig darstellen, z. B. *stick* »stecken« und »Stock«, *spring* »springen« und »Sprung«, *long* »lang« [Adj. u. Adv.], »verlangen«, »das Lange« [*he knows the long and the short of it*].

Da die Wurzel kein Wort ist, so ist sie selbstverständlich auch keine Wortform, ist also grammatisch durchaus keiner Beugung fähig; ändert sie, ohne gleichzeitig zu einem Worte erhoben zu werden, irgendwie ihre lautliche Gastaltung, so ist diese Aenderung eben lediglich eine lautliche und entbehrt jeder grammatischen Bedeutung.

In sehr verschiedener Weise ist nun in den verschiedenen Einzelsprachen das Wurzelmaterial zur Bildung der Lautrede, d. h. zur lautlichen Wiedergabe von mehr oder weniger complicirten Begriffsverbindungen und Begriffsbeziehungen, verwerthet worden, und es ist hiernach der Bau der einzelnen Sprachen ein sehr verschiedener, indessen beruht die Verschiedenheit doch weit mehr auf der Ausgestaltung des Einzelnen, als auf der principiellen Anlage. Bezüglich der letzteren ist vielmehr die Eintheilung der Sprachen eine verhältnissmässig einfache.

§ 2. *Eintheilung der Sprachen nach ihrem Baue*[1]).

A. Sprachen, welche grammatische Kategorien **nicht** unterscheiden[2]), d. h., welche Wortklassen [Substantiv, Adjektiv, Verbum] und folglich auch Begriffsbeziehungen [Subjekts-, Objekts-, Prädikatsverhältniss etc.] nicht durch grammatische Mittel [Wortformen], sondern durch lexikalische und syntaktische Mittel [Wurzelverdoppelung, Nebeneinanderstellung, Aneinanderreihung von Wurzeln, bestimmte Aufeinanderfolge begrifflich in Verbindung gesetzter Wurzeln] zum Ausdruck bringen.

I. Die Sprache besitzt nur begriffsandeutende Wurzeln, keine solchen, welche Begriffsbeziehungen andeuten (d. h. keine sogenannten Suffixe, s. II).

Die Begriffsbeziehungen können lediglich durch Nebeneinanderstellung der begriffsandeutenden Wurzeln ausgedrückt

---

1) Nach STEINTHAL, Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues. (Berlin 1860), S. 327, jedoch mit manchen Modificationen.

2) STEINTHAL nennt diese Sprachen »formlose Sprachen«, ein Ausdruck, der hier vermieden wurde, weil seine Erklärung zu viel Raum erfordert haben würde.



werden (man denke sich, man müsste z. B. statt »das Buch des Mannes« sagen: »Buch Mann Besitz«, oder statt »der Hund beisst das Kind«: »Hund Biss Kind Schmerz«). Für die Wurzelnebeneinanderstellung bestehen natürlich bestimmte Gebrauchsweisen (Vor- oder Hinterstellung der determinirten Wurzel vor, bzw. hinter die determinirende).

Auf dieser Stufe der Entwickelung, welche unstreitig als die erste und niedrigste bezeichnet werden muss, stehen die hinterindischen Sprachen (Siamesisch, Birmanisch). Da die Lautrede in diesen Sprachen sich nur aus einzelnen einsylbigen Wurzeln zusammensetzt, so kann man die Sprachen selbst als »isolirende« oder »monosyllabige« Sprachen bezeichnen, aber freilich ist auch das Chinesische, welches Wortkategorien unterscheidet, isolirend und monosyllabig.

II. Die Sprache besitzt zwei Klassen von Wurzeln: a) solche, welche einen Begriff andeuten; b) solche, welche eine Begriffsbeziehung andeuten (Suffixe). Die Wurzeln der zweiten Klasse determiniren diejenigen der ersten Klasse, doch können auch Wurzeln der ersten Klasse sich gegenseitig determiniren. [Den Wurzeln der ersten Klasse entsprechen in Sprachen, welche Wortkategorien unterscheiden, die Nomina und Verba, denen der zweiten etwa die Präpositionen und Conjunctionen].

1. Die begriffsandeutenden Wurzeln werden durch Vorsetzung von anderen Wurzeln dieser Klasse oder von Suffixen determinirt (System der Präfigirung) oder eine begriffsandeutende Wurzel determinirt sich durch Verdoppelung selbst.

Auf dieser Stufe stehen die sogenannten polynesischen Sprachen (z. B. das Dajackische).

2. Die begriffsandeutenden Wurzeln werden durch Nachsetzung von andern Wurzeln dieser Klasse oder (und besonders) von Suffixen determinirt (System der Postfigirung).

Auf dieser Stufe stehen z. B. die sogenannten ural-altaischen Sprachen (z. B. Jakutisch, Finnisch, Türkisch, Magyarisch). In diesen Sprachen werden häufig zahlreiche Suffixe an die zu determinirende Wurzel, welche selbst unveränderlich bleibt, »angeleimt« (agglutinirt, daher »agglutinirende Sprachen«) und mit dieser durch das Gesetz der »Vocalharmonie« verbunden (die helle oder dunkle Klangfarbe des Vocals

der determinirten Wurzel ist massgebend für den Vocalismus sämmtlicher antretenden Suffixe; z. B. magyarisch Wurzel kér »bitten« [mit dem hellen Vocal é] + das die erste Person bezeichnende Suffix: kér-ék, aber Wurzel vár »warten« [mit dem dunkeln Vocale á] + dasselbe Suffix: vár-ok.

Durch die Agglutination entstehen scheinbar Worte und Wortformen, weshalb sich auch das grammatische System der flectirenden Sprachen äusserlich auf die agglutinirenden Sprachen übertragen lässt und in den Grammatiken (z. B. den magyarischen), schon aus praktischen Gründen, übertragen zu werden pflegt (so werden z. B. in den gewöhnlichen Grammatiken des Magyarischen Substantiv, Adjectiv, Verbum etc., Activ, Passiv, Indicativ, Conjunktiv etc. unterschieden; es hat aber dies Verfahren eben nur praktische Berechtigung und ist ebenso nur rein äusserlich oder vielmehr noch viel äusserlicher, wie etwa die Bezeichnung der deutschen Wortverbindungen »ich habe geliebt« oder »ich werde geliebt« als »Perfect« und »Passiv«). Dass der gebildete Finne, Magyar etc., welcher mit flectirenden Sprachen (etwa dem Lateinischen) sich vertraut gemacht hat, zur Unterscheidung der Wortkategorien fähig und dieselbe theoretisch auf die agglutinirenden Wurzelverbindungen seiner Muttersprache zu übertragen geneigt ist, ist leicht begreiflich. Auch ist nicht in Abrede zu stellen, dass in den höher entwickelten agglutinirenden Sprachen sich Ansätze zur Unterscheidung der Wortkategorien wahrnehmen lassen.

3. Die begriffsandeutenden Wurzeln werden durch Einschiebung (sogenannte »Einverleibung«) von anderen Wurzeln derselben Classe oder von Suffixen determinirt (System der Infigirung).

Auf dieser Stufe stehen die Sprachen der autochthonen amerikanischen Völker (z. B. der Mexikaner, der Grönländer).

B. Sprachen, welche grammatische Kategorien zwar unterscheiden, aber dieselben nicht grammatisch (d. h. durch Wortformen), sondern nur syntaktisch (d. h. durch Satzstellung) auszudrücken vermögen.

Hauptvertreter dieser Sprachklasse ist das Chinesische. Die Lautrede derselben setzt sich, ähnlich wie die des Siamesischen oder Birmanischen (s. oben S. 31), aus einzelnen

einsylbigen Wurzeln zusammen — ist also isolirend und monosyllabig —, aber diese Wurzeln erhalten, wenigstens in weitem Umfange, durch bestimmte Satzstellungsregeln die Kraft und Function von Worten und Wortformen.

C. Sprachen, welche grammatische Kategorien unterscheiden und dieselben sowie die Begriffsbeziehungen in weiterem oder geringerem Umfange durch grammatische Mittel (inneren Wandel der Wurzel, namentlich Aenderung des Wurzelvocales; organische Verbindung der Suffixe mit der Wurzel) zum Ausdruck bringen.

I. Die Wortkategorien und Begriffsbeziehungen werden, soweit sie überhaupt grammatischen Ausdruck finden, vorwiegend durch innern Wandel der Wurzel (und namentlich wieder durch Aenderung des Wurzelvocales) zum Ausdruck gebracht, doch kann daneben auch die Anwendung von Suffixen statthaben.

Auf dieser Stufe stehen die semitischen Sprachen (Arabisch, Hebräisch etc.), so wird z. B. folgende hebräische Verbalreihe nur durch inneren Wandel der Wurzel gebildet: √*qtl* (mit irgendwelcher Vocalisirung), davon *qâtal* tödten, *qittel* viele tödten (dazu Passiv *quttal*), folgende durch inneren Wandel und Suffigirung: *niqtal* sich tödten, *hiqtîl* tödten lassen (dazu Passiv *hâqtal*), *hitqatel* sich tödten.

II. Die Wortkategorien und Begriffsbeziehungen werden, so weit sie überhaupt grammatischen Ausdruck finden, durch organische Verbindung mit (meist postfigirten, selten präfigirten) Suffixen zum Ausdruck gebracht, doch kann daneben auch innerer Wandel der Wurzel (namentlich Steigerung oder sonstige Aenderung des Wurzelvocales) statthaben.

Auf dieser Stufe stehen die sogenannten indogermanischen Sprachen (z. B. Griechisch, Lateinisch, Französisch, Deutsch etc.), vgl. unten § 7.

Die unter I und II genannten Sprachen (die semitischen und indogermanischen) werden flectirende genannt, weil in ihnen die Wurzeln und dann auch die aus den Wurzeln hervorgegangenen Worte einer Flexion, d. h. einem regelmässigen, durch die jedesmalige Begriffsdetermination und Begriffsmodification bedingten Wandel, einer Beugung aus einer Form in die andere fähig sind.

Die indogermanischen Sprachen werden auch synthetische genannt, weil das Princip ihres Formenbaues die Synthese, d. h. die feste Zusammenfügung und einheitliche (sowol lautliche wie begriffliche) Zusammenfassung je einer Wurzel mit den dieselbe determinirenden Suffixen ist. Ein Wort und mehr noch eine Wortform einer indogermanischen Sprache (des Griechischen, Lateinischen etc.) bildet gleichsam einen sinnvoll gegliederten Bau, einen Organismus im Kleinen mit Haupt (Wurzel) und Gliedern (Suffixen), man nehme z. B. die lateinische Wortform *regnavimus*, so kann man dieselbe in vier Elemente zerlegen *reg* + *na* + *vi* + *mus*, von denen das erste die Wurzel darstellt und den Hauptbegriff in sich schliesst, während jedes der drei anderen ein Suffix ist, durch welches der Hauptbegriff nach ganz bestimmten Bezichungen hin determinirt wird. Der Unterschied einer solchen synthetischen Verbindung der Wurzel mit Suffixen von der blossen Nebeneinanderstellung nackter Wurzeln (wie in den sogenannten monosyllabigen Sprachen) liegt auf der Hand. Auch der Unterschied einer synthetischen Wortform von einem durch Agglutination entstandenen Wurzelcomplexe ist unschwer zu erkennen: die Bestandtheile der ersteren sind fest und organisch mit einander verbunden, diejenigen der letzteren nur locker aneinandergereiht oder aneinandergeschoben (die agglutinirten Complexe gleichen den niederen Thieren, von denen jeder einzelne Theil der Sonderexistenz fähig und folglich mit den übrigen nur scheinbar zu einer Einheit, in Wirklichkeit aber zu einem Collectivwesen verbunden ist; die synthetischen Formen sind wirklich einheitliche Organismen, welche, wenn in Theile zerlegt, dadurch zugleich ihre Existenz verlieren, weil jeder Theil nur durch die Verbindung mit anderen Theilen Leben erhält).

Die synthetische Formenbildung hat zwei Stufen:

a) Die Wurzel wird durch Anfügung eines bestimmten Suffixes, mit welcher ein innerer Wandel der Wurzel verbunden sein kann, wortkategorisch determinirt, also zu einem Worte erhoben. Es gelangt aber eben nur die Wortkategorie (bei Nominibus eventuell zugleich auch die Kategorie des grammatischen Geschlechtes) zum Ausdruck, noch nicht die Begriffsbeziehung, in welcher der betreffende Wortbegriff

zu einem anderen stehen kann. Das Wort ist ein Wortstamm keine Wortform, z. B. $\sqrt{}$*mar* »sterben«, in lateinischer Gestaltung *mor* wird durch Anfügung des Suffixes *ti* zu dem nominalen (substantivischen) Wortstamme *morti* »Tod« (Nominativ *mortis*, daraus *morts mors*, für die praktische Declination gilt *mort* als Stamm) erhoben; durch Antritt des Suffixes *tva* (woraus *tuu*) wird $\sqrt{}$*mar* (*mor*) ebenfalls zu einem nominalen (adjektivischen) Wortstamme, dieser erhält aber in Folge des verschiedenen Suffixes eine andere (adjectivische) Bedeutung: *mor-tuu(s)* »todt« (davon durch Antritt eines weiteren Suffixes der Nominativ *mor-tuu-s*); durch Antritt des Suffixes *i* (des sogenannten Ableitungsvocales) wird $\sqrt{}$*mor* zu dem verbalen Wortstamme *mor-i* (davon durch Antritt weiterer Suffixe die 1 p. sg. praes. ind. des sogenannten deponens [eigentlich Mediums] *mor-i-o-r*). Der so gebildete einfache Wortstamm kann durch den Antritt weiterer Suffixe, welche seine Bedeutung modificiren, zu einem zusammengesetzten werden, z. B. $\sqrt{}$*kar*, in lateinischer Gestaltung *cal* wird durch Antritt des Suffixes (Ableitungsvocales) *ē* zu dem verbalen Wortstamme *cal-ē* »warm sein« (davon *calēre*), dieser wieder wird durch Antritt des Suffixes *sc*, welches die Bedeutung in inchoativem Sinne modificirt, zu dem erweiterten, ebenfalls verbalen Wortstamme *cal-ē-sc* »warm werden« (davon *cal-e-sc-e-re*). Es können also von einem Wortstamme andere abgeleitet werden.

b) Der (einfache oder zusammengesetzte) Wortstamm wird durch den Antritt eines Suffixes, bzw. mehrerer Suffixe hinsichtlich der Beziehung des betreffenden Wortbegriffes zu einem anderen (Subjects-, Objectsverhältniss etc., Verhältniss der Handlung zur Person, von welcher sie ausgeübt, der Zeit, in welcher sie ausgeübt wird, etc.) näher bestimmt. Dadurch wird der Wortstamm zur Wortform, z. B. der substantivische Wortstamm *mar-ti*, in lateinischer Gestaltung *mor-ti* wird durch Antritt des Suffixes *s* zu der Wortform (Nominativ) *mor-t(i)-s mors*, welche das Subjektsverhältniss ausdrückt, durch Antritt des Suffixes *m* zu der Wortform (Accusativ) *mor-ti-m mor-te-m*, welche das Objektsverhältniss ausdrückt; der verbale Wortstamm *am-ā* »lieben« wird durch den Antritt der im Lateinischen *s*, *t*, *mus*, *tis*, *nt* lautenden Suffixe zu den Wortformen *am-ā-s*, *am-ā-t*, *am-ā-mus*, *am-ā-tis*, *am-ā-nt*, in denen der

Verbalbegriff hinsichtlich der handelnden Person modificirt erscheint (in Formen wie *amabat*, *amavit*, *amaverat* etc. wird der Verbalbegriff nicht bloss hinsichtlich der handelnden Person, sondern auch hinsichtlich der Zeitsphäre modificirt). So hat also jede Wortform einen zusammengesetzten Begriffsinhalt, indem sie zum Ausdruck bringt 1. einen Wortbegriff (Substanz-, Attribut-, Thätigkeits-, Modalitätsbegriff, vgl. Theil II, Buch II, Kap. 1); 2. eine Begriffsbeziehung, bzw. mehrere Begriffsbeziehungen (z. B. Subjektsverhältniss; Person- und Zeitverhältniss etc.). Häufig aber haben Wortformen den Wortbegriff verloren und drücken also nur die Begriffsbeziehung aus, sind reine Verhältnisswörter geworden (so sind z. B. vielfach Casus von Substantiven unter gänzlicher Aufgabe ihres Wortbegriffes zu Präpositionen oder Conjunctionen erstarrt, z. B. das Deutsche »wegen«, »allein« [im Sinne von »aber«], man vgl. lateinisch causā in der Bedeutung »wegen«, ebenso »gratiā« in »verbi gratia«). — Bei der Wortformbildung kann die Stufe der Wortstammbildung übersprungen werden, d. h. die wortformbildenden Suffixe können unmittelbar an die Wurzel antreten, so dass dieselbe zugleich als Wurzel und Wortstamm fungirt, so wird z. B. die Wurzel *rag*, in lateinischer Gestaltung *reg*, durch Antritt des Suffixes *s* nicht bloss zu einem Worte (Substantiv), sondern zugleich auch zu einer bestimmten Wortform (Nominativ Sing.): *reg-s* = *rex* »König«; dieselbe $\sqrt{reg}$ kann auch (wenigstens nach der gewöhnlichen, allerdings vielleicht irrigen Annahme, wonach das zwischen Wurzel und Suffix tretende *o*, *i*, oder *u* nur ein »Bindevocal« ohne begrifflichen Werth ist) mittelst eines »Bindevocales« sich direct mit Verbalformsuffixen verbinden: *reg-[i-]s*, *reg-[u-]nt* etc., man vgl. auch Verbalformen, wie *est* »ist« = *es-t* = $\sqrt{es}$, entstanden aus *as*, + Suffix *ti*, ebenso *es-tis*, *fer-s*, *fer-tis*, *vul-t*, *vul-tis* etc. — Wie die Wurzel als Wortstamm, so kann der Wortstamm auch als Wortform fungiren, wenn das wortformbildende Suffix aus lautlichen Gründen nicht antreten konnte oder im Laufe der sprachlichen Entwickelung wieder geschwunden ist, z. B. lateinisch *dator* ist zusammengesetzt aus $\sqrt{da}$ und dem wortstammbildenden Suffix *tor*, dagegen ist das Nominativsuffix *s* nicht angetreten, der Wortstamm fungirt also als Nominativ.

Ueber die Synthese in der Formenbildung ist noch Folgendes wichtig zu bemerken:

a) Auch in den ausgebildetsten synthetischen Sprachen (Sanskrit, Griechisch, Lateinisch), welche wir kennen, ist die Synthese in Hinsicht auf den Ausdruck der an sich möglichen und wenigstens zum Theil auch thatsächlich vom Sprachbewusstsein erfassten Begriffsbeziehungen nicht vollständig durchgeführt, sondern es sind immer zahlreiche Begriffsbeziehungen vorhanden, welche nicht durch synthetische Formen, sondern durch lediglich zur Angabe von Begriffsbeziehungen gebrauchte Worte (Präpositionen, Adverbien, sogenannte Hülfsverben etc.) zum Ausdruck gebracht werden. So z. B. muss das an Verbalmodis doch so reiche Griechisch gewisse Modalitätsbeziehungen des [Verbalbegriffes durch (die Partikel *ἄν* ausdrücken; das Lateinische besitzt zwar in einigen Fällen (Städtenamen, wie *Romae*, *Corinthi* etc., ausserdem *domi*, *humi* etc.) die Möglichkeit, die locale Beziehung eines substantivischen Begriffes auf synthetische Weise durch einen besonderen Casus (Locativ) wiederzugeben, in der Regel aber ist es auf den Gebrauch der Präposition *in* angewiesen; ebenso besitzt das Lateinische keinen synthetischen Ausdruck für die als »Passiv« bezeichnete Begriffsbeziehung des Verbs, sondern ist genöthigt diese Lücke theils durch die Verwendung reflexiver(?) Formen (*amo-r* etc. = *amo-se* [?]) theils durch syntaktische Umschreibung (*ama-tus sum* etc.) auszufüllen. Manche synthetische Sprachen zeigen, ohne dass sie zu eigentlich analytischen (vgl. unten b)) geworden wären, doch auffallende Lücken in der Formensynthese, so z. B. das Russische (und überhaupt das Slavische) in Bezug auf die Tempusbildung des Verbs, während es in anderen Hinsichten sehr formenreich ist und Begriffsbeziehungen synthetisch auszudrücken vermag, welche etwa der Deutsche oder der Lateiner oft nur mühsam durch umständliche Umschreibungen wiedergeben kann.

b) Wenn in den synthetischen Sprachen die Synthese bis zu einem gewissen — bald grösseren bald geringeren — Umfange durchgeführt worden und in Folge dessen ein mehr oder weniger formenreiches System der Nominal- und Verbalflexion (Declination, Conjugation) entstanden ist, pflegt die Sprachentwickelung eine andere und zwar eine, scheinbar

wenigstens, entgegengesetzte Bahn einzuschlagen: das synthetische Princip wird mit dem analytischen vertauscht, d. h. es werden nicht nur keine weiteren synthetischen Formen gebildet, sondern es werden auch die früher gebildeten vielfach ausser Gebrauch gesetzt und durch Wortverbindungen (Präposition + Substantiv, sogenanntes Hülfsverb + Infinitiv oder Particip eines Verbs etc.) umschrieben. Es werden also die von diesem Schicksale betroffenen synthetischen Formen, so zu sagen, in ihre begrifflichen Bestandtheile aufgelöst (analysirt), und es werden diese letzteren nun durch einzelne Worte ausgedrückt (z. B. in der lateinischen Form *patri* »dem Vater« ist enthalten: 1. der Wortbegriff »Vater«, 2. die dativische Begriffsbeziehung; wird nun statt *patri* gesagt *ad patre*[*m*] = italienisch *a*[*l*] *padre*, französisch *a*[*u*] *père* etc., so werden also beide Bestandtheile durch besondere Worte wiedergegeben — in der lateinischen Form *amabimus* »wir werden lieben« sind folgende begriffliche Bestandtheile enthalten: 1. der Wortbegriff des Verbums »lieben«, 2. der Zeitbegriff der Zukunft, 3. der Begriff der 1. Person des Plurals; wird nun statt *amabimus* gesagt *nos amare habemus* = italienisch *noi amer*[*av*]*emo*, französisch *nous aimer*[*av*]*ons*, so wird jeder Begriff durch ein besonderes Wort ausgedrückt, denn wenn auch die Personalendung erhalten ist, so hat sie doch, namentlich im Französischen, ihre Kraft verloren. Zu bemerken ist übrigens, dass in dem vorliegenden Falle *noi ameremo* und *nous aimerons* nicht etwa um deswillen als neue synthetische Formen angesehen werden dürfen, weil der Infinitiv mit dem Hülfsverb äusserlich verwachsen ist, denn eine wirklich synthetische Form entsteht nur aus der Verbindung einer Wurzel mit Suffixen, nicht aber aus dem lautlichen Verketten selbständiger Worte).

Der Process der Analysis kann mehr oder weniger consequent durchgeführt werden, und es zeigen in dieser Beziehung die einst synthetisch gewesenen indogermanischen Sprachen grosse Abstufungen, so sind z. B. die slavischen Sprachen im Allgemeinen synthetischer geblieben, als die germanischen, von denen eine ja (die englische, annähernd ebenso auch die niederländische) die Flexion bis auf geringe Reste eingebüsst hat.

Durch die Analysis wird der reiche und in seiner Art

schöne und kunstvoll gegliederte Formenbau synthetischer Sprachen allerdings kläglich zerstückelt und zerbröckelt. Von einem gewissen Standpunkte aus, den man den sprach-ästhetischen nennen könnte, mag man solchen Zerfall beklagen und ihn auch als einen Verfall betrachten (z. B. der verhältnissmässig noch reiche Formenbau des Gothischen hat jedenfalls einen erhabeneren und ästhetisch befriedigenderen Charakter, als der kärgliche Trümmerhaufen von Formen im Englischen). Nichtsdestoweniger jedoch ist in dem Uebergange von der Synthesis zur Analysis nicht nur eine durch die ganze Culturentwickelung bedingte Nothwendigkeit, sondern auch ein wahrer geistiger Fortschritt enthalten. Formenreichthum ist allerdings einerseits eine Zierde, aber auch eine Last (ein »embarras de richesse«) für eine Sprache; er erschwert die Raschheit und Unmittelbarkeit des Gedankenaustausches, beeinträchtigt auch die Klarheit des Denkens selbst, denn je grösser die Zahl der dem Sprechenden zur Verfügung stehenden Formen, desto grösser ist für ihn auch die Möglichkeit des Irrens (man denke z. B. daran, wie aufmerksam der gebildete Franzose sein muss, um den Conjunctiv correct anzuwenden; welche Schwierigkeiten dem Deutschen die Anwendung des richtigen Casus nach Präpositionen, die Auseinanderhaltung des Dativs und Accusativs [»mir« und »mich«!] macht etc.). Eine formenarme Sprache, wenn sie nur die grammatischen Kategorien zu unterscheiden und durch irgend welche analytische Mittel scharf und klar auszudrücken vermag, ist weit befähigter, das Organ einer hochentwickelten Cultur zu sein, als eine formenreiche. Daher die Erscheinung, dass oft in der Cultur zurückgebliebene Völker in formaler Beziehung hoch entwickelte Sprachen besitzen und bewahren (z. B. die Litthauer), während gerade die gegenwärtig auf der höchsten Culturstufe stehenden Culturvölker Europas den ursprünglichen reichen Formenschatz ihrer Sprachen auf ein höchst bescheidenes Maass reducirt haben. Zu erwägen ist auch, dass, wenn die Cultur einen internationalen und kosmopolitischen Charakter annimmt (wie in der Neuzeit), es ein Vorzug für eine Sprache ist, einen möglichst beschränkten Formenvorrath zu besitzen: ihre Handhabung wird dadurch wesentlich erleichtert, erleichtert auch ihre Erlernung von Seiten der Ausländer. Die Weltherrschaft der

englischen Sprache beruht zu einem Theile auf ihrer Formenarmuth.

Formenarme Sprachen stehen nur dann den formenreichen an innerem Werthe und geistigem Gehalte nach, wenn der Formenmangel eine Folge der Begriffsarmuth und mangelhaften Unterscheidung der Begriffsbeziehungen ist. Dies aber ist bei den modernen Sprachen, welche von der Synthesis zur Analysis übergegangen sind, keineswegs der Fall, wie schon durch die hohe geistige Entwickelung und die gehaltreiche Litteratur der betreffenden Völker hinreichend bekundet wird. Man vergleiche beispielsweise das formenarme Englische mit dem formenreichen Griechisch, so wird man, wenn man objectiv zu urtheilen vermag, urtheilen müssen, dass das erstere an Fähigkeit, auch die feinsten Begriffsbeziehungen und Begriffsschattirungen auszudrücken, dem letzteren keineswegs nachsteht (man denke z. B. an die grosse Analogie in der Construction der hypothetischen Periode im Englischen einerseits und im Griechischen andererseits), überdies aber den Vortheil grösserer Leichtigkeit und, oft wenigstens, auch grösserer Klarheit des Gedankenausdruckes bietet. An dem griechischen Formenreichthum mag mit gerechter Bewunderung der Kundige sich erfreuen, aber er verarge es auch dem des Englischen Kundigen nicht, wenn dieser an den so sinnreichen und doch so einfachen Mitteln sich erfreut, mit denen die analytische Sprache den Mangel synthetischer Formen zu ersetzen versteht.

§ 3. *Ethnographische Eintheilung der Sprachen.* Die Sprache ist übertragbar, d. h. die Sprache eines Volkes (z. B. der Römer) kann in Folge historischer Verhältnisse auf ein anderes Volk (z. B. die Gallier) übertragen werden, vgl. oben Kap. 1, § 14. Die Gleichheit oder Verwandtschaft der Sprache ist somit kein untrügliches Merkmal für die ethnographische Verwandtschaft der betreffenden Völker (so haben z. B. die zum finnischen Stamme gehörigen Bulgaren eine slavische Sprache angenommen, viele südamerikanische Indianerstämme die spanische, die Neger auf Jamaica und in Nordamerika die englische etc.). Indessen derartige Sprachübertragungen finden doch nur verhältnissmässig selten statt, im Allgemeinen aber darf man annehmen, dass ein Volk, so lange es überhaupt existirt, an seiner Sprache festhält und dass Sprachverwandtschaft eine

Folge ethnographischer Verwandtschaft ist. Demnach ist auch eine Eintheilung der Sprachen nach ethnographischem Principe an sich möglich, nur freilich mit wissenschaftlicher Strenge bis jetzt nicht durchführbar, da die Völkerkunde eine noch sehr in der Entwickelung begriffene Wissenschaft ist und, wie das bei der Fülle des von ihr zu bearbeitenden Materiales sehr erklärlich, zu einer abschliessenden systematischen Gestaltung noch nicht gelangt ist.

Die beste ethnographische Eintheilung der Sprachen ist die von Fr. Müller in seinem Grundriss der Sprachwissenschaft (s. oben S. 27) S. 74 ff. gegebene. Es ist folgende[1]:

A. Wollhaarige Art.

a) Büschelhaarige Abart.

I. Hottentotenrasse.
   1. Sprache der Hottentoten.
   2. Sprachen der Buschmänner.

II. Papuarasse. Sprachen der Papua-Stämme.

b) Vliesshaarige Abart.

[Ur-Negerrasse.]

I. Afrikanische Negerrasse. 21 verschiedene Sprachstämme:
   1. Mande-Sprachen.
   2. Wolof-Sprachen (isol.).
   3. Felup-Sprachen.
   4—11. Isolirte Sprachen.
   12. Bornu-Sprachen.
   13. Kru-Sprachen.
   14. Ewe-Sprachen.
   15. Ibo-Sprachen.
   16—17. Isolirte Sprachen.
   18. Musgu-Sprachen.

---

1) Durch die im Text gegebene Tabelle soll lediglich die Vielheit der bekannten Völker und Sprachen veranschaulicht werden. Ein näheres Eingehen auf die Sache liegt einer Encyklopädie, wie die unsere ist, natürlich völlig fern.

19—20. Isolirte Sprachen.
21. Nil-Sprachen.

II. Kafferrasse. Bantu-Sprachen.

B. Schlichthaarige Art.

a) Straffhaarige Abart.

α) Oeeanische Urrasse.

A. Südliche Oceanrasse.

Australrasse. Australische Spraehen. Sprachen von Tasmanien.

B. Nördliehe Oceanrasse.

I. Arktische (hyperboreisehe) Rasse.

1. Jukaghirisch.
2. Korjakiseh. Tsehuktsehiseh.
3. Kamtschadalisch. Sprache der Aino.
4. Jenissei-Ostjakisch und Kottisch.
5. Eskimo-Sprachen.
6. Aleutisch.

II. Amerikanische Rasse, 26 Stämme (nach einer ungefähren Annahme):

1. Kenai-Sprachen.
2. Athapaska-Sprachen.
3. Algonkin-Sprachen.
4. Irokesisch.
5. Dakotah-Sprachen.
6. Pani-Sprachen.
7. Appalachische Sprachen.
8. Sprachen der Völker der Nordwestküste.
9. Oregon-Sprachen.
10. Sprachen von Californien.
11. Yuma-Sprachen.
12. Isolirte Sprachen von Sonora und Texas.
13. Sprachen der Eingebornen Mexico's (mehrere isolirte Sprachen umfassend).
14. Aztekiseh-sonorische Sprachen.
15. Maya-Sprachen.
16. Isolirte Sprachen Mittelamerika's und der Antillen.

17. Karaibisch. Arowakisch.
18. Tupi-Guarani.
19. Andes-Sprachen.
20. Araukanisch (Chilenisch).
21. Guaycuru-Abiponisch.
22. Sprachen der Puelche.
23. Sprachen der Tehuelhet.
24. Sprache der Peschäräh.
25. Chibcha-Sprache.
26. Quichua-Sprache.

β) Ostasiatische Rasse.

I. Malayische Rasse. Malayo-polynesische Sprachen.

II. Mongolische Rasse.

1. Ural-altaische Sprachen.
2. Japanisch.
3. Koreanisch.
4. Einsilbige Sprachen.
   α) Tübetisch. Himalaya-Sprachen.
   β) Birmanisch. Lohita-Sprachen.
   γ) Siamesisch.
   δ) Annamitisch.
   ε) Chinesisch.
   ζ) Isolirte Sprachen der indo-chinesischen Halbinsel.

b) Lockenhaarige Abart.

Südwest-asiatische Rasse.

I. Dravidarasse.

1. Munda-Sprachen.
2. Dravida-Sprachen.
3. Singhalesisch.

II. Nubarasse.

1. Fulah-Sprache.
2. Nuba-Sprachen.
3. Sprachen der Wa-kuafi- und Masai-Stämme.

III. Mittelländische Rasse.

1. Baskisch.
2. Kaukasische Sprachen (zwei verschiedene Stämme?)

3. Hamito-semitische Sprachen.
4. Indogermanische Sprachen.

---

§ 4. Eine geographische Eintheilung der Sprachen ist wissenschaftlich völlig unstatthaft, da ein geographisches (namentlich ein politisch-geographisches) Gebiet häufig in sehr verschiedene Sprachgebiete zerfällt (man denke z. B. an das Königreich Ungarn: die Sprache des herrschenden Stammes ist die magyarische, welche zu der agglutinirenden Klasse [vgl. oben S. 31] gehört; ausser dieser aber werden im Lande mehrere flectirende Sprachen, und zwar germanischen, slavischen und romanischen Stammes, gesprochen: Deutsch; Slovenisch, Kroatisch, Ruthenisch; Rumänisch; überdies besitzen die in Ungarn umherziehenden Zigeuner ihre eigene Sprache, und ebenso die dort lebenden Juden, wenn letztere auch im Verkehrsleben sich des Magyarischen oder des Deutschen bedienen). Auch in sonst einheitliche Sprachgebiete sind oft inselartig kleine fremdsprachliche Gebiete eingesprengt (so albanesische, griechische, früher auch germanische »Sprachinseln« in Italien; slavische Sprachinseln in der sächsischen und preussischen Lausitz etc.). — Es sind also, streng genommen, selbst die Bezeichnungen »ural-altaische« und »indo-germanische« Sprachen nur insofern zulässig, als man unter den ersteren die agglutinirenden Sprachen des finnischen Stammes, unter den letzteren die flectirenden Sprachen des arischen Stammes versteht. Geographisch genommen würden die Benennungen irreführend sein, denn zwischen dem Ural und dem Altai werden auch andere als agglutinirende, und zwischen dem Indus und dem Germanengebiete auch andere als flectirende Sprachen gesprochen, ganz abgesehen davon, dass von den indogermanischen Sprachen sich nicht die germanischen, sondern die keltischen am weitesten nach Westen erstrecken (oder doch vor der Anglisirung Nordamerikas erstreckten).

§ 5. Die früher einmal beliebte genealogische Eintheilung der Völker nach ihrer angeblichen Abstammung von den drei Söhnen Noah's (Sem, Ham, Japhet) in Semiten, Hamiten und Japhetiten und die darnach vorgenommene Classification der Sprachen in semitische, hamitische und

japhetitische ist von der neueren Wissenschaft mit vollem Rechte aufgegeben worden. Nur der Ausdruck »semitisch« hat sich erhalten als Bezeichnung der vorwiegend durch Wurzelwandel flectirenden Sprachen des südwestlichen Asiens (Assyrisch, Hebräisch, Phönizisch [Punisch], Aramäisch [Chaldäisch], Targum, Syrisch, Nabathäisch, Mandäitisch, — Arabisch, Aethiopisch [beide in mehrfachen dialektischen Formen]).

§ 6. Eine chronologische Eintheilung der Sprachen entsprechend den grossen Hauptperioden der Geschichte (Alterthum, Mittelalter, Neuzeit) ist unthunlich aus Gründen, welche zu deutlich erkennbar sind, als dass sie einer besonderen Darlegung bedürften (z. B. in der Neuzeit leben zu einem grossen Theile die Sprachen noch fort, welche bereits im Mittelalter, ja zu einem Theile auch schon im Alterthume gesprochen wurden etc.). Chronologisch lassen sich nur folgende Sprachklassen unterscheiden: a) primäre Sprachen, d. h. Sprachen, welche sich auf keine andere zurückführen lassen und deshalb als Ursprachen gelten müssen; b) secundäre Sprachen, welche durch Spaltung aus einer älteren hervorgegangen sind; c) tertiäre Sprachen, welche durch Spaltung aus einer auch bereits durch Spaltung erzeugten Sprache entstanden sind (so sind z. B. die romanischen Sprachen entstanden durch Spaltung des Lateinischen, welches seinerseits zweifellos ebenfalls durch Spaltung aus einer älteren Sprache [Gräkoitalisch? Keltoitalisch?] entstanden ist, vgl. den gleich folgenden Satz). Dem entsprechend könnte man noch Sprachen vierter, fünfter etc. Stufe unterscheiden (man denke sich z. B. folgende absteigende Linie: 1. Ur-Indogermanisch, 2. Gräkoitalisch oder Keltoitalisch, 3. Italisch, 4. Lateinisch, 5. Romanisch —, wonach also die romanischen Sprachen auf der fünften Stufe stehen würden). Indessen hat diese Eintheilungsweise bei dem Dunkel, welches gegenwärtig noch über den älteren Sprachperioden liegt und die prähistorischen Spaltungsverhältnisse zu unterscheiden nicht gestattet, vorläufig nur rein theoretische Bedeutung.

§ 7. Da die Sprachen, mit denen wir uns in der Folge eingehender zu beschäftigen haben werden, dem sogenannten indogermanischen Sprachstamme angehören, so werde hier eine Uebersicht über die Sprachfamilien, bzw. Einzelsprachen, aus

denen er sich zusammensetzt, gegeben unter Beifügung kurzer Bemerkungen:

A. Indische Familie:

1. Altindisch oder Sanskrit (als Volkssprache ausgestorben, aber als Gelehrtensprache noch jetzt von den Brahmanen gesprochen. — Aelteste Form des Sanskrit ist die Sprache der »Veden« d. h. uralter Hymnen).
2. [Mittelindisch oder) Prâkrit (die unmittelbar aus dem Sanskrit entstandenen Volkssprachen — Prâkrit: Sanskrit = Romanisch: Lateinisch, daher interessante Analogien in der beiderseitigen Entwickelung).
3. (Neuindisch oder) Hindostanisch (die modernen indischen Volkssprachen, z. B. Bengali, Sindhi, Gûjarâti, Nepâli, Kaschmiri, Hindi, Marâthi, Sprache der Zigeuner; Paschtu oder Pakchtu, die Sprache der Afghanen, bildet den Uebergang zur Erânischen Familie. — Diese Sprachen ungefähr zu vergleichen den modernen romanischen Volksdialekten).

B. Erânische Familie:

1. Send oder Altbaktrisch (die Sprache des Send-Avesta, das heil. Buch der Zoroasterreligion).
2. Altpersisch (die Sprache der altpersischen Keilinschriften).
3. Pehlevi oder Huzvâresch (eine jüngere und dialektische Form des Altpersischen, stark vom Semitischen beeinflusst).
4. Parsi oder Pâzend (ebenfalls eine jüngere Form des Altpersischen, im Osten des persischen Sprachgebietes, während das Pehlevi dem Westen angehört; durch die feueranbetenden Guebern ist das Parsi nach Indien verpflanzt worden).
5. Neupersisch (die Sprache des ca. 1000 n. Chr. entstandenen Heldengedichtes Schanâmeh von Firdusi, noch jetzt, in wesentlich gleicher Gestalt, die Sprache der Perser).
6. Die Sprache der Kurden.
7. Die Sprache der Beludschen.
8. Einige kaukasische Sprachen, namentlich das Ossetische.

Ob das Armenische der Erânischen Gruppe beizuzählen ist oder als von dieser unabhängig betrachtet werden muss, ist noch zweifelhaft.

C. Keltische Familie:

a) Kymrischer Zweig:

1. Das Gallische (die Sprache der Gallier zur Römerzeit, völlig erloschen).
2. Wallisisch (noch lebende, aber immer mehr durch das Englische verdrängte Sprache der Walliser).
3. Cornwallisisch (erloschene Sprache in Cornwales).
4. Bretonisch (noch lebende Sprache in der Bretagne).

b) Gälischer Zweig:

1. Irisch (noch lebend, wenn auch mehr und mehr durch das Englische verdrängt).
2. schottisches Gälisch (durch das Englische sehr zurückgedrängt).
3. Sprache der keltischen Bewohner der Insel Man.

D. Germanische Familie:

a) Ostgermanischer Zweig:

1. Gothisch.
2. Nordisch, dieses sich theilend in:
   - α) Norwegisch-Isländisch,
   - β) Schwedisch-Dänisch.

b) Westgermanischer Zweig:

1. Hochdeutsch
   Hochdeutsch im engeren Sinne (Alt-, Mittel-, Neuhochdeutsch) und dessen zahlreiche Dialekte.
2. Niederdeutsch, hierzu gehören:
   - α) Altsächsisch (Sprache des Hèliand), woraus sich die modernen in Nordwestdeutschland gesprochenen Dialekte entwickelt haben,
   - β) Angelsächsisch, woraus das Englische sich entwickelt hat,
   - γ) Friesisch,
   - δ) Niederländisch (Holländisch, Vlaemisch),
   - ε) das in Nordostdeutschland (Mecklenburg etc.) gesprochene Platt.

E. Slavische Familie:

a) Südöstlicher Zweig:

1. Altslovenisch oder Altbulgarisch oder Kirchenslavisch (die Sprache der alten Slovenen in Ungarn; ist zur kirchlichen Sprache der Russen geworden).
2. Neuslovenisch (das in Ungarn aus dem Altslovenischen weiter entwickelte und nach Kärnthen und Steiermak verbreitete Slovenisch).
3. Neubulgarisch (die von den finnischen Bulgaren angenommene und weiter entwickelte slovenische Sprache).
4. Russisch (Grossrussisch).
5. Ruthenisch oder Kleinrussisch (in einem Theile des südlichen Russlands [Kijeff] und in Ostgalizien gesprochen).
6. Serbisch-Kroatisch (verbreitet über Serbien, Bosnien, Herzegovina, Montenegro, Dalmatien, Istrien und Theile von Südungarn).

b) Westlicher Zweig:

1. Polnisch.
2. Böhmisch oder Czechisch.
3. Serbisch oder Wendisch (in der Lausitz).
4. Polabisch (die ausgestorbenen slavischen Sprachen im mittleren Ostnorddeutschland z. B. der Obotriten, der Drewaner etc.).

F. Lettische Familie:

1. Preussisch (im 17. Jahrhundert ausgestorben).
2. Litthauisch.
3. Lettisch im engern Sinne (in Kurland und Livland gesprochen, wobei bemerkt werden mag, dass das zum Theil ebenfalls in Livland, besonders aber in Esthland gesprochene Esthnisch keine indogermanische, sondern eine finnische agglutinirende Sprache ist).

G. Griechische Familie:

1. Griechisch (Hellenisch) im engeren Sinne mit seinen Dialekten (zeitlich scheidet sich das Griechische in Alt-, Mittel- und Neugriechisch; letzteres verhält sich

zu dem Altgriechischen ungefähr wie das Romanische, insbesondere das Italienische, zu dem Lateinischen).

2. Macedonisch.

[3 und 4. in welchem Verhältnisse einerseits das Phrygische und Thracische, andrerseits das Lydische, Mysische und Karische zum Griechischen standen, ist noch nicht hinreichend festgestellt].

5. Albanesisch.

H. Italische Familie (vgl. Buch II, Kap. 1)[1].

a) Japygischer Zweig:

Messapisch.

b) Umbrisch-Samnitischer Zweig:

1. Umbrisch.
2. Sabinisch.
3. Marsisch.
4. Volskisch.
5. Samnitisch oder Oskisch.

c) Lateinischer Zweig.

Das Latein mit seinen Dialekten, vgl. Buch II, Kap. 1. Aus dem Latein haben sich die romanischen Sprachen entwickelt, vgl. Buch II, Kap. 2.

Dass die genannten Sprachfamilien und folglich auch die betreffenden Einzelsprachen durch Abstammung und Bau (genealogisch und morphologisch) mit einander verwandt sind und auf eine gemeinsame Ursprache, die arische, zurückgehen, ist eine jetzt allgemein anerkannte Thatsache. Es ist sogar mit Erfolg versucht worden, die (schon in früher vorgeschicht-

1) Welche Stellung das Etruskische zu den übrigen italischen Sprachen und überhaupt zu den indogermanischen Sprachen einnimmt, bedarf noch der Aufklärung. — Aus der obigen Tabelle wird man übrigens leicht ersehen, dass die in Europa gesprochenen Sprachen nahezu sämmtlich dem indogermanischen Stamme angehören. Im heutigen Europa sind nicht indogermanischen Ursprunges nur folgende Sprachen: 1. das Türkische (agglutinirend), 2. das Magyarische (agglutinirend), 3. das Finnische (agglutinirend), 4. das Esthnische (agglutinirend), 5. die Sprachen der im europäischen Russland zerstreut lebenden kleinen Völkerschaften finnischer, bzw. ural-altaischer und mongolischer Abstammung (z. B. Syrjäten, Tscheremissen, Kalmücken, Tataren etc.), 6. das Baskische.

licher Zeit abgestorbene) arische Ursprache durch methodische Zusammenstellung der allen Sprachfamilien gemeinsamen Laute, Wortstämme und Wortformen zu reconstruiren. Aber über das nähere genealogische Verhältniss der einzelnen Sprachfamilien zu einander einerseits und zur gemeinsamen Muttersprache andrerseits ist man zu sicherer Erkenntniss noch nicht gelangt, sondern nur zu mehr oder minder wahrscheinlichen Hypothesen, von denen indess jede Widerspruch gefunden hat. Auch bezüglich des Wohnsitzes des arischen Urvolkes gehen die Ansichten noch sehr auseinander (nach der gewöhnlichen Annahme ist der Ursitz der Arier in Centralasien zu suchen, nach Benfey u. A. dagegen im heutigen Südrussland etc.). Mehr Uebereinstimmung herrscht in der Schätzung des Kulturzustandes der alten Arier, da derselbe durch Zusammenstellung des allen oder doch den meisten Sprachfamilien gemeinsamen Wortvorrathes ungefähr erschlossen werden kann (darnach waren die Arier ein Ackerbau und Viehzucht treibendes Volk, das ein ausgebildetes Familienleben kannte, eine Art Naturreligion sowie die ersten Anfänge zu einer staatlichen Verfassung und Rechtspflege besass etc.).

Die Verwandtschaft der indogermanischen Sprachen zuerst klar erkannt und wissenschaftlich nachgewiesen zu haben, ist das unsterbliche Verdienst des deutschen Sprachforschers Franz Bopp († 1867). Dadurch ist der bis dahin üblichen dilettantischen Sprachvergleichung, die auf Grund zufälliger Lautähnlichkeiten Schlüsse ziehen zu dürfen vermeinte, ein Ende gemacht und die wissenschaftlich methodische Sprachvergleichung begründet worden. Erst seitdem dies geschehen, ist die Existenz und Bedeutung fester Gesetze der Laut-, Wort- und Formenentwickelung erkannt worden. —

Ob es jemals gelingen wird, eine Verwandtschaft zwischen dem indogermanischen Sprachstamme und andern Sprachstämmen (namentlich dem semitischen und ural-altaischen) nachzuweisen, muss dahingestellt bleiben. Von vornherein ist allerdings zu vermuthen, dass eine solche Verwandtschaft bestehe, aber der Nachweis ist schon dadurch ungemein erschwert, dass die etwa einst vorhandene Einheit dieser Sprachstämme bereits in einer weit vor aller Geschichte zurückliegenden Urzeit gelöst worden sein muss und überdies auch, wenn

sie einst bestand, nur in dem gleichen Principe der Wurzelbildung bestanden haben kann.

Litteraturangaben[1]) (soweit nicht bereits am Schlusse des Kapitel 1 gemacht): * H. Steinthal, Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues. Berlin 1860 — J. G. Müller, Die Semiten in ihrem Verhältniss zu Hamiten und Japhetiten. Gotha 1872 — R. v. Raumer, Sprachvergl. Schriften (darin Abhandlung XV: Ueber die Urverwandtschaft der indogerman. u. semit. Sprachen). Frankfurt a. M. und Erlangen 1863 — R. v. Raumer, Sendschreiben an Herrn Prof. Whitney über die Urverwandtschaft der semit. u. indogerm. Sprachen. Frankfurt a. M. 1876 — * F. Bopp, Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Send, Armenisch, Griechisch, Lateinisch etc. 1. Aufl. Berlin 1833/52. 3. Aufl. (besorgt von A. Kuhn). Berlin 1868/71. 3 Bde. Dazu Sach- und Wortregister von C. Arendt (für die 2. Aufl. berechnet, aber auch für die 3. brauchbar). Berlin 1863. Französische Uebersetzung des Bopp'schen Werkes von M. Bréal. 1. Aufl. Paris 1868/72. 2. Aufl. Paris 1875. 3 Bde. — M. Rapp, Grundriss der Grammatik des indo-europäischen Sprachstammes. Stuttgart und Tübingen 1852 — A. F. Pott, Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der indogerm. Sprachen. Lemgo u. Detmold 1859/73. 5 Thle. in 9 Bdn. Dazu Stamm-, Wort- und Sachregister von H. C. Bindseil. 1876 — A. Kuhn, Zur ältesten Geschichte der indogerm. Völker. Berlin 1845 — L. Diefenbach, Origines Europacae, die alten Völker Europa's mit ihren Sippen und Nachbarn. Frankfurt a. M. 1861 — A. Pictet, Les Origines indo-européennes ou les Aryas primitifs. 1. Aufl. Paris 1859/63. 2 Bde. 2. Aufl. Paris 1878. 3 Bde. — A. Schleicher, Compendium der vergl. Grammatik der indogerm. Sprachen. Weimar 1861. 4. Aufl. (besorgt von J. Schmidt und A. Leskien). 1876; dazu: Indogermanische Chrestomathie. Weimar 1869 — * A. Schleicher, Die deutsche Sprache (enthält auch eine recht allgemein verständliche Zusammenfassung über Bau und Entwickelung der Sprachen im Allgemeinen und der indogerm. Sprachen im Besonderen). Stuttgart 1860. 3. Aufl. 1874 — R. Westphal, Vergl. Grammatik der indogerm. Sprachen. 1. Thl. Das Verbum. Jena 1873 — G. J. Ascoli, Corsi di glottologia. Vol. I. Fonologia comparata del sanscrito etc. Torino e Firenze 1870. (Deutsche Uebersetzung von J. Bazzigher und H. Schweizer-Sidler. Halle 1872) — A. Fick, Die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europa's. Göttingen 1873 — A. Fick, Vergl. Wörterbuch der indogerm. Sprachen. 1. Aufl. Göttingen 1868. 3. Aufl. 1874/76. 4 Bde. — S. Zehetmeyer, Analogisch-vergleichendes Wörterbuch der indogerm. Sprachen. 1. Aufl. (in lat. Sprache). Wien 1873. 2. Aufl. Leipzig 1879 — J. Schmidt, Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogerm. Sprachen. Weimar 1872 — J. Schmidt, Zur Geschichte des indogerm. Vocalismus. Weimar 1871/75. 2 Thle. — F. de Saussure, Mémoire sur le système primitif des voyelles dans les langues indo-européennes. Leipzig 1879 —

---

1) Zum Theil nach v. Bahder und Hübner, vgl. oben S. 27.

Th. Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft und oriental. Philologie in Deutschland seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts. München 1869. — Zeitschriften: Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache von Alb. Höfer. Berlin 1845/50, Greifswald 1851/53. 4 Bde. — Zeitschrift für vergl. Sprachforschung, herausgeg. von A. Kuhn (jetzt E. Kuhn und J. Schmidt). Berlin, seit 1852 (von Bd. 21 ab »Neue Folge«) — Beiträge zur vergleich. Sprachforschung etc. von A. Kuhn und A. Schleicher. Berlin 1858/76. 8 Bde. — Beiträge zur Kunde der indogerm. Sprachen von A. Bezzenberger. Göttingen, seit 1876 — Orient und Occident, insbesondere in ihren gegenseitigen Beziehungen, von Th. Benfey. Göttingen 1862/66. 3 Bde. — Revue de linguistique et de philologie comparée. Paris, seit 1862 — Mémoires de la société de linguistique. Paris, seit 1868 — Proceedings and Transactions of the Philological Society of London. London, seit 1842.

Drittes Kapitel.

Die Schrift.

§ 1. Die Sprache, welcher Art sie auch sei (Geberdensprache etc. oder Lautsprache), verleiht einem Gedanken nur momentanen sinnlichen Ausdruck und zwar auch dies nur für denjenigen, welcher dem Sprechenden nahe genug ist, um dessen Geberden etc. oder Laute mittelst des Gesichts- oder Gehörsinnes wahrnehmen zu können. In der Geberdensprache löst in rascher Folge eine Geberde die andere ab, ohne eine äussere Spur zu hinterlassen. In der Lautsprache aber verhallt in schnellem Wechsel Laut auf Laut in den unendlichen Luftraum, und es lebt das gesprochene Wort nur in der Erinnerung dessen fort, der es mittelst des Gehöres in sein Bewusstsein aufnahm; dies Fortleben aber kann höchstens so lange dauern, als das Leben des betreffenden Individuums. Mittelst der Lautsprache also, welche doch die vollkommenste aller Sprachen ist, vermag sich der Mensch nur insoweit seinen Mitmenschen unmittelbar verständlich zu machen, als dieselben sich neben ihm innerhalb eines Raumes befinden, den er durch seine Stimme auszufüllen vermag (dieser Raum dürfte den Umfang eines Quadratkilometers kaum überschreiten); eine darüber hinausgehende direkte Verständigung ist nicht möglich. Demnach bietet die Sprache keine Möglichkeit zur unmittelbaren

Gedankenmittheilung an räumlich oder zeitlich getrennte Personen, sie gestattet in Bezug auf diese nur die mittelbare mündliche Ueberlieferung, welche unter gewöhnlichen Verhältnissen stets die Gefahr der sei es beabsichtigten sei es unbeabsichtigten Fälschung des ursprünglichen Gedankens in sich schliesst. Selbstverständlich ist, so lange diese Beschränktheit in der Gedankenmittheilung besteht, eine ausgedehntere Uebermittelung des Denkens der einen Generation und der einen Nation auf die andere, damit aber auch der Fortschritt zu höherer Cultur unmöglich.

§ 2. Die hervorgehobene Unzulänglichkeit der Sprache wird beseitigt und ergänzt durch die Schrift. Die Schrift ist das Mittel zu einer (wenigstens verhältnissmässig) dauernden sinnlich wahrnehmbaren Fixirung des Denkens. Die Schrift entrückt den Gedankenausdruck der beschränkten Sphäre der räumlichen und zeitlichen Gegenwart und gewährt ihm die Möglichkeit einer, mindestens in der Theorie, unbegrenzten Verbreitung durch Raum und Zeit.

§ 3. Die Schrift kann an sich unabhängig von der Sprache überhaupt und von der Lautsprache insbesondere bestehen, d. h. es ist möglich Gedanken zu fixiren, ohne sie durch das Medium der (Laut)sprache hindurchgehen zu lassen. Möglich ist dies dadurch, dass für jeden der auszudrückenden Begriffe ein sinnlich wahrnehmbares Zeichen vereinbart und an oder auf irgend einem der Abnutzung wenig ausgesetzten Materiale (Stein, Metall, Holz etc., Zeugstoffe etc.) durch Einritzen oder Aufmalen oder sonstwie zur Anschauung gebracht wird (Begriffsschrift, Ideographie). Auf diese Weise versinnlichen noch die modernen Culturvölker arithmetische, geometrische und astronomische Begriffe (Ziffern, Figuren, Zeichen für die Planeten, für die Bilder des Thierkreises etc.). Uebrigens ist diese Schrift nicht an eingegrabene etc. Zeichen gebunden, sie kann vielmehr auch auf andere Weise (z. B. Einknüpfen von Knoten in einen Faden, Anhauen von Bäumen etc.) vollzogen werden. Die Begriffsschrift, wenn in beschränktem Umfange gebraucht, hat den Vortheil einer leichten Allgemeinverständlichkeit für sich (z. B. die arabischen Ziffern, die ein Deutscher schreibt, versteht auch der Russe, der Spanier etc., sogar der Hindu ohne Weiteres, ohne im Mindesten des

Deutschen kundig zu sein) und ist daher theoretisch die vollkommenste, könnte eine Universalschrift (Pasigraphie) sein. Praktisch aber ist ihre Verwendung, wenigstens nach den bisher gemachten Erfahrungen, unmöglich, da die Zahl der zu brauchenden Zeichen eine viel zu grosse sein müsste, als dass sie mit der erforderlichen Leichtigkeit und Sicherheit von dem Gedächtnisse beherrscht werden könnte. — Ebensowenig vermag die Bilderschrift, d. h. die Wiedergabe der concreten Begriffe durch (abgekürzte) Bilder, der abstrakten Begriffe durch bildliche Symbole, dem praktischen Bedürfnisse zu genügen. Denn mögen die gebrauchten Bilder auch noch so sehr conventionell gekürzt werden, wie dies in der altägyptischen Hieroglyphenschrift geschehen ist, so bleibt doch immer ihre Anwendung zu schwerfällig, ihre Erlernung zu mühsam und ihre Verständlichkeit zu abhängig von der Geschicklichkeit des Schreibenden, als dass sie die wünschenswerthe allgemeine Verwendung finden könnte.

§ 4. Besser genügt dem Bedürfnisse nach dauernder Fixirung der Gedanken die Lautschrift, d. h. die Wiedergabe der einzelnen Sprachlaute durch conventionell bestimmte Zeichen. Es verbinden sich dann in der Schrift die einzelnen Lautzeichen ebenso zu begrifflichen Complexen, wie in der Sprache die Laute selbst. Das geschriebene Wort ist also darnach ein Abbild des gesprochenen Wortes, freilich aber nur ein rein conventionelles Abbild, denn eine innere Beziehung zwischen dem Lautzeichen und dem Laute, kann ebensowenig stattfinden, wie zwischen dem Laute (Begriffszeichen) und dem Begriffe. Eine Verbindung des lautschriftlichen mit dem begriffsschriftlichen Principes ist an sich möglich und in der chinesischen Schrift sogar praktisch durchgeführt, macht aber eine solche Vielheit und Complicirtheit der Schriftzeichen nöthig, dass die Anwendung einer solchen Schrift ebenso mühsam wie unbequem ist.

§ 5. Auf den Vortheil der Allgemeinverständlichkeit muss die Lautschrift verzichten, weil in den verschiedenen Sprachen und mehr noch in den verschiedenen Sprachfamilien die Bezeichnung der Begriffe durch die verschiedenen Laute und Lautcomplexe eine ganz verschiedene ist, und sodann weil die conventionelle Festsetzung der Form der Lautzeichen von der

Willkür der verschiedenen Völker und von dem historischen Zufalle abhängig ist. Es kann ein Volk die Lautzeichen seiner Schrift selbständig erfinden, und dann werden diese natürlich in ihrer Gestalt ganz verschieden von denen sein, die ein anderes Volk erfunden hat (wie verschieden ist z. B. die Sanskritschrift von der phönizischen!). Es kann aber auch — und dies ist häufiger geschehen — ein Volk die Schrift eines anderen annehmen, doch wird dann dieselbe in der Regel mehr oder weniger sowol hinsichtlich der Zahl und der Geltung als auch hinsichtlich der Form der Lautzeichen nach Massgabe des eigenthümlichen Lautsystemes der betreffenden Sprache und nach Massgabe des nationalen Geschmackes des betreffenden Volkes modificirt (z. B. die Griechen haben die phönizische Schrift angenommen, aber einige Lautzeichen derselben aufgegeben, die beibehaltenen äusserlich verändert, überdies auch neue Zeichen für eigenartige griechische Laute hinzugefügt, welche dem Phönizischen fehlten. Aehnlich sind dic Russen bei Annahme des griechischen Alphabetes verfahren. Die Polen, Czechen etc. haben das lateinische Alphabet zwar unverändert angenommen, haben aber einigen Buchstaben desselben sogenannte diakritische Zeichen [Striche, Haken, Ringel] beigefügt oder haben zur Bezeichnung eines Lautes mehrere Buchstaben verbunden, um dadurch die ihren Sprachen eigenen Laute auszudrücken, und auf diese Weise sind secundäre Buchstaben, wie ą, ć, č, ź, ž, und feste Buchstabencombinationen, wie cz, sz, rz etc. entstanden. Aehnlich haben auch die germanischen und andere Völker gehandelt. — Die westeuropäischen Völker des Mittelalters haben das lateinische Alphabet dem gothischen Style entsprechend umgestaltet, d. h. den Buchstaben statt der runden krause, eckige und spitze Formen gegeben; durch Einfluss der Renaissancebildung wurden dann die »gothischen« Formen wieder durch die gerundeten verdrängt, oder es kamen doch wenigstens diese neben jenen wieder in Aufnahme).

§ 6. Die vollkommenste Lautschrift ist diejenige, welche jeden physisch möglichen Sprachlaut durch ein besonderes Zeichen wiederzugeben vermag. Eine solche Schrift besitzt phonetische Allgemeinverständlichkeit. d. h. ein Jeder, der ihrer kundig ist, vermag die in ihr niedergeschriebenen Laut-

complexe richtig auszusprechen, ohne die betreffende Sprache zu kennen, oder er vermag doch wenigstens zu erkennen, wie ausgesprochen werden muss, wenn er auch vielleicht die erforderlichen Laute nicht selbst hervorzubringen fähig ist. Da die Begründung einer derartigen universalen Lautschrift eine eingehende Kenntniss des überhaupt physisch vorhandenen Lautbestandes voraussetzt, so ist es selbstverständlich, dass sie erst unternommen werden konnte, nachdem die Wissenschaft der Lautphysiologie hinreichend entwickelt war. Dies aber ist erst seit wenigen Jahrzehnten geschehen. Nichtsdestoweniger sind bereits mehrfach sehr scharfsinnige und verhältnissmässig übersichtliche Systeme universaler Lautschrift aufgestellt worden (z. B. von Lepsius und Bell, s. unten die Litteraturnachweise), welche für wissenschaftliche, namentlich für sprachvergleichende Zwecke rasche und umfangreiche Annahme gefunden haben. Den Ansprüchen des praktischen Lebens dagegen genügt keins der vorhandenen Universallautschriftsysteme und kann auch keins genügen. Es ist nämlich selbst in den Sprachen, welche ein verhältnissmässig einfaches und klares Lautsystem haben (wie z. B. die schriftitalienische), doch die Zahl der Laute eine so beträchtliche, dass, wenn jeder einzelne derselben Ausdruck in der Schrift finden sollte, die Zahl der Lautzeichen die Grenze übersteigen würde, welche die nothwendige Rücksicht auf die Möglichkeit eines raschen und geläufigen Schreibens innezuhalten gebietet. Uebrigens würde, angenommen dass die Anwendung einer Universallautschrift im praktischen Leben möglich wäre, dieselbe zur logischen Consequenz haben, dass dann ein Jeder gemäss seiner individuellen Aussprache schriebe, ein Zustand, der wieder grosse praktische Nachtheile haben müsste. Eine Verallgemeinerung der Universallautschrift ist also weder zu erwarten noch zu wünschen. Erstrebenswerth und erreichbar wäre dagegen, dass sämmtliche Culturvölker, wenigstens im internationalen Verkehre, sich der lateinischen Buchstabenformen bedienten, wenn auch deren lautliche Geltung eine theilweise verschiedene wäre. Es würde damit eine bis jetzt vorhandene nicht unbeträchtliche Erschwerung des Sprachstudiums hinweggeräumt, denn die Mühe, ein fremdes Alphabet (wie z. B. das russische, das armenische etc.) in Bezug auf Lese- und

Schreibfertigkeit sich anzueignen, ist keineswegs gering und schwerlich wirklich lohnend.

§ 7. Die gebräuchlichen Alphabete der indogermanischen Culturvölker — sämmtlich direkt auf das lateinische oder (bei den Ostslaven, Neugriechen, früher auch bei den Rumänen) auf das griechische, indirekt auf das phönizische zurückgehend — bezeichnen in der Regel nicht die in den betreffenden Sprachen vorhandenen einzelnen Laute, sondern nur die Lautgattungen oder Hauptlauttypen, also z. B. nicht die einzelnen o-Laute (langes, kurzes, geschlossenes, offenes etc. *o*), sondern den o-Laut schlechtweg ohne Rücksicht auf die vorhandene Verschiedenheit seiner Quantität und Qualität. Dies Verfahren ist an sich selbstverständlich äusserst mangelhaft, es gewährt aber den grossen praktischen Vortheil, dass die Zahl der Schriftzeichen eine sehr beschränkte ist (20—30) und dass folglich die Erwerbung der vollen Schreibe- und Lesefertigkeit ungemein erleichtert und auch dem wenig Begabten ermöglicht wird.

§ 8. Da die übliche Lautschrift der indogermanischen Völker nur die Mittel zur Unterscheidung der Hauptlauttypen, nicht aber die zur Unterscheidung der einzelnen Laute besitzt, so ist ihr die genaue Wiedergabe der Laute von vornherein unmöglich, und folglich ist die von Dilettanten so oft aufgestellte Forderung »Schreib' wie Du sprichst« unerfüllbar, so lange nicht die gebräuchlichen Alphabete durch Einführung zahlreicher neuer Buchstabenformen oder doch diakritischer Zeichen bereichert und belastet worden sind. Die gewöhnliche Lautschrift muss sich also mit einer ganz ungefähren Wiedergabe der Aussprache begnügen, woraus jedoch, wie langjahrhundertjährige Erfahrung sattsam bewiesen hat, der Litteratur- und Culturentwickelung ein sonderlicher Nachtheil nicht erwächst.

§ 9. Jede Lautgattung (jeder Hauptlauttypus) berührt sich in einzelnen der ihr (ihm) angehörigen Laute mit einer anderen Lautgattung (anderen Hauptlauttypus), d. h. es giebt Laute, welche, wenigstens scheinbar, zwei Lautgattungen angehören (z. B. der nach dem o-Laut sich hinneigende a-Laut) und welche demnach sowol durch das Lautzeichen der einen wie durch das der anderen Gattung annähernd treu wiedergegeben

werden können. Ferner bestehen auch da, wo eine allgemein anerkannte Schriftsprache sich gebildet hat, doch dialektische Ausspracheeigenthümlichkeiten unter den litterarisch Gebildeten fort, und natürlich liegt für die Schreibenden die Versuchung nahe, dieselben auch in der Schrift zum Ausdruck zu bringen. Endlich wird von dem Schreibenden oft das Bedürfniss empfunden, wenigstens einige der Einzellaute der betreffenden Sprache, für welche die Schrift kein Zeichen besitzt (z. B. im Deutschen das lange *a*) durch Buchstabencombinationen oder durch diakritische Zeichen auszudrücken; leicht aber kann es dabei geschehen, dass die Einen dabei dies, die Anderen jenes Verfahren, ja dass auch dieselben Personen bald dies bald jenes Verfahren einschlagen (wie z. B. früher im Deutschen langes *a* theils mit *aa*, theils mit *ah*, von Einigen auch mit *ā* oder *â* bezeichnet ward). Durch alle diese Thatsachen wird der subjectiven Willkür in der Schreibung ein verhältnissmässig weiter Spielraum gewährt, woraus sich unter Umständen empfindliche Nachtheile für das litterarische und nationale Leben ergeben können. Um diesem Uebelstande vorzubeugen ist bei den meisten Culturvölkern eine allgemeine Norm der Schreibweise, eine allgemein anerkannte »Rechtschreibung (Orthographie)» zur Geltung gekommen, sei es dass dieselbe von Seiten der Staatsregierung oder Schulverwaltung oder einer officiellen gelehrten Gesellschaft (Akademie) autoritativ vorgeschrieben oder dass sie durch den Einfluss eines hervorragenden Schriftstellers oder Grammatikers eingeführt worden ist, oder endlich dass sie auf einer Vereinbarung der an der litterarischen Production meistbetheiligten Personen (Schriftsteller, Buchhändler, Buchdrucker) beruht, (z. B. die jetzt in Deutschland üblichen Orthographien, wie die sogenannte Puttkamer'sche u. a., sind von den Ministerien vorgeschrieben; früher hatten grössere Buchdruckereien und Zeitungsredactionen ihre »Hausorthographie«; in Frankreich, Spanien etc. ist die Orthographie durch Akademien geregelt worden). Jede Orthographie, welche nur über die Mittel der gewöhnlichen Lautschrift verfügt, muss nothwendig unvollkommen sein, kann aber, wenn sie rationell und einfach ist, nichtsdestoweniger sehr wohl dem praktischen Bedürfnisse genügen, denn dasselbe verlangt nicht so sehr eine lautlich

correkte, als eine möglichst consequente und leicht zu handhabende Schreibung (ein Muster in dieser Beziehung ist die spanische Orthographie). Eine weitere Bedingung wird im Folgenden angegeben werden.

§ 10. Das Lautsystem jeder Sprache ist, wie die ganze Sprache, in steter Entwickelung begriffen (vgl. oben Kap. 1, § 13). Wir Deutsche, die wir im Jahre 1883 leben, sprechen unsere Schriftsprache ein wenig anders aus, als unsere Vorfahren im Jahre 1783, und unsere Nachkommen in den Jahren 1983, 2083 etc. werden in immer zunehmendem Grade anders aussprechen als wir. Angenommen nun, dass die sogenannte Puttkamer'sche Orthographie die Laute unseres gegenwärtigen Schrifthochdeutsch so treu wiedergiebt, als dies mittelst einer sehr beschränkten Anzahl von Lautzeichen überhaupt geschehen kann, so würde dennoch nach 100 Jahren dieses Verhältniss zwischen Schreibung und Aussprache — vorausgesetzt dass die erstere unverändert bliebe — sich der Art verschoben haben, dass zwischen beiden eine beträchtliche Differenz entstanden wäre. Diese Differenz würde im Laufe der Zeit immer erheblicher und erheblicher werden, bis sie sich schliesslich zu einem so schreienden Widerspruche zwischen Schreibung und Aussprache steigern würde, wie er etwa im Englischen besteht. Soll einem solchen Endergebniss, welches praktisch zu grossen Unzuträglichkeiten führt, vorgebeugt werden, so muss die Orthographie sich immer dem Wechsel der Lautverhältnisse anzupassen suehen, darf nicht stabil bleiben. Andererseits dürfen aber Umgestaltungen der Orthographie auch nicht allzu häufig und nicht in zu radicaler Weise vorgenommen werden, wenn nicht Verwirrung erzeugt und ein verderblicher Bruch mit der litterarischen Tradition herbeigeführt werden soll (man denke z. B. daran, dass, wenn unsere jetzige deutsche Orthographie plötzlich radical umgestaltet werden und die Umgestaltung wirklich zur Durchführung kommen sollte, damit die bisher gedruckten Bücher, namentlich auch die Ausgaben der Werke unserer Classiker, des Umdrucks bedürfen würden, um auch fernerhin allgemein benutzbar zu sein — wie schwierig ist etwas derartiges zu erreichen und wie lange währt es, bevor die neuen Ausgaben wirklich durchgedrungen sind!). Ueberhaupt hat man sich stets dessen bewusst zu bleiben, dass eine

Schrift, deren Alphabet nur aus verhältnissmässig wenigen Lautzeichen sich zusammensetzt, ganz unmöglich eine Lautschrift sein kann, dass demnach die Orthographie einen conventionellen Charakter tragen muss und dass es praktisch gar nicht so viel austrägt, wenn die Differenz zwischen Schrift und Aussprache ein wenig grösser ist, als unbedingt nothwendig wäre. Schulmässig erlernt muss die Schrift doch immer werden, dem lernenden Kinde aber — und nur um Kinder handelt es sich ja in der Regel — darf man schon zumuthen, sich an einige orthographische Wunderlichkeiten zu gewöhnen. Besser, dass die Erlernung der Orthographie etwas mehr mechanische Mühe erfordert, als dass durch stete orthographische Agitationen und Reformversuche das ganze Volk beunruhigt wird und das Gefühl der Schreibsicherheit verliert. Wer aber durchaus glaubt, dass Schrift und Laut in strengen Einklang gesetzt werden müssen, der lasse es sich angelegen sein, eine für die Zwecke des praktischen Lebens brauchbare Universallautschrift zu ersinnen.

§ 11. Das sogenannte »historische« Princip der Orthographie hat nur dann einen Sinn, wenn »historisch« im Sinne von »conservativ« aufgefasst wird; soll aber historisch soviel heissen wie »etymologisch«, so hat das Princip weder Sinn noch Berechtigung. Denn so begründet es auch ist, Worte, namentlich Fremdworte, deren Ursprung oder Ableitung klar vor Augen liegt, in orthographischem Zusammenhange mit dem Stammworte zu halten (also z. B. »Aeltern«, nicht »Eltern«, weil von »alt, älter«, »Toilette« und nicht »Toalette« zu schreiben), so verkehrt wäre es doch, principiell alle Worte ihrem Ursprunge gemäss schreiben zu wollen. Denn auch angenommen, dass die Etymologie sich stets zweifellos feststellen liesse, so müsste doch ein derartiges Schreibverfahren zu einer völligen Zurückschraubung der Sprache führen. Es ist zwecklos, näher auf diese Sache einzugehen, da die Durchführung des etymologischen Principes in der Orthographie schon aus äusseren Gründen eine baare Unmöglichkeit ist.

§ 12. Wie jeder sprechende Mensch seine individuelle Sprache besitzt (vgl. Kap. 1. § 15), so jeder des Schreibens kundige Mensch seine individuelle Schrift (oder »Hand«). Kein Mensch schreibt genau so wie der andere. (Daher die

Schrift oft — aber durchaus nicht immer! — charakteristisch für einen Menschen). Und wie man innerhalb eines Sprachgebietes locale Dialekte unterscheidet, so kann man auch innerhalb eines Schriftgebietes (z. B. des lateinischen, welches das romanische Sprachgebiet und theilweise auch das germanische und slavische umfasst) locale Schriftarten unterscheiden (die Engländer z. B. haben zwar die gleiche Schrift wie die Franzosen, aber eine andere »Hand«, einen andern »Ductus«, ebenso die Italiener, Spanier etc.). Es liessen sich noch weitere Analogien zwischen Sprache und Schrift aufstellen, z. B. wie einzelne Bevölkerungsclassen (z. B. Bergleute, Seefahrer, Jäger etc.) besondere Spracheigenthümlichkeiten haben, so haben auch gewisse Berufsclassen (z. B. Advocaten, Aerzte, Kaufleute etc.) gewisse Schrifteigenthümlichkeiten; doch geht die Schrift in ihrer Vielförmigkeit noch über die Sprache hinaus, indem sie sich auch nach den Geschlechtern nuancirt: die Frauen schreiben durchschnittlich eine wesentlich andere »Hand« als die Männer, ohne dass sich dies aus der Verschiedenheit des Jugendunterrichtes erklären liesse. (Zu vergleichen ist damit, dass bei einigen auf niederster Culturstufe stehenden Volksstämmen die Frauen eine etwas andere Sprache reden sollen als die Männer). Möglich, dass der geschlechtliche Unterschied in der Schrift auf physische Gründe zurückzuführen ist und folglich in der Verschiedenheit der Stimmlage bei Frau und Mann eine Art Gegenstück findet.

§ 13. Wie die Sprache, ist auch die Schrift in ihren Formen entwickelungsfähig. Jedes Zeitalter hat seine eigene Schriftform, welche übrigens, wenn auch in Einzelheiten von der Mode abhängig, doch in ihrem Wesen nicht zufällig ist, sondern in engem Zusammenhange steht mit der Entwicklung des Kunststyls (gothischer Styl — gothisch eckige und spitzige Schrift; Renaissancestyl — gerundete, klare Schrift) gl. obeAn § 5.

§ 14. Die Herstellung eines Lautzeichens (Buchstabens) erfordert mehr Zeit als die Erzeugung des entsprechenden Sprachlautes. Das Schreiben geht also langsamer von statten als das Sprechen. Daher ist es mit den Mitteln der gewöhnlichen Lautschrift unmöglich, eine normal rasch gesprochene Rede nachzuschreiben. In dieser Beziehung wird die gewöhnliche Lautschrift

ergänzt durch die »Schnellschrift« (Tachygraphie) oder »Engschrift« (Stenographie), welche theils durch Abkürzung oder blosse Andeutung häufig wiederkehrender Worte und Sylben theils durch möglichste Verbindung der bequem herzustellenden Schriftzeichen unter einander eine erhebliche Beschleunigung des Schreibens ermöglicht (verschiedene Systeme der Stenographie: die Tironischen Noten, das Gabelsberg'sche, das Stolze'sche, das Arend'sche System etc.). Da es aber doch nur ausnahmsweise Aufgabe der Schrift ist, die lebendige Rede zu fixiren, so ist das unmittelbare Anwendungsgebiet der Stenographie ein beschränktes.

§ 15. Aehnlich wie die Schrift zur Sprache verhält sich der Druck zur Schrift, freilich nicht dem Wesen, sondern nur der Wirkung nach. Unter Druck versteht man die mittelst einer Maschine (Presse) bewirkte Vervielfältigung eines Schriftwerkes. Das Druckwerk setzt das mit der Hand geschriebene Schriftwerk (Manuscript) voraus (nach Dictat zu drucken ist zwar möglich, aber unpraktisch). Die Herstellung eines Druckexemplares eines Schriftwerkes ist (wenigstens in der Regel) zeitraubender, namentlich aber ungleich kostspieliger als die Herstellung einer Abschrift, dagegen gewährt der Druck den ungeheuern Vortheil, dass eine fast unbegrenzte Anzahl unter einander völlig gleichlautender Exemplare eines Schriftwerkes fast gleichzeitig hergestellt werden kann. Durch die Vielheit der Exemplare erhält aber ein Schriftwerk grössere Verbreitungsfähigkeit und grösseren Schutz vor zufälligem Untergange, als wenn es in Abschriften verbreitet ist, deren Zahl ja (namentlich bei umfangreichen Werken) aus naheliegendem Grunde immer nur eine sehr beschränkte sein kann. Bei Massendruck sind auch die Herstellungskosten des einzelnen Exemplares erheblich geringer, als diejenigen einer Abschrift. Endlich bietet der Druck die Gewähr dafür, dass die einem Werke von seinem Verfasser gegebene Gestalt in allen Exemplaren gleich treu zum Ausdruck gelange, denn indem der Verfasser bei der Druckcorrektur in einem Druckexemplare dem Texte die endgültige Fassung giebt, wird dadurch unter normalen Verhältnissen die Textfassung der gesammten Auflage bestimmt, — welchen Entstellungen ist dagegen ein Text von Seiten eines Abschreibers ausgesetzt!

Litteraturangaben[1]: W. v. HUMBOLDT, Ueber die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau (Abhandlungen der Berliner Akademie von 1824, S. 161 ff., dann in das Buch über die Kawisprache. Berlin 1836/39. 3 Bde. aufgenommen) — R. LEPSIUS. Ueber die Anordnung und Verwandtschaft des semitischen, indischen, äthiopischen, altpersischen und altägyptischen Alphabets. Berlin 1837; Paläographie als Mittel für die Sprachforschung. 2. Aufl. Leipzig 1842; *Allgemein linguistisches Alphabet. Berlin 1855; *Standard Alphabet for reducing unwritten languages and foreign graphic systems to an uniform orthography in European letters. 2. Ed. London 1863 — F. HITZIG, Die Erfindung des Alphabets. Zürich 1840 — OLSHAUSEN, Ueber den Ursprung des Alphabets etc. Kieler philolog. Studien (Kiel 1841), S. 1 ff. — H. STEINTHAL, Die Entwickelung der Schrift. Berlin 1852 — ALZHEIMER, Die Buchstabenschrift, ihre Entstehung und Verbreitung. Würzburg 1860 — H. WUTTKE, Geschichte der Schrift und des Schriftthums. Bd. 1 (mehr nicht erschienen): Die Entstehung der Schrift etc. Leipzig 1872, dazu ein Heft Abbildungen. Leipzig 1873 — J. ENTHOFFER, Origin of our Alphabet. New-York 1876 — K. FAULMANN, Neue Untersuchungen über die Entstehung der Buchstabenschrift und die Person ihres Erfinders. Wien 1876 — A. BELL, Visible Speech. London 1867 (origineller Entwurf einer Universallautschrift).

Viertes Kapitel.

Die Litteratur.

§ 1. Ein Schriftwerk ist die schriftliche Fixirung einer in sich abgeschlossenen kürzeren oder längeren (Begriffs- oder) Gedankenreihe. Da die Schrift in der Regel Lautschrift ist (vgl. oben Kap. 3, § 2), so ist das Schriftwerk in der Regel die schriftliche Fixirung einer Lautrede, welche jedoch meist nicht zum mündlichen Ausdruck gebracht, sondern nur durch das Denken erzeugt und dann unmittelbar in Lautschrift umgesetzt worden ist (ein Schriftwerk giebt meist nicht eine mündliche Rede wieder, sondern unmittelbar eine in der Form der Lautsprache sich bewegende Gedankencombination). Das geistige Eigenthumsrecht an ein Schriftwerk steht dem Schreiber desselben nur dann zu, wenn er zugleich dessen Verfasser d. h. geistiger Erzeuger ist. Das Schreiben selbst ist eine rein mechanische Thätigkeit, welche auch von

---

1) Zum Theil nach HÜBNER, a. a. O. S. 24.

dem geübt werden kann, der den Inhalt des von ihm (nach- oder ab-) geschriebenen Schriftwerkes nicht versteht. — Selbstverständlich ist es, dass eine in sich abgeschlossene Gedankenreihe (Rede) nicht nothwendig schriftlich fixirt werden muss, selbst dann nicht, wenn sie durch Tendenz, Inhalt und Composition dessen werth ist, sondern dass sie nur mündlich überliefert werden kann (man denke z. B. an die lange Zeit nur mündlich überlieferten epischen Dichtungen vieler Völker, und an so manche, im Volksmunde lebende, aber noch nie schriftlich fixirte Sage etc.). Indessen bei Culturvölkern ist es durchaus Regel, dass Gedankenwerke, welche der Fixirung durch die Schrift bedürftig oder werth erscheinen, auch wirklich fixirt werden, also zu Schriftwerken werden. Daher ist die im Folgenden gegebene Definition von »Litteratur« nicht bloss statthaft, sondern selbst nothwendig.

§ 2. Unter Litteratur im weiteren Sinne versteht man die Gesammtheit der innerhalb eines bestimmten räumlichen Gebietes und innerhalb eines bestimmten Zeitraumes hervorgebrachten Schriftwerke. Die Begriffe »Gebiet« und »Zeitraum« können weiter und enger gefasst werden. Das weiteste Gebiet ist die gesammte bewohnte Erde, der weiteste Zeitraum die gesammte geschichtliche Zeit. Das engste einer besonderen Betrachtung werthe Gebiet ist eine einzelne Landschaft oder eine einzelne Stadt; der beschränkteste einer besonderen Betrachtung werthe Zeitraum ist ein Jahr (unter Umständen auch ein Halbjahr, ein Vierteljahr, ein Monat, eine Woche — die Berücksichtigung so enger Zeiträume findet z. B. statt bei bibliographischen Uebersichten, wie sie in Verlagscatalogen, in Zeitschriften etc. gegeben werden).

§ 3. Die Masse der Schriftwerke, welche bei Culturvölkern selbst auf kleinem Gebiete und in eng begrenzter Zeit hervorgebracht werden, ist eine sehr beträchtliche und entzieht sich jeder genauen Uebersicht, noch mehr jeder inhaltlichen Kenntnissnahme (man denke z. B. daran, wie viele Briefe, Aktenstücke u. dgl. selbst in einem sehr mässig grossen Orte Tag für Tag abgefasst werden).

§ 4. Jedes Schriftwerk wird in einer bestimmten Absicht (Tendenz) verfasst, soll einem bestimmten Zwecke dienen. Dadurch wird natürlich auch der Inhalt des Schriftwerkes be-

dingt. Nach Tendenz und Inhalt lassen sich etwa folgende Gattungen der Schriftwerke unterscheiden:

A. Schriftwerke realer Tendenz.

Gemeinsam ist allen Schriftwerken dieser Hauptgattung die Enthaltung von jeder Reflexion; sie begnügen sich mit der Verzeichnung der wirklichen oder vermeintlichen Thatsachen, ohne dieselben irgendwie innerlich zu begründen oder über deren Berechtigung Untersuchungen anzustellen. Ein Theil der hierher gehörigen Schriftwerke können allerdings die Ergebnisse langer und tiefer Reflexion enthalten (so die unter c genannten Werke), aber sie bringen die Ergebnisse eben nur als Thatsachen vor, nicht als subjective geistige Errungenschaften. Grundcharakter aller dieser Gattung angehörenden Schriftwerke ist: nüchterne Verständigkeit, Objectivität, Positivismus. Die Person des Verfassers tritt bei solchen Schriftwerken völlig hinter den sachlichen Zweck zurück, oft so sehr, dass es weder dem Verfasser einfällt, seinen Namen zu nennen, noch den Lesern, nach des Verfassers Namen zu fragen. Handelt es sich um vollständige Bücher, so pflegt sich, wenigstens in modernen Zeiten, der Verfasser allerdings zu nennen, aber doch nur, um sein litterarisches Eigenthumsrecht zu sichern, nicht um den Inhalt des Schriftwerkes als seine persönliche Schöpfung zu bezeichnen.

a) *Schriftwerke, welche lediglich den Zweck der Uebung im mechanischen Schreiben und im schriftlichen Gedankenausdrucke haben.*

Hierher gehören z. B. die schriftlichen Schülerarbeiten jeder Art.

b) *Schriftwerke, welche den Zweck der Feststellung, Mittheilung und Ueberlieferung von Thatsachen haben.*

Die zu dieser Klasse gehörigen Schriftwerke haben:

α) *privaten Charakter und sind nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt.*

Hierher gehören z. B. private Aufzeichnungen aller Art (Notizen, Rechnungen, Geschäftsbücher, Tagebücher), Geschäfts-, Familien- und Freundesbriefe, soweit sie sich auf Thatsachen beziehen, Familienchroniken, Geschäftspapiere aller Art (Schuldverschreibungen, Quittungen, Wechsel u. dgl.) etc.

β) privaten Charakter und sind für die Oeffentlichkeit bestimmt.

Hierher gehören z. B. Häuseraufschriften, Geschäftsanzeigen, Inschriften auf Grabdenkmalen, Annoncen in öffentlichen Blättern, Schmähschriften etc.

γ) amtlichen Charakter und sind nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt.

Hierher gehören z. B. Privaturkunden (Personalpapiere aller Art, wie Geburts-, Taufscheine, Prüfungszeugnisse, Anstellungspatente u. dgl.), die Akten der Gerichte und Verwaltungsbehörden aller Art, geheime Staatsverträge etc.

δ) amtlichen Charakter und sind für die Oeffentlichkeit bestimmt.

Hierher gehören z. B. die Staatsgesetze, die öffentlichen Bekanntmachungen einer Behörde, eines Gerichtes oder eines einzelnen Beamten; die vom Staate oder von einer Gemeinde an Gebäuden, Denkmalen etc. angebrachten Inschriften; Verfassungsurkunden, Ortsstatute; Staatsverträge, soweit deren Veröffentlichung beabsichtigt ist, etc.

ε) allgemeinen Charakter und sind für die Oeffentlichkeit bestimmt.

Hierher gehören z. B. die Berichte über irgend welche öffentliche (parlamentarische, gerichtliche etc.) Verhandlungen [Berichte über nicht öffentliche Verhandlungen gehören, wenn sie amtlicher Art, also Protokolle sind, unter γ; wenn sie nicht amtlicher Art sind, unter α, denn in letzterem Falle sind sie nur Privataufzeichnungen und nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt]; die politischen und localen Nachrichten in den Zeitungen, soweit sie sich auf Angabe des Thatsächlichen beschränken; statistische Uebersichten; geographische Werke und Geschichtswerke, in denen die Thatsachen einfach verzeichnet sind ohne Rücksicht auf ihren inneren Zusammenhang (Chroniken) etc.

c) *Schriftwerke, welche den Zweck der Belehrung über Thatsächliches haben* (diese und alle folgenden Schriftwerkclassen sind so regelmässig für die Oeffentlichkeit bestimmt, dass auf die seltenen Ausnahmen keine Rücksicht genommen zu werden braucht).

Hierher gehören:

α) für den schulmässigen Unterricht bestimmte Lehrbücher.

β) für das allgemein gebildete Publikum bestimmte Lehrbücher über wissenschaftliche oder technische Materien; auch gehören hierher Reisebeschreibungen, populäre Geschichtswerke u. dgl.

γ) für die Kreise der Fachmänner (z. B. Handwerker, Fabrikanten), bzw. der Fachgelehrten bestimmte Lehrbücher (Compendien) welche bekannte wissenschaftliche oder technische Thatsachen übersichtlich zusammenfassen und wohl zu unterscheiden sind von wissenschaftlichen Werken, in denen die Ergebnisse neuer Forschungen niedergelegt sind und also eine Erweiterung des wissenschaftlichen Erkennens angestrebt wird).

d) *Schriftwerke, welche den Zweck der Unterhaltung haben.*

Hierher gehören z. B. Anekdoten, humoristische Erzählungen ohne satirische Tendenz, Lustspiele, insofern sie keine moralische Tendenz haben, launige Gedichte, Räthsel, Erzählungen von wunderlichen Begebenheiten und Vorfällen etc. Es sind jedoch derartige Schriftwerke eben nur dann dieser Classe beizuzählen, wenn mit dem Zwecke der Unterhaltung nicht zugleich auch derjenige der Belehrung oder moralischen Einwirkung verbunden ist.

B. Schriftwerke idealer Tendenz.

Gemeinsam ist allen Schriftwerken dieser Hauptgattung das reflectirende Hinausgehen über das einfache Thatsächliche; sie begnügen sich nicht mit einem Berichte oder einer Angabe(nreihe), sondern knüpfen daran Reflexionen, zum Theil auch speculative Erörterungen. Gemeinsam ist ihnen ferner die Annahme von der Unvollkommenheit der realen Welt. Mit dieser Annahme verbindet sich das Streben, entweder die realen Verhältnisse in künstlerischer Idealisirung darzustellen und sie dadurch über die gemeine Wirklichkeit zu erheben oder aber durch die Erweiterung des menschlichen Erkennens und durch die Veredelung des menschlich sitt-

lichen Empfindens die Verwirklichung der Ideale anzubahnen. Grundcharakter aller dieser Gattung angehörenden Schriftwerke ist: Kritik des Bestehenden, Phantasie und Subjectivität in der Auffassung des Idealen. Auch wenn der Verfasser solcher Werke sich nicht nennt und seine private Person ganz zurückzudrängen sich bemüht, tritt doch überall sein persönliches Denken und Empfinden hervor.

a) *Schriftwerke, welche den Ausdruck und die Mittheilung subjektiver Reflexionen über Verhältnisse des persönlichen Lebens zum Zweck haben.*

Hierher gehören z. B. reflectirende Briefe, reflectirende (sentimentale) Tagebücher, lyrische Gedichte, etc.

b) *Schriftwerke, deren Tendenz auf die Kritik des Bestehenden gerichtet ist.*

Die Kritik kann sein:

α) *unmittelbar.*

Die Mangelhaftigkeit des Bestehenden wird durch Aufdeckung und Zusammenstellung der einzelnen Mängel nachgewiesen.

Hierher gehören die im engeren Sinne »kritisch« genannten Werke, deren Objekte natürlich sehr verschiedenartig sein können (Glaubensformen, Staatsverfassungen, sociale Zustände, künstlerische und wissenschaftliche Leistungen etc.), ferner kritische Briefe (Episteln), Satiren, Rügelieder etc.

β) *mittelbar.*

Die Mangelhaftigkeit des Bestehenden wird durch die Idealisirung (idealisirte Darstellung realer Verhältnisse) zum Bewusstsein gebracht.

Hierher gehören z. B. die sogenannten Utopien (Darstellung eines idealen Staats- und Gesellschaftslebens); die Heldengedichte, bzw. die Heldenromane (der Erbärmlichkeit der Gegenwart wird die Grossartigkeit einer idealen Vorzeit gegenübergestellt); Idyllen (die Anmuth und die Unschuld des Lebens in der Natur wird der Qual und Verderbtheit des Lebens in einer falschen Cultur gegenübergestellt); Feeenmährchen (der Beschränktheit der menschlichen Verhältnisse wird die selige Unbedingtheit höher organisirter Wesen gegenüber-

gestellt); die Sittenromane (die Wirklichkeit des socialen und privaten Lebens wird dargestellt, um ihre schweren Gebrechen zu enthüllen) etc.

γ) negativ (destructiv).

Die Mängel des Bestehenden werden nachgewiesen, aber keine Mittel zu deren Heilung angegeben.

Hierher gehören die unter *α*) genannten Werke, sofern sie nicht zugleich unter *δ*) fallen.

δ) positiv (constructiv).

Die Mängel des Bestehenden werden nachgewiesen (oder als bekannt vorausgesetzt) und zugleich Mittel zu deren Heilung angegeben.

Hierher gehören alle Schriftwerke, welche nach irgend einer Richtung hin Vorschläge für die bessernde Umgestaltung (Reform) des Bestehenden machen, z. B. auch Lehrgedichte, welche unter Hinweis auf die fehlerhafte Ausübung irgend einer Thätigkeit (z. B. der dichterischen) Anleitung zu einer richtigeren Ausübung geben.

c) *Schriftwerke, deren Tendenz auf Erweiterung des menschlichen Erkennens gerichtet ist.*

Hierher gehören alle wissenschaftlichen Werke, in denen nicht eine Zusammenfassung des bereits (wirklich oder vermeintlich) Erkannten gegeben, sondern der Versuch gemacht wird, den Horizont des Erkennens nach irgend einer Richtung hin auszudehnen und dadurch die Menschheit in einem Punkte auf eine höhere Stufe der Intelligenz zu erheben.

d) *Schriftwerke, deren Tendenz auf Hebung und Läuterung der menschlichen Sittlichkeit gerichtet ist.*

Die Hebung und Läuterung der menschlichen Sittlichkeit kann auf doppelte Weise angestrebt werden: erstlich, indem auf unmittelbare oder mittelbare Weise das Bewusstsein für Recht und Unrecht erweckt wird; zweitens aber, indem das religiöse Gefühl angeregt wird, denn die Religion, welcher Art sie auch sei, stellt die Erfüllung der moralischen Pflichten als eine der Gottheit wohlgefällige und von ihr gewollte Handlungsweise hin. — Darnach unterscheiden wir hier Schriftwerke moralischer und Schriftwerke religiöser Tendenz.

α) *Schriftwerke moralischer Tendenz.*

Die moralische Tendenz kann unmittelbar oder mittelbar zum Ausdruck gelangen.

α′ *Schriftwerke unmittelbar moralischer Tendenz.*

Hierher gehören moralische Traktate u. dgl.

α″ *Schriftwerke mittelbar moralischer Tendenz.*

Durch Erzählung von wirklichen oder doch als wirklich angenommenen Begebenheiten oder durch die Wirklichkeit nachahmende Darstellung einer Handlung werden das moralische Gefühl und die moralisirende Reflexion erregt.

Hierher gehören z. B. Anekdoten moralischer Tendenz; Moralromane; Fabeln, Parabeln; allegorische Epen moralisirender Tendenz, Dramen (Tragödien, Moralitäten, Rührdramen, Lustspiele, diese aber nur, wenn sie neben dem komischen Elemente auch ein sittliches enthalten, sonst gehören sie zu A d).

β) *Schriftwerke religiöser Tendenz.*

Auch die religiöse Tendenz kann unmittelbar oder mittelbar zum Ausdruck gelangen.

β′ *Schriftwerke unmittelbar religiöser Tendenz.*

Hierher gehören Gebete, religiöse Traktate, Predigten, asketische Schriften, geistliche lyrische Dichtungen (Hymnen, etc.) etc.

β″ *Schriftwerke mittelbar religiöser Tendenz.*

Durch Erzählungen von wirklichen oder doch als wirklich angenommenen Begebenheiten oder durch die Wirklichkeit nachahmende Darstellung einer Handlung wird das religiöse Gefühl erregt.

Hierher gehören z. B. die Lebensschilderungen der Religionsstifter, Heiligenlegenden, Mysterien, Mirakelspiele und sonstige religiöse Dramen etc.

§ 5. Die Schriftwerke realer Tendenz haben zum Theil ein unmittelbares Interesse nur für den Verfasser selbst und die ihm nächststehenden Personen (z. B. Privataufzeichnungen, Familien- und Freundesbriefe, Familienchroniken etc.), zum Theil allerdings für einen weiteren Kreis von Personen oder sogar auch für ein ganzes Volk und selbst für mehrere

Völker (z. B. ein brauchbares wissenschaftliches Compendium kann für längere Zeit eine internationale Verbreitung finden), aber sie entbehren des allgemein menschlichen Interesses. Denn auch die bedeutendsten dieser Schriftwerke haben doch unmittelbare Bedeutung höchstens so lange, als die Generation lebt, innerhalb deren sie entstanden sind, sie sind also rascher Veraltung unterworfen. Für die Nachwelt verlieren sie — wenn sie nicht durch Umarbeitung erneut werden (wie dies bei wissenschaftlichen Lehrbüchern oft geschieht) — die unmittelbare Verständlichkeit, jedenfalls das actuelle Interesse. Wichtig bleiben sie allerdings für den Geschichtsforscher der Nachwelt, denn dieser vermag, wenn er ihr Verständniss durch gelehrte Forschung sich erschlossen hat, aus ihnen das äussere Leben, die materielle Cultur der betreffenden Vergangenheit zu erkennen.

Anders die Schriftwerke idealer Tendenz. Diese besitzen, wenn sie auch zunächst an die Volks- und Zeitgenossen ihrer Verfasser sich wenden, doch ein allgemein menschliches und ein bleibendes Interesse, freilich, wie begreiflich, das eine in geringerem, das andere in höherem Grade; sie können allerdings in einzelnen Beziehungen veralten und gelehrter Erklärung bedürftig werden (so werden z. B. viele einzelne Dinge in der Odyssee dem nicht gelehrten Leser unverständlich sein), aber ihr wesentlicher Gedankeninhalt bleibt in aller Zeit für Jeden verständlich und bedeutend, der die geistige Kraft besitzt ihn zu erfassen (z. B. Platons Schriften werden auch nach tausend und mehr Jahren noch für Jeden, der mit Philosophie sich beschäftigt, ebenso verständlich und wichtig sein, wie sie es heute sind und schon vor zweitausend Jahren waren; die homerischen Gedichte werden bewundert werden, so lange Menschen leben, freilich nicht von allen Menschen, aber doch von allen denen, welche mit hinreichender allgemeiner Bildung an ihre Lectüre herantreten, etc.)

Wie man den einzelnen Menschen besser aus dem erkennen kann, was er sein möchte und was er als Ideal erstrebt, als aus dem, was er wirklich ist und erreicht hat — denn das Erste ist der Ausfluss des innersten Selbst, das Zweite aber zu einem Theile das Ergebniss äusserer Verhältnisse —,

so erkennt man auch ein Volk und ein Zeitalter besser aus seinen Idealen und idealen Bestrebungen, als aus seiner äusseren (politischen) Geschichte und Stellung (wer z. B. das polnische Volk lediglich nach seiner vielfach kläglichen und ruhmlosen Geschichte beurtheilen wollte, würde sehr irrig urtheilen; auch wer etwa die alten Griechen nur nach ihrer politischen Geschichte beurtheilt, würde unfähig sein, die wahre hohe Bedeutung des Volkes zu erkennen). Die Ideale und idealen Bestrebungen eines Volkes (eines Zeitalters) aber finden ihren Ausdruck in seiner Religionsform, seiner Sitte, seiner Staats- und Gesellschaftsverfassung, seiner Kunst und seiner Litteratur, soweit dieselbe Werke idealer Tendenz hervorgebracht hat. Die Litteratur aber ist ganz besonders geeignet den Idealen eines Volkes (eines Zeitalters) Ausdruck zu verleihen, weil die Sprache am unmittelbarsten und im weitesten Umfange Gedanken zu versinnlichen und die Schrift wiederum die von der Sprache versinnlichten Gedanken vollständig und unverändert zu fixiren vermag. (Auch der bildende Künstler bringt Gedanken und Ideale zum Ausdruck, aber die Mittel, über welche er verfügt, sind ungleich beschränkter, als die dem Schriftsteller zu Gebote stehenden Sprachmittel. Ein Werk der bildenden Kunst kann sehr wohl in einem einzelnen Falle einen Gedanken, bzw. ein Ideal weit anschaulicher und packender zum Ausdruck bringen, als ein Schriftwerk es vermöchte, aber viel öfter wird das umgekehrte Verhältniss bestehen, und noch häufiger wird ein Gedanke, bzw. ein Ideal nur durch ein Schriftwerk sich ausdrücken lassen, noch unbedingter gilt dies von Gedankenreihen, bzw. Idealverbindungen).

So ist vorzugsweise die Litteratur idealer Tendenz das Organ des auf das Ideale gerichteten Denkens und Empfindens eines Volkes (Zeitalters), und folglich ist auch vorzugsweise aus ihr die Erkenntniss dieses Denkens und Empfindens, d. h. des geistigen Lebens überhaupt, zu gewinnen.

In Anbetracht dieser hohen Bedeutung der Litteratur idealer Tendenz, ist man berechtigt, sie »Litteratur« ohne weiteren Beisatz zu nennen, um so mehr als eine Betrachtung, Geschichte und Würdigung der gesammten Litteratur, wie wir diese oben § 2 definirt haben, wegen ihrer heterogenen

Beschaffenheit, selbst bei Beschränkung auf ein kleines Gebiet, unthunlich, ja unmöglich ist.

Unter Litteratur im engeren Sinne verstehen wir daher die Gesammtheit derjenigen innerhalb eines bestimmten Gebietes und innerhalb eines bestimmten Zeitraumes hervorgebrachten Schriftwerke, in denen das auf das Ideale gerichtete Denken und Empfinden des betreffenden Volkes Ausdruck gefunden hat.

§ 6. Die Hervorbringungsweise (Production) von Litteraturwerken (idealer Tendenz) ist eine zweifache: entweder der Verstand sucht auf dem Wege der kritischen oder der combinatorischen Forschung das vermeintlich Bekannte als nicht bekannt zu erweisen oder von dem Bekannten zu dem Unbekannten vorzudringen (z. B. ausgehend von der Thatsache, dass Sprachverschiedenheit besteht, die Ursache derselben zu ergründen); oder aber die Phantasie sucht das Bekannte in eigenartiger Weise aufzufassen (z. B. das Leben als eine Reise) oder einzelne Elemente des Bekannten eigenartig zu einem Ganzen zu verbinden, theils dabei sich anlehnend an die Wirklichkeit, theils die denkbare Möglichkeit der Wirklichkeit substituirend (so kann z. B. die Phantasie die Erlebnisse verschiedener Personen zu einer einheitlichen Erzählung zusammenfassen und diese noch durch Einflechtung nur erdachter Abenteuer erweitern). — So ergeben sich zwei Classen der Litteraturwerke idealer Tendenz:

a) Werke des Verstandes oder wissenschaftliche Werke.

b) Werke der Phantasie oder dichterische Werke. Zu bemerken ist hierbei aber, dass weder bei der Hervorbringung wissenschaftlicher Werke ausschliesslich der Verstand noch bei der Hervorbringung dichterischer Werke ausschliesslich die Phantasie thätig ist, sondern dass Verstand und Phantasie bei jeder litterarischen Production verbunden sein müssen, dass jedoch an der litterarischen Production wissenschaftlicher Art vorwiegend der Verstand, und an derjenigen dichterischer Art vorwiegend die Phantasie betheiligt ist. Was von der Production gilt, das gilt auch von der Reception (seitens der Leser): wissenschaftliche Werke

fasst der Lesende vorwiegend mit dem Verstande, dichterische vorwiegend mit der Phantasie auf. Die Lecture der Werke jeder der beiden Classen gewährt dem mit Verständniss Lesenden hohen Genuss, vorausgesetzt natürlich, dass der Verfasser die Aufgabe, welche er selbst sich gestellt, angemessen zu lösen verstand. Aber der Genuss, den ein wissenschaftliches Werk bietet, wird nur dann gewonnen, wenn der Leser die Fähigkeit und die Hingebung besitzt, die forschende Gedankenarbeit des Verfassers in seinem eigenen Geiste nochmals zu vollziehen, das schon von dem Verfasser Gedachte abermals zu durchdenken, das bereits von diesem Erkannte selbstthätig neu zu erkennen. So wird von dem Leser schwere Arbeit und harte Mühe gefordert, welche aber freilich für den von Wissensdrang und Wissenslust Beseelten auch wieder ihren Reiz besitzt und reichen Lohn in sich trägt. Mühelos dagegen ist bei einem dichterischen Werke der Genuss, nicht Anstrengung erheischt es, sondern nur das Eine hat zu thun nöthig, wer seiner sich erfreuen will: sich die Musse zur Betrachtung des vielgestaltenden Spieles einer fremden Phantasie zu gönnen. Möglich freilich, dass die Phantasie des Dichters entlegene und nicht für eine jede andere beschreitbare Pfade wandelt, aber dies geschieht doch nur in Ausnahmefällen; in der Regel sind die dichterischen Combinationen der Phantasie allgemein und unschwer verständlich.

So bietet das Dichterwerk dem Lesenden Unterhaltung; aber freilich das wahre Dichterwerk, das Dichterwerk idealer Tendenz, darf nicht lediglich dem Zwecke der Unterhaltung dienen, kein tändelndes und tieferen Sinnes baares Spiel der Phantasie vorführen, sondern es muss von einer würdigen Idee erfüllt sein, einen Gedankeninhalt haben, vermöge dessen es erhebend und veredelnd wirkt. Fehlt ihm der letztere, so hört es zwar um desswillen nicht auf, ein Dichterwerk zu sein — (und es mag sogar willig zugestanden werden, dass, ebenso wie rein unterhaltende und belustigende Spiele, auch rein unterhaltende Dichterwerke [wie z. B. Lustspiele gewöhnlichen Schlages] ihre volle Daseinsberechtigung besitzen, weil sie dem menschlichen Bedürfnisse nach Erholung und Erheiterung entsprechen) —, aber es ist ein Dichterwerk untergeordneter Gattung, ein dichterisches Spielwerk.

§ 7. Die Form eines Litteraturwerkes ist eine dreifache: die sachliche, die sprachliche und die rhythmische. Die sachliche Form gelangt zum Ausdruck in der Vertheilung und Anordnung des Stoffes (Composition); die sprachliche in der Wahl und Verbindung der Worte und Gliederung der Sätze (Styl); die rhythmische in der musikalischen Beschaffenheit der Rede. Jede dieser Formen kann in verschiedener Weise behandelt werden.

a) In der sachlichen Form (Composition), d. h. in der Anordnung und Vertheilung des inhaltlichen Stoffes, lässt der Verfasser eines Werkes sich entweder lediglich von sachlichen oder zugleich auch von aesthetischen Grundsätzen leiten. Das erstere Verfahren darf der Verfasser eines wissenschaftlichen, das letztere muss der Verfasser eines dichterischen Werkes einschlagen. Die besondere Aufgabe des wissenschaftlichen Forschers ist es, methodisch zu construiren, die besondere Aufgabe des gestaltenden Dichters dagegen, künstlerisch zu componiren; jedoch ist es dem Verfasser eines wissenschaftlichen Werkes möglich, demselben ausser der methodischen Construction auch eine künstlerische Composition zu geben, wenn die behandelte Materie dies gestattet (z. B. wenn sie eine historische ist); der Verfasser eines dichterischen Werkes dagegen würde, wollte er auch nach methodischer Construction streben, sich die künstlerische Composition unmöglich machen und folglich seinem Werke den wesentlichen Charakter des Dichterischen rauben, denn die Phantasie kann sich keiner logischen Methode unterwerfen.

Hiernach unterscheiden wir:

α) Werke ohne künstlerische Composition,

β) Werke mit künstlerischer Composition.

Die erstere Classe umfasst ausschliesslich wissenschaftliche Werke, die letztere begreift vorwiegend dichterische Werke in sich, es können aber auch wissenschaftliche Werke ihr angehören.

Litteraturwerke mit künstlerischer Composition sind litterarische Kunstwerke, ihre Hervorbringung ist also (poetische, bzw. stylistische) Kunst.

b) Ebenso ist bezüglich der sprachlichen Form oder Redeform eines Litteraturwerkes eine doppelte Behandlung möglich: die sachliche und die aesthetische. Bei der ersteren erstrebt der Schriftsteller Klarheit und Verständlichkeit, er bedient sich daher eines möglichst einfachen sprachlichen Ausdruckes, hält Alles von diesem fern, was nicht für die Sache nothwendig oder doch förderlich ist. Er wählt immer diejenigen Worte, welche dem zu bezeichnenden Begriffe am schärfsten entsprechen und welche nichts an und in sich haben, wodurch die Phantasie des Lesers angeregt und zum Abschweifen von der Sache veranlasst werden könnte; daher braucht er vorzugsweise den Wortschatz des gewöhnlichen Lebens als den am unmittelbarsten verständlichen, wo dieser aber nicht ausreicht, nimmt er durch den Usus in ihrer Bedeutung bestimmte termini technici zu Hülfe. In der Verbindung der Sätze und Perioden verzichtet er auf kunstvollen Aufbau, sondern begnügt sich, allerdings unter Vermeidung geschmackloser Eintönigkeit, mit schlichter logischer Zusammenfügung.

Anders die ästhetische Behandlung der Redeform. Bei dieser will der Schriftsteller Begriffe nicht scharf ausdrücken, sondern dem Leser möglichst anschaulich darstellen, und nicht darauf kommt es ihm an, durch nüchterne, logische Verkettung der Worte und Sätze dem Inhalte der Rede beweisende Kraft zu verleihen, sondern sein Streben ist dahin gerichtet, Worte und Sätze gleichsam wie Farben zu brauchen und mittelst ihrer ein Redegemälde herzustellen, welches mächtig einwirken soll auf die Phantasie der Leser. Deshalb wählt er, wenn es angänglich, Worte, welche schon in ihrer Form etwas Malerisches haben, oder welche, sei es durch die Eigenart ihrer Bildung, sei es durch den Adel ihres Alters, die Phantasie anzuregen vermögen. Daher vermeidet er es, Begriffe nackt und kahl zum sprachlichen Ausdruck zu bringen, sondern sucht sie mit kunstvoller bildlicher Hülle zu umweben, wodurch freilich ihr klares Erfassen schwieriger, ihr Eindruck aber, wenn sie einmal erfasst sind, um so nachhaltiger wird. Daher endlich verbindet er Sätze und Perioden in kunstvoller Weise, oder wo er es unterlässt, wird gerade durch die Kunstlosigkeit Wirkung hervorgebracht.

Hiernach unterscheiden wir also:

α) in sachlicher Redeform,

β) in ästhetischer Redeform abgefasste Litteraturwerke.

Die erstere ist nur bei wissenschaftlichen Litteraturwerken anwendbar, die letztere findet vorzugsweise bei dichterischen Litteraturwerken Anwendung (und muss bei diesen angewandt werden), lässt sich aber auch, wenngleich meist nur in eingeschränktem Masse, auf wissenschaftliche übertragen, vorausgesetzt, dass die in diesen behandelten Materien den Verzicht auf die sachlich einfache Redeform gestatten (möglich ist dies z. B. bei historischen Materien, während es z. B. bei mathematischen ganz unmöglich sein dürfte).

c) Die Sylben, in Sonderheit deren Vocale, innerhalb eines Wortes, bzw. eines Satzes, werden nicht in gleicher Weise ausgesprochen, sondern unterscheiden sich in Bezug auf Zeitdauer (Quantität), Klang (Qualität) und Tonstärke (Accent). Durch Verbindung von Sylben, welche hinsichtlich des Klanges, namentlich aber hinsichtlich der Zeitdauer oder hinsichtlich der Tonstärke von einander abweichen, entsteht der Rhythmus der Rede. Derselbe ist ein freier oder ungebundener wenn in der Aufeinanderfolge die rhythmischen Elemente (kurzer und langer, betonter und tonloser Sylben) kein principiell bestimmter Wechsel stattfindet, ein gebundener dagegen, wenn ein solcher Wechsel beobachtet wird. Durch die Gebundenheit des Rhythmus wird eine ästhetische Klangwirkung erzeugt.

Hiernach unterscheiden wir

α) in ungebundener,

β) in gebundener rhythmischer Form abgefasste Litteraturwerke.

In wissenschaftlichen Werken hat nur die rhythmisch ungebundene Form (Prosa) Berechtigung (wie abgeschmackt würde sich z. B. eine in Versen geschriebene historische Abhandlung ausnehmen!). In dichterischen Werken dagegen ist die Anwendung der rhythmisch-gebundenen Form berechtigt und kann die Wirkung der ästhetischen Behandlung der sachlichen und sprachlichen Form erheblich steigern, jedoch ist ihre Anwendung keineswegs nothwendig (bekanntlich wer-

den z. B. Epen [Romane] und Dramen sehr häufig in Prosa geschrieben, selbst lyrische Dichtungen).

Aus dem Erörterten ergiebt sich, dass nach Inhalt und Form vier Classen von Litteraturwerken idealer Tendenz zu unterscheiden sind:

Wissenschaftliche Werke.

α) wissenschaftliche Werke mit sachlicher Behandlung der sachlichen und sprachlichen Form und in ungebundener rhythmischer Form abgefasst.

β) wissenschaftliche Werke mit ästhetischer Behandlung der sachlichen und sprachlichen Form, aber in ungebundener rhythmischer Form abgefasst.

Dichterische Werke.

γ) dichterische Werke mit ästhetischer Behandlung der sachlichen und sprachlichen Form, aber in ungebundener rhythmischer Form abgefasst (z. B. ein Drama in Prosa).

δ) dichterische Werke mit ästhetischer Behandlung der sachlichen und sprachlichen Form und in gebundener rhythmischer Form abgefasst.

§ 8. Wie alle Erscheinungsformen des geistigen Lebens der Menschheit ist auch die Litteratur an die Eigenart der einzelnen Völker, an die Nationalität, gebunden. Jedes Volk, welches überhaupt zu litterarischer Production gelangt ist, besitzt seine Nationallitteratur, welche sich irgendwie von der Litteratur jedes andern Volkes charakteristisch unterscheidet. Da indessen die Cultur grosser Völkergruppen oft während langer Zeiträume eine in wesentlichen Beziehungen gleichartige ist (wie z. B. diejenige der modernen Culturvölker Europas, oder diejenige der westeuropäischen Völker des Mittelalters), so ist auch die Litteratur solcher Völkergruppen in wesentlichen Beziehungen eine gleichartige und kann als eine Einheit aufgefasst werden, wenn die Betrachtung nur auf das Allgemeine und Hauptsächliche gerichtet ist.

§ 9. Die Litteratur ist, wie das geistige Leben der Völker überhaupt, in steter Entwickelung begriffen. Diese wird bedingt theils durch die eigenartige Entwickelung der Cultur des betreffenden Volkes, theils aber auch durch die Berührung desselben mit andern Völkern. Kein Culturvolk nämlich führt ein in sich abgeschlossenes Dasein, so dass es sich ganz nur seiner individualen Eigenart gemäss zu entwickeln vermöchte,

sondern ein jedes ist durch mannigfache Beziehungen (Religion, Politik, Handel etc.) mit anderen Culturvölkern verbunden und dadurch mehr oder minder fremdnationaler Beeinflussung ausgesetzt. Folglich trägt auch die Litteratur eines Volkes nie einen rein nationalen Charakter, sondern mischt sich stets mehr oder weniger mit fremden Elementen, welche freilich bei Völkern mit ausgeprägter nationaler Eigenart dieser letzteren sich angleichen und ihr entsprechend umgestalten, während sie allerdings bei Völkern mit geschwächtem Nationalbewusstsein deren Litteratur geradezu zu entnationalisiren vermögen (so hat z. B. die englische Litteratur des 16. Jahrhunderts trotz des Eindringens fremdartiger Elemente ihren nationalen Charakter behauptet, während z. B. die deutsche Litteratur des 17. Jahrhunderts, weil damals das deutsche Nationalbewusstsein kläglich gesunken war, nahezu völlig entnationalisirt worden ist). Zur Herrschaft können fremde Elemente innerhalb einer Litteratur auch dann gelangen, wenn eine Nation für ideale Leistungen wenig beanlagt und dadurch gezwungen ist, sich in dieser Beziehung an ein höher begabtes Volk anzulehnen und dessen litterarische (und künstlerische) Schöpfungen nachzubilden (in diesem Verhältnisse standen z. B. die Römer zu den Griechen). Weit mehr als die Sprache kann die Litteratur durch das Eingreifen einzelner Persönlichkeiten beeinflusst werden, sei es, dass von diesen aufgestellte litterarische Theorien allgemeine Anerkennung finden (man denke z. B. an Boileau's Gesetzgebung auf poetischem Gebiete), sei es, dass das von ihnen praktisch gegebene Beispiel zu allgemeiner Nachahmung reizt (man denke z. B. an den Einfluss der »Plejade«, welcher weit mehr durch Ronsard's, Jodelle's etc. poetische Leistungen, als durch du Bellay's Theorien begründet worden ist). Durch den Einfluss gelehrter Theorien, bzw. durch die principielle Nachahmung fremder Muster kann die Litteratur eines Volkes von ihrer nationalen Basis abgedrängt werden, aufhören eine Volkslitteratur zu sein und zu einer reinen Kunstlitteratur herabsinken, welche nur von den sogenannten höheren, gelehrten, bzw. gebildeten Ständen verstanden und gewürdigt wird, der Volksmasse dagegen mehr oder weniger ganz unzugänglich bleibt (wie z. B. die französische Renaissancepoesie im 16. Jahrhun-

dert). Neben einer derartigen Kunstlitteratur behauptet sich allerdings, namentlich auf lyrischem Gebiete, auch eine volksthümliche Dichtung, indessen ist dieselbe, da die Höhergebildeten sich von ihr abwenden, der Gefahr der Verwilderung ausgesetzt.

§ 10. Das natürliche Organ der nationalen Litteratur ist die nationale Sprache. Es kann aber durch historische Entwickelungsverhältnisse oder auch durch besondere Zufälligkeiten geschehen, dass ein Schriftsteller (Dichter) sich in seinen Productionen entweder stets oder doch gelegentlich einer fremden Sprache bedient (man denke daran, dass z. B. Milton lateinische [auch griechische und italienische] Gedichte und namentlich lateinische Prosaschriften verfasst hat; dass Friedrich d. Gr. französisch schrieb etc.). Solche fremdsprachliche Werke gehören gleichwohl der Nationallitteratur desjenigen Volkes an, welchem ihr Verfasser durch Geburt und Lebensverhältnisse angehört. Nur in dem Falle, dass ein Schriftsteller in Folge eines eigenthümlichen Lebensganges seine ursprüngliche Nationalität und Sprache völlig mit einer andern vertauscht hat, sind seine Werke der Litteratur der angenommenen Nationalität beizuzählen (so ist z. B. der deutsche Baron Grimm als französischer Schriftsteller, der Franzose Chamisso aber als deutscher Dichter zu betrachten).

§ 11. Da die Litteratur eine Entwickelung hat, so hat sie auch eine Geschichte. Die Litteraturgeschichte kann einen weitesten, weiteren und engeren Umfang haben: entweder umfasst sie die Litteratur aller Völker und aller Zeiten, also die Welt- oder Universallitteratur; oder sie hat die Litteratur einer Völkergruppe (z. B. der Griechen und Römer, der Engländer und Franzosen, der skandinavischen Völker, der slavischen Völker etc.) zum Gegenstande; oder endlich sie beschäftigt sich nur mit der Litteratur eines einzelnen Volkes, also mit einer Nationallitteratur. Möglich ist allerdings eine noch grössere Beschränkung des Umfanges, indem etwa auch die Geschichte der Litteratur eines einzelnen Dialectgebietes, einer einzelnen Landschaft, selbst einer einzelnen Stadt (etwa die Litteratur der Normandie, der französischen Schweiz oder der Stadt Genf) abgesondert behandelt werden kann. Wissenschaftliche Berechtigung hat ein solches Verfahren aber doch

nur dann, wenn eine derartige Particularlitteraturgeschichte entweder in rein äusserlicher Weise (s. u. § 12) oder aber mit stetem Hinblicke auf die Geschichte der Gesammtlitteratur des betreffenden Volkes (Sprachgebietes) behandelt wird. Die auf irgend eine Einzellitteratur (National-, Provinzial- etc. Litteratur, Litteratur einer Völkergruppe) sich beschränkende Litteraturgeschichte kann entweder die gesammte, sei es bereits abgeschlossene sei es sich noch fortsetzende Entwickelung dieser Litteratur oder nur einen einzelnen Zeitraum derselben behandeln. Möglich ist auch die gesonderte litterarhistorische Behandlung eines einzelnen Gebietes (z. B. des Drama's) der Universal- oder einer Einzellitteratur.

§ 12. Die Litteraturgeschichte kann, wie die Geschichte überhaupt auf zweifache Weise behandelt werden, nämlich: a) auf äusserliche (chronistische) Weise. wenn der Litterarhistoriker sich mit der Feststellung und Zusammenstellung der litterargeschichtlichen Thatsachen und Erscheinungen begnügt; b) auf innerliche (pragmatische) Weise, wenn der Litterarhistoriker sich bestrebt, den inneren Grund und Zusammenhang der litterargeschichtlichen Thatsachen und Erscheinungen aufzudecken und darzulegen. Mit der inneren Litteraturgeschichte ist eng verbunden die Feststellung des relativen Werthes eines Litteraturwerkes, d. h. des Werthes, welchen es im Verhältnisse zu gleichzeitigen anderen Litteraturwerken sowie im Verhältniss zu der gesammten Cultur der betreffenden Zeit und in seiner Bedeutung für dieselbe besitzt. Dagegen ist die Feststellung des absoluten Werthes eines Litteraturwerkes, d. h. des ästhetischen Werthes, der ihm vermöge seines Gedankeninhaltes und seiner Composition innerhalb der gesammten Litteratur (sei es des betreffenden Volkes oder einer ganzen Völkergruppe oder gar aller Völker) zukommt, nicht Aufgabe der Litteraturgeschichte, sondern der angewandten Aesthetik. Es kann jedoch sehr wohl die ästhetische Beurtheilung sich mit der litteraturgeschichtlichen Forschung verbinden. — Der relative und der absolute Werth eines und desselben Litteraturwerkes kann ein sehr verschiedener sein (z. B. das altfranzösische Eulalialied hat als älteste erhaltene französische Dichtung einen sehr hohen relativen Werth, während sein absoluter Werth ganz gering ist).

§ 13. Gegenstand der Litteraturgeschichte sind nicht nur die vollständig oder doch in Bruchstücken erhaltenen Litteraturwerke, sondern auch diejenigen, welche nicht mehr erhalten sind, deren einstiges Vorhandensein sich aber mit Sicherheit nachweisen und deren Inhalt sich auf combinatorischem Wege mehr oder weniger bestimmt reconstruiren lässt. Mehrfach bilden derartige Werke wichtige Glieder in der Kette der litterargeschichtlichen Entwickelung (man denke z. B. an die verlorne Don-Juan-Harlekinade des Giliberto, welche für die Vorgeschichte des Molière'schen Don Juan wichtig ist).

Fünftes Kapitel.

Begriff der Philologie.

§ 1. Die Philologie ist diejenige Wissenschaft, deren Aufgabe und Ziel die Erkenntniss des eigenartigen geistigen Lebens eines Volkes (oder einer Völkergruppe) ist, soweit dasselbe in der Sprache und Litteratur seinen Ausdruck gefunden hat, bzw. noch findet. (vgl. aber § 4).

§ 2. Man kann versucht sein, dem Begriff der Philologie in doppelter Weise eine viel weitere Fassung zu geben und entweder die eine oder die andere der folgenden Definitionen aufzustellen:

a) Die Philologie ist diejenige Wissenschaft, deren Aufgabe und Ziel die Erkenntniss des geistigen Lebens der Menschheit ist, soweit dieselbe in Sprache und Litteratur seinen Ausdruck findet.

b) Philologie ist diejenige Wissenschaft, deren Aufgabe und Ziel die Erkenntniss des gesammten geistigen Lebens eines Volkes (oder einer Völkergruppe) ist.

Nach der Definition a) würde die Philologie die Sprachen und Litteraturen aller (Cultur)völker zu ihrem Objekte haben, ähnlich wie etwa die allgemeine Kunstgeschichte darnach strebt, die Entwickelung der bildenden Kunst bei allen Völkern zu erforschen und darzulegen. Theoretisch ist eine solche universale Auffassung der Philologie vollberechtigt, praktisch ist sie aber durchaus unbrauchbar, da sie eine Forderung in

sich schliesst, welche zu erfüllen jede menschliche Kraft übersteigt. Daraus, dass der Begriff Universalgeschichte auch in der Praxis sich als brauchbar erweist, darf man nicht das Gleiche für den Begriff der Universalphilologie folgern wollen. Denn bei einer universalen Behandlung der Geschichte ist die Beschränkung auf die hervorragenden und allgemein wichtigen geschichtlichen Erscheinungen möglich. Die Philologie würde eine derartige Behandlung nicht vertragen, da sie, vorzugsweise auf ihrem sprachlichen Gebiete, auf die Specialforschung nicht verzichten kann, wenn sie ihre Aufgabe erfüllen will.

Nach der Definition b) würde die Philologie sämmtliche Erscheinungsformen des geistigen Lebens eines Volkes, bzw. einer Völkergruppe, zu erfassen haben, also ausser der Sprache und Litteratur namentlich auch Religion, Staatsverfassung, Recht und Sitte, bildende Kunst. Theoretisch ist auch diese Aufstellung statthaft, aber praktisch erweist sie sich ebenfalls als unbrauchbar. Allerdings die sogenannte classische Philologie setzt sich, wenigstens nach der gewöhnlichen Auffassung, die Erkenntniss des gesammten geistigen Lebens des classischen Alterthums (Griechen- und Römerthums) zur Aufgabe. Und diese Aufgabe ist auch, freilich doch nur in beschränkter Weise, in der That lösbar. Aber sie ist es nur in Folge des Umstandes, dass die Cultur des classischen Alterthums, weil sie einen geschichtlichen Abschluss gefunden hat, und weil sie, wenn auch eine hohe, so doch im Wesentlichen eine einfache Cultur war, eine übersehbare Einheit bildet. Die Cultur der modernen Völker Europa's dagegen — um nur von diesen zu sprechen — ist eine ungleich vielgestaltigere, und überdies ist sie noch unabgeschlossen, ja wahrscheinlich vom einstigen Abschlusse noch weit entfernt. Es ist demnach unmöglich, sie einheitlich zu übersehen und ihre Erkenntniss zum Objecte einer Wissenschaft zu machen. Wollte z. B. eine speciell mit dem Geistesleben der Franzosen sich allseitig beschäftigende Philologie ausser der Sprache und Litteratur auch die religiöse, politische, künstlerische etc. Geistesthätigkeit des französischen Volkes in den Kreis ihres Erkennens ziehen, so wäre damit eine Aufgabe gestellt, welche bei jedem Versuche, sie zu lösen, sofort in eine Reihe gleich berechtigter und gleich schwieriger Einzelaufgaben zerfallen würde und sich nimmer-

mehr einheitlich behandeln liesse. Etwas Anderes kommt noch hinzu. Es ist völlig berechtigt, z. B. von einer griechischen Kunst zu sprechen. Denn die Kunst der Hellenen, wenn auch in ihren ersten Anfängen unter dem Einflusse der orientalischen Kunst stehend, ist doch eine durch und durch nationale, durch und durch hellenische gewesen. Keineswegs aber besitzen die Bezeichnungen »französische Kunst«, »deutsche Kunst« etc. einen gleichwerthigen Sinn. Denn die Kunst der Franzosen, der Deutschen und der sonstigen romanischen und germanischen Völker zeigt zwar sehr merkbare nationale Differenzen auf, aber im Wesentlichen ist sie doch eine und dieselbe, hat sich auf gemeinsamer Grundlage entwickelt und vielfach die gleichen Ideale zu verwirklichen gestrebt. Wer sich also die Erkenntniss des Geisteslebens der Franzosen etc., soweit dasselbe in der Kunst Ausdruck gefunden hat, zur Aufgabe stellt, der muss nothwendigerweise die Kunst der romanischen und germanischen Völker überhaupt zum Gegenstande seines Studiums machen. Thäte er es nicht, so würde er nimmermehr zum Verständniss der einzelnen Nationalkunst gelangen. In Bezug auf *ein* Gebiet des geistigen Lebens, auch in Bezug auf zwei so eng verbundene, wie Sprache und Litteratur, ist die Lösung einer solchen Aufgabe möglich, nicht aber in Bezug auf das *gesammte* Geistesleben. Also mindestens in Bezug auf die modernen Culturvölker ist es unstatthaft, den Begriff der Philologie in einem so ausgedehnten Sinne zu fassen, dass das gesammte geistige Leben eines Volkes als das Object der anzustrebenden Erkenntniss zu betrachten wäre. Wir glauben daher die in § 1 gegebene Definition beibehalten zu müssen.

§ 3. Darf die angegebene Definition als richtig gelten, so scheidet sich die Philologie in so viele Zweige, Einzelphilologien, als es Culturvölker und Culturvölkergruppen giebt. Denn nur mit Culturvölkern kann die Philologie es zu thun haben, da sie das Vorhandensein einer Litteratur voraussetzt. Daher kann es z. B. eine indianische Philologie nicht geben, da die Indianer (Nordamerika's) zwar eine volksthümliche Poesie, aber keine wirkliche Litteratur (*Schriftenthum*) besitzen. Dagegen giebt es wohl z. B. eine malayische Philologie, denn die Malayen haben eine Litteratur. Mit den Sprachen und Litteraturen einer ganzen Völkergruppe kann

sich eine Einzelphilologie nur dann beschäftigen, wenn die verschiedenen Völker, aus denen die betreffende Gruppe sich zusammensetzt, eine ungefähr gleichartige Cultur entwickelt haben. So kann z. B. eine indogermanische Philologie nicht existiren, da die einzelnen indogermanischen Völker, wenn auch von derselben Basis ausgehend, doch sehr verschiedene Culturwege eingeschlagen haben und zu sehr verschiedenen Zielen gelangt sind. (Der übliche Ausdruck »semitische Philologie« ist nur in Bezug auf die Sprachen, denen er gilt, berechtigt, nicht in Bezug auf die Litteraturen). Dagegen giebt es eine germanische, romanische, slavische, keltische etc. Philologie, denn zwischen den betreffenden Völkern besteht sowol ein enger sprachlicher als auch ein enger Culturzusammenhang. Eine derartige auf mehrere Sprachen und Litteraturen sich beziehende Philologie darf eine Collectivphilologie sich nennen, im Gegensatz zu den Nationalphilologien, von denen eine jede nur eine Sprache und Litteratur behandelt.

§ 4. Jede Einzelphilologie strebt auf ihrem Gebiete nach dem gleichen Erkenntnissziele und bedient sich der gleichen Methode. Alle Einzelphilologien haben daher ein gemeinsames Erkenntnissziel und eine gemeinsame Methode und werden dadurch zu einer wissenschaftlichen Einheit verbunden. In diesem Sinne also giebt es nur eine Philologie. Diese Einheit aber ist eben nur eine abstracte, denn sobald die philologische Wissenschaft sich concret bethätigt, nimmt sie nothwendigerweise die Form der Einzelphilologie an. (Eine Analogie zu diesem Verhältnisse bietet die Kunst: es giebt, abstract genommen nur eine Kunst, denn alle Einzelkünste stimmen in ihren Grundprincipien und in ihrer Tendenz mit einander überein, aber sobald die Kunst in die concrete Erscheinungsform eintritt, muss sie zur Einzelkunst werden). Die unter § 1 gegebene Definition des Begriffes Philologie bleibt demnach berechtigt, denn eben nur die Einzelphilologie ist concret möglich, nur sie ist lehrbar und lernbar.

§ 5. Die Methode, deren die Philologie sich zu bedienen hat, muss stets historisch, ausserdem aber je nach der in jedem einzelnen Falle gestellten Aufgabe entweder kritisch oder analytisch oder synthetisch sein.

a) Das historische Element in der philologi-

schen Methode. Die Sprache sowol wie die Litteratur besitzt eine geschichtliche Entwickelung. Folglich bilden die sprachlichen Thatsachen einerseits und die litterarischen andrerseits eine fortlaufende chronologische Reihe, deren jüngeren Glieder stets durch die älteren bedingt sind. Demnach ist die Erkenntniss einer Einzelthatsache sowol wie eines Thatsachencomplexes nur auf historischem Wege möglich: das Aeltere muss erkannt worden sein, bevor das daraus hervorgegangene Jüngere erkannt werden kann (z. B. die Formenbildung des Neufranzösischen bleibt für den unverständlich, der nicht auf das Altfranzösische und von diesem aus weiter auf das Lateinische zurückzugehen vermag).

b) Das kritische Element in der philologischen Methode. Die sprachlichen und litterarischen Thatsachen innerhalb eines Sprach- und Litteraturgebietes, welches Object philologischer Behandlung ist, stellen sich dem beschauenden Blicke zunächst als eine ungeordnete Masse dar. Es gilt also zu sichten und zu ordnen, jede Einzelthatsache in ihrem Bestande und Wesen zu prüfen und sie nach vollzogener Prüfung in eine bestimmte Kategorie einzureihen (die einzelne Lauterscheinung, Wort- und Wortformbildung, Wort- und Satzverbindungsweise, das einzelne Litteraturwerk erstlich einer bestimmten grammatischen, bzw. litterarischen Kategorie zuzuweisen, sodann aber seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Sprach- bzw. Kulturform — Schriftsprache oder Dialekt, Zeitalter — zu bestimmen). Verbunden ist damit die Prüfung, ob die sprachliche, bzw. litterarische Thatsache wirklich dem betreffenden Sprach- und Litteraturgebiete eigenthümlich angehört oder aber aus einem fremden Gebiete dorthin übertragen worden ist (also z. B. die germanischen Elemente im Lautbestande, im Wortschatze und in der Syntax des Französischen zu erkennen; oder zu erkennen, welche italienischen, spanischen etc. Elemente die französische Litteratur aufgenommen hat).

c) Das analytische Element in der philologischen Methode. Es ist dasselbe mit dem kritischen so eng verbunden, dass es mit demselben als eine höhere Einheit (kritische Analyse, analytische Kritik) aufgefasst werden kann. Aufgabe der analytisch verfahrenden Philologie ist, die schein-

baren Einheiten in den sprachlichen und litterarischen Thatsachen in die wirklichen Vielheiten aufzulösen (z. B. scheinbar gleiche Lautvorgänge zu sondern, scheinbar einfache Wortformen zu zergliedern, scheinbar gleiche Wortbildungen als verschiedenartig nachzuweisen, eine scheinbar einheitliche Litteraturmasse in ihre Einzelbestandtheile zu zerlegen; man denke etwa an die Entstehung des französ. Diphthongen ei, bzw. oi theils aus lat. ē, theils aus lat. ĭ: an die französ. Litteratur des 17. Jahrhunderts, welche scheinbar so einheitlich ist, in Wirklichkeit aber sehr heterogene Elemente — classische und romantische — in sich schliesst).

d) Das synthetische Element in der philologischen Methode. Die durch die Kritik und Analysis gesonderten und gesichteten sprachlichen und litterarischen Thatsachen stehen an sich unvermittelt neben einander. In dieser Vereinzelung kann aus ihnen eine allseitige Erkenntniss des Geisteslebens, soweit dasselbe in Sprache und Litteratur seinen Ausdruck findet, nicht gewonnen werden; sie müssen vielmehr zuvor in ihrem inneren Zusammenhange und in der Aufeinanderfolge ihrer Entwickelungsformen erkannt und zu grossen Einheiten zusammengefasst werden (z. B. die Eigenart des französischen Lautsystems wird nicht erkannt, wenn immer nur die einzelnen Laute und Lauterscheinungen gesondert betrachtet werden, es hat vielmehr der Sonderbetrachtung die Gesammtbetrachtung nachzufolgen, und aus dieser erst ergibt sich die Einsicht in das Wesen der betreffenden Sprachvorgänge und in das Verhältniss derselben zu dem nationalen Geistesleben; ebenso führt die gesonderte Betrachtung der einzelnen Erzeugnisse einer Litteraturperiode nie zur Einsicht in den wahren Geist der letzteren, es wird vielmehr solche Einsicht nur gewonnen, wenn die Einzeldinge in Zusammenhang mit einander gebracht und als organische Einheit betrachtet werden).

§ 6. Das Ganze der Sprache und das Ganze der Litteratur setzt sich aus unzähligen Einzelheiten zusammen, und umgekehrt baut sich aus den unzähligen sprachlichen, bzw. litterarischen Einzelheiten das grosse Ganze auf. Das Einzelne muss erkannt werden, bevor das Ganze erkannt werden kann. Das Einzelne ist also das unmittelbarste Object philologischer Forschung und Erkenntniss. Aber nicht in der Philologie allein, sondern

in jeder Wissenschaft besteht dies Verhältniss zwischen dem Einzelnen zu dem Ganzen. Es ist allgemein wissenschaftlich die Erkenntniss des Einzelnen Vorbedingung für die Erkenntniss des Ganzen. Folglich darf das Einzelne nie als unbedeutend missachtet, noch weniger als bedeutungslos ignorirt werden, auch dann nicht, wenn es anscheinend etwas Kleines ist. Für die Wissenschaft ist n i c h t s unbedeutend, n i c h t s klein. Nichts also ist thörichter, als der Philologie vorzuwerfen, dass sie sich mit kleinlichen Dingen beschäftige. Es giebt eben im wissenschaftlichen Sinne keine kleinen und noch weniger kleinliche Dinge. Das kleinste Thier, die unscheinbarste Pflanze ist würdig, Object wissenschaftlicher Erforschung zu sein. Ebenso aber auch jedes noch so kleine Wort, jeder noch so flüchtige Laut, und dies um so mehr, als sich in dem einen wie in dem andern eine Aeusserung des menschlichen Geisteslebens versinnlicht. Man mag es einem wissenschaftlich Ungebildeten eben seiner mangelnden Bildung wegen gern verzeihen, wenn er über den Philologen spottet, der etwa — um das oft gebrauchte Beispiel zu wiederholen — über die Partikel ἄν ein dickes Buch schreibt. Ein wissenschaftlich Gebildeter aber würde sich durch solchen Spott an der Wissenschaft versündigen, denn er muss wissen, dass aus der Erforschung auch des unscheinbar Kleinsten doch oft die bedeutendsten und weittragendsten Ergebnisse gewonnen werden (wie denn etwa G. Hermann's Untersuchung über die Partikel ἄν für die Erkenntniss der griechischen Modusverhältnisse bahnbrechend geworden ist). In einem Falle jedoch kann allerdings die Beschäftigung mit dem Kleinen gerechten Tadel und Spott verdienen: wenn sie in k l e i n l i c h e m S i n n e betrieben wird. Dies aber geschieht nicht etwa dadurch, dass ein Arbeiter der Wissenschaft mit selbstverleugnender Hingebung seine Kraft jahrelang oder selbst lebenslang der Erforschung einer anscheinend höchst bedeutungslosen Einzelheit widmet; sondern n u r dadurch, dass Jemand, der auf ein Einzelnes sich beschränkt, das ganze übrige Gebiet der betreffenden Wissenschaft als nicht vorhanden betrachtet und hochmüthig vermeint, das Einzelne sei ein Ganzes und besitze absolute Wichtigkeit. Wer auf ein Einzelnes sich beschränkt, muss sich stets bewusst bleiben, dass

es eben nur ein Einzelnes, als solches aber der Theil oder das Theilchen eines grossen Ganzen ist und nur in stetem Hinblick auf dieses letztere richtig erkannt zu werden vermag.

§ 7. Insofern die Philologie die Sprache zum Objecte ihrer Forschung und Erkenntniss hat, ist sie eine Sprachwissenschaft, aber sie ist nicht die Sprachwissenschaft in dem eigentlichsten und beschränkten Sinne des Wortes. Denn für sie ist die Erforschung und Erkenntniss der Sprache nicht Selbstzweck, sondern nur das Mittel zum Zweck der Erkenntniss geistigen Lebens. Während die Sprachwissenschaft die Sprache in ihrer Allgemeinheit aufzufassen bestrebt ist und folglich Sprache mit Sprache vergleicht, beschäftigt die Philologie sich immer nur mit der Sprache eines Volkes (oder einer Völkergruppe) und betrachtet sie vorzugsweise als das Organ der Litteratur. Das Erkennen der Eigenart einer Sprache ist das Ziel der Philologie, insoweit sie Sprachwissenschaft ist. Die Erreichung dieses Zieles ist nur möglich bei eindringendster Einzelforschung. Die Philologie hat also festzustellen, über welche Mittel (Laute, Worte, Wortformen, Wortverbindungen, Satzfügungen etc.) die Einzelsprache verfügt und in welcher Weise sie dieselben für den Gedankenausdruck, namentlich in der Litteratur verwendet. Selbstverständlich hat die Philologie bei Lösung dieser Doppelaufgabe historisch zu verfahren (vgl. § 5. a), denn die Sprachmittel sowol als deren Anwendungsweisen sind in den verschiedenen Sprachperioden theilweise verschiedene.

§ 8. Als Litteraturwissenschaft fällt der Philologie die kritische Untersuchung aller Litteraturwerke zu, welche in irgend einer Beziehung wissenschaftlichen Werth oder doch wissenschaftliches Interesse besitzen. Gegenstand der philologischen Kritik sind also keineswegs allein die Litteraturwerke im engeren Sinne (wissenschaftliche Werke, Dichtungen), sondern auch Litteraturerzeugnisse, welche einen idealen Gedankeninhalt nicht besitzen und nur praktischen Zwecken zu dienen bestimmt sind, wie z. B. Inschriften, die sich auf Dinge des gewöhnlichen Lebens beziehen, Urkunden u. dgl., denn bekanntlich besitzen derartige Litteraturdenkmale für die Alterthumskunde, Geschichte etc. oft grosse Wichtigkeit. Ferner fällt der Philologie die Aufgabe der sprachlichen Erklärung

aller Litteraturwerke zu, welche einer solchen Erklärung zur Erzielung wissenschaftlichen Verständnisses bedürfen (an den Philologen wird also z. B. der Archäolog oder der Historiker sich wenden, wenn ihm der sprachliche Sinn etwa einer Vaseninschrift oder einer Urkunde dunkel ist). Die sachliche Erklärung eines Litteraturwerkes dagegen gehört nur insoweit in das Bereich der Philologie, als sie im Wesentlichen ohne Hinzuziehung einer andern Fachwissenschaft gegeben werden kann (so kann dem Philologen z. B. nicht die Erklärung der auf Politik oder Theologie bezüglichen Schriften Miltons zugemuthet werden). Auf Fachwissenschaften bezügliche und nur auf fachwissenschaftlichem Wege verständliche Werke sind also von der litterargeschichtlichen Forschung und Betrachtung, welche die Philologie zu üben hat, ausgeschlossen. In den Kreis der von der Philologie zu erklärenden und zu würdigenden Litteraturwerke fallen also nur: a) Dichtungen (auch die bloss unterhaltenden, weil, wenn sie auch des idealen Inhaltes entbehren, doch ihre Form eine künstlerische ist und weil die Erkenntniss der Art und Weise, wie ein Volk sein geistiges Unterhaltungsbedürfniss litterarisch befriedigt, wichtig für die Erkenntniss des ganzen Geisteslebens des betreffenden Volkes ist). b) wissenschaftliche Werke, wenn ihre Composition eine ästhetische ist und wenn sie Allgemeinverständlichkeit und Bedeutung für die allgemeine Geistesentwickelung des betreffenden Volkes oder gar der Menschheit besitzen (also z. B. Werke wie Voltaire's philosophische Schriften, Macaulay's englische Geschichte, Taine's Geschichte der englischen Litteratur etc.). — Begründet ist diese Beschränkung darin, dass einerseits nur in Litteraturwerken idealer Tendenz das Denken und Empfinden einer Nation zum vollen Ausdruck gelangt (vgl. Kap. 4, § 5) und dass andererseits wissenschaftliche Werke, denen die oben genannten Eigenschaften fehlen, zwar für die betreffende Fachwissenschaft von hohem Werthe sein können, aber auf die allgemeine Geistesentwickelung eines Volkes oder gar der Menschheit keinen unmittelbaren Einfluss auszuüben vermögen.

Ausgeschlossen sind deshalb von der philologischen Exegese und Litteraturgeschichte (und in die fachwissenschaftliche Litteraturgeschichte, bzw. in die Culturgeschichte zu verweisen): a) fachwissenschaftliche Werke, welche die oben an-

gegebenen Eigenschaften nicht besitzen, b) alle Litteraturwerke realer Tendenz (z. B. Akten, Urkunden, rein sachlich gehaltene Inschriften etc., vgl. Kap. 4, § 2), mit einziger Ausnahme der nur den Unterhaltungszweck verfolgenden Dichtungen.

Dagegen können, bzw. müssen auch solche Werke Gegenstand der philologischen Kritik sein.

Litteraturwerke realer Tendenz können in ihrer Eigenschaft als Sprachdenkmäler für die Philologie grosse Wichtigkeit besitzen (man denke z. B. daran, welches werthvolle Material altfranzösische Urkunden für die altfranzösische Dialektkunde gewähren) und nicht minder können sie ergiebige Quellen und sehr nutzbare Hülfsmittel für die Kenntniss und Feststellung litterargeschichtlicher Thatsachen sein (man denke z. B. daran, wie sehr Shakespeare's und Molière's Lebensverhältnisse durch Auffindung gewisser Urkunden aufgehellt worden sind; noch mehr ist dies z. B. in Bezug auf Villon geschehen).

Sechstes Kapitel.

Umfang und Gliederung der Philologie.

§ 1. Der Umfang und die Gliederung der Philologie sind verschieden je nach der Beschaffenheit der Sprache und der Litteratur, welche das Object ihrer Erforschung und Erkenntniss sind. Jede Einzelphilologie besitzt einen ihr eigenthümlichen Umfang und eine ihr eigenthümliche Gliederung. Es verlangt z. B. eine agglutinirende Sprache (s. Kap. 2, § 2) eine andere Behandlung, als eine flectirende, und ebenso wird natürlich durch die Verschiedenheit der litterarischen Entwickelung auch eine Verschiedenheit der philologischen Behandlung bedingt. Folglich besitzt jede Einzelphilologie ihr besonderes System, wenn auch die Verschiedenheit des einen von dem andern immer nur eine theilweise ist, namentlich dann, wenn zwischen den einzelnen betreffenden Sprachen erhebliche Differenzen bezüglich ihres Baues nicht bestehen.

§ 2. Der systematischen Darlegung der von einer Einzelphilologie behandelten Materien müssen Angaben vorausgeschickt werden, aus denen klar zu ersehen ist, welcher Classe die betreffende(n) Einzelsprache(n) bezüglich ihrer Abstammung

und ihres Baues angehört (angehören), welches geographische Gebiet sie innehatte, bzw. noch innehat, und wie sich ihre litterarische Form (die Schriftsprache) zu den Dialekten verhielt, bzw. noch verhält.

§ 3. Für eine flectirende Sprache dürften sich die Materien, welche die betreffende Einzelphilologie zu behandeln hat, bzw. die Disciplinen, welche dieselbe umschliesst, folgendermassen übersichtlich zusammenfassen lassen:

A. Einleitender Theil.

a) Abstammung und Familienzugehörigkeit der betr. Sprache(n).
b) Bau der betr. Sprache(n).
c) Ausdehnung des betr. Sprachgebietes (in den verschiedenen Perioden der Sprachentwickelung).
d) Verhältniss der litterarischen (Schriftsprach-) Form der betr. Sprache zu den Dialekten.

B. Sprachlicher Theil.

I. *Die Laute* (Lautlehre, Phonetik).
  a) Erzeugung der Laute (Lautphysiologie).
  b) Beschaffenheit der Laute.
  c) Bestand der Laute.
  d) Entwickelung der Laute (Lautgeschichte).
  e) Theoretische Fixirung der Aussprache (Orthoepik).

II. *Die Worte* (Lexikologie).
  a) Die Kategorien der Worte.
  b) Bildung der Worte.
  c) Entlehnung der Worte.
  d) Aeussere Geschichte der Worte (d. i. der Wortgestaltung).
  e) Innere Geschichte der Worte (d. i. der Wortbedeutung).
  f) Etymologie (d. i. Rückführung gegebener Worte auf ihre ursprüngliche Form).
  g) Sematologie (d. i. Rückführung einer gegebenen Wortbedeutung auf die ursprüngliche Bedeutung).
  h) Synonymik (d. h. Unterscheidung sinnverwandter Worte).
  i) Wortbestand (Lexikographie).

C. Litterarischer Theil.

I. *Die Schriftzeichen* (Lehre von der Schrift, Graphik).
  a) Herstellung d. Schriftzeichen.
  b) Beschaffenheit d. Schriftzeich.
  c) Bestand der Schriftzeichen.
  d) Entwickelung d. Schriftzeich. (Schriftgeschichte).
  e) Theoretische Fixirung d. lautlichen Geltung d. Schriftzeich.

II. *Die Litteraturwerke.*
  a) Die Kategorien d. Litteraturw.
  b) Herstellung der Litteraturw.
  c) Entlehnung der Litteraturw.
  d) Aeussere Gesch. d. Litteraturw.
  e) Innere Gesch. der Litteraturw.
  f) Kritik (d. i. Rückführung gegebener Litteraturwerke auf ihre ursprüngliche Form).
  g) Exegese (d. i. Rückführung eines Litteraturwerkes zu seiner urspr. Verständlichkeit).
  h) Aesthetische Beurtheilung der Litteraturwerke (d. i. kritische Unterscheidung inhaltsverwandter Litteraturwerke).
  i) Litteraturbestand (Bibliographie).

III. *Die Wortformen* (Morphologie).
a) Die synthetisch gebildeten Wortformen.
b) Die analytisch gebildeten Wortformen.
c) Die Entwickelung der Wortformen.

IV. *Die Wortcomplexe* (Composition, typische Wortverbindung).
a) Die Kategorien der Wortverbindung.
b) Die Ausfüllung der Kategorien.

V. *Verbindung der Worte zum Satze* (einfache Syntax).

VI. *Verbindung der Sätze zur Periode* (complicirte Syntax).

VII. *Verbindung der Sätze und Perioden zur Rede* (Stylistik).
a) Die poetische Rede.
b) Die prosaische Rede.

VIII. *Die Sprachgeschichte.*
a) Aeussere } Sprachgeschichte.
b) Innere }

III. *Die Litteraturformen* (Rhythmik im engeren Sinne u. Metrik).
a) Die kunstvollen (poetischen, rhythmischen) Litteraturformen.
b) Die kunstlosen Litteraturformen.
c) Die Entwickelung der Litteraturformen.

IV. *Die Litteraturcomplexe* (Litteraturgattungen).
a) Die Kategorien der Litteraturcomplexe.
b) Die Ausfüllung der Kategorien.

V. *Verbindung von Litteraturwerken gleicher Gattung zu einem organischen Ganzen* (Cyclus).

VI. *Verbindung von Litteraturwerken ungleicher Gattung zu einer Einheit.*

VII. *Verbindung der Litteraturwerke gleicher und ungleicher Gattung zur Litteratur.*
a) Die poetische Litteratur.
b) Die prosaische Litteratur.

VIII. *Die Litteraturgeschichte.*
a) Aeussere } Litteraturgeschichte.
b) Innere }

Es bedarf nicht erst der Bemerkung, dass in einer systematischen Darstellung einer Einzelphilologie manche der aufgezählten Materien mit grösserer, manche andere wieder mit geringerer Ausführlichkeit behandelt werden müssen, bzw. behandelt werden können.

§ 4. Innerhalb einer Collectivphilologie (z. B. der sogenannten classischen, der romanischen, der germanischen etc., vgl. Kap. 5, § 3 am Schluss) lässt sich das gegebene Schema sowol auf das Gesammtgebiet (z. B. das romanische) als auch auf die einzelnen Nationalgebiete (z. B. das französische, italienische etc.) anwenden. Bei der Anwendung auf das Gesammtgebiet ist ein doppeltes Verfahren möglich: a) *das statistische*, wonach die betreffenden Thatsachen aus allen Einzelgebieten (z. B. die verschiedenen Comparationsarten der einzelnen romanischen Sprachen) einfach registrirt werden;

b) *das vergleichende*, wonach die betreffenden Thatsachen aus allen Einzelgebieten nicht bloss verzeichnet, sondern auch mit einander verglichen und in ihren Beziehungen zu einander dargestellt werden. — Innerhalb einer Nationalphilologie wird, da deren hauptsächlichstes Objekt die Schriftsprachform zu sein pflegt, das Schema vorwiegend in Bezug auf die Schriftsprache Anwendung finden, es ist jedoch auf jeden einzelnen Dialekt (z. B. den normannischen) anwendbar, in seinem litterarischen Theile allerdings, wie selbstverständlich, nur dann, wenn der betreffende Dialekt eine eigene Litteratur besitzt (wie z. B. eben der normannische).

§ 5. Die Geschichte der Philologie ist keine Disciplin der Philologie selbst, sondern fällt, wie die Geschichte der Wissenschaften überhaupt, in das Gebiet der Geschichte, bzw. der Geschichtsschreibung. Es wird jedoch in dem einleitenden Theile der systematischen Darstellung einer Einzelphilologie der Geschichte der letzteren ein summarischer Ueberblick zu widmen sein.

Ueber Begriff, Umfang und Gliederung der Philologie handeln, freilich in einer von der obigen völlig abweichenden Weise, die Eingangskapitel der nachstehend genannten Encyklopädien der sogenannten classischen Philologie.

Litteraturangaben: F. A. Wolf, Encyklopädie der Philologie[1]) (nach des Verfassers Tode) herausgegeben von Stockmann. Leipzig 1831, von Westermann 1845, von Gürtler. Leipzig 1839 — Schaaff, Encyklopädie der classischen Alterthumskunde. Magdeburg 1806/8. (Das Buch enthält Compendien der griech. u. röm. Litteraturgeschichte, Kunstgeschichte und Archäologie) — Ast, Grundriss der Philologie. Landshut 1808 — Bernhardy, Grundlinien zur Encyklopädie der Philologie. Halle 1832 — A. Böckh, Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften, herausgeg. von E. Bratuscheck. Leipzig 1877 — E. Hübner's Grundriss zu Vorlesungen über die Geschichte und Encyklopädie der classischen Philologie, Berlin 1879, giebt im Wesentlichen nur bibliographische Zusammenstellungen.

1) F. A. Wolf hielt seit 1786 Vorlesungen über Encyklopädie der Philologie.

Siebentes Kapitel.

Hülfswissenschaften der Philologie.

§ 1. In Wahrheit giebt es nur eine Wissenschaft. Die Einzelwissenschaften sind nur die verschiedenen Theile der einen Wissenschaft. Man unterscheidet so viele Einzelwissenschaften, als man Kategorien von Objekten unterscheidet, auf welche das Streben nach Erkenntniss gerichtet ist.

§ 2. Als Theile eines Ganzen sind alle Einzelwissenschaften organisch mit einander verbunden, eine jede hängt mit allen andern zusammen, eine jede ist auf Ergänzung durch alle anderen angewiesen (man denke an den schönen Ausspruch Cicero's in der Rede pro Archia poeta I 2: »Omnes artes, quae ad humanitatem pertinent, habent quoddam commune vinculum et quasi cognatione quadam inter se continentur«). So hat jede Einzelwissenschaft alle anderen zu ihren Hülfswissenschaften, aber allerdings in verschiedenem Grade, je nachdem die von jeder einzelnen Wissenschaft behandelten Objekte einander verwandt oder einander fremd sind (so besteht z. B. zwischen Zoologie und Botanik ein sehr enges Verhältniss der gegenseitigen Beziehung und Ergänzung, da sowol Thiere wie Pflanzen organische Wesen sind; hingegen besteht etwa zwischen Botanik und Philologie ein unmittelbares Verhältniss nicht, da die Objekte beider Wissenschaften ganz verschiedene sind, nichts desto weniger kann gelegentlich die Botanik Hülfswissenschaft der Philologie sein — z. B. wenn es die Erklärung der in den homerischen Gedichten vorkommenden Pflanzennamen gilt — und umgekehrt die Philologie Hülfswissenschaft der Botanik, z. B. wenn es sich um die kritische Feststellung des Textes eines griechischen Werkes über Botanik handelt).

§ 3. Nach dem Gesagten kann die Philologie gelegentlich der ergänzenden Hülfe jeder andern Einzelwissenschaft bedürfen (man denke z. B. daran, wie die Zeit der Pilgerreise in der Rahmenerzählung der Chaucer'schen Canterbury Tales sich nur mit Hülfe der Astronomie bestimmen lässt; oder wie zur Erklärung von Dante's Divina Commedia Kenntniss der katholischen Theologie ganz unentbehrlich ist). Indessen die Berührungen der Philologie mit den Naturwissen-

schaften und ebenso mit der Mathematik sind doch (mit Ausnahme des Verhältnisses der Lautlehre zur Physiologie der Sprachorgane) nur mittelbare und gelegentlich eintretende, dagegen besteht zwischen der Philologie und den übrigen Wissenschaften, deren Objekt die Erkenntniss des geistigen Lebens eines Volkes, bzw. einer Völkergruppe ist, ein unmittelbarer und inniger Zusammenhang.

Ausser in Sprache und Litteratur gelangt das Geistesleben und die geistige Eigenart eines Volkes (einer Völkergruppe) zum Ausdrucke: a) in der Auffassung des Uebersinnlichen im religiösen Glauben (Theologie) und in der dadurch bedingten Religionsform (Cultus, Kirche); b) in der Erfassung des Uebersinnlichen im philosophischen Vorstellen (Metaphysik) und in der dadurch bedingten Allgemeinform der Wissenschaft; c) in der Auffassung des Sittlichen (Ethik) und der versuchten Realisirung des Sittlichkeitsideales in seinen verschiedenen Beziehungen (Staats- und Privatrecht); d) in der Auffassung des Schönen (Aesthetik) und in der versuchten Realisirung des Schönheitsideales in seinen verschiedenen Beziehungen (Kunst); e) in der Auffassung des Nützlichen (Oekonomik) und in der versuchten Realisirung des Nützlichkeitsideales in seinen verschiedenen Beziehungen (Organisation der Erwerbsthätigkeit); f) in der Auffassung des Unterhaltenden und in der versuchten Realisirung des Unterhaltungsideales in seinen verschiedenen Beziehungen (Organisation der Geselligkeit; Spiel).

Alle diese verschiedenen einzelnen Seiten und Erscheinungsformen denkender und gestaltender Thätigkeit muss ausser der Sprache und Litteratur erkennen, wer das eigenartige Geistesleben, die eigenartige Cultur eines Volkes, bzw. einer Völkergruppe in seiner Gesammtheit erkennen will. Zwei Dinge sind hierbei selbstverständlich:

a) Wer nicht alle einzelnen Seiten und Erscheinungsformen des geistigen Lebens eines Volkes (einer Völkergruppe) erkannt hat, der kann auch in Bezug auf eine einzelne Seite und Erscheinungsform (z. B. Sprache und Litteratur) nie zur relativ vollen Erkenntniss gelangen (die absolut volle Erkenntniss ist ohnehin nicht möglich, vgl. Kap. 8, § 1). Also z. B. der Philolog vermag das geistige Leben eines Volkes (einer Völkergruppe), soweit es in Sprache und Litteratur zum Ausdruck

gelangt, nur dann relativ vollständig zu erkennen, wenn er auch alle übrigen Erscheinungsformen desselben gleich relativ vollständig erkennt.

b) Die relativ vollständige Erkenntniss aller Seiten und Erscheinungsformen des geistigen Lebens eines Volkes (einer Völkergruppe) ist eine Aufgabe, welche die Leistungsfähigkeit auch des genialsten Menschen weit übersteigt; sie lässt sich deshalb wohl theoretisch stellen, aber praktisch unmöglich lösen. Wer also das geistige Leben etc., soweit es in Sprache und Litteratur zum Ausdruck gelangt, in weitem Umfange erkennt, wird unmöglich die gleiche Erkenntniss auch in Bezug auf Kunst oder Recht etc. besitzen können.

Daraus folgt: Der Philolog muss einerseits sich bewusst sein, dass er die Lösung der durch seine Fachwissenschaft ihm gestellten Aufgabe in relativer Vollständigkeit ohne Erkenntniss des gesammten geistigen Lebens nicht zu erreichen vermag; andrerseits aber muss er den Muth haben einzusehen, dass die Gesammterkenntniss eine Unmöglichkeit ist.

Der Philolog wird also im Wesentlichen nur die Erkenntniss des in Sprache und Litteratur zum Ausdruck gelangenden nationalen Geisteslebens anzustreben haben, ausserdem aber versuchen müssen, bezüglich der sonstigen Erscheinungsformen dieses geistigen Lebens sich eine allgemeine Kenntniss zu erwerben.

Unentbehrlich ist eine derartige Kenntniss dem Philologen schon für das Verständniss und die Exegese der Litteraturwerke, denn insofern dieselben innerhalb einer fremden Nation (z. B. der französischen) und ausserdem vielleicht auch in einer mehr oder weniger fernliegenden Vergangenheit (z. B. im 17. Jahrhundert) entstanden sind, werden sich in ihnen immer mehr oder minder zahlreiche Bezugsnahmen auf Erscheinungsformen des dortigen, bzw. des damaligen Geisteslebens finden, welche dem Angehörigen eines andern Volkes und eines andern Zeitalters durchaus nicht unmittelbar, sondern nur mittelst wissenschaftlicher Kenntnisse verständlich sind. Natürlich finden hinsichtlich dieser Schwierigkeit zwischen den einzelnen Litteraturwerken mannigfache Abstufungen statt. Manche können sehr leicht, andere wieder nur sehr schwer verständlich sein, je nachdem die Cultur, unter deren Einfluss sie entstanden

sind, derjenigen, innerhalb deren der Leser, bzw. der philologische Erklärer lebt, mehr oder weniger verwandt ist (so werden z. B. französische Litteraturwerke des 18. Jahrhunderts — auch ganz abgesehen von der Sprache — weit unmittelbarer verständlich sein, als etwa das altfranzösische Rolandslied). Die grösste Schwierigkeit bieten dem Verständnisse fremdnationale Dichtungen der Vorzeit, welche Stoffe aus einer noch weiter zurückliegenden fremdnationalen Vergangenheit behandeln (wie z. B. Shakespeare's Historien und Römerdramen), da der Erklärer hier sich in zwei verschiedene Culturspären — in diejenige des Dichters und in diejenige der vorgeführten Handlung — versetzen und feststellen muss, in welchem Grade der Dichter von der Cultur seiner Zeit zu abstrahiren vermocht hat. Eine ähnliche Schwierigkeit ergiebt sich auch bei fremdnationalen Litteraturwerken, in denen Stoffe aus einer zweiten fremden Nationalcultur und noch dazu vielleicht wieder einer weiter zurückliegenden Vergangenheit behandelt sind (wie z. B. in Le Sage's dem Spanischen nachgebildeten Schelmenromanen). Aber selbst dann wird die Erklärung nicht ohne Schwierigkeit sein, wenn der Verfasser des zu erklärenden Litteraturwerkes zwar derselben Nationalität und Zeit angehört, wie der Erklärer, und selbst nationale Stoffe behandelt, aber diese aus der Vergangenheit entnimmt (wie das etwa in Freytag's »Ahnen« geschehen ist). Ueberhaupt werden in Bezug auf die Schwierigkeit der Erklärung eines Schriftwerkes folgende Abstufungen denkbar sein:

A. Verfasser und Erklärer gehören der gleichen Nation an (sind z B. beide Deutsche).

   a) Verfasser und Erklärer gehören auch dem gleichen Zeitalter an (leben beide in unserer Gegenwart).

      1. Der Verfasser behandelt nationale Stoffe seiner Zeit, d. h. der Gegenwart (wie z. B. Paul Heyse in »die Kinder der Welt«).

      2. Der Verfasser behandelt nationale Stoffe der Vorzeit (wie z. B. Gustav Freytag in »die Ahnen«).

      3. Der Verfasser behandelt fremdnationale Stoffe der

Gegenwart (wie z. B. SACHER-MASOCH in seinem »Don Juan von Kolomea«).

4. Der Verfasser behandelt fremdnationale Stoffe der Vorzeit (wie z. B. EBERS in »die Königstochter«, »Uarda« etc.).

b) Verfasser und Erklärer gehören verschiedenen Zeitaltern an (der Verfasser z. B. dem 18. Jahrhundert, der Erklärer unserer Gegenwart).

1. Der Verfasser behandelt nationale Stoffe seiner Zeit (wie z. B. GELLERT in »Sophiens Reise von Memel nach Sachsen«).
2. Der Verfasser behandelt nationale Stoffe der Vorzeit (wie z. B. GOETHE in »Götz von Berlichingen«).
3. Der Verfasser behandelt fremdnationale Stoffe seiner Zeit (wie z. B. GOETHE im »Clavigo«).
4. Der Verfasser behandelt fremdnationale Stoffe der Vorzeit (wie z. B. WIELAND in »die Abderiten«).

B. Verfasser und Erklärer gehören verschiedenen Nationen an (der Verfasser ist z. B. Franzose, der Erklärer Deutscher).

a) Verfasser und Erklärer gehören demselben Zeitalter an (leben beide in unserer Gegenwart).

1. Der Verfasser behandelt nationale (für den Erklärer fremdnationale) Stoffe seiner Zeit (wie z. B. E. ZOLA in »Rougon-Macquart«).
2. Der Verfasser behandelt nationale (für den Erklärer fremdnationale) Stoffe der Vorzeit (wie z. B. V. HUGO in »Notre-Dame«).
3. Der Verfasser behandelt fremdnationale (für den Erklärer also doppelt fremdnationale) Stoffe seiner Zeit wie z. B. GENNEVRAYE in »l'Ombra«, Rev. d. d. M. 15. 7. u. 1. 8. 81.).
4. Der Verfasser behandelt fremdnationale (für den Erklärer also doppelt fremdnationale) Stoffe der Vorzeit (wie z. B. V. HUGO in »Cromwell«).

NB. Bei 3 und 4 kann der Fall eintreten, dass der von dem Verfasser behandelte fremdnationale Stoff für den Er-

klärer ein nationaler ist (so sind z. B. die von ERCKMANN-CHATRIAN in manchen ihrer Novellen oder von V. HUGO in »les Burggraves« behandelten Stoffe für den deutschen Erklärer national).

b) Verfasser und Erklärer gehören verschiedenen Zeitaltern an (der Verfasser z. B. dem 17. Jahrhundert, der Erklärer unserer Gegenwart).

1. Der Verfasser behandelt nationale (dem Erklärer also fremdnationale) Stoffe seiner Zeit (wie z. B. MOLIÈRE in »les Précieuses«).
2. Der Verfasser behandelt nationale (für den Erklärer also fremdnationale) Stoffe der Vorzeit (wie z. B. DESMARETS DE SAINT-SORLIN im »Clovis«).
3. Der Verfasser behandelt fremdnationale (für den Erklärer also doppelt fremdnationale) Stoffe seiner Zeit (ein völlig zutreffendes Beispiel wird sich hierfür aus der französischen Litteratur des 17. Jahrhunderts schwerlich anführen lassen, ein ungefähr zutreffendes ist MOLIÈRE's »Don Juan«).
4. Der Verfasser behandelt fremdnationale (für den Erklärer also doppelt fremdnationale) Stoffe der Vorzeit (wie etwa CORNEILLE im »Cid«).

NB. Bei 3. und 4. kann der Fall eintreten, dass der von dem Verfasser behandelte fremdnationale Stoff für den Erklärer ein nationaler ist.

Man wird leicht bemerken, dass, in der Regel wenigstens, die Schwierigkeit der Erklärung mit jeder Stufe sich steigert.

§ 3. Auf die Entwickelung der Sprache und mehr noch der Litteratur sind äussere politische Ereignisse oft von tief eingreifendem Einflusse gewesen (man denke z. B. daran, welche wichtigen Folgen die Festsetzung der Normannen in Frankreich für die Entwickelung der französischen Sprache und Litteratur gehabt hat). Ueberdies sind litterargeschichtliche Einzelfragen vielfach nur auf Grund einer genauen Kenntniss der Begebenheiten der politischen Geschichte zu entscheiden (so lässt sich z. B. der biographische Theil der altprovenzalischen Litteraturgeschichte nur im engsten Zusammenhange mit der

provenzalischen Landesgeschichte behandeln). Endlich stehen Litteraturwerke häufig in engsten Beziehungen zu politischen Ereignissen und Zuständen und erhalten nur durch Kenntniss dieser Verständlichkeit (man denke z. B. an Bertran de Born's Sirventes, an den »Roman de la Rose«, an die »Satire Ménippée«). Im hervorragenden Sinne ist also die Geschichte eine Hülfswissenschaft der Philologie, selbstverständlich nicht bloss die politische, sondern auch die Culturgeschichte, denn in die Sphäre der letzteren fallen ja zum Theil die in § 3 besprochenen Erscheinungsformen des nationalen Geisteslebens. Nach diesen einzelnen Erscheinungsformen theilt die Culturgeschichte sich wieder in Religionsgeschichte, Sittengeschichte, Rechtsgeschichte, Kunstgeschichte, Geschichte des Handels, des Gewerbes, der Geselligkeit etc.

Insofern als die Philologie die Geschichte der Sprache und der Litteratur zu ihrem Erkenntnissobjekte hat, ist die Philologie selbst eine Disciplin der Geschichtswissenschaft.

Bei dem engen Zusammenhange, welcher zwischen Geschichte und Geographie (insbesondere topischer Geographie) besteht, hat auch die Philologie nahe Beziehungen zur (topischen) Geographie, namentlich kann sie der Beihülfe letzterer nicht entbehren, wenn sie die Abgrenzung der nationalen und dialektischen Sprachgebiete unternimmt.

§ 4. Es ist an sich denkbar und möglich, dass die Philologie völlig von der Sprachvergleichung abstrahirt und also die betreffende(n) Einzelsprache(n), welche sie in jedem besonderen Falle zu ihrem Erkenntnissobjekte hat, ganz isolirt auffasst und behandelt. In dieser Weise sind namentlich die griechische und die lateinische Sprache im Alterthum und vielfach auch in der Neuzeit aufgefasst und behandelt worden. Die Erfahrung hat gezeigt, dass bei dieser Auffassungs- und Behandlungsweise einerseits sich Erfolge und sogar glänzende Erfolge, namentlich auf dem textkritischen und exegetischen Gebiete, allerdings erzielen lassen, dass aber andererseits eine wirklich wissenschaftliche Erkenntniss auf manchen Gebieten, besonders auf dem grammatischen, völlig unmöglich ist. Ein Beispiel erläutere dies: Die griechischen Philologen, welche die Verwandtschaft ihrer Muttersprache mit anderen Sprachen entweder nicht kannten oder doch für die Zwecke völlig un-

beachtet liessen, haben gleichwohl in der kritischen Feststellung und Erklärung ihrer nationalen Litteraturwerke und in dem Aufbau der formalen Grammatik (Unterscheidung der Wort- und Wortformkategorien etc.) Bewundernswerthes geleistet, dagegen sind sie über den Bau ihrer Muttersprache in einer Unkenntniss geblieben, welche, vom Standpunkte der gegenwärtigen Wissenschaft aus beurtheilt, geradezu kindlich erscheint, und es musste dies nicht selten auch auf die Textkritik (namentlich die homerische) nachtheilig einwirken und deren Leistungsfähigkeit beeinträchtigen. Erst dadurch, dass das Griechische in seinem Zusammenhange mit den indogermanischen Schwestersprachen, besonders mit dem Sanskrit, aufgefasst worden ist, ist die Erkenntniss seines Baues (namentlich des Baues seines Verbums!) ermöglicht und zum grossen Theile auch bereits gewonnen worden. Seitdem dies geschehen, ist auch die Textkritik (und wieder besonders die homerische) über das bis dahin erreichbare Ziel gefördert worden. —

Ein Ding wird erst dann in seiner Eigenart erkannt, wenn es mit anderen Dingen verwandter Art methodisch verglichen wird; isolirte Betrachtung ergiebt nur unvollkommene, einseitige Erkenntniss. Dies gilt auch von der Sprache und nicht minder von der Litteratur. Daraus folgt, dass jede Einzelphilologie mit den ihr zunächst stehenden anderen Fühlung haben muss (z. B. die romanische mit der classischen, mit der germanischen und mit der keltischen; die germanische mit der romanischen, mit der keltischen und mit der slavischen etc.). Und überdies folgt noch daraus, dass die Philologie überhaupt auf die Unterstützung der vergleichenden Sprachwissenschaft angewiesen ist, wie diese wieder ihrerseits der Mithülfe der Philologie zur Beschreibung des sprachlichen Materiales bedarf.

§ 5. Die Sprache ist die Versinnlichung des Denkens (vgl. Kap. 1, § 1). Die Sprachgesetze haben die Denkgesetze zu ihrer Voraussetzung. Die Philologie, welche innerhalb eines nationalen Sprachgebietes nach Erkenntniss der Sprachgesetze strebt, steht in engster Beziehung zur Logik, welche die Erkenntniss und Formulirung der Denkgesetze zum Gegenstande hat. Es ist jedoch dabei zu bemerken, dass die Feststellung des Abhängigkeitsverhältnisses der Sprache von den Denkge-

setzen an sich Aufgabe nicht der Philologie, sondern der Sprachphilosophie und der Psychologie ist. Die Philologie hat lediglich zu constatiren, in welchem Umfange und in welcher eigenartigen Weise innerhalb einer Sprache(nfamilie) die Denkgesetze zum Ausdruck gelangen. Hüten muss der Philolog dabei sich vor der Annahme, dass der Sprachbau und Sprachgebrauch durchweg logisch sein müsse, denn es kann derselbe sehr wohl in Einzelheiten unlogisch sein. Wie der einzelne Mensch, selbst der hochgebildete, in einzelnen Beziehungen unlogisch zu denken pflegt, so auch ein einzelnes Volk (so beruht z. B. die bekannte Hinzufügung von *ne* zum Prädicate der von affirmativen Verben des Fürchtens abhängigen Nebensätze im Lateinischen, Französischen etc. auf einer unlogischen Mischung von Vorstellungen). Keine Sprache ist in Bau und Gebrauch vollkommen logisch. In einem Litteraturwerke aber können zu den der betreffenden Einzelsprache eigenen Fehlern gegen die Logik noch die individuellen logischen Schnitzer des Verfassers hinzutreten.

§ 6. Insofern die Philologie als Litteraturwissenschaft auch die ästhetische Beurtheilung der Litteraturwerke zu vollziehen berechtigt (wenn auch nicht verpflichtet) ist, ist sie angewandte Aesthetik und hat die theoretische Aesthetik zu ihrer Voraussetzung. Es darf jedoch die Philologie sich mit der Abgabe von lediglich ästhetisch motivirten Urtheilen nicht begnügen, sie muss vielmehr die ästhetische Begründung verbinden mit der culturgeschichtlichen, um nicht bloss den absoluten, sondern auch den relativen Werth des zu beurtheilenden Werkes zu ermitteln (vgl. Kap. 4, § 12).

§ 7. Bei der ästhetischen Beurtheilung künstlerisch componirter Werke hat die Philologie selbstverständlich steten Bezug zu nehmen auf diejenigen Disciplinen der Aesthetik, welche die Theorie des künstlerischen Gestaltens und Combinirens der Rede aufstellt, d. h. auf die Rhetorik und auf die Poetik. Die Beurtheilung der dichterischen Werke rhythmisch gebundener Form (vgl. Kap. 4, § 7c) erheischt überdies Berücksichtigung derjenigen Disciplin der Aesthetik, welche die Gesetze über die künstlerische Verbindung rhythmischer Elemente formulirt, d. h. der Rhythmik. Wenn die Philologie sich die Aufgabe der ästhetischen Beur-

theilung litterarischer Kunstwerke stellt, so tritt sie dadurch in Berührung mit der Kunst.

§ 8. Die Philologie berührt sich nicht bloss mit der Kunst, sondern schliesst auch die Kunst in sich ein. Die Zurückführung eines Litteraturwerkes auf seine ursprüngliche Gestalt und auf sein ursprüngliches Verständniss ist gestaltende Verwirklichung erkannter Ideale und folglich Kunst. Kritik und Exegese sind also Künste, wenn auch nur rückschöpferische (reconstruirende): der Philolog als Kritiker und Exeget reproducirt das vom Verfasser producirte Litteraturwerk; gelingen kann ihm dies freilich nur, wenn er sich in den einst von dem Verfasser eingehaltenen Gedankengang congenial hinein zu versetzen und aus ihm heraus das Entstellte divinatorisch wiederherzustellen vermag (in ähnlicher Weise reconstruirt etwa ein genialer Architekt ein Bauwerk der Vorzeit, dessen ursprüngliche Anlage durch später vorgenommene Aenderungen bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden ist).[1]

§ 9. Die Fähigkeit, eine fremde Sprache praktisch zu gebrauchen (sie correkt aussprechen, sprechen und schreiben zu können), ist eine Fertigkeit, welche durchaus keinen Bestandtheil der philologischen Wissenschaft bildet und folglich von dem Philologen als solchen nicht gefordert werden kann. Es bedarf aber nicht erst der Bemerkung, dass diese Fertigkeit eine sehr wünschenswerthe Ergänzung jeder Einzelphilologie bildet, insbesondere jeder Einzelphilologie, welche eine noch lebende Sprache zum Erkenntnissobjekte hat. Die praktische Beherrschung einer Sprache beruht auf der Ausbildung des Sprachgefühles, d. h. des Vermögens, auch unbewusst und rein instinktiv in jedem Einzelfalle die der Eigenart der Sprache entsprechende richtige Wahl unter den an sich möglichen Worten, Wortformen und Wortverbindungen zu treffen. Ein derartig ausgebildetes Sprachgefühl unterstützt

---

1) Kritik und Exegese sind angewandte oder ausübende Philologie. Man könnte sie unter der Bezeichnung »Philologik« zusammenfassen. Philologie ist die Wissenschaft von Sprache und Litteratur, Philologik die kunstmässige Anwendung dieser Wissenschaft (man vgl. das Verhältniss der Technik zur Technologie, der Methodik zur Methodologie, der Psychiatrie zur Psychiatrik).

in so hervorragender Weise die Arbeit der Philologie, dass wer es nicht besitzt, bei aller sonstigen Tüchtigkeit vielfach der Gefahr von Irrungen ausgesetzt ist, welche das nicht unberechtigte Lächeln des Sprachfertigen herausfordern. Nur darf freilich andererseits auch nicht vergessen werden, dass wer eine lebende Sprache (z. B. das Französische) praktisch beherrscht, damit noch nicht auch das Sprachgefühl für deren ältere Erscheinungsformen (z. B. das Französische des 14. Jahrhunderts) besitzt und sich hüten muss, das für die gegenwärtige Sprache Richtige ohne weiteres auch für die ältere Sprache als richtig anzusetzen, denn gerade der praktische Sprachgebrauch ist verhältnissmässig rascher Aenderung unterworfen (so muss man sich z. B. bei der Lectüre, bzw. bei der Textkritik und Exegese Molière's stets dessen bewusst sein, dass in der Sprache des 17. Jahrhunderts Vieles verpönt und Vieles wieder gestattet war, was in der heutigen Sprache nicht verpönt, bzw. nicht gestattet ist). Der praktische Gebrauch einer nicht mehr lebenden Sprache (z. B. des Lateins) hat nur dann Sinn und Berechtigung, wenn er auf die Reproduction einer bestimmten Sprachform (z. B. der ciceronianischen, der quintilianischen etc.) gerichtet ist. Wenn dies nicht geschieht, sondern Worte, Wortformen, Wortverbindungen etc. aus verschiedenen Sprachformen (z. B. der sallustianischen, ciceronianischen, taciteischen, apulejischen etc.) zusammengewürfelt werden, so entsteht ein buntscheckiges Mosaik, das ebenso sehr vom wissenschaftlichen wie vom ästhetischen Standpunkte aus verwerflich ist.

§ 10. Unter Bezugnahme auf die S. 92 f. gegebene Übersicht der philologischen Materien und Disciplinen lassen sich die Hülfswissenschaften der Philologie, d. h. jeder Einzelphilologie, etwa folgendermassen ordnen:

A. Hülfswissenschaften des einleitenden Theiles der Philologie sind;

a) *Geschichte* (im engeren Sinne)
b) *Vergleichende Sprachwissenschaft*
} zur Bestimmung der Abstammung u. Familienzugehörigkeit der betr. Sprache.

c) *Geographie* zur Abgrenzung des betreffenden Sprachgebietes und der von ihm umschlossenen Dialektgebiete.

B. Hülfswissenschaften des sprachlichen Theiles jeder Einzelphilologie sind:

a) *Physiologie*, zum Verständniss des Lauterzeugungs- und Lautentwickelungsprocesses.

b) *Logik* }
c) *Psychologie* } zur Erkenntniss des Zusammenhanges zwischen den Sprach- und Denkgesetzen.

d) *Vergleichende Sprachwissenschaft* }
e) *Die nächststehenden Einzelphilologien* } zur Erkenntniss der Eigenart des grammatischen Baues.

f) *Geschichte* (im engeren Sinne), zur Erkenntniss des Zusammenhanges zwischen der Sprachentwickelung und der politischen Entwickelung des betreffenden Volkes.

C. Hülfswissenschaften des litterarischen Theiles jeder Einzelphilologie sind:

a) *Geschichte* (im engeren Sinne), zur Erkenntniss des Zusammenhanges zwischen der Schrift- und Litteraturentwickelung und der politischen Entwickelung des betreffenden Volkes, sowie zur chronologischen etc. Fixirung litterarhistorischer Thatsachen.

b) *Logik* }
c) *Psychologie* } zur Erkenntniss des Gedankenzusammenhanges und des eigenartigen Gedankenganges in einem Litteraturwerk.

d) *Völkerpsychologie* }
e) *Die nächststehenden Einzelphilologien* } zur Erkenntniss der Eigenart der betr. Litteratur.

f) Gelegentlich *jede Wissenschaft*, zur materiellen Erklärung der Litteraturwerke.

g) *Culturgeschichte* (s. u.), zur Beurtheilung des relativen Werthes eines Litteraturwerkes.

h) *Aesthetik* (insbesondere *Poetik, Rhetorik* und *Rhythmik*) zur Erkenntniss des künstlerischen Baues und zur Beurtheilung des absoluten Werthes eines Litteraturwerkes.

D. Hülfswissenschaft der *Philologie im Allgemeinen*, insofern diese die Erkenntniss des in Sprache und Litteratur sich ausdrückenden Geisteslebens eines Volkes (einer Völkergruppe) zum Ziele hat, ist die *Culturgeschichte* im weitesten

Sinne, d. h. die Wissenschaft, deren Aufgabe und Ziel die Erkenntniss des Geisteslebens eines Volkes (einer Völkergruppe) ist, soweit dasselbe ausserhalb der Sprache und Litteratur (also in Religion, Recht, Sitte etc.) zum Ausdruck gelangt.

Achtes Kapitel.

Begriff der Encyklopädie.

§ 1. Wie die Wissenschaft im Allgemeinen (vgl. Kap. 7, § 1), so ist auch jede Einzelwissenschaft unendlich (es bilden die Einzelwissenschaften gleichsam die Segmente eines Kreises, dessen Peripherie im Unendlichen liegt, folglich erstreckt sich jede Einzelwissenschaft in das Unendliche). Innerhalb einer Einzelwissenschaft aber erstreckt sich auch wieder jede ihrer einzelnen Gebiete in das Unendliche (es ist also z. B. nicht bloss die Philologie als Gesammtwissenschaft unendlich, sondern auch jede der einzelnen Disciplinen der Philologie, wie die Lautlehre, Wortlehre, Litteraturgeschichte etc.). Das vollständige Umfassen auch der Einzelwissenschaft ist daher unmöglich.

§ 2. Da jede Einzelwissenschaft sich in das Unendliche erstreckt, so ist damit auf ihrem Gebiete auch dem Streben nach Erkenntniss, d. h. der Forschung, eine unendliche Bahn eröffnet. Die Summe des bereits Erkannten bleibt, wenn sie auch relativ gross sein kann, immer unendlich gering im Verhältniss zu der des noch nicht Erkannten. Das noch nicht Erkannte kann Gegenstand einer wissenschaftlichen Vermuthung Hypothese) sein, welche auf bereits Erkanntes sich stützt.

§ 3. Jede Einzelwissenschaft ist in beständiger Entwickelung begriffen. Denkbar ist, dass dieselbe eine stetig fortschreitende sei, d. h. dass die Summe des Erkannten sich immer mehre. In Wirklichkeit aber findet das, wenigstens innerhalb grösserer Zeiträume, nie statt, sondern es bewegt sich die wissenschaftliche Entwickelung in Zickzacklinien. Es ist nämlich die Richtigkeit der Erkenntniss bedingt durch die Mittel (Verstandesoperationen, empirische Beobachtungen,

Instrumente, welche die Wahrnehmungskraft der Sinne steigern etc.), durch deren Anwendung sie erlangt wird. Diese Mittel aber sind stets unvollkommen und können, wenn auch relativer Vervollkommnung fähig, doch nie absolute Vollkommenheit erlangen. Demnach ist auch die Erkenntniss stets nur relativ, entsprechend der relativen Beschaffenheit der Mittel. Daher kann es geschehen und geschieht sehr häufig, dass bei Anwendung vervollkommneter Mittel das früher mit unvollkommneren Mitteln vermeintlich bereits Erkannte sich als völlig oder theilweise irrig erweist, und dass Nichterkenntniss da wieder eintritt, wo Erkenntniss bereits gewonnen zu sein schien (so ist z. B. CORSSEN's vermeintliche Erkenntniss vom Bau des Etruskischen bald als trüglich erfunden worden; Vieles, was man in Bezug auf MOLIÈRE's Leben erkannt zu haben glaubte, ist jetzt als irrig nachgewiesen worden etc.). Dazu kommt, dass bei Beginn einer wissenschaftlichen Forschung nie alle Mittel angewandt werden, deren Anwendung zur Erlangung möglichst sicherer Erkenntniss nothwendig ist (so bedient sich z. B. die Philologie erst seit wenigen Jahrzehnten des wichtigen Mittels der Sprachvergleichung; die classische Philologie verwerthet ebenfalls erst seit Kurzem die Epigraphik für ihre Zwecke; die romanische Philologie braucht erst neuerdings systematisch die volkssprachlichen Urkunden zur Feststellung der dialektischen Sprachformen etc.). Indessen der Uebergang von unvollkommneren zu vollkommneren, von wenigeren zu zahlreicheren Mitteln ist doch immerhin ein Fortschritt, durch den zwar bereits Erkanntes wieder zu Unerkanntem wird, aber doch auch zugleich die Möglichkeit richtigeren Erkennens sich darbietet. Es kann jedoch auch geschehen, dass ein positiver Rückschritt eintritt, indem entweder früher gebrauchte Mittel nicht mehr benutzt oder vollkommnere mit unvollkommneren vertauscht oder endlich geradezu verkehrte angewandt werden (man denke z. B. daran, dass die classische Philologie des 17. Jahrhunderts die methodische Textkritik, obwol sie bereits im Alterthum geübt worden war, nicht mehr anwandte). Zu alledem kommt noch, dass individuelle Idiosynkrasien (fixe Ideen) hochbegabter und einflussreicher Forscher die Wissenschaft von der richtigen Bahn fernhalten oder abdrängen können (man denke z. B. an

die Lieblingshypothese gewisser französischer Grammatiker des 16. Jahrhunderts [HENRICUS STEPHANUS u. A.] von der Abstammung des Französischen vom Griechischen; an RAYNOUARD's grundverkehrte Ansicht vom Verhältniss des Provenzalischen zu den übrigen romanischen Sprachen etc.).

§ 4. So sind die Mittel des wissenschaftlichen Erkennens zu verschiedenen Zeiten verschiedene und folglich auch die Summe des wirklich oder vermeintlich Erkannten. Darin ist es begründet, dass die Erscheinungsform einer Einzelwissenschaft zu verschiedenen Zeiten eine ganz andere sein, dass selbst die Auffassung ihres Wesens und ihrer Ziele sich im Laufe der Zeit wesentlich ändern kann (wie ganz anders fasst man z. B. jetzt das Wesen und die Ziele der Philologie auf, als es im Anfange dieses Jahrhunderts geschah! ohne sonderliche Uebertreibung darf man sagen, dass die philologische Wissenschaft unserer Gegenwart derjenigen, wie sie noch zur Zeit F. A. WOLF's und selbst G. HERMANN's geübt wurde, kaum mehr ähnlich sieht). Darin ist es auch begründet, dass Erkenntnissgebiete, welche früher als zu einer Wissenschaft gehörig aufgefasst wurden, später, wenn bessere Mittel schärfere Prüfung und eindringenderes Forschen ermöglicht haben, als nicht unmittelbar zusammengehörig erkannt und von einander getrennt werden, wobei das eine der getrennten Gebiete entweder einer andern Wissenschaft zugewiesen oder aber zur selbständigen Wissenschaft erhoben werden kann (so galten z. B. früher alte Geschichte und Mythologie durchaus als Disciplinen der classischen Philologie, gegenwärtig pflegt — wenigstens in der Praxis — die erstere der Geschichtswissenschaft zugetheilt, die letztere aber als selbständige Wissenschaft betrachtet zu werden; ähnlich verhält es sich mit der Archäologie). Andrerseits kann es aber auch geschehen, dass Wissenschaften aufhören zu existiren, weil gereiftere Einsicht gezeigt hat, dass die Voraussetzung, auf welcher die Annahme jener Wissenschaften beruhte (d. h. die Voraussetzung, dass Erkenntnissobjecte und Erkenntnissmöglichkeit da vorhanden seien, wo sie in Wirklichkeit fehlen), eine irrige war (so hat z. B. die Astrologie ihren früheren Rang als Wissenschaft verloren). Der vermeintliche Erkenntnissinhalt einer solchen beseitigten Wissen-

schaft kann nur vom Aberglauben noch als werthvoll betrachtet werden.

Das Gesagte lässt sich kurz so zusammenfassen: die Erkenntnissmittel, die Erkenntnissbasis, die Erkenntnisssphäre und die Summe des Erkannten verschieben sich innerhalb jeder Einzelwissenschaft beständig. Wer daher es unternimmt, eine systematische Uebersicht des Gesammtinhaltes einer Einzelwissenschaft zu geben, muss sich dessen bewusst sein, dass eine solche Uebersicht nur in Bezug auf den jeweiligen Entwickelungsstand zutreffend sein kann und dass sie ganz oder theilweise unzutreffend werden muss, sobald die betreffende Einzelwissenschaft ihren Entwickelungsstand merkbar ändert.

§ 5. Durch die Unendlichkeit jeder Einzelwissenschaft (vgl. § 1) wird es bedingt, dass die Umfassung derselben durch die intellectuelle Kraft eines einzelnen Menschen, selbst des hochbegabtesten, unmöglich ist. Es vermag also Niemand die Summe des bereits Erkannten auf allen Einzelgebieten einer Wissenschaft gleichzeitig zu umspannen, und in noch höherem Maasse übersteigt es die Kraft des Einzelnen, auf allen Einzelgebieten einer Wissenschaft die Summe des Erkannten durch selbständige Forschung zu mehren, wenn es auch sehr möglich ist, dies nach einander auf mehreren Einzelgebieten zu thun. Beschränkung ist also für Jeden, welcher wissenschaftliches Erkennen anstrebt, Nothwendigkeit und, weil Nothwendigkeit, auch Pflicht.

§ 6. Wer aber die Erkenntniss auf irgend einem Einzelgebiete einer Wissenschaft, und wäre es auch das denkbar engst begrenzte (z. B. der Gebrauch einer Präposition), fördern will, muss nothwendig eine Uebersicht über die Summe sowol des bereits Erkannten als auch des hypothetisch Angenommenen (vgl. § 2) auf allen Einzelgebieten besitzen. Wäre dies nicht der Fall, so würde die auf das Einzelne gerichtete Forschung der Grundlage entbehren, sie würde nur eine tumultuarische sein und zu keinem wissenschaftlich annehmbaren Erkennen führen (man denke sich z. B., es wollte Jemand die Entwickclung des Gebrauches der Präposition *de* im Französischen feststellen, so wäre dies ein ganz vergebliches Beginnen, wenn es nicht auf Grundlage guter grammatischer und litterargeschichtlicher Kenntnisse unternommen

würde, denn sonst wäre es ja nicht möglich, z. B. die verschiedenen Kategorien der Gebrauchsweisen zu unterscheiden und die geschichtlichen sowie dialektischen Schwankungen im Gebrauche zu constatiren). Uebersicht über das Gesammtgebiet einer Einzelwissenschaft ist also die unerlässliche Vorbedingung der Förderung der Erkenntniss auf einem Einzelgebiete. Wer eine solche Uebersicht sich erworben hat, besitzt die encyklopädische Kenntniss der betreffenden Einzelwissenschaft, d. h. eine Bildung (*παιδεία*), welche das von dem Kreis (*κύκλος*) einer Fachwissenschaft umschlossene Wissen umfasst. Da aber nun zur erfolgreichen Betreibung einer Einzelwissenschaft (bzw. eines Einzelgebietes derselben) auch Kenntniss der betreffenden Hülfswissenschaften erforderlich ist (vgl. Kap. 7, § 2), so muss die für eine Einzelwissenschaft nothwendige encyklopädische Bildung auch in das Gebiet mindestens der wichtigsten Hülfswissenschaften hineingreifen und sich dadurch zu einer mehr oder weniger umfangreichen allgemein wissenschaftlichen Bildung erweitern. (In seinem Lehrbuche der Rhetorik [Institutiones oratoriae] behandelt Quintilian zunächst das wichtigste Einzelgebiet der Rhetorik, die Grammatik, dann zu den andern Gebieten und Hülfswissenschaften, bzw. unterstützenden Künsten übergehend, bemerkt er I 10: »haec de grammatice, quam brevissime potui, non ut omnia dicerem sectatus, quod infinitum erat, sed ut maxime necessaria; nunc de ceteris artibus, quibus instituendos, priusquam rhetori tradantur, pueros existimo, strictim subiungam, ut efficiatur *orbis ille doctrinae*, *quam Graeci ἔγκυκλον παιδείαν vocant*«. Das Wort *ἐγκυκλοπαιδεία* findet sich im Griechischen nicht, jedoch sind seine Bildung und sein Gebrauch sprachlich nicht zu beanstanden. Ueber den Begriff und seine Bezeichnung im Alterthume vgl. Böckh, Encyklopädie etc. p. 34 ff.). »Encyklopädisch« darf man übrigens auch eine Bildung nennen, welche, ohne eine Einzelwissenschaft als Centrum zu haben, sich über alle wichtigeren Einzelwissenschaften und selbst auch Künste erstreckt, also eine ganz allgemein menschliche, bzw. gesellschaftliche Bildung ist. Man hat darnach eine dreifache encyklopädische Bildung zu unterscheiden:

a) Encyklopädische Bildung, welche sich lediglich über den Kreis einer Einzelwissenschaft erstreckt (fachwissenschaftlich-encyklopädische Bildung).

b) Encyklopädische Bildung, welche sich über den Kreis einer Einzelwissenschaft hinaus erstreckt, indem sie auch deren wichtigere Hülfswissenschaften in ihren Bereich zieht (eine derartige Bildung besitzt z. B. der classische Philolog, welcher ausser mit der classischen Philologie im engeren Sinne auch mit Mythologie, Archäologie, alter Geschichte etc. gut bekannt ist) [erweiterte fachwissenschaftlich-encyklopädische Bildung].

c) Encyklopädische Bildung, welche auf keine Einzelwissenschaft speciell sich bezieht, sondern sich über alle allgemein interessirende Wissenschaften und Künste erstreckt (universal-encyklopädische Bildung).

§ 7. Die nach einem bestimmten Principe vorgenommene Zusammenstellung des zu einer encyklopädischen Bildungsform gehörigen Wissensmateriales, bzw. ein solcher Zusammenstellung gewidmetes Litteraturwerk wird Encyklopädie genannt (über das Wort vgl. oben S. 111). Entsprechend den drei encyklopädischen Bildungsformen giebt es drei Arten der Encyklopädie:

a) Die fachwissenschaftliche Encyklopädie (z. B. Encyklopädie der romanischen Philologie).

b) Die erweiterte fachwissenschaftliche Encyklopädie (z. B. Encyklopädie der romanischen Philologie und ihrer Hülfswissenschaften).

c) Die universal-wissenschaftliche Encyklopädie (z. B. die von Diderot und d'Alembert herausgegebene Encyklopädie; die Ersch- und Gruber'sche Encyklopädie).

§ 8. Die Encyklopädie kann weder noch soll sie eine umfassende und erschöpfende Zusammenstellung des fach- oder gar des universalwissenschaftlichen Wissensmateriales geben, sie soll vielmehr nur das Wesentlichste und Wichtigste aus demselben hervorheben, das weniger Wesentliche und Wichtige dagegen den systematischen Lehrbüchern überlassen. Eine Encyklopädie ist ein Katalog der relativ wichtigsten (fach-

oder universal)-wissenschaftlichen Materien, in welchem jeder einzelnen Nummer ein kurzer, möglichst zusammengedrängter Commentar beigegeben ist. [Eine fachwissenschaftliche Encyklopädie kann sich überdies die Aufgabe stellen, den Zusammenhang zwischen den Einzelgebieten der betreffenden Wissenschaft zur Anschauung zu bringen. Die Encyklopädie beschränkt sich auf die Angabe des bereits Erkannten und der über das noch nicht Erkannte aufgestellten Hypothesen, soweit dieselben wissenschaftlich begründet sind. Forschung über das noch nicht Erkannte ist von der Encyklopädie ebenso ausgeschlossen wie der ausführliche Beweis der Richtigkeit des bereits Erkannten. Die Encyklopädie bedient sich daher der referirenden und dogmatischen Darstellungsform. Kritik übt sie nur insofern, als sie das Wichtigere von dem weniger Wichtigen und das sicher Erkannte von dem nur unsicher Erkannten scheidet.

§ 9. Der von der Encyklopädie zu behandelnde Stoff kann nach sachlichem oder nach praktischem Principe geordnet werden. Im ersteren Falle werden die einzelnen Materien systematisch nach ihrem Zusammenhange abgehandelt, so dass die einzelnen Abschnitte (Artikel) innerlich unter einander verbunden sind; im letzteren Falle werden die einzelnen Artikel nach Massgabe des Alphabetes aneinandergereiht und bleiben also innerlich unverbunden. Das erstere Verfahren ist bei der fachwissenschaftlichen, das letztere bei der universalwissenschaftlichen Encyklopädie üblich, jedoch finden sich Ausnahmen (man denke z. B. an die »Fachconversationslexika«), auch können beide Verfahren mit einander combinirt werden (so ist z. B. die Ersch-Gruber'sche Encyklopädie in sachliche »Sectionen« abgetheilt, deren einzelne Artikel aber alphabetisch geordnet sind).

§ 10. Eine Encyklopädie kann, selbst wenn sie möglichst vollkommen angelegt und von Irrthümern frei ist, doch nur für das Zeitalter ihrer Abfassung allseitige Gültigkeit und vollen Werth besitzen, d. h. nur so lange, als die betreffende Wissenschaft im Wesentlichen in dem Entwickelungsstadium verharrt, in welchem sie zur Zeit der Abfassung der Encyklopädie sich befand (vgl. §§ 3 und 4). Es ist also die Encyklopädie stets nur provisorisch, nie definitiv, indessen besitzt sie doch auch

nach Verlust ihrer Gültigkeit noch dadurch wissenschaftlichen Werth, dass aus ihr der fach- oder universalwissenschaftliche Standpunkt einer bestimmten Vorzeit zu erkennen ist; sie wird also, nachdem sie aufgehört hat, eine Zusammenfassung des lebendigen Wissens zu sein, eine Quelle für die Erkenntniss der Entwickelungsgeschichte der Wissenschaft(en).

Neuntes Kapitel.

Begriff der Methodologie.

§ 1. Jede Erkenntniss ist zunächst nur für denjenigen vorhanden, welcher sie durch eigenes Forschen sich erworben hat. Jeder Andere kann die gleiche Erkenntniss nur entweder auf Grund gleicher selbständig unternommener Forschung oder aber dadurch erlangen, dass sie ihm von dem, welcher sie bereits erforscht hat, sei es durch Wort (Lehre), sei es durch Schrift (Buch) überliefert wird. Was von der einzelnen Erkenntniss gilt, das gilt natürlich auch von jeder Erkenntnisssumme.

§ 2. Die Summe des (wirklich oder vermeintlich) bereits Erkannten ist auf jedem Wissensgebiete eine sehr erhebliche, die Summe des noch nicht Erkannten aber unendlich. Folglich ist an denjenigen, welcher dem Studium einer Wissenschaft sich widmet, eine doppelte Forderung zu stellen, nämlich: a) dass er das bereits Erkannte möglichst vollständig sich aneigne, b) dass er befähigt werde, das noch nicht Erkannte, so weit als möglich zu erforschen.

§ 3. Sowohl zur Aneignung des Erkannten als auch zur Erforschung des noch nicht Erkannten sind je nach der Beschaffenheit des betreffenden Wissensobjektes verschiedene Wege (Methoden) vorhanden (man denke z. B. daran, auf wie verschiedene Weise man eine Sprache erlernen kann, oder welche verschiedene Mittel es giebt, um die Aussprache des Altfranzösischen annähernd festzustellen). Diese Wege können von dem Lernbegierigen durch eigenes Versuchen aufgefunden werden, jedoch wird dies in der Regel ihm nur nach längeren Bemühen und vielfachem Irren gelingen, oft auch ganz oder

theilweise misslingen. Besser ist es daher, dass die Erkenntnisswege dem Lernbegierigen von einem bereits Kundigen gezeigt werden. Kundig kann aber selbstverständlich nur der sein, der die Kenntniss von der Zahl, Beschaffenheit und relativen Vorzüglichkeit der betreffenden Erkenntnisswege und die Fähigkeit zur Auffindung neuer Wege sich erworben hat.

§ 4. Diese Kenntniss ist eine Wissenschaft für sich, wenn auch nur eine formale Wissenschaft, welche nach ihrem Erkenntnissobjecte (Methode) den Namen »Methodologie« führt.

§ 5. Methodologie ist also diejenige Wissenschaft, deren Aufgabe und Ziel die Erkenntniss der Erkenntnisswege ist. Der Inhalt der Methodologie ist ein verschiedener je nach Art der anzustrebenden Erkenntniss. Jede Einzelwissenschaft hat ihre eigene Methodologie neben sich. In ihrer praktischen Verwendung als Anleitung zum wissenschaftlichen Studium wird die Methodologie zur Hodegetik (Wegweisung).

§ 6. Zu unterscheiden von der Methodologie ist die Methodik. Die letztere verhält sich zur ersteren wie etwa die Technik zur Technologie, die Biotik (Lebenskunst, vgl. das Compositum: Makrobiotik = die Kunst lange zu leben) zur Biologie etc. Die Methodik ist die praktische Anwendung der Methodologie auf das Studium und auf den Unterricht: die Methodologie zeigt die Wege, welche zur wissenschaftlichen Erkenntniss führen; die Methodik regelt die Aneignung, bzw. die Uebermittelung des Wissens auf den von der Methodologie vorgezeichneten Wegen.

§ 7. Wissenschaft ist sowol lernbar als auch lehrbar. Darnach können Methodologie und Methodik sowol von dem Standpunkte des Lernenden wie von demjenigen des Lehrenden aus aufgefasst werden. Für den Lehrenden ist die Methodik desjenigen Wissensgebietes, welches Object der Lehre (des Unterrichtes) ist, immer zugleich auch Didaktik.

Zweites Buch.

Einleitung in das Studium der romanischen Philologie.

Erstes Kapitel.

Das Latein.

§ 1. Das Latein ist ein Glied der grossen indogermanischen Sprachfamilie (vgl. Kap. 2, § 7). Ueber seine Stellung aber innerhalb derselben lässt sich mit Sicherheit nur das Eine angeben, dass es zu dem unten in § 3 aufgeführten Sprachen, welche als »italische« (im engern Sinne) bezeichnet zu werden pflegen, in einem nahen Verwandtschaftsverhältnisse steht. Mit dem Griechischen ist das Latein durch culturgeschichtliche Beziehungen eng verbunden (vgl. unten § 6), ob aber zwischen dem Latein, bzw. dem Italischen überhaupt, und dem Griechischen ein derartig nahes Verwandtschaftsverhältniss besteht, dass beide Sprachen in vorhistorischer Zeit eine gräco-italische Spracheinheit gebildet hätten[1], wie dies

---

[1] Darnach wäre folgende Entwickelung anzunehmen:

Ur-Indogermanisch
Gräco-Italisch
Griechisch — Italisch
Latein — sonstige italische Sprachen.

oft angenommen worden ist, muss sehr in Zweifel gezogen werden. Ebenso ist ein näheres Verhältniss des Lateins, bzw. des Italischen, zu dem Keltischen zwar von einigen Sprachforschern angenommen, aber noch nicht überzeugend nachgewiesen worden.

§ 2. Wie bei allen indogermanischen Sprachen, so ist auch im Latein der Bau der Sprache flectirend. Jedoch zeigt das Latein schon in seinen ältesten erhaltenen Sprachdenkmälern nicht mehr die Formenfülle, welche etwa dem Sanskrit und dem Griechischen eigen ist, sondern es ersetzt vielfach die synthetischen Formenbildungen, welche es nachweislich oder vermuthlich in vorhistorischer Zeit besessen hatte, durch analytische Formenumschreibungen. Die analytische Tendenz (vgl. oben S. 37 ff.) ist also selbst schon im ältesten Latein verhältnissmässig weit durchgedrungen. Beispiele: der ursprünglich im Indogermanischen vorhandene Casus der Ortsbezeichnung, der »Locativ«, ist mit wenigen Ausnahmen (*Romae*, *Corinthi* etc., *domi*, *humi* etc.) im Lateinischen aufgegeben worden und wird in der Regel durch die Präposition in c. abl. ersetzt; der Dual ist (mit Ausnahme von *duo*, *ambo*) verloren und muss durch Anwendung des Numerale ersetzt werden; Comparativ und Superlativ können, bzw. müssen in bestimmten Fällen durch Vorsetzung der Adverbien *magis* und *maxime* vor den Positiv umschrieben werden; im Activum des Verbums sind das Imperfect und das Futurum sowie theilweise das Perfect (die Perfecta auf *-vi*, *-ui*, *-si*) nebst den davon abgeleiteten Temporibus vermuthlich durch Anwendung von Hülfsverben gebildet (die sogenannten Endungen *ba-m*, *-bo*, *-vi*, *-ui*, *-si* sind vermuthlich von den Verbalstämmen *bhu*, wovon lat. *fui* etc, und *as*, wovon lat. *es-se*, abzuleiten); ein Passivum ist nicht vorhanden, ersetzt wird dasselbe theils durch Verbindung des Activs mit einem Suffixe, welches früher für identisch mit dem Reflexivpronomen gehalten wurde (*amo-r* = *amo-se*), jetzt aber als noch der Erklärung bedürftig gilt, theils durch Verbindung des part. perf. pass. mit dem Verbum substantivum (*amatus sum* etc.; die 2 p. pl. praes. ind. *amamini* etc. ist der ursprüngliche nom. plur. eines sonst verlornen part. praes. pass.: *amamini* = griech. φιλούμενοι, man vgl. Bildungen wie

alumnus v. *alere*, eigentl. »der ernährt werdende«). Die Ausbildung einer Schriftsprache und Entstehung einer Litteratur bewirkte eine Hemmung des analytischen Processes und eine theilweise Erneuerung des synthetischen Formenbaues.

Charakteristisch ist für das Latein im Vergleich zu dem Griechischen einerseits eine grosse etymologische Undurchsichtigkeit, andererseits eine gewisse Starrheit und Abgeschlossenheit seiner Formen- und Satzbildung.

Nähere Angaben über Beschaffenheit und Bau des Lateins werden im ersten Buche des zweiten Theiles dieses Werkes gemacht werden.

§ 3. Die sogenannte »italische« Sprachgruppe umfasst folgende Sprachen:

a) Das Latein, die Sprache der latinischen Stämme. Das latinische Gebiet umfasst die einerseits von dem unteren Tiberlaufe und dem tyrrhenischen Meere, andererseits von den Ausläufern der Apenninen begrenzte Landschaft[1]). Die latinischen Stämme bildeten eine Eidgenossenschaft, über welche seit der Zerstörung Alba Longa's Rom die Hegemonie zu führen begann.

b) Das Umbrische, die Sprache der Umbrier. Sprachgebiet: die an Latium angrenzende Berglandschaft der Apenninen.

c) Das Oskische, die Sprache der samnitischen Stämme. Das Sprachgebiet erstreckte sich südlich von den Flüsschen Sagrus (Sangro) und dem unteren Liris (Garigliano) über das spätere neapolitanische Königreich mit Ausnahme des östlichen Küstenstriches. Es war jedoch das oskische Sprachgebiet vielfach durch die zahlreichen griechischen Colonien in Unteritalien unterbrochen.

d) Das Sabellische, die in viele Dialekte sich gliedernde und früh schon von dem Latein verdrängte Sprache der zahlreichen kleinen Völkerstämme, deren Gebiet an Latium grenzte (Sabiner, Aequer, Herniker, Marser, Peligner, Marruciner, Vestiner, Picenter).

Näher bekannt sind uns von den unter b—d genannten

---

1) Diese und die folgenden geographischen Angaben im Wesentlichen nach dem unten zu nennenden Buche Budinszky's.

Sprachen nur die umbrische und oskische, von denen uns einige umfangreichere Sprachdenkmäler (»Iguvinische Tafeln«, »tabula Bantina«) erhalten sind. Indessen sind wir doch auch über ihren Bau nicht hinreichend unterrichtet, um darüber mit voller Sicherheit ein Urtheil abgeben zu können, jedoch scheint es, als wenn diese Sprachen zu einer Entwickelungsstufe gelangt seien, welche mit derjenigen manche Ähnlichkeit besitzt, auf der sich die heutigen mittel- und unteritalienischen Dialekte befinden. Das Umbrische und das Sabellische haben höchst wahrscheinlich keine litterarische Pflege gefunden, dagegen dürfte eine oskische Litteratur, freilich nur von bescheidenem Umfange und geringer Leistungsfähigkeit existirt haben.

Das Latein nahm gegenüber den andern italischen Sprachen eine Sonderstellung ein: es blieb vielfach alterthümlicher in seinen Laut- und Formenverhältnissen und besass grössere litterarische Bildungsfähigkeit. In Bezug auf letzteren Punkt ist freilich zu bemerken, dass die Entwickelung der lateinischen Litteratur durch die politischen Verhältnisse ausserordentlich begünstigt wurde und dass sie unter dem fördernden Einflusse des Griechischen erfolgte.

§ 4. Ausser den italischen Sprachen wurden, ehe Rom seine Herrschaft über die ganze Halbinsel ausdehnte, im Gebiete des heutigen Italien noch folgende Sprachen gesprochen:

a) Das Messapische, die Sprache der Messapier (Japyger, Apuler), eines den Illyriern verwandten Volksstammes. Gebiet: der östliche Küstenstrich Süditaliens.

b) Das Griechische. Gebiet: die griechischen Colonien in Sicilien und Unteritalien, die letzteren bildeten Sprachinseln innerhalb des oskischen und messapischen Gebietes.

c) Das Etruskische, die Sprache der Etrusker (Tyrrhener). Gebiet: die Landschaft zwischen dem Arnus (Arno) und Tiber und die Insel Corsica, zeitweilig auch die Poebene. Obwol zahlreiche etruskische Inschriften erhalten sind, ist es doch bis jetzt nicht gelungen, klare Einsicht bezüglich des Baues und der Stammeszugehörigkeit dieser Sprache zu erlangen. Die verschiedensten Hypothesen sind darüber aufgestellt worden: bald ist das Etruskische dem semitischen, bald dem indogermanischen Stamme zugewiesen worden, und wenn

letzteres geschehen, haben einige Forscher ein näheres Verhältniss zu dem Keltischen, andere wieder ein solches zu den Italischen behauptet.

d) Das Ligurische. Gebiet: das nordwestliche subalpine Oberitalien (das Genuesische).

e) Das Keltische (Gallische). Gebiet: das östliche subalpine Oberitalien mit Ausnahme des venetischen Küstenstriches (Gallia cisalpina).

f) Das Illyrische. Gebiet: der venetische Küstenstrich, Friaul und Istrien. Letztere Landschaften wurden erst im Jahre 12 v. Chr. in politischer Hinsicht zu Italien gezogen, nachdem dies mit Gallia cisalpina bereits im Jahre 43 v. Chr. geschehen war. Istrien und ein Theil Friauls sind nach dem Falle des Römerreiches wieder von Italien politisch losgelöst worden.

§ 5. Die allmähliche Ausbreitung der römischen Herrschaft über Italien hatte die Ausbreitung der lateinischen Sprache zur Folge. Die nicht lateinischen Idiome wurden mehr und mehr verdrängt, wenn sich auch einzelne, freilich nur auf beschränktem Gebiete, bis in die Kaiserzeit hinein behaupteten (so hat man z. B. oskische Inschriften in Pompeji gefunden, und es sind dieselben vermuthlich erst kurz vor Verschüttung der Stadt, 79 n. Chr., entstanden). Das Griechische in Unteritalien hat sich, wenigstens in einzelnen grösseren Städten (Neapel u. a.), immer neben dem Latein behauptet und wurde erst durch das Italienische verdrängt. Die gegenwärtig in Unteritalien (Calabrien) sich findenden neugriechischen Sprachinseln stehen jedoch höchst wahrscheinlich ausser Zusammenhang mit den antiken Sprachverhältnissen und verdanken nur der im Mittelalter, bzw. in der Neuzeit erfolgten Einwanderung griechischer Flüchtlinge ihr Entstehen.

§ 6. Mit den unteritalischen Griechen traten die Römer früh in vielfache nachbarliche Beziehungen. Die Folge davon war, dass die Römer der höheren griechischen Cultur zahlreiche Begriffe und zugleich auch die zu deren Bezeichnung dienenden Worte entlehnten. So nahm das Latein massenhafte griechische Lehnworte (namentlich termini technici der Schifffahrt, des Handels, des Münzwesens, des geselligen Verkehrs, der Wissenschaft, der Litteratur) in sich auf, die sich

vergleichen lassen mit den lateinischen Lehnworten im Deutschen (man denke z. B. an die Namen unserer Gemüse und Blumen, Zimmergeräthe etc.) und deren Zusammenstellung ein grosses culturhistorisches Interesse gewährt.

Die Culturbeziehungen zwischen Römern und Griechen wurden noch innigere, als die ersteren etwa von der Zeit des zweiten punischen Krieges ab in nähere politische Beziehungen zu den letzteren getreten waren, welche die Begründung der römischen Herrschaft über die Griechen zur Folge hatten. Die Griechen, politisch zu Unterthanen der Römer herabgedrückt, wurden die geistigen Herren ihrer Besieger (»Graecia capta ferum ducit victorem etc.« Horat.). Ihre Cultur wurde von den Römern übernommen, freilich vielfach nur in äusserlicher Weise und ohne tiefere Auffassung.

Unter diesen Verhältnissen war es nicht nur begreiflich, sondern sogar nothwendig, dass die etwa seit Mitte des dritten vorchristlichen Jahrhunderts sich entwickelnde lateinische Litteratur die griechische zu ihrem Vorbilde nahm und über deren mehr oder weniger gelungene Nachahmung im Wesentlichen nie hinauskam. (Selbständige litterarische Leistungen haben die Römer nur in den auf praktische Dinge bezüglichen Wissens- und Kunstgebieten aufzuweisen: Landwirthschaft, Rechtswissenschaft, Baukunst).

Die Entstehung einer lateinischen Litteratur hatte die Entstehung einer lateinischen Schriftsprache zur Folge.

§ 7. Die lateinische Schriftsprache (sermo eruditus oder perpolitus oder, insofern sie auch Umgangssprache der höher Gebildeten war, sermo urbanus genannt) unterschied sich, nachdem sie im klassischen Zeitalter der Litteratur (letzte Zeit der Republik und erste Kaiserzeit) ihre volle Ausbildung erlangt hatte, nicht unwesentlich von der Volkssprache (sermo rusticus, plebeius, inconditus, cottidianus).

Die Schriftsprache wurde von hervorragenden Dichtern und Schriftstellern (Ennius u. A.) nach griechischem Muster fixirt und geregelt, alles Schwankende wurde aus ihr thunlichst entfernt oder nach bestimmten Normen einheitlich geordnet, die analytische Tendenz wurde nach Möglichkeit zurückgedrängt, und es wurde also nicht nur das, was an synthetisch gebildeten Formen noch vorhanden war, sorgsam

bewahrt, sondern auch manche schon im Schwinden begriffene Form neu befestigt (z. B. der nom. sg. auf -s der O-Decl.). So entstand eine Sprachform, welche, wie sie mit Bewusstsein für den litterarischen Gebrauch geschaffen worden war, so auch auf die Kreise der litterarisch Gebildeten beschränkt blieb, und dies um so mehr, als die Uebertragung der griechischen Metrik auf das Lateinische und die dadurch veranlasste Verdrängung der nationalrömischen Versform (Saturnier) aus der Litteratur bewirkte, dass die nach griechischem Vorbilde geschaffenen Werke der lateinischen Poesie schon ihrer metrischen Form wegen volle Popularität und tiefgreifenden Einfluss auf die Gesammtheit des Volkes nicht zu erlangen vermochten. Die lateinische Schriftsprache war ein Kunstproduct, allerdings bewundernswerth in seiner Art, aber lebensfähig nur so lange, als die Culturverhältnisse, unter deren Einwirkung es entstanden war, ungefähr die gleichen blieben.

In der Volkssprache wirkte die analytische Tendenz, welche dem Lateinischen von vornherein in hohem Grade eigen war (vgl. § 2), weiter fort und führte zu einer auf einzelnen Gebieten (namentlich auf dem der Declination) fast vollständigen Auflösung des bis dahin noch synthetisch gewesenen Formenbaues. Je analytischer die Volkssprache wurde, desto mehr erweiterte sich natürlich auch die Kluft, welche sie von der möglichst an den synthetischen Formen festhaltenden Schriftsprache trennte.

Die Differenz zwischen der lateinischen Schriftsprache und Volkssprache darf man weder unterschätzen noch überschätzen. Nicht unterschätzen, weil jede der beiden Sprachformen nach entgegengesetzten Grundprincipien sich entwickelte (dem synthetischen und gräcisirenden einerseits, dem analytischen und italischen andererseits). Aber auch nicht überschätzen, weil beide Sprachformen doch eben nur verschiedene Gestaltungen einer Sprache waren und genug des Gemeinsamen beibehielten. Am schärfsten war die Trennung auf dem Gebiete des Wortschatzes, der Formenbildung und der Syntax, während auf dem lautlichen Gebiete eine tiefgreifende Verschiedenheit schwerlich bestanden haben kann. Bewiesen dürfte das Letztere dadurch werden, dass die im classischen Schriftlatein erscheinenden Wortgestaltungen, denen im alten

Latein anderslautende gegenüberstehen (z. B. *u*nus = altlateinisch *oi*nus, pl*u*res = altlateinisch pl*oi*res, *b*onus = altlateinisch *dv*onus etc.), in die aus dem Volkslatein entstandenen romanischen Sprachen übergegangen sind (vgl. italienisch *u*no, pi*ù*, *b*uono etc), es muss also die Entwickelung der betreffenden altlateinischen Laute im Volkslatein und im Schriftlatein die gleiche gewesen sein; nur freilich ist in der Volkssprache sicherlich manche Lautentwickelung längst durchgedrungen gewesen, bevor sie in der Schriftsprache orthographischen Ausdruck fand, oft auch hat sie letzteren überhaupt nie gefunden. Beherzigen muss man bezüglich des Verhältnisses zwischen Volks- und Schriftlatein die Worte SCHUCHARDT's (Vocalismus des Vulgärlat. I. S. 97): »Der sermo plebeius [d. i. Volkslatein] steht zum sermo urbanus [d. i. die an das Schriftlatein sich anschliessende Umgangssprache der litterarisch Gebildeten] in keinem Descendenz-, in keinem Ascendenz-, sondern in einem Collateralverhältniss. In der urrömischen Volkssprache wurzelten beide, es waren Zwillingsdialekte.« Treffend ist auch REBLING's Bemerkung (in seiner unten zu citirenden Schrift S. 9): »Je nachdem das Schriftlatein im Laufe der Zeit sich gestaltete, wurde das Verhältniss der Sprachen modificirt. Die bei Beginn der Litteratur noch unmerkliche Kluft erweiterte sich schon zur Zeit des Nävius, Plautus und Ennius, ein weiterer Schritt zur Differenzirung geschah durch Scipio und seinen Kreis, sie prägt sich endlich am schärfsten aus zur Zeit Cäsars und Cicero's [*hätte hinzugefügt werden müssen: und Virgils*], bis der allmähliche Verfall der Classicität beide Sprachrichtungen immer näher wieder zusammenführte.« Zu beachten ist ferner, dass die Volkssprache kein abgeschlossenes Ganze bildete, sondern mannigfacher Abstufungen und Nüancirungen fähig war: ihre Gestalt wechselte, je nachdem sie etwa von Landleuten auf abgelegenem Dorfe oder von städtischen Handwerkern oder von romanisirten Sklaven fremder Nationalität oder von im Auslande stationirten Legionssoldaten oder von Schiffern etc. etc. gesprochen wurde. Endlich gab es auch keine scharfe Grenzscheide zwischen Volks- und Schriftlatein: das erstere konnte sich dem letzteren und das letztere dem ersteren nähern, wenn etwa einmal ein Mann des Volkes (wie etwa Plautus) sich in litterarischer Production versuchte, oder wenn ein litte-

rarisch Gebildeter sich gelegentlich einer volksthümlichen Sprechweise befleissigte.

§ 8. Ist schon unsere Kenntniss des Schriftlateins durchaus keine vollständige, da ja die lateinische Litteratur nicht in ihrer Gesammtheit, sondern nur in grossen Trümmermassen überliefert ist, so ist unsere Kenntniss des Volkslateins eine noch ungleich mangelhaftere. Die Quellen, aus denen wir diese Kenntniss schöpfen, sind folgende: a) direkte Angaben der Schriftsteller, namentlich der Grammatiker, über Laute, Wortformen, Satzfügungen etc. der Volkssprache. b) Plebejische Inschriften, d. h. Inschriften, deren Verfasser, bzw. Verfertiger (Steinmetzen), zwar Schriftlatein schreiben wollten, aber in Folge mangelnder Bildung Verstösse gegen die Schriftsprache begingen, welche allerdings Sprachfehler schlechtweg sein können, aber vielfach doch auf der Gewohnheit an die volkssprachliche Ausdrucksweise beruhen mögen. c) Gelegentlich in sonst schriftlateinischen Werken (wie z. B. in Cicero's Briefen) sich findende und als solche erkennbare volkssprachliche Worte und Wendungen. d) Litteraturwerke, deren Sprache sich der Volkssprache nähert, sei es dass die Verfasser dies im Interesse der Allgemeinverständlichkeit beabsichtigten, sei es dass sie aus irgend welchem Grunde, z. B. weil entfernt von Rom (etwa in Afrika oder Spanien) lebend, die volle Vertrautheit mit der correkten Schriftsprache nicht erlangt hatten, sei es endlich dass sie zu einer Zeit schrieben, in welcher in Folge des Sinkens der Bildung und der beginnenden Zersetzung der römischen Cultur Schrift- und Volkssprache einander sich wieder genähert hatten. Derartige Litteraturwerke sind z. B. Plautus' Komödien, das »bellum Africae« und »bellum Hispaniense«, Petronius Arbiter's Roman »Satirae« (oder »Satiricon«), die Bücher »de architectura« des Vitruv, die Schriften der »scriptores rei rusticae« und der »agrimensores« oder »gromatici« (Feldmesser), die unter dem Namen des Anthimus und des Oribasius überlieferten medicinischen Tractate, die Prosaschriften und Dichtungen einzelner christlich-lateinischer Autoren (vgl. § 10), die ältesten lateinischen Bibelübersetzungen (Itala, Vulgata) etc.

Ausserdem ist man berechtigt, aus Erscheinungen in den romanischen Sprachen Rückschlüsse auf die Beschaffenheit

des Volkslateins zu ziehen, wie dies z. B. W. FÖRSTER in seinem Aufsatze »Bestimmung der lateinischen Quantität aus dem Romanischen« (Rhein. Mus. 33, S. 291 ff., 639) scharfsinnig und erfolgreich gethan hat.

§ 9. Die römische Herrschaft wurde im Laufe der Zeit über alle Länder des Mittelmeergebietes (diesen Begriff im weitesten Sinne des Wortes genommen) ausgedehnt. Damit war naturgemäss auch die Ausbreitung der lateinischen Sprache verbunden, aber freilich erfolgte dieselbe in sehr verschiedenem Grade. In den Ostprovinzen (Griechenland, Macedonien etc., Kleinasien, Syrien etc., Aegypten), in denen griechische Sprache und Bildung festgewurzelt waren, vermochte das Latein nur als Verwaltungssprache festen Fuss zu fassen, und selbst als solche musste es dem Griechischen weichen, als die politischen Beziehungen des selbständig gewordenen Ostens (byzantinisches Reich) zu dem Westen (weströmisches Reich), zumal nach des letzteren Besetzung durch die Barbaren, ganz lockere geworden waren. Nur eine ehemalige Provinz des römischen Ostens, das jenseits der Donau gelegene Dacien, wurde sprachlich latinisirt, obwol sie verhältnissmässig nur kurze Zeit (etwa 170 Jahre, 107—ca. 275 n. Chr.) dem römischen Reiche angehörte. Freilich aber ist es zweifelhaft, ob das Latein in Dacien sich ununterbrochen seit den Zeiten der römischen Occupation erhielt oder aber nach der Trennung der Provinz vom Reiche abstarb und erst durch spätere Einwanderung wieder eingeführt wurde.

Ungleich festeren und dauernderen Bestand, als im Osten, gewann das Latein im Westen des römischen Reiches; in weiten Gebieten hat es hier selbst den Sturm der Völkerwanderung, die Auflösung des Reiches und die germanische Invasion überdauert.

In die Westprovinzen wurde das Latein in seiner doppelten Gestaltung als Schriftlatein und als Volkslatein verpflanzt (Näheres unten Kap. 2.).

§ 10. Die Existenz des Schriftlateins war auf das engste verbunden mit dem Bestande der römischen Cultur, welche ihrerseits wieder nur so lange lebensfähig sein konnte, als das römische Reich seine politische Machtstellung behauptete und als die polytheistisch heidnische Weltanschauung die herrschende

blieb. Der allmähliche Verfall und die endliche Auflösung des Reiches, die Besitznahme der westlichen Provinzen desselben durch die Germanen und endlich der Sieg des Christenthums hatten den Verfall der römischen Cultur und damit auch die Zersetzung und schliesslich den Untergang des Schriftlateins als einer lebendigen Sprachform zur nothwendigen Folge. Einen besonders tiefgreifenden Einfluss übte auf die Beschleunigung dieses Entwickelungsprocesses das Emporkommen des Christenthumes aus. Die Heilslehre des Evangeliums richtete sich zunächst an die Armen und Bedrückten, und es wandten sich ihr folglich auch anfangs zumeist nur die Angehörigen der unteren Stände zu; es musste sich folglich des Volkslateins oder doch einer demselben sehr genäherten Form des Schriftlateins bedienen, wer durch Wort oder Buch zu den Gläubigen reden wollte. Daher und auch, weil es eines Christen nicht würdig schien, nach dem weltlichen Ruhme der Wohlredenheit zu streben, bedienten sich selbst solche christliche Autoren, welche des Schriftlateins völlig kundig waren, doch wenigstens dann einer vulgarisirenden Sprachform, wenn dies durch religiöse Rücksichten oder durch das Interesse der Allgemeinverständlichkeit geboten erschien (so z. B. der hochgebildete heilige Hieronymus in seiner Bibelübersetzung). Die christliche Poesie, namentlich die unmittelbar kirchlichen Zwecken dienende Hymnendichtung begann schon früh nicht nur in der Sprachform dem Volkslatein sich zu nähern, sondern auch sich der volksthümlich accentuirenden Rhythmen statt der gelehrten quantitirenden Metren zu bedienen.

§ 11. Schon unmittelbar nach der klassischen Litteraturperiode des augusteischen Zeitalters beginnt, wenn auch zunächst nur langsam, der Verfall des Schriftlateins, dessen erste Anzeichen die von dem Classicismus sich entfernenden Stylarten sind (pathetischer Schwulst, z. B. bei Seneca; pathetische Kürze, z. B. bei Tacitus; Alterthümelei, z. B. bei Fronto). Dieser Verfall schreitet von Jahrhundert zu Jahrhundert ebenso vorwärts, wie die römische Cultur mehr und mehr sich zersetzt und das (west)römische Reich mehr und mehr sich auflöst. Im 4. und 5. Jahrhundert ist die Anwendung correkten Schriftlateins innerhalb der Litteratur nur noch seltene Aus-

nahme, welche überdies schon auf gelehrter Aneignung beruht. Die Gründung germanischer Staaten in den Provinzen des zerstörten (west)römischen Reiches hat den völligen Untergang des Schriftlateins zur Folge. Nur in Italien treten auch unter der Herrschaft der Ostgothen noch vereinzelte Schriftsteller auf, welche sich eines verhältnissmässig reinen und eleganten Schriftlateins bedienen (z. B. Boetius, Ennodius v. Pavia, letzterer allerdings in Gallien geboren).

§ 12. Die allgemeinen Culturverhältnisse — namentlich die Thatsache, dass sowol die volkslateinischen (romanischen) als auch die germanischen Sprachen für die litterarische Verwendung noch nicht hinreichend entwickelt waren — machten es zur Nothwendigkeit, dass auch nach dem Untergange des Schriftlateins die lateinische Sprache gleichwohl die Sprache der Verwaltung, der Kirche und der Litteratur blieb und als solche von den germanischen Eroberern angenommen wurde. Damit war auch die Nothwendigkeit einer schulmässigen Erlernung des Schriftlateins gegeben, und es bildete dieselbe einen wesentlichen Unterrichtsgegenstand in den immer zahlreicher werdenden Klosterschulen. Eine gelehrte Wiederbelebung des Schriftlateins (wie sie später im Zeitalter der Renaissance erfolgte) wurde indessen hierdurch nicht erreicht, weil die Vorbedingung dafür fehlte: Verständniss und Begeisterung für das klassische Alterthum. Während des ganzen Mittelalters blieb vielmehr das Latein »barbarisch«, d. h. es bewahrte zwar im Allgemeinen die schriftlateinische Flexion, nahm aber unbedenklich und in weitem Umfange Worte, Wortverbindungen und Satzconstructionen aus den romanischen (und germanischen) Volkssprachen in sich auf und erhielt dadurch ein von dem antiken Schriftlatein völlig verschiedenes Gepräge. Selbstverständlich giebt es innerhalb des mittelalterlichen Lateins mannigfache Abstufungen. Am rohesten erscheint seine Form in den Chroniken der Merovingerzeit (z. B. Gregor v. Tours), in frühmittelalterlichen Urkunden und in Gesetzen (z. B. die Lex Romana Utinensis), während es andrerseits bei nicht ganz wenigen Schriftstellern eine verhältnissmässig elegante Gestaltung zeigt. Blütheperioden der mittelalterlich lateinischen Litteratur waren: bei den Angelsachsen des 7. und 8. Jahrhunderts (z. B. Aldhelm, Beda),

im Zeitalter Karls d. Gr. (ALCUIN, EINHARD etc.), im Zeitalter der Ottonen (z. B. LIUDPRAND, ROSWITHA), im Zeitalter Wilhelms des Eroberers (z. B. WILHELM v. POITIERS, GUIDO v. AMIENS), im Zeitalter der ersten Hohenstaufen (z. B. OTTO v. FREISINGEN, der sogenannte LIGURINUS), im Zeitalter Heinrichs II. von England (z. B. JOHANN v. SALISBURY, WALTER MAP etc.).

Das mittelalterliche Latein ist unschön im Vergleich mit dem antiken Schriftlatein. Vom Standpunkt des letzteren aus beurtheilt, erscheint es in der That als barbarisch und der Verachtung werth, mit welcher die klassischen Philologen in der Regel darauf herabblicken. Gerecht beurtheilt und gewürdigt kann aber das mittelalterliche Latein nur werden, wenn man es als die eigenartige Schöpfung des mittelalterlichen Geistes und als einen wichtigen Bestandtheil der mittelalterlichen Cultur auffasst. Die ihm gestellte Aufgabe, ein bequemes Organ für die Litteratur und ein Mittel für den internationalen Gedankenaustausch zu sein, hat es vortrefflich gelöst, aber gerade für diesen Zweck waren der Verzicht auf die schriftlateinische Korrektheit und die Anlehnung an die Volkssprachen erforderlich. Auch entbehrt das mittelalterliche Latein keineswegs einer naiven und treuherzigen Anmuth, welche sogar wohlthuend absticht gegen die oft raffinirte und frostige Rhetorik des antiken Lateins.

Für den romanischen Philologen ist das Studium des mittelalterlichen Lateins von grosser Wichtigkeit wegen der engen Beziehungen desselben zu den romanischen Volkssprachen. Noch wichtiger aber ist für ihn die Kenntniss der mittelalterlichen lateinischen Litteratur, denn diese bildet theils die Grundlage, theils die Ergänzung der mittelalterlichen romanischen Litteratur.

Hülfsmittel für das Studium des Lateinischen (soweit dieselben für den romanischen Philologen besonderes Interesse besitzen)[1]:

---

1) Es werde ganz ausdrücklich bemerkt, dass im Folgenden eben nur solche Werke und Schriften angegeben werden sollen, deren Studium für den romanischen Philologen nothwendig oder doch wünschenswerth ist.

a) *Bibliographien:* *E. HÜBNER, Grundriss zu Vorlesungen über die lat. Grammatik. 2. Ausg. Berlin 1881 — *E. HÜBNER, Grundriss zu Vorlesungen über die römische Litteraturgeschichte. 4. Ausg. Berlin 1878 — ENGELMANN, Bibliotheca scriptorum latinorum, neu herausgeg. von E. PREUSS. Leipzig 1880/81. (Das Buch enthält das Verzeichniss der sämmtlichen Ausgaben der lat. Schriftsteller und der darauf bezügl. Erläuterungsschriften) — MÜLDENER, Bibliotheca philologica (seit 1848 halbjährlich ausgegebenes systematisches Verzeichniss der im Laufe des letzten Halbjahres erschienenen Bücher und Schriften philologischen und sprachwissenschaftlichen Inhaltes) — Bibliotheca philologica classica (vgl. unter b). — *Allgemeine Bibliographie für Deutschland:* Wöchentliches Verzeichniss aller neuen Erscheinungen im Felde der Litteratur. Herausgeg. und verlegt von der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig (erscheint seit 1842) — *Verzeichniss der Bücher* etc., welche vom Jan. 1798 erschienen sind. Leipzig, seit 1798. Leipzig, Hinrichs, jährlich 2 Bde.

b) *Zeitschriften:* Jahresberichte über die Fortschritte der classischen Alterthumswissenschaft, herausgeg. von C. BURSIAN. Berlin, seit 1873 (dazu die Bibliotheca philologica classica, Verzeichniss der auf dem Gebiete der classischen Alterthumswissenschaft erschienenen Bücher, Zeitschriften u. s. w., seit 1874) — Rheinisches Museum für Philologie, Geschichte und griech. Philosophie, herausgeg. von B. G. NIEBUHR und CH. A. BRANDIS. Bonn 1827/29; Rhein. Mus. f. Philologie, herausgeg. von F. G. WELCKER und A. F. NÄKE. Bonn 1833/36; Neues Rhein. Mus., herausgeg. von F. G. WELCKER, F. RITSCHL, J. BERNAYS, A. KLETTE, O. RIBBECK. Frankfurt a. M., seit 1842 — Philologus, Zeitschrift für das class. Alterthum, herausgeg. von (F. W. SCHNEIDEWIN u.) E. v. LEUTSCH. (Stollberg u.) Göttingen, seit 1846 — Philologischer Anzeiger, als Ergänzung des Philologus herausgeg. von E. v. LEUTSCH. Göttingen, seit 1869 — HERMES, Zeitschrift für class. Philologie, herausgeg. v. E. HÜBNER. Berlin, seit 1866 — Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, herausgeg. von (G. SEEBODE, J. CHR. JAHN, R. KLOTZ, R. DIETSCH und) A. FLECKEISEN und H. MASIUS. Leipzig, seit 1831. (Fortsetzung der Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, herausgeg. von J. CHR. JAHN. Leipzig 1826/30.) Register über die 50 Jahrg. der (alten u.) Neuen Jahrbücher 1826/76. Leipzig 1876. — Philologische Rundschau, herausg. von C. WAGENER. Bremen, seit 1880. — Zeitschrift für das Gymnasialwesen, (gegenwärtig) herausgeg. von H. BONITZ, R. JACOBS, W. HIRSCHFELDER, F. HOFFMANN, G. RÜHLE. Berlin, seit 1851 (neue Folge seit 1867) — Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien, redigirt von J. G. SEIDL, H. BONITZ, H. MOZART, F. HOCHEGGER, K. TOMASCHEK, K. SCHENKL, J. VAHLEN, W. HARTEL. Wien, seit 1850 — Blätter für das bayerische Gymnasialschulwesen, redigirt von W. BAUER und G. FRIEDLEIN. Bamberg, seit 1865 — Verhandlungen der Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner, seit 1838, seit 1860 in Leipzig erscheinend (dazu Generalregister über die ersten 25 Bände von H. E. BINDSEIL. Leipzig 1869) — Proceedings and Transactions of the Philological Society. London, seit 1842 — The Journal of Philology ed. by W. G.

Clark, J. E. B. Mayor and W. A. Wright. London, seit 1868 — Rivista di filologia e d'istruzione classica, herausgeg. v. G. Müller, D. Pezzi, D. Comparetti, G. Flechia, G. M. Bertini. Turin, seit 1873 — Revue philologique. Paris, seit 1867. — Angekündigt ist das bevorstehende Erscheinen von: Archiv für lat. Lexikographie u. Grammatik mit Einschluss des älteren Mittellateins. Als Vorarbeit zu einem Thesaurus linguae latinae mit Unterstützung der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften von E. Wölfflin (jährlich 4 Hefte, jedes zu 9 Druckbogen. Leipzig, Teubner).

(Die allgemein kritischen Zeitschriften sehe man unten in den Litteraturangaben zu Kap. 3, S. 155.)

c) *Italische Sprachen:* Th. Mommsen, Die unteritalischen Dialekte. Leipzig 1850 — Th. Aufrecht u. A. Kirchhoff, Die umbrischen Sprachdenkmäler. Berlin 1849/51. 2 Bde. — H. Bruppacher, Versuch einer Lautlehre der oskischen Sprache. Zürich 1869 — E. Enderis, Versuch einer Formenlehre der oskischen Sprache mit den oskischen Inschriften und Glossar. Zürich 1871 — W. Corssen, Ueber die Sprache der Etrusker. Leipzig 1874/75. 2 Bde. — W. Deecke, Corssen u. die Sprache der Etrusker. Strassburg 1875; etruskische Forschungen. Stuttgart 1875 ff. — C. Pauli, Etruskische Studien. Göttingen 1879.

d) *Verhältniss des Lateinischen zum Griechischen:* G. Curtius, Andeutungen über das Verhältniss der lateinischen Sprache zur griechischen (Verhandlung der 15. Philologenversammlung. Hamburg 1856. S. 40 ff.) — L. Meyer, Vergl. Grammatik der griechischen u. lateinischen Sprache. Berlin 1861/65. 2 Bde. — A. Goerke, Symbola ad vocabula graeca in linguam latinam recepta. Königsberg 1868 — A. Saalfeld, Griechische Lehnwörter im Lateinischen. Wetzlar 1877; Italograeca. Kulturgeschichtliche Studien etc. Heft 1: Vom ältesten Verkehr zwischen Hellas und Rom bis zur Kaiserzeit. Heft 2: Handel und Wandel der Römer im Lichte der griechischen Beeinflussung betrachtet. Hannover 1882. *Der Hellenismus in Latium etc. Wolfenbüttel 1883.

e) *Sammlung der Schriften der römischen Grammatiker:* Grammatici latini ex recensione Heinrici Keilii. Leipzig 1857/80. 7 Bde.

f) *Lateinische Grammatik:* *E. Hübner, Grundriss etc. s. unter a) — H. Reisig, Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft, herausgeg. von F. Haase. Leipzig 1839, neu bearbeitet von H. Hagen. Berlin 1879 ff. — F. Haase, Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft, herausgeg. von F. A. Eckstein. Leipzig 1874 — W. Corssen, Kritische Beiträge zur lateinischen Formenlehre. Leipzig 1863; Kritische Nachträge zur lateinischen Formenlehre. Leipzig 1866; *Ueber Aussprache, Vocalismus und Betonung der lateinischen Sprache. 2. Ausg. 1868/70. 2 Bde. (Die 1. Ausg. erschien 1858/59); Beiträge zur italischen Sprachkunde. Leipzig 1876 — *F. Neue, Formenlehre der lateinischen Sprache. 2. Ausg. Berlin 1875 (Bd. 2) und 1877 (Bd. 1); dazu Register von Carl Wagener. Berlin 1877 — *R. Kühner, Ausführliche Grammatik der latein. Sprache. Hannover 1877/79. 2 Bde. — *A. Dräger, Historische Syntax der latein. Sprache. Leipzig 1874/77. 2 Bde. (Bd. 1 in 2. Ausg. Leipzig 1878.)

g) *Zur Geschichte der lateinischen Sprache:* F. WINCKELMANN, Ueber den Zustand der latein. Sprache am Ende des 2. punischen Krieges und über das Gebiet der latein. Sprache im Zeitalter des Augustus. Jahrb. (s. oben unter b). Bd. 2. (1831). S. 526 ff., 550 ff. — M. W. HEFFTER, Die Geschichte der lat. Sprache etc. Brandenburg 1852. Zusätze dazu. Brandenburg 1855 — H. BUCHHOLTZ, Priscae latinitatis originum libri III (I de verbo, II de nomine, III de syllabis metiendis). Berlin 1877 — W. DEECKE, Einleitende Kapitel zu einer Geschichte der lat. Sprache. Elberfeld 1870 — E. HERZOG, Untersuchungen über die Bildungsgeschichte der griechischen und lateinischen Sprache. Leipzig 1871 — H. JORDAN, Kritische Beiträge zur Geschichte der lat. Sprache. Berlin 1879 — *A. BUDINSZKY, Die Ausbreitung der lat. Sprache über Italien und die Provinzen des römischen Reiches. Berlin 1881 — K. SITTL, Die localen Verschiedenheiten der lat. Sprache etc. Erlangen 1882 (vgl. die eingehende Recension von G. MEYER und H. SCHUCHARDT in: Zeitschrift für rom. Phil. VI. S. 608 ff.).

h) *Wörterbücher:* Totius latinitatis lexicon consilio et cura JAC. FACCIOLATI, opera et studio AEGID. FORCELLINI lucubratum. Padua 1771. 4 Bde. Neue Bearbeitung von F. CORRADINI. Padua 1858/78. 3 Bde. (noch nicht vollendet) — R. KLOTZ, Handwörterbuch der lat. Sprache. 5. Ausg. Braunschweig 1864 — K. E. GEORGES, Lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Wörterbuch. Leipzig, seit 1834 in wiederholten Ausg. erschienen. 4 Bde. — A. VANIČEK, Etymologisches Wörterbuch der latein. Sprache. Leipzig 1874 — C. DUCANGE, Glossarium etc. s. unten »*Mittelalterl. Latein*«.

i) *Geschichte der römischen Litteratur:* *E. HÜBNER, Grundriss etc., vgl. oben unter a) (dort sehe man auch die übrigen bibliograph. Werke) J. A. FABRICIUS, Bibliotheca latina. Hamburg 1697, herausgeg. von J. A. ERNESTI. Leipzig 1773/74. 3 Bde. (vgl. unten »*Mittelalterl. Latein*«) — JOH. CHR. F. BÄHR, Geschichte der römischen Litteratur, zuerst Carlsruhe 1828/32. 2 Bde. 4. Ausg. 1868/70. 2 Bde. (vgl. unten »*Mittelalterl. Latein*«) — G. BERNHARDY, Grundriss der röm. Litteratur. Halle 1830. 5. Ausg. 1872 — *W. S. TEUFFEL, Geschichte der röm. Litteratur. 1870. 3. Ausg. Leipzig 1875 (vortreffliches Werk mit reichhaltigen bibliographischen Angaben) — A. EBERT, Geschichte der christlich-lateinischen Litteratur, s. unten »*Mittelalterl. Latein*« — (Sehr lesenswerthe litterarhistorische Abschnitte enthält auch TH. MOMMSEN's bekannte röm. Geschichte. 6. Ausg. Berlin 1873/75.)

k) *Volkslatein:* F. WINCKELMANN, Ueber die Umgangssprache der Römer. Jahrb. (s. oben b). Bd. 2. (1827.) S. 493 ff. — W. BERBLINGER, De lingua romana rustica. Glückstadt 1865 — G. SCHMILINSKY, De proprietate sermonis Plautini usu linguarum romanicarum illustrata. Halle 1866 — F. BÖHMER, Die lat. Vulgärsprache. Oels 1866/69. 2 Thle. (Programm) — E. LUDWIG, De Petronii sermone plebeio. Leipzig 1870 — H. JORDAN, Ausdrücke des Bauernlateins, in: Hermes (s. oben b)), Bd. 7. (1871.) S. 193 ff., 367 ff. — *O REBLING, Versuch einer Charakteristik der röm. Umgangssprache. Kiel 1872. (Programm.) 2. Ausg. 1882 — A. VON GUERICKE,

De linguae vulgaris reliquiis apud Petronium et in inscriptionibus parietariis Pompeianis. Gumbinnen (Königsberg) 1875 — E. WÖLFFLIN, Bemerkungen über das Vulgärlatein. Philologus (s. oben b)). Bd. 34 (1876.) S. 137 ff. — E. WÖLFFLIN, Ueber die Latinität des Afrikaners Cassius Felix, in: Abhandlungen der Kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften. Philos.-hist. Classe. 1880. S. 212 — H. HAGEN, De Oribasii versione latina Bernensi commentatio. Bern 1875 — *H. SCHUCHARDT, Der Vocalismus des Vulgärlateins. Leipzig 1866/68. 3 Bde. — E. DU MÉRIL, Des origines de la basse latinité et de la nécessité de glossaires spéciaux, in: Mélanges archéologiques et littéraires. Paris 1850. S. 243 ff. (Vgl. auch die Litteraturangaben zu Kap. 2.)

l) *Sammlungen von Inschriften: Corpus inscriptionum latinarum*, herausgeg. von der Kgl. Preuss. Akad. der Wissenschaften. Berlin, seit 1863; t. I. Inscript. antiquissimae usque ad G. Caesaris mortem ed. TH. MOMMSEN. (1863); dazu F. RITSCHL, Priscae latinitatis monumenta epigraphica. Berlin 1862 (mit fünf Supplementen. Bonn 1862/65); t. II. Inscr. hispanicae ed. E. HÜBNER. (1869); t. III. Inscr.Asiae, prov. Europae graecarum, Illyrici ed. TH. MOMMSEN. (1873); dazu O. HIRSCHFELD, Epigraphische Nachlese zum Corp. inscr. lat. aus Dacien und Mösien. Sitzungsbericht der Wiener Akademie der Wissenschaften. Philos.-hist. Classe. Bd. 77. (1874.) S. 363; t. IV. Inscr. parietariae Pompeianae, Herculanenses, Stabianae ed. K. ZANGEMEISTER. (1871); t. V. Inscr. Galliae cisalpinae latinae, pars prior: inscr. regionis Italiae decimae, pars posterior: inscr. regionis Italiae undecimae et nonae ed. TH. MOMMSEN. (1872/77); t. VI, 1. Inscr. urbis Romae ed. W. HENZEN. (1877); t. VII. Inscr. Britanniae ed. E. HÜBNER. (1873); t. VI, 2 u. t. VIII. Inscr. Africae ed. G. WILMANNS. (Es werden noch erscheinen: t. IX u. X. Italia inferior ed. TH. MOMMSEN; t. XI. Italia superior ed. E. BORMANN; t. XII. Gallia ed. O. HIRSCHFELD u. K. ZANGEMEISTER; t. XIII. Italia media ed. H. DESSAU); dazu: »Ephemeris epigraphica, corporis inscr. lat. supplementum«. Berlin 1872/80. 4 Bde. — Inscr. regni Neapolitani latinae ed. TH. MOMMSEN. Leipzig 1852 — Inscr. christianae urbis Romae septimo saeculo antiquiores ed. J. B. DE ROSSI. Bd. 1. Rom 1857, und La Roma sotterranea. Rom 1861/77. 3 Bde. — A. DE BOISSIEU, Inscriptions antiques de Lyon. Lyon 1846/54 — E. LE BLANT, Inscriptions chrétiennes de la Gaule. Paris 1857/65. 2 Bde. — Inscriptiones Hispaniae christianae ed. E. HÜBNER. Berlin 1871 — Inscriptiones Britanniae christianae ed. E. HÜBNER. Berlin 1876.

m) *Ausgaben derjenigen lateinischen Litteraturwerke, welche als Quellen für die Kenntniss des Volkslateins dienen können* (s. oben § 7), sind nebst den dazu gehörigen Erläuterungsschriften verzeichnet in den unter a) genannten bibliographischen Werken von HÜBNER (Grundriss der röm. Litteratur) und ENGELMANN, auch in den betr. Paragraphen von TEUFFEL'S Litteraturgeschichte.

n) *Kirchenlatein:* G. KOFFMANE, Geschichte des Kirchenlateins. I. Entstehung und Entwickelung des Kirchenlateins bis Augustinus und Hieronymus. Breslau 1879 — *H. RÖNSCH, Itala und Vulgata, das Sprachidiom

der Itala und der katholischen Vulgata unter Berücksichtigung der röm. Volkssprache durch Beispiele erläutert. 2. Ausg. Marburg 1875 — J. N. Ott, Die neueren Forschungen im Gebiete des Bibellateins, in: Neue Jahrbb. (s. oben b)). 1874. S. 757 ff., 833 ff.; Zur vulgären u. biblischen Latinität, in: Zeitschrift für österreich. Gymnasien. 1876. S. 806 ff.; Doppelgradation des lat. Adjektivs und Verwechslung der Gradus unter einander, in: Neue Jahrbb. 1875. S. 787 ff. — * F. Kaulen, Handbuch zur Vulgata. Mainz 1875 — P. Langen, De usu praepositionum Tertullianeo. Münster 1868/70. (Index lectionum) — J. Schmidt, De latinitate Tertullianea. Erlangen 1870/72 — G. R. Hauschild, Die Grundsätze und Mittel der Wortbildung bei Tertullian. Leipzig 1876 — Die Ausgaben der Werke der christl.-lat. Schriftsteller findet man zum grössten Theile in Hübner's Grundriss der röm. Litteratur (s. ob. unter a)) u. bei Teuffel (s. ob. unter i)) verzeichnet.

o) *Mittelalterliches Latein: α) Die Sprache:* d'Arbois de Jubainville, Déclinaison latine en Gaule à l'époque mérovingienne. Paris 1872 — A. Boucherie, Mélanges latins et bas-latins. Montpellier 1875 — L. Stünkel, Verhältniss der Sprache der lex romana Utinensis (oder Curiensis) zur schulgerechten Latinität in Bezug auf Nominalflexion und Anwendung der Casus, in: Neue Jahrbb. Supplementbd. 8. (Leipzig 1876.) S. 583 ff. — * C. Du-Cange, Glossarium mediae et infimae latinitatis. Paris 1678. 3 Bde., neu herausgeg. von G. A. L. Henschel. Paris 1840/54. 7 Bde. (eine abermalige neue Ausg. beginnt gegenwärtig in Paris zu erscheinen) — L. Diefenbach, Glossarium latino-germanicum. Frankfurt a. M. 1857; Novum glossarium latino-germanicum mediae et infimae latinitatis. Beiträge zur wissenschaftlichen Kunde der neulat. und germ. Sprachen. Frankfurt a. M. 1867. — β) *Die Litteratur:* Joh. Alb. Fabricius, Bibliotheca latina mediae et infimae latinitatis. Hamburg 1734/46. 6 Bde. (Neuer Abdruck. Florenz 1858) — W. S. Teuffel, Geschichte der röm. Litteratur (s. ob. unter i)), behandelt auch die frühmittelalterliche Litteratur bis etwa zur Mitte des 8. Jahrhunderts (Tatuin, Bonifatius) — Joh. Chr. F. Bähr, Die christlichen Dichter und Geschichtsschreiber Roms. 2. Ausg. Carlsruhe 1872; Die christlich-römische Theologie nebst einem Anhange über die Rechtsquellen. Eine litterar-historische Uebersicht. Carlsruhe 1837; Die Theologie und die römische Litteratur des karolingischen Zeitalters. Carlsruhe 1836 — L. O. Bröcker, Frankreich in den Kämpfen der Romanen, der Germanen und des Christenthums. Hamburg 1872. (Behandelt auf S. 159—268 in gründlicher und geistvoller Weise die frühmittelalterliche Litteratur Galliens) — * A. Ebert, Allgemeine Geschichte der Litteratur des Mittelalters im Abendlande. Bd. I: Geschichte der christlich-lateinischen Litteratur von ihren Anfängen bis zum Zeitalter Karl's d. Gr. Leipzig 1874; Bd. II: Die lateinische Litteratur vom Zeitalter Karl's d. Gr. bis zum Tode Karl's d. Kahlen. Leipzig 1880 — Leyser, Historia artis poeticae medii aevi. Helmstedt 1765 — Die Geschichte der historischen Litteratur Deutschlands (und seiner Nachbarländer) behandelt W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Berlin, seit 1858. 2 Bde. — Eine Bibliographie der mittelalterlichen Geschichtswerke (mit

Einschluss der Heiligenleben, Translationen u. dgl.) giebt A. POTTHAST, Bibliotheca medii aevi. Wegweiser durch die Geschichtswerke des europäischen Mittelalters von 475—1500. Berlin 1864/68. 2 Bde. (Der 2. Band enthält eine Anzahl sehr brauchbarer Register.) Schliesslich sei erwähnt, dass die grosse Hist. littéraire de la France auch die lateinische Litteratur des Mittelalters, soweit sie Frankreich betrifft, eingehend behandelt.

Zweites Kapitel.

Das Romanische.

§ 1. Das »Romanische« ist diejenige Sprachform, welche das Volkslatein dort, wo es sich zu behaupten vermochte (vgl. § 2), in Folge einer unter verschiedenartigen Einflüssen stattfindenden Entwickelung angenommen hat (Näheres unten §. 6). Der Name »Romania« war als Gesammtbezeichnung der latinisirten Gebiete des römischen Reiches schon im späteren Alterthume üblich (vgl. die in den »Litteraturangaben« zu diesem Kapitel genannte Schrift G. PARIS'[1]). Das Romanische muss als eine selbständige, wenn auch mit dem Volkslatein unmittelbar und eng zusammenhängende Sprachform angesehen werden, weil die Bevölkerungen (Italiener, Franzosen etc.), welche es reden, die römische Nationalität nicht fortsetzen, sondern in Folge ihrer ethnographischen Zusammensetzung und geschichtlichen Entwickelung selbständige Nationalitäten bilden. Das »Romanische« als »Neulatein« zu bezeichnen, würde an sich statthaft sein, aber leicht zu Irrungen führen, da die Benennung »Neulatein« bereits häufig auf das durch die Renaissance neubelebte Schriftlatein angewandt zu werden pflegt.

§ 2. Die Gebiete, in denen sich die lateinische Sprache dauernd behauptet und zu dem Romanischen entwickelt hat, sind: Italien (in seiner ganzen Ausdehnung), Hispanien und Lusitanien (Spanien und Portugal), Gallien (Frankreich), die südöstliche Schweiz und Theile von Tyrol (das schweizerisch-französische und das ladinische Sprachgebiet), Dacien (die Länder am linken Ufer der untern Donau: die Walachei, Theile von Siebenbürgen etc.; doch ist es in Bezug auf diese Länder zweifelhaft, ob in ihnen das Latein sich direkt von der Zeit der römischen

Occupation her erhalten hat). *Nähere Angaben über die Ausdehnung dieser Gebiete und über die Zeit, während deren sie Bestandtheile des römischen Reiches waren, werden in den einzelnen Kapiteln des dritten Theiles dieses Werkes gemacht werden.*

Die genannten Gebiete gehörten, mit einziger Ausnahme von Dacien, der westlichen Hälfte des römischen Reiches an.

Auch nach anderen westlichen Provinzen des römischen Reiches (Afrika, d. i. Nordwestafrika; Britannien; die von den Römern besetzten und colonisirten Gebiete des heutigen Deutschlands und Oesterreichs) wurde das Latein verbreitet, musste aber zur Zeit der Völkerwanderung der Sprache der vordringenden germanischen Eroberer weichen, weil es noch nicht hinreichend festen Fuss hatte fassen können. In Bezug auf die Provinz Afrika lag allerdings dieser Grund nicht vor, denn gerade dort hatte das Latein sich fest eingewurzelt und schon im 2. nachchristlichen Jahrhundert eine eigenartige dialektische Färbung (»africitas«) angenommen, welche von afrikanischen Schriftstellern (z. B. von TERTULLIAN) auch auf das Schriftlatein übertragen ward. Gerade also in Afrika lagen die Bedingungen für die Entstehung einer romanischen Sprache sehr günstig; wenn trotzdem eine solche sich nicht entwickelt hat, so ist dies lediglich durch die Eroberung des Landes durch die Araber und Mauren und seine dadurch bedingte Losreissung von der westeuropäischen Cultur veranlasst worden.

§ 3. Zur Verbreitung des Lateins in den weströmischen Provinzen (und Dacien) trugen folgende Faktoren bei: a) die Stellung des Lateins als Amts-, Gerichts- und Heersprache. b) Die systematische Gründung zahlreicher römischer Colonialstädte und die damit verbundene Einwanderung römischer, bzw. italischer (aber lateinisch redender) Colonisten. c) Die Ueberlegenheit der römischen Cultur über diejenige der unterworfenen Völker (Iberer, Kelten etc.). d) Der Einfluss der christlichen Kirche, welche (im weströmischen Reiche) das Latein als ausschliessliche Cultussprache angenommen hatte und auch nach Zerfall des römischen Reiches daran festhielt.

Erwägt man, dass diese Faktoren naturgemäss mit grosser Kraft wirken mussten, so wird die verhältnissmässig rasche sprachliche Romanisirung der Westprovinzen (und Daciens?)

begreiflich. Wesentlichen Vorschub musste dem Romanisirungsprocesse die politische Zersplitterung bieten, in welcher die Iberer, Kelten etc. vor der Eroberung durch die Römer sich befunden hatten, denn dadurch war bei diesen Völkern die Entwickelung eines starken und widerstandsfähigen Nationalbewusstseins beeinträchtigt und ihre Kraft zur Behauptung der nationalen Eigenart und Sprache geschwächt worden.

Der Vorgang übrigens, dass ganze Völker nach dem Verluste ihrer nationalen Selbständigkeit ihre Sprache mit derjenigen ihrer höher gebildeten Besieger vertauschen, ist keineswegs ein seltener in der Geschichte. Man denke z. B. an die Germanisirung der preussischen und slavischen Stämme im heutigen Ostdeutschland, an die Slavisirung der finnischen Bulgaren, an die weite Ausbreitung des Arabischen über die Völkerschaften des Orientes etc. Die sprachliche Romanisirung der weströmischen Provinzen ist demnach durchaus nicht etwa eine vereinzelt dastehende und räthselhafte Erscheinung. Aber freilich verstattet die geringe Kenntniss, welche wir von der Sondergeschichte der römischen Provinzen haben, uns keine nähere Einsicht in den Verlauf des Romanisirungsprocesses.

Thatsache ist jedenfalls, dass das »Romanische« sich aus dem Lateinischen entwickelt hat und dass die romanischen Sprachen Tochtersprachen (s. u.) des Lateinischen sind. Wenn dennoch neuerdings von J. G. Isola (siehe unten »Litteraturangaben«) dies Verhältniss angezweifelt und behauptet worden ist, die romanischen Sprachen seien Schwestersprachen des Lateinischen, so kann dies nur als eine bedauerliche Verirrung bezeichnet werden. Das gleiche Urtheil ist zu fällen über Granier de Cassagnac's (s. unten »Litteraturangaben«) Hypothese, wonach das Französische direkt aus der keltischen Sprache der alten Gallier hervorgegangen sein soll.

§ 4. Zu einer völligen Durchführung ist der sprachliche Romanisirungsprocess in den Westprovinzen nicht gelangt; es erhielten sich vielmehr in einzelnen Landestheilen, namentlich in solchen, die wegen ihrer Entlegenheit und schweren Zugänglichkeit von der römischen Colonisation weniger betroffen wurden, die iberischen, keltischen etc. Volkssprachen bis in die letzten Zeiten des Alterthums neben dem

Lateinischen, wenn auch freilich nur als Patois. In den baskischen Landschaften und in der Bretagne hat sich das Iberische und das Keltische selbst bis auf die Gegenwart behauptet, in der Bretagne allerdings nur in Folge einer starken Einwanderung britischer Kelten nach der Eroberung ihrer heimathlichen Insel durch die Angelsachsen.

§ 5. Das Latein wurde in seiner doppelten Gestaltung als Schriftlatein und als Volkslatein in die Westprovinzen übertragen. Das Schriftlatein war in den Provinzen natürlich in noch höherem Grade, als in Rom, eine rein künstliche und litterarische Sprachform, welche schulmässig erlernt werden musste und folglich der Masse des Volkes fremd blieb. Für alle diejenigen indessen, welche die Erlangung höherer Bildung und die Betheiligung am öffentlichen Leben (Staats- und Stadtverwaltung, Rechtspflege, höherer Militärdienst, in späterer Zeit auch die kirchliche Hierarchie) anstrebten, war selbstverständlich die Vertrautheit mit dem Schriftlatein unbedingtes Erforderniss, und somit war die Kenntniss desselben doch in verhältnissmässig weiten Kreisen verbreitet. So war denn auch die Zahl der Rhetorenschulen, in denen hauptsächlich die lateinische Beredsamkeit gepflegt ward, in den Provinzen eine sehr beträchtliche, und manche derselben erlangten eine wohlverdiente Berühmtheit. Mit der Kenntniss des Schriftlateins war natürlich auch die Kenntniss der lateinischen Litteratur verbunden. Die Werke der klassischen Prosaisten und Dichter wurden an den Ufern des Rheins und der Seine, des Ebro und des Tajo nicht minder eifrig gelesen, als in Rom selbst. Aber nicht bloss receptiv, sondern auch productiv betheiligten sich die Provinzialen an der lateinischen Litteratur. Eine ganze Reihe namhafter Schriftsteller ist aus den Provinzen, namentlich Spanien, Gallien und Afrika, hervorgegangen (z. B. aus Spanien die Seneca; aus Gallien Ausonius, Sidonius Apollinaris u. v. A.; aus Afrika Tertullian, der hl. Augustinus u. v. A.), so dass das provinziale Element in der lateinischen Litteratur stark vertreten ist und als solches beachtet zu werden verdient. Nicht unerwähnt darf auch hier bleiben, dass das einst keltische Gallia cisalpina, welches erst 43 v. Chr. mit Italien vereinigt wurde, an der Entwickelung der lateinischen Litteratur einen hervorragenden Antheil ge-

nommen hat (Livius stammte aus Padua, Virgil aus Andes bei Mantua, Catull aus Verona, der ältere Plinius sowie sein gleichnamiger Neffe aus Como etc.). Alles dies zeugt dafür, wie tief die sprachliche Romanisirung in den oberen Classen der provinzialen Bevölkerung durchgedrungen war.

Der Masse der provinzialen Bevölkerung blieb jedoch, wie schon bemerkt, aus naheliegenden Gründen das Schriftlatein fremd, für sie bestand vielmehr die sprachliche Romanisirung lediglich in der Annahme des Volkslateins. Dies letztere allein bildete also die Grundlage für die fernere Sprachentwickelung in denjenigen Provinzen, in denen sich nach Auflösung des römischen Reiches das Latein als Volkssprache zu behaupten vermochte.

§ 6. Es ist von vornherein als zweifellos zu betrachten, dass das über die Westprovinzen (und Dacien) verbreitete Volkslatein bereits früh verschiedene dialektische Gestaltungen annahm, dass sich also volkslateinische Provinzialdialekte bildeten[1]). Denn wenn schon selbst für eine auf ein engbegrenztes räumliches Gebiet beschränkte Sprache das Auseinandergehen in verschiedene Dialekte durchaus die Regel ist, so ist für eine Sprache, welche über weite Länder sich verbreitet, die dialektische Differenzirung geradezu eine Nothwendigkeit, da die äusseren Bedingungen (klimatische Verhältnisse, Bodenbeschaffenheit, geographische Lage etc.), unter denen die Sprachentwickelung erfolgt, in jedem Lande wenigstens theilweise andere sind. Dazu kommt, dass eine ausserhalb ihres ursprünglichen Gebietes verpflanzte Sprache in dem

1) Sehr wohl denkbar und selbst wahrscheinlich ist, dass das Latein schon in seinem italischen Heimathsgebiete in Dialecte zerfiel, indessen auf die Bildung der romanischen Sprachen haben diese Dialecte gewisss keinen nennenswerthen Einfluss geübt, da nicht anzunehmen ist, dass die in eine Provinz einwandernden römischen Colonisten sämmtlich oder auch nur in ihrer Mehrzahl demselben lateinischen Dialectgebiete angehört hätten. Die römischen, bzw. italischen Colonisten, welche sich in einer Provinz (z. B. Gallien) ansiedelten, werden vielmehr verschiedene lateinische Mundarten gesprochen, und es werden diese letzteren sich zunächst durch die gegenseitige Berührung mit einander ausgeglichen und zu einer annähernd einheitlichen Sprachform verschmolzen haben, welche nun eben die Grundlage für den sich entwickelnden lateinischen Provinzialdialect, bzw. für die sich wieder aus diesem entwickelnde romanische Einzelsprache abgab. Nur in Italien haben allerdings höchst wahrscheinlich die lateinischen Localdialecte, bzw. die italischen Mundarten ganz unmittelbar die Bildung der später in ihrem Gebiete sich entwickelnden italienischen Dialecte beeinflusst.

neuen Gebiete, sofern dasselbe bereits bevölkert ist, stets mit einer anderen Sprache in Berührung tritt und von dieser mehr oder weniger beeinflusst wird. Die Anwendung dieser allgemeinen Sätze auf das Volkslatein ergiebt sich von selbst. Das nach Spanien, Gallien, (Dacien), Nordafrika etc. verpflanzte Volkslatein entwickelte sich in jedem einzelnen dieser Länder unter anderen (wenn auch theilweise ähnlichen) äusseren Bedingungen, und in jedem einzelnen dieser Länder auch trat es in Berührung mit der anders gearteten Sprache der einheimischen Bevölkerung (in Spanien mit der iberischen, in Gallien mit der keltischen, in Dacien mit der dacischen und getischen, in Nordafrika mit der punischen etc.). Die Folge davon musste sein, dass in jedem einzelnen Lande das Volkslatein sich eigenartig modificirte, eine von dem in den übrigen Gebieten gesprochenen Volkslatein mehr oder weniger abweichende Gestaltung erhielt. Die so frühzeitig zwischen den einzelnen provinzialen Idiomen des Volkslateins bestehenden Differenzen mussten, da die Ursachen, durch welche ihr Entstehen veranlasst worden war, fortwirkten, im Laufe der Zeit immer beträchtlicher werden, namentlich seitdem in Folge der Auflösung des (west)römischen Reiches der politische Zusammenhang zwischen den einzelnen Provinzen sich lockerte und zum Theil völlig löste, so dass jede Provinz, mitunter auch eine einzelne Landschaft derselben Provinz, eine von den anderen unabhängige politische Sonderexistenz führte. Eines weiteren Umstandes, durch welchen die verschiedene Modification des Volkslateins in den einzelnen Provinzen bedingt wurde, wird unter § 8 gedacht werden. Aus den lateinischen Provinzial- (bzw. auch Landschafts)dialekten entwickelten sich romanische Provinzial- (bzw. Landschafts)dialekte und aus diesen wieder die romanischen Einzelsprachen mit ihren Dialekten.

Das aus dem provinzialen Volkslatein sich entwickelnde Romanisch war also von vornherein keine einheitliche, sondern eine dialektisch gegliederte Sprachform, welche eben in Folge dieser Beschaffenheit die Keime zur Entwickelung einer Reihe von unter einander allerdings verwandten, aber doch erheblich von einander abweichenden Einzelsprachen in sich schloss. Indem nun diese Entwickelung wirklich erfolgt ist, sind die romanischen Sprachen entstanden (vgl. Kap. 3).

Die Entwickelung des Lateinischen zum Romanischen lässt sich durch folgende Uebersicht veranschaulichen:

I. italisches Volkslatein; aus diesem entstehen, indem es in die Provinzen verpflanzt und dort in verschiedenartiger Weise modificirt wird,

II. volkslateinische Provinzialdialekte, (südgallisch-, nordgallisch-, hispanisch-, lusitanisch- etc. lateinischer Provinzialdialekt); aus diesen volkslateinischen Provinzialdialekten entstehen, in Folge der (stetig von der Synthesis zur Analysis) fortschreitenden Sprachentwickelung,

III. romanische Provinzialdialekte, (südgallisch-, nordgallisch-, hispanisch-, lusitanisch- etc. romanischer Provinzialdialekt); indem nun die diese Dialekte sprechenden Bevölkerungen (Südgallier, Nordgallier etc.) sich durch Mischung mit den Germanen (vgl. unten § 7) zu selbständigen Nationalitäten (Provenzalen, Franzosen etc.) entwickelten (vgl. unten § 9 u. 10), entwickelten sich auch die Provinzialdialekte zu selbständigen Sprachen. Das Ergebniss der Gesammtentwickelung sind demnach

IV. die romanischen Einzelsprachen (vgl. Kap. 3).

Wenn aber auch der angegebene Entwickelungsgang als der thatsächlich erfolgte angesehen werden nicht nur darf, sondern auch muss, so sind wir doch noch weit davon entfernt, die Entwickelung des Romanischen aus dem Lateinischen in allen Einzelheiten klar zu überschauen, vielmehr ist in dieser Beziehung noch gar sehr Vieles dunkel und räthselhaft, und in Bezug auf Manches ist leider nicht einmal die Hoffnung statthaft, dass spätere Forschung Aufklärung bringen werde.

§ 7. Die sprachlich (und auch in sonstiger Beziehung) romanisirten Provinzen wurden nach Auflösung des (west)römischen Reiches von erobernden germanischen Stämmen (Ostgothen, Westgothen, Sueven, Franken etc.) besetzt; vorbereitet war diese Besetzung schon seit Jahrhunderten durch den massenhaften Eintritt germanischer Schaaren in den römischen Kriegsdienst (schon Cäsar bildete sich eine germanische Cohorte; in der späteren Kaiserzeit bestanden ganze Legionen aus Germanen). Es war demnach die Besitznahme der Westprovinzen durch die Germanen nur das Endergebniss einer langen geschichtlichen Entwickelung.

Die Germanen, obwol im höchsten Grade culturfähig, standen doch zur Zeit, als sie die Herren des weströmischen Reiches wurden, erst nur auf einer sehr niederen Culturstufe. Die unterworfenen romanisirten Provinzialen waren ihren Besiegern an Cultur weit überlegen, so dass zwischen ihnen und diesen ein ähnliches Verhältniss eintrat, wie es einst zwischen den Römern und den unterjochten Galliern etc. bestanden hatte, nur freilich mit dem Unterschiede, dass sich jetzt nicht die Sieger, sondern die Besiegten im Besitze der höheren Cultur befanden (aus diesem Grunde könnte man das Verhältniss der romanisirten Provinzialen zu den Germanen mit dem der Römer zu den Griechen vergleichen).

Die in den Westprovinzen sesshaft gewordenen Germanen, ebenso culturbegierig wie culturbedürftig, nahmen die Cultur der romanischen Provinzialen an, allerdings dieselbe vielfach in eigenartiger Weise umgestaltend.

Die in den Westprovinzen sesshaft gewordenen Germanen nahmen auch den religiösen Glauben, d. h. das Christenthum in seiner römisch-katholischen Form, der romanischen Provinzialen an (der Arianismus, dem ein Theil der Germanen sich anfangs zugeneigt hatte, vermochte nicht sich zu behaupten).

Durch diese Thatsachen war die Verschmelzung der beiden Völkerstämme, der Germanen und der Romanen, angebahnt, um so mehr, als die Germanen sich gegenüber den Romanen in der numerischen Minorität befanden. Die Verschmelzung erfolgte denn auch wirklich. Ihr Ergebniss konnte in sprachlicher Beziehung kein anderes sein, als dass die Germanen romanisirt wurden. Indem jedoch die Germanen ihre angestammte Sprache gegen das Idiom ihrer romanischen Umgebung vertauschten, nahm das letztere, namentlich in Wortschatz und Syntax, mehr oder weniger zahlreiche germanische Elemente in sich auf. Die romanischen Provinzial- (bzw. Landschafts) dialekte erhielten also eine germanische Beimischung, welche stärker oder schwächer war, je nachdem der germanische Einfluss auf die betreffende romanische Bevölkerung sich mehr oder weniger nachhaltig geltend gemacht hatte (am meisten war dies in Nordgallien, am wenigsten in Italien geschehen).

Durch diesen Vorgang erlitt der bisherige Charakter des

Romanischen eine zwar nicht sehr erhebliche, aber doch auch nicht unerhebliche Aenderung: neben die aus dem Lateinischen ererbten Principien und Tendenzen der Sprachentwickelung traten jetzt auch solche, welche aus dem Germanischen übernommen waren. Es wiederholte sich also jetzt, aber freilich in weiterem Umfange, das, was früher durch die Berührung des provinzialen Volkslateins mit der einheimischen Landessprache (Iberisch, Keltisch etc.) geschehen war. Durch diese zweimalige und zu verschiedenen Zeiten erfolgte Mischung des Lateins mit fremdsprachlichen Elementen wurde allerdings die Einheitlichkeit der Sprache in etwas gestört, dagegen aber auch ihre Entwickelungs- und Bildungsfähigkeit gesteigert. Und übrigens war die Beimischung fremder Elemente selbst da, wo sie den höchsten Grad erreichte (im nordgallischen Idiome), doch bei weitem nicht so stark, dass dadurch der lateinische Charakter der Sprache irgendwie in Frage gestellt oder auch nur die Sprache zu einer derartigen Mischsprache, wie es etwa das Englische ist, gemacht worden wäre.

§ 8. Die verschiedenen germanischen Stämme, welche theils nur vorübergehend (wie z. B. die Ostgothen) theils dauernd (wie z. B. die Franken), die einzelnen Gebiete des (west)römischen Reiches besetzten, redeten verschiedene Sprachen, welche einerseits theils dem östlichen, theils dem westlichen und andrerseits theils dem niederdeutschen theils dem hochdeutschen Zweige des germanischen Sprachstammes angehörten. In Folge dieser Verschiedenheit waren auch die in die einzelnen romanischen Idiome übergehenden germanischen Elemente (Laute, Wortbedeutungen, syntaktische Tendenzen) qualitativ verschieden, und damit war ein Anstoss zu einer weiteren Differenzirung der einzelnen romanischen Idiome gegeben, (vgl. oben § 6), denn selbstverständlich musste z. B. ein romanisches Idiom, welches von einer ostgermanischen Mundart beeinflusst wurde, sich etwas anders entwickeln, als ein solches, welches unter dem Einfluss einer westgermanischen Mundart stand.

§ 9. Durch die Verschmelzung der erobernden Germanenstämme mit den unterworfenen romanischen Provinzialbevölkerungen entstanden neue Nationalitäten, deren Entwickelung noch dadurch begünstigt wurde, dass die einzelnen Gebiete

(Italien, Spanien, Nordgallien, Südgallien) im Wesentlichen politisch von einander gesondert blieben, denn das Reich Karls d. Gr., welches allerdings vorübergehend nahezu alle romanischen und germanischen Gebiete zusammenfasste, bestand nicht lange genug, als dass seine Bewohner zu einer Nationalität hätten verschmelzen können, was übrigens wol auch sonst aus mehrfachen Gründen nicht erfolgt sein würde.

Die neu gebildeten Nationalitäten (die italienische, französische, provenzalische, spanische etc.) enthielten theils romanische, theils germanische Elemente in sich. Die ersteren waren die überwiegenden und absorbirten im Laufe der Zeit die letzteren völlig, so dass also die romanischen Nationen, während sie ursprünglich etwas Germanisches an sich hatten (wenn auch natürlich in sehr verschiedenem Grade: am meisten die Franzosen, die im früheren Mittelalter fast Halbgermanen waren; am wenigsten die Italiener), in ihrer weiteren Entwickelung wieder ganz zu Romanen geworden sind; vollendet wurde die Rückromanisirung durch die auf die antike (und zwar ganz vorwiegend auf die römische) Cultur zurückgehende Renaissancebildung. Für das Verständniss der mittelalterlichen Cultur, Sprache und Litteratur der romanischen Völker, ganz besonders der Franzosen, ist es aber von der grössten Wichtigkeit, sich des Vorhandenseins germanischer Elemente im romanischen Charakter bewusst zu sein. Nur dann begreift man auch, dass die Culturverhältnisse bei den romanischen und germanischen Völkern so gleichartige waren, dass Romanen und Germanen (die letzteren allerdings vielfach nur in Nachahmung der ersteren) den gleichen Litteraturtendenzen huldigten und die gleichen Litteraturstoffe behandelten.

§ 10. Indem sich in den früher (west)römischen Gebieten neue Nationalitäten und Nationalstaaten bildeten, wurden die in diesen Gebieten gesprochenen romanischen (aber mit germanischen Elementen durchsetzten) Provinzialdialekte zu Nationalsprachen und, insoweit die betreffenden Nationen Culturvölker waren, zu Cultursprachen erhoben. Dadurch wurde den provinzialen Variationen des Volkslateins die individuale Selbständigkeit verliehen, vermöge deren sie nicht als Dialekte, sondern als Tochtersprachen des Lateins betrachtet werden müssen.

§ 11. Zwei romanische Völker sind in ihrer sprachlichen sowie sonstigen Entwickelung durch spätere geschichtliche Ereignisse nicht unwesentlich beeinflusst worden: Die Niederlassung der Normanen im nordwestlichen Frankreich (Neustrien) hatte die Verstärkung des germanischen Elementes in der französischen Sprache und Cultur zur Folge; die Festsetzung und langdauernde Herrschaft der Araber auf der Pyrenäenhalbinsel mischte der Sprache und Cultur der Spanier (und Portugiesen) orientalische Elemente bei. Einigermassen berührt von arabischem Einfluss wurden auch die Provenzalen und in höherem Grade noch die Sicilianer. — In Italien dürfte die lange Herrschaft der Byzantiner über einzelne Landestheile (das Exarchat) nicht ohne Einwirkung auf die Entwickelung der Sprache und Litteratur geblieben sein. Dagegen scheint die Festsetzung der französirten Normannen in Sicilien und Unteritalien, sowie die spätere Herrschaft angiovinischer und aragonesischer Fürsten über diese Länder in sprachlich-litterarischer Hinsicht keinen Einfluss ausgeübt zu haben, während, wie schon bemerkt, die arabische Herrschaft in Sicilien ihre Spuren zurückgelassen hat.

§ 12. Eine ähnliche Rolle, wie die Germanen in den Westprovinzen, spielten (und vielleicht das gleiche Schicksal der Romanisirung erlitten) die slavischen und finnischen Volksstämme, welche das von den Römern aufgegebene untere Donaugebiet (die Provinz Dacien) besetzten. Jedenfalls hat die in dieser Landschaft entstandene oder doch dorthin übertragene romanische Sprache zahlreiche slavische und sonstige fremdsprachliche Elemente in sich aufgenommen und wurde sogar bis vor einigen Jahrzehnten mit dem slavischen (kyrillischen) Alphabete geschrieben.

Litteraturangaben (vgl. auch die Litteraturangaben zu Kap. 1 und Kap. 3):

Ausbreitung des Lateins: *A. Budinszky, Die Ausbreitung der lateinischen Sprache über Italien und die Provinzen des römischen Reiches. Berlin 1881 — Jung, Die romanischen Landschaften des römischen Reiches. Innsbruck 1881.

Lateinische Dialekte: K. Sittl, Die localen Verschiedenheiten der lateinischen Sprache mit besonderer Berücksichtigung des afrikanischen Lateins. Erlangen 1882. (Das Buch erschöpft das Thema auch nicht entfernt und zeigt auch sonst manche erhebliche Mängel, vgl. die eingehende

Recension von G. Meyer und H. Schuchardt in der Zeitschrift f. rom. Philologie. Bd. VI. S. 608 ff.) — Unsere Kenntniss der lateinischen Dialekte ist noch ungemein lückenhaft; sie zu erweitern, sollte eine der Hauptaufgaben sowol der lateinischen wie der romanischen Philologie sein. Das Mittel zur Erreichung dieses Zieles wäre eine systematische Durchforschung der Sprache der aus den Provinzen stammenden Autoren und der provinzialen Inschriften.

Der Name »Romanisch«: G. Paris, »Romania« in der Zeitschrift »Romania« (vgl. Litteraturangaben zu Kap. 3). Bd. I. (1872.) S. 1 ff.

Verhältniss des Romanischen zum Lateinischen: Raynouard in den grammatischen Abschnitten seines Choix des poésies des troub. und seines Lexique des poésies des troubadours (vgl. unten Kap. 7 »Geschichte der romanischen Philologie«); der sonst um die romanische Philologie hochverdiente Raynouard stellte die verkehrte Hypothese auf, dass aus dem Latein zunächst eine einheitliche romanische Sprache sich entwickelt, dass diese in der Provence sich erhalten habe, und dass erst durch deren Differenzirung die romanischen Einzelsprachen entstanden seien — F. Diez, In der Einleitung zur Grammatik der rom. Sprachen (vgl. Litteraturangaben zu Kap. 3) — L. Diefenbach, Ueber die jetzigen rom. Schriftsprachen mit Vorbemerkungen über Entstehung, Verwandtschaft etc. dieses Sprachstamms. Leipzig 1831 — A. Fuchs, Die roman. Sprachen in ihrem Verhältniss zum Lateinischen. Halle 1849 — N. Delius, Die rom. Sprachen (in: A. Schleicher, Die Sprachen Europa's in systematischer Uebersicht. Bonn 1850) — A. F. Pott, Plattlateinisch und Romanisch, in: Kuhn's Zeitschrift für Sprachvergleichung I (1852), 309 ff., 385 ff.; Das Latein im Uebergange zum Romanischen, in: Zeitschrift für Alterthumswissenschaft XI (1853), 482 ff. XII (1854), 219 ff.; Romanische Elemente in den longobardischen Gesetzen, in: Kuhn's Zeitschrift etc. XII (1863), 161 ff. XIII (1864), 24 ff., 81 ff., 321 ff. — F. A. Beger, Lateinisch und Romanisch, besonders Französisch. Berlin 1863 — G. J. Ascoli, Lateinisches und Romanisches, in: Kuhn's Zeitschrift XVI (1867), 119 ff., 196 ff. XVII (1868), 241, 321, 353. XVIII (1869), 417 ff. — A. Boucherie, Mélanges latins et bas-latins. Montpellier 1875 — H. d'Arbois de Jubainville, La déclinaison latine en Gaule à l'époque mérovingienne. Paris 1872 — Granier de Cassagnac, Les origines de la langue française. Paris 1872. (Der Verf. behauptet die direkte Herkunft des Französischen aus dem Keltischen! Das übrigens ganz lesbar geschriebene Buch enthält jedoch manches brauchbare Material) — Vilh. Thomsen, Lateinisch und Romanisch, in: Opusc. philol. ad Madvigium. Kopenhagen 1876 — J. G. Isola, Delle lingue e letterature romanze. Bologna 1880. Vol. III der (in der Collezione di opere inedite o rare erschienenen) Ausgabe der »Storie Nerbonesi« (der Verf. behauptet, dass die rom. Sprachen Schwestersprachen des Lateins seien, dass das Latein ein nach Italien verpflanzter griechischer Dialekt, und dass die römische Volkssprache das Oskische gewesen sei! Uebrigens ist trotz der unglaublichen Verkehrtheit dieser Behauptungen das Buch gelehrt und scharfsinnig geschrieben und für diejenigen, welche

mit Kritik zu lesen verstehen, lesenswerth) — GRÄVELL, Die Charakteristik der Personen im Rolandsliede. Heilbronn 1880. S. 137. (Der Verf. behauptet, dass die Romanisirung Galliens hauptsächlich dem Einflusse der christlichen Kirche zuzuschreiben sei) — EYSSENHARDT, Römisch u. Romanisch. Berlin 1882.

Die fremdsprachlichen (germanischen, arabischen etc.) Elemente im Romanischen: F. DIEZ, Einleitung zur Grammatik der rom. Sprachen und zum Etym. Wörterb. der rom. Sprachen. — Die über die fremdsprachlichen Elemente in einer einzelnen romanischen Sprache handelnden Schriften werden später namhaft gemacht. Im Ganzen fehlt es noch sehr an eingehenden Untersuchungen des Verhältnisses des Romanischen zu anderen Sprachen.

Drittes Kapitel.

Die romanischen Einzelsprachen.

§ 1. Die in den romanisirten Gebieten des früheren (west) römischen Reiches aus dem Volkslatein sich entwickelnden romanischen Provinzialmundarten wurden erst dadurch zu Sprachen, dass die betreffenden Bevölkerungen durch die Fügung geschichtlicher Thatsachen zu selbständigen und eigenartigen Völkern wurden. Eine französische, spanische etc. Sprache existirt also erst von dem Zeitpunkte ab, von welchem ab ein französisches, spanisches etc. Volk existirt. Ein genaues Datum für die Entstehung der romanischen Sprachen und Völker lässt sich aus leicht begreiflichen Gründen nicht angeben: alle derartigen Entwickelungsprocesse verlaufen sehr allmählich und entziehen sich der genauen Beobachtung. Im Allgemeinen darf man wol sagen, dass, was Frankreich (Nord- und Südgallien) und Spanien anbetrifft, der Process im 8., spätestens im 9. Jahrhundert ungefähr abgeschlossen war. Von einer portugiesischen Nationalität kann wol erst seit dem 12. Jahrhundert die Rede sein. Das italienische Nationalbewusstsein erwachte erst mit dem Kampfe der oberitalischen Städte gegen die Hohenstaufen, denn gerade in Italien, dem Stammlande der römischen Macht und Cultur, welches überdies von germanischem Einflusse verhältnissmässig wenig nachhaltig berührt worden war — jedenfalls weit weniger als Frankreich und Spanien —, musste die Bildung einer neuen Nationalität besonders langsam erfolgen. Die rumänische Nationalität ist erst ein Erzeugniss der Neuzeit, wie denn auch

ein rumänischer Staat erst seit wenigen Jahrzehnten besteht (Vereinigung der Moldau und Walachei, factisch vollzogen im Februar 1859, anerkannt im December 1861) und seine politische Unabhängigkeit erst durch den Berliner Frieden (1878) gewonnen hat. Die Rätoromanen endlich sind wegen ihrer geringen Zahl und der Zerklüftung ihrer Gebiete nie zur Bildung einer eigenen Nationalität und einer staatlichen Einheit gelangt; man darf deshalb, streng genommen, auch nicht von einer rätoromanischen Sprache, sondern nur von rätoromanischen Mundarten reden.

§ 2. Da die romanischen Sprachen aus dem Volkslatein hervorgegangen sind, so sind sie, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, secundäre oder — wenn man schon das Latein (weil es aus dem Arischen hervorgegangen) als Secundärsprache auffasst — tertiäre Sprachen (vgl. Buch I, Kap. 2, § 6). Als aus dem Volkslatein entstandene Sprachen können sie auch Tochtersprachen des Lateins genannt werden, nur muss man freilich diesen Ausdruck, wie alle bildlichen Ausdrücke, richtig verstehen und darf ihn nicht buchstäblich auffassen (wodurch man ja zu der Absurdität gedrängt würde, auch nach einem Vater der romanischen Sprachen zu fragen). Das Romanische — um unter diesem Namen die romanischen Sprachen zusammenzufassen — ist nicht aus dem Lateinischen heraus geboren worden, so dass, nachdem der Geburtsact vollzogen, zwei Sprachindividuen oder Sprachorganismus neben und gleichzeitig mit einander existirt hätten (wie Mutter und Tochter neben einander existiren), sondern das Latein ist im Laufe einer organischen Entwickelung zum Romanischen geworden, ähnlich wie etwa ein Fruchtkern zu einem vielästigen Baume sich entwickeln kann. Die romanischen Sprachen sind nicht die überlebenden Kinder des Volkslateins, sie sind vielmehr die bis in die Gegenwart hineinreichenden Entwickelungsformen und Fortsetzungen desselben, sie sind Volkslatein, welches sich — theils nach von Urzeiten her wirkenden Tendenzen, theils nach Massgabe bestimmter physischer, ethnographischer und historischer Verhältnisse — organisch entwickelt und in verschiedene Gestaltungen variirt hat. Die romanischen Sprachen sind neulateinische Sprachen.

§ 3. In dem Ursprungs-, bzw. Abhängigkeitsverhältnisse der romanischen Sprachen zu dem Latein liegt nichts enthalten, wodurch man berechtigt wäre, diese Sprachen geringschätzig zu beurtheilen und ihnen im Verhältnisse zu anderen eine untergeordnete Stellung anzuweisen. Des Vorzugs der Ursprünglichkeit kann sich keine Cultursprache rühmen, es geht vielmehr eine jede auf ältere Sprachformen zurück. Selbst die Sprache des Alterthums — das Latein, das Griechische, das Sanskrit etc. — sind in der Gestalt, in welcher wir sie kennen, nur verhältnissmässig sehr junge und von der vorauszusetzenden Ursprache sehr abweichende Gebilde. Das Durchlaufen einer langen Entwickelungsbahn, wie sie die romanischen Sprachen theils durchmessen haben, theils noch bis in unabsehbare Zukunft durchmessen werden, ist ein Vorzug oder ein Nachtheil, je nachdem diese Bahn von dem Unvollkommeneren zu dem Vollkommeneren empor- oder in umgekehrter Richtung herabführt. Um aber beurtheilen zu können, welche von beiden Möglichkeiten in der Entwickelung der romanischen Sprachen sich verwirklicht hat, ist es nothwendig, vorher den richtigen Standpunkt der Betrachtung zu gewinnen. Nicht mit dem Schriftlatein darf man die romanischen Sprachen vergleichen, freilich nicht, weil sie diesen Vergleich an sich zu scheuen hätten, sondern nur weil er zu einer falschen Auffassung verführen kann. Das Schriftlatein zeigt eine kunstvoll abgeschlossene Form, eine hoch entwickelte Synthesis der Form und ein logisch gegliedertes festes Gefüge der Syntax. Bei einer einseitigen Betrachtung und Werthschätzung der Form, können die romanischen Sprachen, verglichen mit dem Schriftlatein, leicht als eine Entstellung und Verzerrung desselben erscheinen, als klägliche und wirre Ruinenhaufen, welche von einem einstigen Prachtbau übrig geblieben sind. Eine eingehendere Prüfung würde allerdings das Verkehrte einer derartigen Auffassung offenbaren, denn sie würde zeigen, dass das Romanische die Formen, welche ihm im Verhältniss zu dem Schriftlatein abgehen, geschickt zu ersetzen weiss und dass es sogar Begriffsbeziehungen auszudrücken versteht, für welche dem Schriftlatein jede Möglichkeit des Ausdrucks fehlt (man denke z. B. an den sogenannten Theilungsartikel, an die Abstufung der Verbalnegation: französisch *ne-pas*, *ne-*

point, *ne-guère*, etc.!); sie würde ferner zeigen, dass der romanische Satzbau zwar nicht die streng logische Geschlossenheit des schriftlateinischen besitzt, aber dafür vor diesem die weit grössere Beweglichkeit, Geschmeidigkeit und Anpassungsfähigkeit an die Individualität des Sprechenden (bzw. des Schreibenden) voraus hat; sie würde endlich zeigen, dass das Romanische allerdings einen beträchtlichen und werthvollen Theil des dem Schriftlatein eigenen Wortschatzes sei es nie besessen sei es frühzeitig aufgegeben hat, dass aber auch dieser Mangel mehr als ersetzt worden ist durch die fruchtbare Triebkraft des Romanischen in der Ableitung und Neuschöpfung von Worten. Auch andere Vorwürfe, welche man, Schriftlatein und Romanisch (d. h. die romanischen Sprachen) mit einander vergleichend, dem letzteren etwa machen könnte und oft genug wirklich gemacht hat, würden sich leicht entkräften lassen. Wollte Jemand z. B. behaupten, dass die volltönenden und markigen Laute des Schriftlateins im Romanischen theils aufgegeben, theils abgeschwächt und verweichlicht worden seien, so wäre erstlich zu antworten, dass die Aussprache des Schriftlateins sicherlich auch in der klassischen Periode nicht die in unseren deutschen Schulen übliche, sondern eine wesentlich andere und zwar vielfach (z. B. in Bezug auf die Qualität der Vocale) der romanischen sich annähernde gewesen ist; es wäre ferner zu bemerken, dass wenn auch zweifellos einzelne romanische Sprachen (namentlich das Französische und das Portugiesische) den muthmasslichen Voll- und Wohlklang des Lateins theilweise eingebüsst haben, so doch ebenso zweifellos andere dieser Sprachen (namentlich das Italienische und Provenzalische) dem Schriftlatein an melodischem Klange weit überlegen sind, dass also im Grossen und Ganzen Verlust und Gewinn sich ausgleichen; es wäre endlich entgegen zu halten, dass der dem Schriftlatein nachgerühmte Wohllaut zum grossen Theile auf den vollen Flexionsendungen beruht, deren Verlust dem Romanischen einerseits allerdings eine lautliche Schädigung, aber andererseits den grossen Vortheil freierer Beweglichkeit im Gedankenausdruck gebracht hat. Oder wenn Jemand gegen den Wortschatz des Romanischen die Anklage der Buntscheckigkeit und Ungleichartigkeit erheben wollte, weil er ausser der lateinischen zahlreiche keltische, germanische,

arabische etc. Elemente enthält, so wäre darauf zu erwidern, dass selbst das classische Schriftlatein kaum minder buntscheckig ist, denn es wimmelt geradezu von griechischen Lehn- und Fremdwörtern und hat auch sonst ziemlich zahlreiche fremdsprachliche (etruskische, oskische, keltische etc.) Bestandtheile in sich aufgenommen. Vollends thöricht ist es, die romanischen Sprachen »greisenhaft« zu nennen. Es könnte dies nur dann richtig sein, wenn die romanischen Nationen greisenhaft wären und sich dem voraussichtlichen Untergange zuneigten. Wie aber dürfte man das behaupten angesichts der hohen Culturstellung, welche diese Nationen einnehmen? Richtig mag ja sein, dass einzelne romanische Schriftsprachen, so namentlich die französische, einen etwas überlebten Eindruck machen, aber erstlich ist eine Schriftsprache der verjüngenden Umgestaltung fähig — wie ja in der That das akademische Französisch durch die Romantiker in etwas aus seiner Starrheit aufgerüttelt und in frischen Fluss gebracht worden ist — und sodann giebt es bei allen Romanen neben der Schriftsprache noch die lebendige Volkssprache, welche jugendfrisch und zukunftsmuthig in Hunderten von Mundarten ertönt. Allerdings auch Sprachen können altern und verblühen, weil die Völker altern und verblühen können, aber die romanischen Völker tragen die Zeichen des Alters noch nicht an sich — höchstens ist das bei einzelnen ihrer Staaten der Fall —, sondern sie sind noch vollkräftig und sehen mit ihren Sprachen aller menschlichen Wahrscheinlichkeit nach noch einem langen thatenreichen Leben entgegen.

So also kann man die romanischen Sprachen mit triftigen Gründen gegen Anklagen vertheidigen, welche man aus ihrer Vergleichung mit dem Schriftlatein abgeleitet hat. Immerhin aber ist nicht zu leugnen, dass, verglichen mit dem Schriftlatein, die romanischen Sprachen auch unvortheilhafte Seiten zeigen, wie überhaupt, wenn Sprache mit Sprache verglichen wird, die eine in diesen, die andere in jenen Beziehungen sich als die unvollkommenere erweist.

Will man den romanischen Sprachen gerecht werden, so muss man erwägen, dass sie aus dem Volkslatein sich entwickelt haben, d. h. aus einer Sprachform, welche selbst dem Volke, das sie hervorgebracht hatte, als roh und als für

litterarische Verwendung ungeeignet erschienen war. Es liegt also die Thatsache vor, dass aus einer Bauernsprache die Sprachen derjenigen Culturvölker sich entwickelt haben, welche zu den höchststehenden unserer Gegenwart gehören und den dadurch an sie gestellten hohen Anforderungen vollständig zu genügen vermögen. Angesichts dieser Thatsache wird man anerkennen müssen, dass die romanischen Sprachen eine erstaunliche Entwickelungs- und Bildungsfähigkeit bewiesen haben und dass ihr innerer Werth demnach ein sehr hoher ist.

Den Vergleich mit den germanischen Sprachen haben die romanischen keineswegs zu scheuen. Die ersteren wie die letzteren besitzen eigenartige Vorzüge und eigenartige Mängel, die Summe beider dürfte das ungefähr gleiche Resultat ergeben. Beide Sprachgruppen haben überdies eine vielfach parallele (von der Synthesis zur Analysis sich hinbewegende) Entwickelungsbahn durchlaufen und sind in Folge dessen namentlich in ihrem Formenbau auf die ungefähr gleiche Stufe angelangt. —

In ähnlicher Weise, wie die romanischen Sprachen aus dem Volkslatein, ist das Prâkrit aus dem Sanskrit, das Neupersische (durch das Mittelpersische) aus dem Altpersischen, das (volksthümliche) Neugriechische (durch das Mittelgriechische) aus dem Altgriechischen hervorgegangen.

§ 4. Im Gegensatz zu den »todten« Sprachen des classischen Alterthums kann man die romanischen Sprachen als »lebende« bezeichnen. Diese Benennung kann aber mit dem gleichen Rechte auch auf alle anderen Sprachen angewandt werden, welche (gleichgültig, von welcher Zeit ab) ihr Dasein bis in unsere Gegenwart hinein fortsetzen. Ebenso verhält es sich mit der Benennung »moderne Sprachen«; dieselbe — wie F. Zvěřina thut (s. unten »Litteraturangaben«) — einzuschränken auf »lebende Sprachen, welche sowol zu classisch-litterarischer Ausbildung gelangt sind, als auch einen von ihrer Grundsprache wesentlich abweichenden Bau erfahren haben«, ist rein willkürlich und durch die Bedeutung des Wortes »modern« (Gegensatz »antik«; »modern« abzuleiten von dem Adverb *modo*, »eben, neulich«) nicht im Mindesten gerechtfertigt.

Der übliche Ausdruck »neuere Sprachen« als Gesammtbezeichnung für die modernen europäischen Cultursprachen, und namentlich wieder der französischen, englischen und deutschen, ist als einmal eingebürgert in der Praxis wohl zu dulden, wissenschaftlich aber durchaus zu verwerfen, da von den betreffenden Sprachen die germanischen (und die slavischen) eine ganz andere Entstehungsgeschichte haben, als die romanischen.

§ 5. In der Geschichte aller romanischen Sprachen sind zwei Hauptperioden zu unterscheiden: die vorlitterarische und die litterarische. Der Beginn der letzteren muss datirt werden von der entweder sicher nachweisbaren oder doch muthmasslichen Abfassungszeit des ältesten Litteraturdenkmales. Das älteste Litteraturdenkmal des Französischen (die Strassburger Eide) stammt aus dem Jahre 842, dasjenige des Provenzalischen (das Boëthiuslied) muthmasslich aus dem 10. Jahrhundert; die Entstehungszeit des einen wie des anderen fällt also ungefähr mit der Entstehungszeit der französischen, bzw. der provenzalischen Nationalität und Sprache (vgl. § 1) zusammen. Von den übrigen romanischen Sprachen sind uns, vielleicht allerdings nur durch Schuld des Zufalls, erst aus späterer Zeit Litteraturdenkmale erhalten (nähere Angaben werden später gemacht werden).

Der Zustand und die Beschaffenheit der romanischen Sprachen in ihrer vorlitterarischen Periode, bzw. in der Periode, in welcher sie nur erst Mundarten, noch nicht Nationalsprachen waren, kann nur auf indirektem Wege erschlossen werden. Mittel dazu sind die Beobachtung der in frühmittelalterlichen lateinischen Litteraturwerken etwa erkennbaren provinzialen Verschiedenheiten und Eigenartigkeiten des Lateins, und namentlich die systematische Durchforschung frühmittelalterlicher Glossare, in denen entweder schriftlateinische Ausdrücke und Wendungen durch romanisch-lateinische erklärt werden (wie z. B. in den »Reichenauer Glossen« *exciderat* durch *taliaverat*, *furent* durch *involent* etc.) oder romanisch-lateinische Worte und Redewendungen in eine fremde Sprache, z. B. in das Althochdeutsche übersetzt sind (wie z. B. in den »Casseler Glossen« *radi me meo colli* übersetzt ist mit *skir minan hals*).

§ 6. Die romanischen Nationalsprachen entbehrten, auch nachdem sie schon längst in ihrer individualen Eigenart entwickelt waren, noch Jahrhunderte hindurch einer allgemeingültigen schriftsprachlichen Form. Dieselbe entwickelte sich vielmehr — wenigstens was Italien, Nordfrankreich, Spanien und Portugal betrifft — erst in der Periode des Ueberganges vom Mittelalter zur Neuzeit (14. bis 16. Jahrhundert) und also unter dem Einflusse der Renaissance. Die damals sich bildenden Schriftsprachen lehnten sich in Wortschatz und Syntax an das Schriftlatein an und erhielten dadurch mit dem letzteren eine grössere Aehnlichkeit, als die aus dem Volkslatein hervorgegangenen romanischen Volkssprachen besassen.

Bevor die romanischen Schriftsprachen sich bildeten, waren die romanischen Litteraturen dialektisch, d. h. ein jeder Schriftsteller und Dichter bediente sich des Dialektes derjenigen Landschaft, welcher er durch Geburt oder Aufenthalt angehörte. Natürlich aber war die litterarische Thätigkeit nicht in allen Landschaften eines Sprachgebietes gleich intensiv und in Folge dessen fanden auch nicht alle Dialekte in gleichem Maasse litterarische Verwendung. Immerhin aber ist die dialektische Vielheit in den romanischen Litteraturen des Mittelalters so bedeutend, dass sie denselben einen eigenartigen scharf hervortretenden Charakter verleiht.

§ 7. Die romanischen Einzelsprachen sind folgende:

I. Die italienische Sprache.
II. Die spanische Sprache.
III. Die portugiesische Sprache.
IV. Die catalanische Sprache.
V. Die provenzalische Sprache.
VI. Die französische Sprache.
VII. Die räto-romanischen Mundarten.
VIII. Die rumänische (walachische) Sprache.

Ueber die Gebiete und die Dialekte der Einzelsprachen wird im 3. Theile gehandelt werden.

Litteraturangaben (vgl. auch die Litteraturangaben zu Kap. 1 u. 2): *Ueber den Begriff »Tochtersprache« und die Berechtigung seiner Anwendung auf die romanischen Sprachen* vgl. die treffliche Schrift von F. Scholle, Ueber den Begriff Tochtersprache. Ein Beitrag zur gerechten Würdigung des Romanischen, namentlich des Französischen. Berlin 1869; vgl. auch: Zvěřina, Was ist eine moderne Sprache? Progr. der Realsch. z. Teschen 1877.

Bibliographien: Werthvolle Bibliographien sind dem Jahrbuch für romanische und englische Litteratur (s. unten »Zeitschriften«) und der Zeitschrift für roman. Philologie (s. unten »Zeitschriften«) beigefügt. — Oft sehr brauchbare bibliographische Verzeichnisse geben die einschlägigen Fachcataloge der grösseren Antiquariate (z. B. A. KÖHLER in Leipzig, LIST und FRANCKE in Leipzig, MEYER und MÜLLER in Berlin). Von Nutzen sind auch die Verlagscataloge von Gebr. HENNINGER in Heilbronn, M. NIEMEYER in Halle a. S., WEIDMANN in Berlin, GEROLD'S Söhne in Wien, TRÜBNER in Strassburg i. E., F. VIEWEG in Paris u. A. — Regelmässige u. systematische Verzeichnisse neu erschienener Werke findet man namentlich im Litteraturblatt für germanische u. romanische Philologie (s. unten »Zeitschriften«); auch in der »Romania« werden die wichtigeren Novitäten verzeichnet. — Ueber die Programm- und Dissertationenlitteratur orientirt: H. VARNHAGEN, Systematisches Verzeichniss der auf die neueren Sprachen, hauptsächlich die französische und englische, sowie die Sprachwissenschaft überhaupt bezüglichen Programmabhandlungen, Dissertationen und Habilitationsschriften. Nebst einer Einleitung. Leipzig 1877. (Die TEUBNER'sche Verlagshandlung giebt alljährlich ein Verzeichniss der voraussichtlich im nächsten Jahre erscheinenden Programme aus).

Encyklopädien: Eine Encyklopädie über die romanische Philologie war bis zum Erscheinen des vorliegenden Buches nicht vorhanden. vgl. nnten S. 160).

Zeitschriften und periodische Publicationen: Jahrbuch für romanische und englische Litteratur herausgeg. von A. EBERT. Berlin 1859/71. 12 Bde. (jährlich ein Band von 4 Heften) — *Dasselbe*, Neue Folge, herausgeg. von L. LEMCKE. Leipzig 1874/76. 3 Bde. (der Band zu vier Heften). Den einzelnen Bänden sind meist litterargeschichtliche Bibliographien beigegeben, welche sich theils auf das Vorjahr, theils auf mehrere Jahre erstrecken — *Romania, herausgeg. von G. PARIS und P. MEYER. Paris, seit 1872, bis jetzt 11 Bde. = 44 Hefte — Revue des langues romanes, p. p. la Société pour l'étude des langues romanes. Montpellier und Paris, seit 1870, erscheint gegenwärtig in monatlichen Heften, früher in Vierteljahrslieferungen (diese Zeitschrift beschäftigt sich vorwiegend mit Neuprovenzalisch und bringt nur selten Artikel von allgemeinem Interesse) — — *Zeitschrift für roman. Philologie, herausgeg. von G. GRÖBER. Halle a. S., seit October 1876, bis jetzt 7 Bde. (der 7. Bd. noch nicht vollständig), der Band zu vier Heften; trefflich redigirt und unentbehrlich für jeden Romanisten. Dazu vier Supplementhefte (das letzte redigirt von F. NEUMANN), musterhafte Bibliographien der Jahre 1875/79 enthaltend — Rivista di Filologia romanza ed. L. MANZONI, E. MONACI E E. STENGEL. Roma 1872/76. 2 Bde. oder 8 fascicoli — *Giornale di Filologia romanza*, herausgeg. von E. MONACI. Roma, seit 1878, bis jetzt 4 Bde. oder 9 Hefte — Il Propugnatore, herausgeg. von L. ZAMBRINI, Bologna, seit 1867, bis jetzt 16 Bde. oder 97 »dispense« (jährlich werden 6 »dispense« ausgegeben). Diese Zeitschrift beschäftigt sich vorwiegend mit älterer italienischer Litteraturgeschichte — *Archivio glottologico, herausgeg. von G. J. ASCOLI. Rom, Turin, Florenz, seit 1873, bis jetzt sind erschienen Bd. 1—4 u. 7 und ein-

zelne Hefte der Bde. 5, 6, 8 — * Romanische Studien, herausgeg. von *E. Böhmer, zuerst in Halle, dann in Strassburg, endlich seit mehreren Jahren in Bonn erscheinend, seit 1871, bis jetzt 6 Bde. (der 6. Bd. noch nicht vollständig) oder 19 Hefte — * Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiete der romanischen Philologie, herausgeg. von E. Stengel. Marburg, seit 1880, bis jetzt erschienen Heft 1, 2, 3, 4, 6 (das erste Heft enthält den diplomatischen Abdruck des Alexiusliedes und der von Koschwitz nicht herausgegebenen ältesten französischen Sprachdenkmäler mit kritischem Apparat und vollständigem Glossar, welches auch die von Koschwitz edirten ältesten Texte umfasst. — In den übrigen Heften sind meist Marburger Doctordissertationen veröffentlicht) — Romanische Forschungen, herausgeg. von K. Vollmöller. Erlangen, seit 1882, bis jetzt zwei Hefte — Neuphilologische Studien, herausgeg. von G. Körting. Paderborn, seit 1883, bis jetzt 3 Hefte. (Münstersche Doctordissertationen, zum Theil Gegenstände der englischen Philologie behandelnd) — Nur auf französische Philologie beziehen sich, mögen aber der Vollständigkeit wegen hier mit erwähnt werden: Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Litteratur, herausgeg. von G. Körting und E. Koschwitz. Oppeln, seit 1879, bis jetzt 4 Bde. und die ersten Hefte des Bd. 5 erschienen. — Französische Studien, herausgeg. von G. Körting und E. Koschwitz. Heilbronn, seit 1880, bis jetzt 4 Bde. (Bd. 4 noch nicht vollständig) — Gallia, herausg. von Kressner, Kassel, seit 1882. — Ebenso mögen hier zwei Zeitschriften genannt werden, welche ausschliesslich mit italienischer Sprache und Litteratur sich beschäftigen: Italia, herausgeg. von K. Hillebrand. Leipzig 1874/77. 4 Bde. — Giornale storico della letteratura italiana, herausgeg. von A. Graf, F. Novati, R. Renier. Rom, Turin, Florenz, seit 1883, bis jetzt 2 Hefte. — Vorwiegend der rumänischen Philologie war gewidmet: Columna luĭ Traĭan, herausgeg. von B. P. Hasdeu. Bukarest 1870/77. 8 Bde. — In Portugal erschien unter Coelho's Redaction eine treffliche Zeitschrift, welche zu einem Theile romanistische Artikel brachte: Bibliographia critica de historia e litteratura. Porto 1873/75. 1 Bd. — Den »neueren« Sprachen (also ausser den romanischen, auch den germanischen und slavischen) ist gewidmet: Archiv für das Studium der neueren Sprachen, herausgeg. von L. Herrig. Braunschweig, seit 1846, bis jetzt 69 Bde.

Lediglich der Kritik und der Bibliographie gewidmet ist das »Litteraturblatt für german. und roman. Philologie«, herausgeg. unter Mitwirkung von K. Bartsch von O. Behaghel und F. Neumann. Heilbronn, seit 1880, monatlich erscheint ein Heft — Wichtigere allgemein kritische Zeitschriften sind: Litterarisches Centralblatt, herausgeg. von F. Zarncke. Leipzig, seit 1850 (erscheint wöchentlich) — Jenaische Litteraturzeitung, herausgeg. im Auftrage der Universität Jena von W. Klette. Jena 1873/78 (erschien wöchentlich) — Deutsche Litteraturzeitung, herausgeg. von M. Rödiger. Berlin, seit 1878 (erscheint wöchentlich) — Revue critique d'histoire et de littérature, herausgeg. von H. Guyard, L. Havet, G. Monod, G. Paris. Paris, seit 1867 (erscheint wöchentlich).

Geschichte der romanischen Sprachen: Bruce-Whyte, Histoire des

langues romanes et de leur littérature depuis leur origine jusqu'au XIV siècle. Paris 1841. 3 Bde. (Dies von einem Dilettanten geschriebene Buch hat nur den Werth eines Curiosum.)

Grammatiken, welche mehrere romanische Sprachen umfassen: D. J. Lindner, Vergl. Grammatik der lat., ital., span., portugies., franz. und englischen Sprache. Leipzig 1827. (Das Buch hat gegenwärtig nur das Interesse eines Curiosum, bemerkt muss aber doch werden, dass es gegenüber von J. N. Blondin, Grammaire polyglotte française, latine, italienne, espagnole, portugaise et anglaise, Paris 1826, einen Fortschritt bezeichnete) — *F. Diez, Grammatik der roman. Sprachen (behandelt sämmtliche roman. Sprachen mit Ausnahme der räto-roman. Mundarten). Bonn 1836/42. 3 Bde. (Bd. 1 Einleitung und Lautlehre. Bd. 2 Formenlehre und Wortbildungslehre. Bd. 3 Syntax). 2. Ausg. 1856/60. 3. Ausg. 1870/72. (Diese Ausgabe enthält mehrfach unvortheilhafte Aenderungen, so dass die 2. ihr vorzuziehen ist.) 4. Ausg. 1876/77 (Abdruck der 3. Ausg.). 5. Ausg. 1882 in einem Bande, aber mit Angabe der Bände und Seiten der 4. Ausgabe am Rande. Text unverändert.

Lexikalische Werke: *F. Diez, Etymologisches Wörterbuch der roman. Sprachen. Bonn 1853. 2 Bde. (Bd. 1 gemeinroman. Wortschatz, Bd. 2 Wortschatz der Einzelsprachen). 2. Ausg. 1861. 3. Ausg. 1869. 4. Ausg., besorgt von A. Scheler (mit einem nachtragenden Anhange) 1878. Einen vollständigen Index zur 3. Ausg. des Werkes lieferte J. U. Jarnik: Index zu Diez' Etym. Wörterbuch der roman. Sprache. Berlin 1878 — F. Diez, Romanische Wortschöpfung. Anhang zur Grammatik der rom. Sprache. Bonn 1875. (Diez' letztes Werk) — C. Michaelis, Studien zur rom. Wortschöpfung. Leipzig 1876 — N. Caix, Studi di etimologia italiana e romanza, osservazioni ed aggiunti al vocabulario etimologico delle lingue romanze di F. Diez. Florenz 1878.

Viertes Kapitel.

Begriff der romanischen Philologie.

§ 1. Der Begriff der romanischen Philologie ergiebt sich aus der Buch I, Kap. 5, § 1 aufgestellten Definition des Begriffes der Philologie überhaupt.

Die romanische Philologie ist diejenige Wissenschaft, deren Aufgabe und Ziel die Erkenntniss des eigenartigen geistigen Lebens der romanischen Völkergruppe ist, soweit dasselbe in der Sprache und Litteratur seinen Ausdruck fand, bzw. noch findet.

§. 2. Die romanische Philologie ist eine Collectivphilologie (vgl. Buch I, Kap. 5, § 3); sie gliedert sich in soviele Einzel-

philologien, als es romanische Einzelsprachen und Litteraturen giebt (vgl. Kap. 3, § 6).

§ 3. Die Aufgabe, welche der romanischen Gesammtphilologie gestellt ist, kann nur gelöst werden durch Zusammenwirken aller romanischen Einzelphilologien. Denn die Erkenntniss der geistigen Eigenart der romanischen Völkergruppe ist nur unter der Voraussetzung möglich, dass zuvor die geistige Eigenart jedes romanischen Einzelvolkes erkannt worden ist. Die Einzelphilologien haben festzustellen, worin in Bezug auf Sprache und Litteratur die romanischen Einzelvölker mit einander übereinstimmen und worin sie von einander abweichen. Die kritische Zusammenfassung der so gewonnenen Ergebnisse ist Aufgabe der Gesammtphilologie. Jede Einzelphilologie aber vermag die ihr besonders gestellte Aufgabe nur dann zu lösen, wenn sie mit den übrigen Einzelphilologien in stetem Zusammenhange steht, denn nur dadurch kann sie die erforderlichen Vergleichungspunkte gewinnen. Wollte eine Einzelphilologie sich von den übrigen isoliren, so würden in Folge dessen nothwendigerweise ihre Ergebnisse unvollständig und theilweise irrig werden. Es wird demnach, wer sein Studium auf eine Einzelphilologie concentrirt, sich des inneren Zusammenhanges derselben mit der Gesammtphilologie stets bewusst bleiben müssen.

Fünftes Kapitel.

Die Hülfswissenschaften der romanischen Philologie.

§ 1. Was Buch I, Kap. 7 über die Hülfswissenschaften der Philologie im Allgemeinen erörtert worden ist, hat selbstverständlich auch Geltung in Bezug auf die Hülfswissenschaften der romanischen Philologie im Besonderen. Ueber das Studium der Hülfswissenschaften wird unten in Kap. 8, § 12 noch näher gehandelt werden.

Hier werde nur Folgendes hervorgehoben: a) Kenntniss der Lautphysiologie und der Paläographie sind Vorbedingungen für das Studium der romanischen Philologie. b) Da die romanischen Sprachen aus dem Latein sich entwickelt haben, steht

die romanische Philologie im innigsten Zusammenhange mit der lateinischen Philologie und hat dieselbe zu ihrer Voraussetzung. c) Da die griechische Litteratur die romanischen Litteraturen nicht uuwesentlich beeinflusst hat, namentlich im Renaissancezeitalter, und da auch die griechische Sprache auf die Entwickelung der romanischen Sprachen einigen Einfluss ausgeübt hat, so bestehen gewisse Beziehungen zwischen romanischer und griechischer Philologie, welche nicht ausser Acht gelassen werden dürfen. d) Die romanische Philologie bedarf des Anschlusses an die classische (d. h. griechisch-lateinische) Philologie auch schon um desswillen, weil diese letztere, in Folge ihrer langen, bis in das Alterthum hinabreichenden Entwickelung und Dank der festen Begrenzung ihrer Wissensmaterie, in Bezug auf systematische Ausbildung und Sicherheit der Methode allen anderen Philologien weit überlegen ist und denselben also vielfach zum Muster dienen kann. e) Die Entwickelung der romanischen Sprachen und Litteraturen ist vielfach beeinflusst worden durch politische Ereignisse und Verhältnisse. Es ist demnach die Kenntniss der politischen Geschichte der romanischen Völker (und überhaupt die Kenntniss der mittelalterlichen und neueren Geschichte) unerlässlich für das Studium der romanischen Philologie. f) Die geistige Eigenart eines Volkes findet ihren Gesammtausdruck in dessen Cultur. Sprache und Litteratur bilden nur eine Seite der Cultur, andere Seiten sind Religion, Recht, Sitte, Kunst etc. Die durch die Philologie gewonnene Erkenntniss von der geistigen Eigenart eines Volkes ist demnach unvollkommen, wenn sie nicht ergänzt wird durch die Erkenntniss, welche gewonnen wird durch die mit den anderen Seiten der Cultur sich beschäftigenden Wissenschaften. Was von der Philologie überhaupt, das gilt auch von der romanischen Philologie insbesondere. Dieselbe muss sich verbinden mit den verschiedenen Disciplinen der Culturgeschichte, um die Erreichung einer möglichst vollständigen Erkenntniss der geistigen Eigenart der romanischen Völkergruppe anzubahnen. Ueberdies bedarf die romanische Philologie der Unterstützung der Culturgeschichte für die materielle Erklärung der Litteraturwerke. g) Die Geschicke und die Entwickelung der romanischen Völker sind von jeher auf das innigste mit denen

der germanischen Völker verflochten gewesen und sind es gegenwärtig noch. Germanen und Romanen haben fortwährend in theils freundlicher theils feindlicher Berührung zu einander gestanden, haben mit einander in vielfachen Culturbestrebungen gewetteifert, haben sich gegenseitig geistig angeregt, haben einander Culturideen und Culturformen entlehnt, haben endlich in England (und in gewissem Grade auch in Nordfrankreich) durch gegenseitige Verschmelzung eine neue Nationalität gebildet. Namentlich im Mittelalter haben die Romanen soviel Germanisches und die Germanen hinwiederum soviel Romanisches in ihre Cultur aufgenommen, dass beide Völkerstämme als eine Einheit betrachtet werden können und in einigen Beziehungen selbst so betrachtet werden müssen. Die romanische Philologie und die germanische Philologie stehen in Folge dieser Verhältnisse in den engsten Beziehungen zu einander und verfolgen theilweise die gleichen Ziele, lösen die gleichen Aufgaben, bedienen sich der gleichen Hülfsmittel und Methoden, sie können und müssen daher sich gegenseitig ergänzen, und keine von beiden darf das Wirken der anderen unbeachtet lassen, wenn sie nicht ihr eigenes Wirken schädigen will.

§ 2. Die wichtigsten Hülfswissenschaften der romanischen Philologie sind demnach:

a) Die Lautphysiologie.
b) Die Paläographie.
c) Die classische, insbesondere die lateinische Philologie[1]).

---

1) Nicht genug kann betont und hervorgehoben werden, dass lateinische und romanische Philologie im allerinnigsten Zusammenhange stehen und im Grunde eine Wissenschaft bilden, deren Objekt das Latein ist. Latinisten und Romanisten sollten daher, soviel wie nur möglich, in ihren Forschungen Fühlung mit einander halten und sich, wenn nöthig, zu gemeinsamer Arbeit mit einander verbinden. Bis jetzt ist das noch nicht in ausreichendem Maasse geschehen, und in Folge dessen ist unsere Kenntniss des wichtigen Grenzgebietes zwischen dem antiken Latein und Romanisch, d. h. die Kenntniss des Spätlateins, bzw. des frühmittelalterlichen Lateins, noch eine sehr unvollkommene. Leider muss darüber geklagt werden, dass die Latinisten nur gar zu oft das Vorhandensein der romanischen Philologie völlig ignoriren und gar nicht zu ahnen scheinen, in welch' hohem Maasse die Ergebnisse der letzteren für die Erforschung des Lateins fruchtbar gemacht werden können. Andrerseits muss freilich zugegeben werden, dass auch manche Romanisten sich den lateinischen Studien allzu sehr entfremden. Namentlich ist die Wahrnehmung bedauerlich, dass viele Studierende der romanischen Philologie einer Erweiterung ihrer auf dem

d) Die germanische Philologie.
e) Die politische und die Culturgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit.

§ 3. Hülfsmittel für das Studium dieser Wissenschaften, soweit sie für den romanischen Philologen in Betracht kommen, werden in geeigneten Paragraphen des zweiten und dritten Theiles dieses Werkes angeführt werden. Die Hülfsmittel für das Studium des Lateins wurden oben in Kap. 1 bereits in thunlichster Vollständigkeit genannt.

Sechstes Kapitel.

Der Begriff der Encyklopädie und Methodologie der romanischen Philologie.

§ 1. Der Begriff der Encyklopädie und Methodologie der romanischen Philologie ergiebt sich aus dem, was in Buch I, Kap. 8 und 9 erörtert worden ist.

§ 2. Eine Encyklopädie und Methodologie der romanischen Philologie war bis zum Erscheinen dieses vorliegenden Werkes noch nicht veröffentlicht worden. Einen gewissen, freilich sehr unvollkommenen Ersatz bot dafür das Werk von B. Schmitz:

Encyklopädie des philologischen Studiums der neueren Sprachen. Leipzig. 1. Aufl. 1859. 2. verbesserte (?) Aufl. Leipzig 1875/76. Thl. 1: Die Sprachwissenschaft überhaupt. Thl. 2: Die Litteratur [richtiger wäre zu sagen gewesen: Die Bibliographie] der französisch-englischen Philologie. Thl. 3: Methodik des selbständigen Studiums der neueren Sprachen. Thl. 4: Methodik des Unterrichts in den neueren Sprachen. Dazu drei Supplemente: Suppl. 1: Greifswald 1860. 2. Aufl. Leipzig 1879. Suppl. 2: Greifswald 1861. 2. Aufl. (mit einer Abhandlung über Begriff und Umfang unseres Faches). Leipzig 1881. Suppl. 3: Greifswald 1864. 2. Aufl. (nebst einer Abhandlung über die englische Philologie insbesondere). Leipzig 1881.

Gymnasium erworbenen lateinischen Kenntnisse nicht zu bedürfen glauben, ja nicht einmal auf die Festhaltung derselben genügende Sorgfalt verwenden. Allerdings erklärt sich diese Erscheinung aus der unnatürlichen, aber zur Zeit noch allgemein üblichen Zusammenkoppelung des romanischen Studiums mit dem englischen, welche die Arbeitskraft des Studierenden zersplittert und überlastet.

Eine Art Fortsetzung des Gesammtwerkes bilden: Die neuesten Fortschritte der französisch-englischen Philologie. Heft 1: Greifswald 1866. 2. Aufl. 1872. Heft 2: Greifswald 1869. Heft 3: Greifswald 1872. Endlich erschien im J. 1877 als Anhang zur Encyklopädie VARNHAGEN's bereits oben (S. 154) genanntes Verzeichniss der Programme etc.

SCHMITZ' Werk war bei seinem ersten Erscheinen nicht ohne Verdienst und trug trotz aller seiner grossen Schwächen doch nicht unwesentlich zur Hebung des neuphilologischen Studiums bei. Leider aber verabsäumte der Verfasser bei der zweiten Ausgabe die unbedingt erforderliche durchgreifende Umarbeitung vorzunehmen, und in Folge dessen entspricht das Buch weder in Anlage noch in Inhalt noch in Tendenz den gegenwärtigen Anforderungen der Wissenschaft. Anfänger müssen in Folge dessen vor demselben geradezu gewarnt werden. Wer dagegen bereits die richtigen Grundlagen wissenschaftlichen Studiums sich gewonnen hat, wird in dem Buche hier und da manche nützliche Notiz finden. Junge Lehrer werden namentlich aus dem vierten (didaktischen) Theile manche werthvolle Fingerzeige entnehmen können, denn SCHMITZ war, wenn auch kein Philolog im jetzigen Sinne des Wortes, so doch ein gewiegter Pädagog, welcher sich um die Methodik des neusprachlichen Unterrichtes unbestreitbare Verdienste erworben hat.

Siebentes Kapitel.

Bemerkungen über die Geschichte der roman. Philologie.

§ 1. Die romanische Philologie ist eine junge Wissenschaft: sie ist begründet worden in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts[1]) durch RAYNOUARD und DIEZ (s. § 2

1) Vorarbeiten haben allerdings auch die früheren Jahrhunderte geliefert. Der erste, welcher eine romanische Sprache (die italienische) zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchung machte, war DANTE in seiner Schrift »de vulgari eloquentia«. Ausserdem besitzen wir aus dem Mittelalter eine Reihe von Schriften, welche sich auf Grammatik und Metrik einzelner romanischen Sprachen (besonders der provenzalischen und französischen) beziehen, und welche trotz ihrer unbeholfenen Form doch viel werthvolles Material überliefern; ebenso haben wir mittelalterliche Schriften, welche Anleitung zum praktischen Gebrauche einzelner romanischer Sprachen (besonders wieder der französischen) geben, desgleichen eine nicht

und 3), von welchen beiden der erstere freilich mehr nur anregend gewirkt, als bleibende wissenschaftliche Principien aufgestellt und feste Grundlagen gelegt hat.

Entstanden ist die romanische Philologie unter dem Einflusse der zu Beginn dieses Jahrhunderts herrschenden romantischen Geistesströmung, welche in weiten Kreisen das Interesse für die Litteratur und Kunst des Auslandes und der Vorzeit, insbesondere aber des Mittelalters, wieder erweckte. Freilich war dies Interesse zunächst ein rein ästhetisches, und in Folge dessen war auch die dadurch veranlasste Beschäftigung mit den Sprachen und Litteraturen des Auslandes und der Vorzeit zunächst nur eine auf ästhetisches Geniessen ge-

---

unbedeutende Anzahl von Glossaren. — Im 16. Jahrhundert herrschte in den wichtigeren romanischen Ländern, besonders in Frankreich und Italien, ein eifriges Bemühen, die Schriftsprache theoretisch zu fixiren, namentlich in Bezug auf Orthographie und Orthoëpie; auch war man damals bestrebt, den Ursprung des Französischen (und Italienischen) zu erforschen, gerieth aber freilich dabei oft auf schrullenhafte Einfälle, die man nichtsdestoweniger mit Aufgebot grosser Gelehrsamkeit als richtig nachzuweisen suchte, so wollte man das Französische aus dem Griechischen oder gar aus dem Hebräischen ableiten. — Im 16. und 17. Jahrhundert entstanden in den wichtigeren romanischen Ländern Gesellschaften (Akademien: z. B. 1582 die Akademie der »Umidi« in Florenz, woraus sich später die Acc. della Crusca entwickelte; 1635 officielle Gründung der Académie française), welche sich die Regelung der Sprache und die Sichtung des Wortschatzes zur Aufgabe stellten. Es erwachte in dieser Zeit mehr und mehr das Interesse der Gebildeten für die Reinheit und Würde ihrer Muttersprache; das Latein hörte auf die ausschliessliche Sprache der Wissenschaft und des internationalen Verkehrs zu sein. — Charles du Fresne, sieur Ducange (geb. 18. December 1610 zu Amiens, gest. 23. Oktober 1686 zu Paris) verfasste das Glossarium mediae et infimae latinitatis (zuerst erschienen 1649) und schuf dadurch ein Werk, das noch heute jedem romanischen Philologen unentbehrlich ist. — Jean Baptiste de la Curne de Sainte-Palaye (geb. 6. Juni 1697 zu Auxerre, gest. 1. März 1781 zu Paris) sammelte Materialien für ein altfranzösisches Wörterbuch — dasselbe ist neuerdings, seit 1878, von le Favre herausgegeben worden —, copirte zahlreiche altfranzösische Handschriften und stellte weitschichtige Untersuchungen an über die französischen Culturverhältnisse, namentlich über das Ritterwesen des Mittelalters (Essai sur l'ancienne chevalerie. Paris 1759/81). — Vom Jahre 1733 ab liessen die Benediktiner der Congregation des hl. Maurus die ersten 12 Bände der »Histoire littéraire de la France« erscheinen. — Im Jahre 1738 erschien der erste Band von Bouquet's († 1754) grossem Sammelwerke »Recueil des historiens des Gaules et de la France«; im Jahre 1750 veröffentlichten die Benediktiner die berühmte »Art de vérifier les dates« (Lehrbuch der historischen Chronologie). — Von 1723—1751 erschienen Muratori's »Rerum italicarum scriptores« (noch jetzt die beste Quellensammlung für mittelalterlich-italienische Geschichte). — Im 18. Jahrhundert wurde namentlich auch das Provenzalische mehrfach Gegenstand gelehrter Studien in Frankreich, wovon anderwärts gehandelt werden wird (Sainte-Palaye, Millot u. A.).

richtete und rein dilettantische. Indessen, wie auf anderen Wissensgebieten (man denke z. B. an Physik, Chemie etc.), so war auch hier der Dilettantismus der Vorläufer der Wissenschaft, und die romantische Begeisterung für die Schönheit fremder Sprachen und Litteraturen erzeugte das Streben nach deren wissenschaftlicher Erkenntniss. So entwickelten sich aus der Romantik eine ganze Reihe von Philologien — die germanische, die romanische, die slavische, die orientalische (letztere namentlich insofern, als sie die arischen Sprachen des Orientes, das Sanskrit, das Persische etc. umfasst) —, und mancher romantische Dichter war zugleich als gründlicher Gelehrter thätig (z. B. die beiden Schlegel, Rückert, Tieck, Uhland). Der allmähliche Niedergang des Romanticismus und das Emporkommen einer nüchternen, kritischen Geistesrichtung beförderte das Aufblühen der neuen Wissenschaften und ermöglichte es ihnen, eine streng systematische und von subjectiv-ästhetischem Empfinden nicht mehr beeinflusste Form anzunehmen.

§ 2. In dem Manne, welcher als der zeitlich erste Begründer der romanischen Philologie angesehen werden muss, zeigt sich noch deutlich die Einwirkung des Romanticismus. François Juste-Marie Raynouard (geb. 18. Sept. 1761 zu Brignolles in der Provence, gest. 27. Okt. 1836 zu Passy bei Paris) hatte als Dichter mehrfach Episoden der mittelalterlichen Geschichte in Tragödien behandelt (so namentlich den Untergang des Tempelordens in »les Templiers« 1805), ehe er der gelehrten Beschäftigung mit provenzalischer und altfranzösischer Sprache und Litteratur sich zuwandte. In einseitiger Werthschätzung des Provenzalischen befangen, wie man sie dem gebornen Provenzalen allerdings gern verzeihen mag, verfiel R. in den verhängnissvollen Irrthum, in dem Provenzalischen eine aus dem Latein hervorgegangene romanische Ursprache zu erblicken, welche anfänglich allen romanischen Völkern gemeinsam gewesen sei und aus welcher erst später durch Differenzirung die romanischen Einzelsprachen sich entwickelt hätten; er nahm also folgendes Verhältniss an:

Latein
|
Provenzalisch
|
Italienisch, Spanisch, Französisch etc.

(demnach ist also das Provenzalische allein direkt aus dem Latein hervorgegangen, während die übrigen romanischen Sprachen zunächst auf das Provenzalische zurückgehen).

Diese Hypothese würde, wenn man an ihr festgehalten hätte, die richtige Erkenntniss des Verhältnisses der romanischen Sprache zum Latein unmöglich gemacht haben.

Ist dieser Irrthum R.'s zu beklagen — einer Widerlegung bedarf er nicht mehr —, so ist doch andererseits R. ein dreifaches Verdienst zuzuerkennen: er hat die Grundlagen zu einem wissenschaftlichen Studium des Provenzalischen gelegt, er hat zuerst die Entstehung der romanischen Sprachen zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchung gemacht, er hat endlich zuerst die Declinationsregel des Provenzalischen und Altfranzösischen aufgefunden.

Hauptwerke RAYNOUARD'S: Choix des poésies originales des troubadours. Paris 1816/21. 6 Bde. — Lexique de la langue des troubadours. Paris 1838/44. 6 Bde. (sowohl der Choix wie das Lexique enthalten auch Untersuchungen über die Grammatik des Provenzalischen, bzw. des Romanischen). — Observations philologiques et grammaticales sur le Roman de Rou, et sur quelques règles de la langue des trouvères au XIIème siècle. Rouen 1829 (in dieser Schrift wird zum ersten Male die altfranzösische Declinationsregel formulirt).

§ 3. Als eigentlicher Begründer der romanischen Philologie ist zu betrachten und zu verehren FRIEDRICH DIEZ.

F. DIEZ, geboren am 15. März 1794 zu Giessen[1]), studierte zunächst auf der Universität seiner Vaterstadt, dann in Göttingen; wurde angeblich durch einen Besuch bei Goethe zu näherer Beschäftigung mit den romanischen Sprachen und Litteraturen angeregt; 1821 Lektor der ital., span. und portugies. Sprache an der Universität Bonn, seit 1823 daselbst ausserordentlicher und seit 1830 ordentlicher Professor der deutschen Sprache und Litteratur (daneben aber stets auch Lektor); ehrenvolle Feier seines 50jährigen Doctorjubiläums im Jahre 1871; starb am 29. Mai 1876. DIEZ besass einen schlichten und rührend anspruchslosen, kindlich reinen Charakter, lebte still und zurückgezogen und hielt sich stets von dem öffentlichen Leben fern; auch Reisen hat er nur selten unternommen, grössere

1) Das noch erhaltene Geburtshaus ist mit einer schlichten Gedenktafel geschmückt, welche der Cartellverband der Vereine der Studierenden der Neuphilologie gestiftet hat und welche am 9. Juni 1883 feierlich enthüllt ward.

so viel bekannt, überhaupt nicht; über Paris und Turin (?) hinaus ist er wol nie in die romanischen Länder vorgedrungen.

DIEZ' *Werke und kleinere Schriften*[1]: 1. †Recension von: Silva de romances viejos publicada por JACOBO GRIMM (1815) in den Heidelberger Jahrb. der Litteratur 1817. S. 371—382 — 2. Altspanische Romanzen, übersetzt von F. DIEZ. Frankfurt a. M. 1818 — 3. Recension von: DEPPING, Sammlung spanischer Romanzen (Leipzig 1817) in den Heidelb. Jahrb. der Litt. 1819. S. 295—301 — 4. †Recension von: PETRARCA's ital. Gedichte, übersetzt von K. FÖRSTER (Leipzig u. Altenburg 1818/19) in den Heidelb. Jahrb. der Litt. 1819. S. 817—828 — 5. †Recension von: ARIOST's »Rasender Roland«, übersetzt von K. STRECKFUSS (Halle 1818) in: Jenaische Allgem. Litteraturzeitung. März 1819. S. 449—454 — 6. †Recension von: RAYNOUARD, Choix des poésies originales des troubadours t. I (Paris 1816) und A. W. DE SCHLEGEL, Observations sur la langue et la littérature provençales (Paris 1818) [in Heidelb. Jahrb. der Litt. 1820. S. 675—684 — 7. Altspanische Romanzen, besonders vom Cid und Kaiser Karl's Paladinen, übersetzt von F. DIEZ (mit einer Abhandlung über Ursprung, Entwickelung, Heimath, Werth und poetische Bedeutung der altspan. Romanzen). Berlin 1821. (Ueber die beiden Sammlungen der span. Romanzen vgl. die Abhandlung von BREYMANN in Zeitschrift für rom. Philologie IV 266 ff.) — 8. Ueber die Minnehöfe, Beiträge zur Kenntniss der romanischen Poesie. Berlin 1825. (Französische Uebersetzung: F. DE ROISIN, Essai sur les cours d'amour. Paris 1845) — 9. Poesie der Troubadours. Zwickau 1826 — † LORD BYRON's Poesien aus dem Englischen. 21. Bändchen. Der Corsar und Lara, übersetzt von FR. DIEZ. Zwickau 1826 — 11. †Recension von: Floresta de rimas antiquas castellanas, ordenada par Don J. N. BÖHL DE FABER (Hamburg 1821/25) in; Jahrb. für wissenschaftliche Kritik. Berlin 1827. S. 1125—1139 — Leben und Werke der Troubadours. Zwickau 1829. (Neuer Abdruck, besorgt von K. BARTSCH. Leipzig 1882) — 13. †Recension von: PETRI ALFONSI Disciplina clericalis, zum ersten Male herausgegeben von FR. WILH. VAL. SCHMIDT (Berlin 1827) in: Jahrb. für wissenschaftliche Kritik. Stuttgart und Tübingen 1829. S. 347—352 — 14. †Recension von: Fragmentos de hum cancioneiro inedito etc. Impresso a custa de CARLOS STUART (Paris 1823) in: Berliner Jahrb. für wissenschaftl. Kritik. Bd. I. S. 161—172 — 15. †Antiquissima Germaniae vestigia. (Rede, gehalten beim Antritte der ordentl. Professur.) Bonn (17. März) 1831 — 16. †Recension von: Der Roman von Fierabras, provenzalisch, herausgeg. von J. BEKKER (Berlin 1829) in: Berliner Jahrb. für wissenschaftl. Kritik. 1831. Bd. II. S. 153—160 — 17. †Recension von: C. v. ORELL, Altfranzösische Grammatik (Zürich 1830) in: Berliner Jahrb. für wissenschaftl. Kritik. 1831. Bd. II. S. 373—381 — 18. †Recension von: L. DIEFENBACH, Ueber die jetzigen

---

1) Die Schriften, denen ein † vorgesetzt ist, sind in der verdienstlichen, von BREYMANN veranstalteten Sammlung F. DIEZ' Kleinere Arbeiten und Recensionen (München 1883) wieder abgedruckt worden.

romanischen Schriftsprachen (Leipzig 1831) in: Berliner Jahrb. für wissenschaftl. Kritik. 1831. Bd. II. S. 577—584 — 19. †Recension von: Der Cid. Ein Romanzen-Kranz. Im Versmaasse der Urschrift übersetzt von F. M. DUTTENHOFER (Stuttgart 1833) in: Berliner Jahrb. für wissenschaftl. Kritik. 1833. Bd. II. S. 535 f. — 20. †Recension von: Teatro español anterior á Lope de Vega (herausgeg. von J. N. BÖHL DE FABER. Hamburg 1832) in: Berliner Jahrb. für wissenschaftl. Kritik. 1833. Bd. II. S. 633—640 — 21. †Recension von: Die Lusiaden des LUIS DE CAMOËNS, verdeutscht von J. J. C. DONNER (Stuttgart 1833) in: Berliner Jahrb. für wissenschaftl. Kritik. 1834. Bd. II. S. 492—499 — 22. Grammatik der romanischen Sprachen. Bd. I. Bonn 1836. Bd. II. Bonn 1838. (Bd. III s. No. 24) — 23. †Recension von: Elnonensia etc. p. p. HOFFMANN DE FALLERSLEBEN (Gand 1837) in: Berliner Jahrb. für wissenschaftl. Kritik. 1839. Bd. 1. S. 549—552 — 24. Grammatik der romanischen Sprachen. Bd. III. Bonn 1844[1]) — 25. †Recension von: Chronica del famoso cavallero Cid RUYDIEZ CAMPEADOR, herausgeg. von D. V. A. HUBER (Marburg 1844) in: Berliner Jahrb. für wissenschaftl. Kritik. 1845. S. 422—438 — 26. Altromanische Sprachdenkmale [Eide, Eulalialied, Boëthius] berichtigt und erklärt nebst einer Abhandlung über den epischen Vers. Bonn 1846 — 27. †Ueber die Casseler Glossen, in: HAUPT's Zeitschrift für deutsches Alterthum. Bd. VII. 1849. S. 396—405 — 28. †Gemination und Ablaut im Romanischen, in: HÖFER's Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache. 1851. Bd. III. Heft 3. S. 397—405 — 29. Zwei altromanische Gedichte, berichtigt und erklärt. Bonn 1852 (unveränderter Abdruck 1876) — 30. Etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen. Bonn 1853. 2 Bde.[2]) — 31. †Recension von: Ein altprovenzalisches Prosadenkmal, herausg. von C. HOFMANN (in den gelehrten Anzeigen der Kgl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften vom 24. Juli 1858. S. 73—79 u. 81—86) in: Jahrb. f. roman. u. engl. Litteratur. 1859. Bd. I. S. 363—369 — 32. †Recension von: Glossaire roman des chroniques rimées de Godefroi de Bouillon, du Chevalier au cygne et de Gilles de Chin, par E. GACHET (Brüssel 1859) in: Jahrb. für roman. und engl. Litteratur. 1861. Bd. III. S. 108—114 — 33. Ueber die erste portugiesische Kunst- und Hofpoesie. Bonn 1863 — 34. †Recension von: G. PARIS, Etude sur le rôle de l'accent latin dans la langue française (Paris und Leipzig 1862) in: Jahrb. für roman. u. engl. Litteratur. 1864. Bd. V.

---

1) 2. Ausg. 1856/60; 3. Ausg. 1870/71 (gegen die 2. Ausg. mehrfach verschlimmbessert); 4. Ausg. 1876/77; 5. Ausg. (in einem Bande) 1882. — Französische Uebersetzung von A. BRACHET, A. MOREL-FATIO u. G. PARIS. Paris 1872/76. 3 Bde. (Ein 4. Bd. soll, von G. PARIS verfasst, enthalten: 1. Introduction étendue sur l'histoire des langues romanes et de la philologie romane; 2. Des additions et corrections importantes aux trois volumes précédents; 3. Une table analytique très détaillée des quatre volumes.) — Englische Uebersetzung von CAYLEY. London (?) 1861.

2) 2. Ausg. 1861. 3. Ausg. 1869/70. 4. Ausg. (besorgt von A. SCHELER, in einem Band) 1878. — Englische Uebersetzung von DOLKIN. London 1864.

S. 406—414 — 35. Altromanische Glossare, berichtigt und erklärt. Bonn 1865 — 36. †Zur Kritik der altromanischen Passion Christi, in: Jahrb. für roman. und engl. Litteratur. 1866. Bd. VII. S. 361—380 — 37. †Wiener Glossen, in: Jahrb. für roman. und engl. Litteratur. 1867. Bd. VIII. S. 1—13 — 38. Grammatik der roman. Sprachen. Anhang. Romanische Wortschöpfung. Bonn 1875.

Die im Vorstehenden mit einem † bezeichneten kleineren Arbeiten und Recensionen DIEZEN's sind gesammelt herausgegeben von H. BREYMANN, München und Leipzig 1882.[1]

Ein photographisches Portrait von DIEZ ist im Verlag der F. WEBER'schen Buchhandlung in Bonn erschienen (Ausg. in Quartformat à 4,50 M., Ausg. in Octavformat à 1,50 M.; auch dem eben erwähnten Buche BREYMANN's ist eine Photographie beigegeben).

Ueber DIEZ's Leben und Werke haben geschrieben:

G. PARIS, Introduction à la grammaire des langues romanes. (Uebersetzung aus DIEZ' Grammatik.) Paris 1863.

A. MUSSAFIA in der Oesterreichischen Wochenschrift. 1872. S. 1—12.

U. A. CANELLO, Il Prof. FR. DIEZ e la filologia romanza nel nostro secolo. Florenz 1872.

K. SACHS, FR. DIEZ und die romanische Philologie. (Vortrag, gehalten auf der Philologenversammlung zu Wiesbaden im September 1878.)

F. NEUMANN in: Beilage zur (früher Augsburger) Allgem. Zeitung 1876, 9. September (No. 253).

A. TOBLER in: »Im Neuen Reich«. 1876. No. 24.

H. BREYMANN, FR. DIEZ, sein Leben, seine Werke und ihre Bedeutung für die Wissenschaft. Vortrag, gehalten zum Besten der DIEZ-Stiftung. München 1878.

E. STENGEL, Erinnerungsworte an FR. DIEZ. Marburg 1883.

§ 4. DIEZ' Hauptwerke sind die Grammatik und das etymologische Wörterbuch der romanischen Sprachen. Durch diese, und hauptsächlich wieder durch die Grammatik, ist er recht eigentlich der Begründer der romanischen Philologie ge-

---

1) Ausser den kleineren Arbeiten und Recensionen enthält das genannte Werk: 1. Bacchischer Chor (ein Jugendgedicht von DIEZ aus dem Jahr 1810); 2. Ein kleines Gedicht von DIEZ »An Schiller« (Beitrag zu »Schiller's Album«. Stuttgart 1837); 3. DIEZ' Uebersetzung von BYRON's Corsar und Lara (vgl. oben No. 10); 4. Uebersicht der von DIEZ gehaltenen Vorlesungen; 5. Auszüge aus den Vorlesungsverzeichnissen der Universität Bonn. 1822/69. (Zusammenstellung der von DIEZ gehaltenen Vorlesungen.)

worden, indem er in diesen Werken zuerst die richtigen Normen für die Erkenntniss des Verhältnisses zwischen Lateinisch und Romanisch aufstellte und ebenfalls zuerst in klaren und voraussichtlich im Wesentlichen für alle Zeit gültigen Umrissen die Gesetze der Lautentwickelung, des Formenbaues, der Wortbildung und der Syntax der romanischen Sprachen entdeckte und in feste Form brachte.

Wenn auch Diez' übrige Werke hinsichtlich ihrer Bedeutung gegen die Grammatik und das Wörterbuch weit zurücktreten, so sind sie doch auch jetzt noch keineswegs bedeutungslos. Seine Ausgaben altromanischer Sprachdenkmale (Glossen, Eidschwüre, Eulalialied, Boëthiuslied, Passion, Leodegarlied) sind zwar in Bezug auf Textkritik längst überholt, enthalten aber eine Fülle feiner und noch heute höchst werthvoller grammatischer und lexikalischer Bemerkungen und Andeutungen. Seine Schriften über die Troubadourpoesie aber sind bis jetzt unerreichte Muster einer ebenso gründlichen und gelehrten wie geschmackvollen und anziehenden litterargeschichtlichen Darstellung. Jede seiner kleineren Arbeiten endlich enthält neben Vielem, was veraltet ist, doch auch Vieles, was noch brauchbar ist und beherzigt zu werden verdient. Die strenge Sachlichkeit und liebenswürdige Humanität, welche Diez als Recensent stets bewiesen, wird ihn als Menschen wie als Gelehrten für alle Zeiten ehren.

Seit dem ersten Erscheinen von Diez' Grammatik und Wörterbuch sind bereits mehrere Jahrzehnte verflossen, und wenn auch in den späteren Auflagen (namentlich in der zweiten) der Meister Manches gebessert hat, was in der ersten noch unvollkommen war, so hat er doch eine durchgreifende Umarbeitung dieser Werke nie vorgenommen. Das vorschreitende Alter hielt ihn davon zurück, und wohl auch die berechtigte Ueberzeugung, dass für eine solche durchgreifende Umarbeitung die Zeit erst gekommen sein werde, wenn die jugendliche Wissenschaft der romanischen Philologie zu grösserer Klärung und Stetigkeit gelangt sei.

So geben auch die neuesten Auflagen von Grammatik und Wörterbuch — abgesehen davon, dass dem letzten von Scheler ein ergänzender Anhang beigefügt worden ist — im Wesentlichen den Text so, wie ihn der Verfasser bei der zweiten

Ausgabe festgestellt hatte. Es ist demnach leicht erklärlich (besonders in Anbetracht der raschen Entwickelung der romanischen Philologie in den letzten Jahrzehnten) und es gereicht, wie selbstverständlich, dem Andenken des grossen Meisters nicht im mindesten zur Unehre, dass beide Werke dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft nicht mehr voll entsprechen. Namentlich gilt dies von der in der Grammatik gegebenen Lautlehre, welche der lautphysiologischen Grundlage entbehrt und allzusehr Schriftzeichen und Laute mit einander identificirt, überdies auch zu ausschliesslich die Formen der Schriftsprache berücksichtigt. So unendlich Vieles auch noch gegenwärtig der romanische Philolog aus Diez' Grammatik und etymologischem Wörterbuch lernen kann und lernen muss, so muss er sich doch vor der Meinung hüten, als sei Alles, was in den genannten Werken gelehrt wird, als dogmatische Wahrheit zu betrachten. Wie überall, so gilt auch in Bezug auf Diez, dass das »jurare in verba magistri« verwerflich ist (vgl. auch unten § 11).

§ 5. Die von (Raynouard und) Diez begründete Wissenschaft der romanischen Philologie ist seitdem besonders in Deutschland mächtig emporgeblüht. Aeusseren Ausdruck hat diese Thatsache namentlich in der Begründung besonderer romanischer Professuren an nunmehr fast allen deutschen Hochschulen gefunden.

Wir geben im Folgenden ein Verzeichniss der gegenwärtig (Wintersemester 1883/84) an den Hochschulen deutscher Zunge lehrenden Romanisten [1]:

1. Basel.

G. Soldan, P. O.

2. Berlin.

A. Tobler, P. O.

T. *verfasste:* Beiträge zur Lehre von der französischen Conjugation. Programm der Kantonsschule zu Solothurn — Italienisches Lesebuch.

---

[1] Die beigefügten bibliographischen Angaben machen auf Vollständigkeit keinen Anspruch, es sollen vielmehr nur die wichtigsten Werke des betreffenden Gelehrten namhaft gemacht und damit angedeutet werden, welchem Gebiete er vorzugsweise seine litterarische Thätigkeit zugewandt hat.

Solothurn 1866. 2. Ausg. 1868 — Zahlreiche, auf nahezu alle Gebiete der romanischen Philologie sich beziehende Abhandlungen und Recensionen in verschiedenen Zeitschriften und den Abhandlungen der Kgl. preussischen Akademie der Wissenschaften.

T. *gab heraus:* Bruchstück aus dem Chevalier au lyon. Solothurn 1862 — Die Dichtungen des Jehan de Condet, in: Bibl. des litt. Vereins. Stuttgart 1860. (Bd. 54) — Li dis dou vrai aniel. Leipzig 1869 — Mittheilungen aus altfranzösischen Handschriften. Bd. I: Aus der Chanson de Geste von Auberi. Leipzig 1870.

3. Bern.

H. Morf, P. O.

M. *verfasste:* Die Wortstellung im altfranzösischen Rolandsliede, in: Roman. Studien. Bd. III. p. 199—294; ausserdem verschiedene kleinere Aufsätze und Recensionen.

4. Bonn.

W. Förster, P. O.

F. *verfasste:* zahlreiche Abhandlungen und Recensionen in Fachzeitschriften.

F. *gab heraus:* Richars li Biaus. Wien 1874 — Li dialogue Gregoire lo Pape. Halle 1876 — Aiol et Mirabel et Elie de St.-Gille. Heilbronn 1876/82 — Li Chevaliers as deus espees. Halle 1877 — Castro, Las Mocedades del Cid. Bonn 1878 — Galloitalische Predigten aus dem 14. Jahrh., in den Roman. Stud. Bd. IV. 1879 — Antica parafrasi lombarda di un testo di S. Grisostomo, in: Archivio glottologico, herausg. von Ascoli. t. VII 1 — Venus la Deesse. Bonn 1880 — Lyoner Yzopet. Heilbronn 1882 — Die Tragödien R. Garniers (Neudruck). Heilbronn 1882/83. 4 Bde. — Crestien de Troyes, Cliges. Halle 1883 (erster Band einer vollständigen Ausgabe des Cr. d. Tr.) — Das altfranzösische Rolandslied. Text von Châteauroux u. Venedig VII. Heilbronn 1883 (es soll weiter folgen: Das altfranz. Rolandslied. Text von Paris, Lyon, Cambridge und Lothr. Fragm.).

F. *redigirt* die »Altfranzösische Bibliothek« (bis jetzt 6 Bände, deren erster Heilbronn 1879 erschien; Inhalt der einzelnen Bände: I. Chardry's Josaphaz, Set Dormanz und Petit Plet, herausg. von J. Koch. II. Karls d. Gr. Reise nach Jerusalem und Konstantinopel, herausg. von E. Koschwitz. III. Oktavian, herausg. von K. Vollmöller. IV. Lothringischer Psalter des XIV. Jahrhunderts, herausg. von F. Apfelstedt. V. Lyoner Yzopet, herausg. von W. Förster. VI. Das altfranzösische Rolandslied. Text von Châteauroux und Venedig VII. — Zweck der altfranzösischen Bibliothek ist »Herausgabe altfranzösischer, eventuell auch altprovenzalischer Texte«).

F.'s unmittelbarer Amtsvorgänger war *F. Diez.*

J. Stürzinger, P. D.

St. *verfasste:* Ueber die Conjugation im Räto-Romanischen. Winterthur 1879.

5. Breslau.

A. Gaspary, P. O.

G. *verfasste:* Die sicilianische Dichterschule. Berlin 1878; ausserdem Recensionen, Referate und Miscellen in verschiedenen Fachzeitschriften, namentlich in der Ztschr. f. roman. Phil.

G.'s unmittelbarer Amtsvorgänger war *G. Gröber* (s. Strassburg).

Der a. o. Prof. der englischen Philologie in Breslau, *E. Kölbing*, hat sich durch seinen diplomat. Abdruck der Handschr. Venedig IV des Rolandsliedes (Heilbronn 1877) und durch seine »Beiträge zur vergl. Geschichte der romantischen Poesie etc.« (Breslau 1876) auch um die romanische Philologie Verdienste erworben.

6. Czernowitz.

A. Budinszky, P. O.

B. *verfasste:* Geschichte der Universität Paris und die Fremden an derselben im Mittelalter. Berlin 1876 — Die Ausbreitung der lateinischen Sprache in Italien und den Provinzen des römischen Reiches. Berlin 1881.

7. Dorpat.

An der Universität Dorpat ist die romanische Philologie gar nicht vertreten.

8. Erlangen.

H. Varnhagen, P. O.

V. *verfasste:* Systematisches Verzeichniss der auf die neueren Sprachen etc. bezüglichen Programme, Dissertationen und Habilitationsschriften seit dem Jahre 1830. (Anhang zur Schmitz'schen Encyklopädie.) Leipzig 1877; ausserdem kleinere Abhandlungen, Recensionen und dgl. in Zeitschriften.

V. *gab heraus:* eine italienische Prosaversion der sieben Weisen. Berlin 1880.

V.'s unmittelbarer Amtsvorgänger war *K. Vollmöller* (s. Göttingen).

9. Freiburg i. B.

F. Neumann, P. O.

N. *verfasste*: Zur Laut- und Flexionslehre des Altfranzösischen, hauptsächlich aus pikardischen Urkunden von Vermandois. Heilbronn 1878.

N. *gibt* (in Verbindung mit *O. Behaghel* in Basel und unter Mitwirkung von *K. Bartsch* in Heidelberg) *heraus:* Literaturblatt f. german. u. roman. Philologie. Heilbronn, seit 1880.

10. Giessen.

L. Lemcke, P. O.

L. *verfasste:* Handbuch der spanischen Litteratur (eine Chrestomathie mit biographisch-litterarischen Einleitungen). Leipzig 1855/56. 3 Bde.

L. *gab heraus:* das (früher von *Ebert* redigirte) Jahrbuch f. roman. u. engl. Sprache und Literatur. Bd. 13, 14, 15. Leipzig 1873/76.

A. Birch-Hirschfeld, P. E.

B.-H. *verfasste:* Ueber die den Troubadours bekannten epischen Stoffe. Leipzig 1877 — Die Sage vom Gral. Leipzig 1877.

11. Göttingen.

K. Vollmöller.

V. *gab heraus:* (in Verbindung mit *K. Hofmann*) Der Münchener Brut. Gottfried von Monmouth in französischen Versen des 12. Jahrhunderts. Halle 1877 — El Poema del Cid. Halle 1879 — Ein spanisches Steinbuch. Heilbronn 1879 — Octavian, altfranzösischer Roman. Heilbronn 1882 — Armand de Bourbon, Prince de Conti, Traité de la Comédie. Heilbronn 1881 (Heft 2 der »Französischen Neudrucke«).

V. *redigirt* die Sammlung der »Französischen Neudrucke« (bis jetzt 6 Hefte: 1. Villiers, Festin de la Pierre; 2. A. de Bourbon, Traité de la Com. (s. oben); 3.—6. R. Garniers Tragédies). Heilbronn, seit 1880 — Die Sammlung der »Englischen Neudrucke« (bis jetzt 1 Heft: Gorboduc). Heilbronn 1883 — »Romanische Forschungen«, bis jetzt 2 Hefte. Erlangen, seit 1882.

V.'s unmittelbarer Amtsvorgänger war *Th. Müller* (†), bekannt als Herausgeber des altfranzösischen Rolandsliedes.

K. Andresen, P. D.

A. *verfasste:* Ueber den Einfluss von Metrum, Assonanz und Reim auf die Sprache der altfranzösischen Dichter. Bonn 1874.

A. *gab heraus:* Wace, Roman de Rou. Heilbronn 1877/81. 2 Bde.

12. Graz.

H. Schuchardt, P. O.

Sch. *verfasste:* De sermonis Romani plebei vocalibus. Bonn 1864 — Vocalismus des Vulgärlateins. Leipzig 1866/68. 3 Bde. — Ueber einige Fälle bedingten Lautwechsels im Churwälschen. Leipzig 1870 — Ritornell und Terzine. Halle 1875 — Kreolische Studien (über Negerportugiesisch u. dgl.). Wien 1883 — Ausserdem zahlreiche Aufsätze, Recensionen u. dgl. in Fachzeitschriften und in der (früher Augsburger) Allgemeinen Zeitung.

13. Greifswald.

E. Koschwitz, P. O.

K. *verfasste:* Ueber die Chanson du Voyage de Charlemagne à Jérusalem, in: Böhmer's »Roman. Stud.« Bd. II. p. 1—60 — Ueberlieferung und Sprache der Chanson du Voyage de Charlemagne etc. Heilbronn 1876.

K. *gab heraus:* Sechs Bearbeitungen des altfranzösischen Gedichtes von Karls d. Gr. Reise etc. Heilbronn 1879 — Karls des Grossen Reise etc., ein altfranzösisches Heldengedicht. Heilbronn. 1. Ausg. 1879, 2. Ausg. 1883 (Bd. 2 der altfranz. Bibl.).

K. *übersetzte:* den dem altfranzösischen Rolandslied entsprechenden Theil der altnordischen Karlusmagnussage, in: Böhmer's »Roman. Stud.« Bd. III. p. 296—350.

K. *redigirt (in Verbindung mit G. Körting):* Zeitschrift f. neufranzös. Sprache u. Litt. Oppeln, seit 1879, Bd. V im Erscheinen begriffen — Französische Studien. Heilbronn, seit 1880, Bd. IV im Erscheinen begriffen.

K.'s unmittelbarer Amtsvorgänger war *Schmitz* (†), der Verf. der Encyklopädie.

14. Halle.

H. Suchier, P. O.

S. *verfasste:* Ueber die Quelle Ulrichs von dem Türlin und die älteste Gestalt der Prise d'Orange. Marburg 1873 — Ueber die Matthaeus Paris zugeschriebene Vie de St. Auban. Halle 1877 — Ueber die Mundart des Leodegarliedes, in: Zeitschr. f. roman. Phil. Bd. II. Ausserdem zahlreiche Abhandlungen und Recensionen in Fachzeitschriften.

S. *gab heraus:* Brandans Seefahrt und Siège de Castres, in: Böhmer's »Roman. Stud.« Bd. I. p. 553—593 — Mariengebete. Halle 1876 — Aucassin et Nicolete. Paderborn. 1. Ausg. 1878, 2. Ausg. 1881 — Bibliotheca Normannica. Heft 1: Reimpredigt (von S. selbst herausgegeben). Halle 1878, Heft 2: Der Judenknabe (herausgegeben von F. Wolter). Halle 1879 — Altprovenzalische Denkmale. Bd. I. Halle 1883.

15. Heidelberg.

K. Bartsch [1]), P. O.

B. *verfasste:* Grundriss der Geschichte der provenzalischen Litteratur. Elberfeld 1872 — Zahlreiche Abhandlungen und Recensionen in Fachzeitschriften.

B. *gab heraus:* Peire Vidal's Lieder. Berlin 1857 — Denkmäler der provenzal. Litteratur. Stuttgart 1856 — Provenzal. Lesebuch. Elberfeld 1855 — Chrestomatie provençale. Elberfeld. 1. Ausg. u. d. T.: Provenzal. Lesebuch (s. d.). 4. Ausg. 1880 — Das provenzalische Mystère von Sta. Agnes. Berlin 1869 — Chrestomathie de l'ancien français. Leipzig. 1. Ausg. 1865, 4. Ausg. 1881 — Diez' Leben und Werke der Troubadours. 2. Ausg. Leipzig 1882 — Altfranzösische Lieder und Pastourelle. Leipzig 1870.

B. *übersetzte:* Dante's Göttliche Komödie. Heidelberg 1878 — Alte französische Volkslieder. Heidelberg 1881.

B. *wirkt mit an der Redaktion* des »Literaturbl. f. germ. u. rom. Phil.« (vgl. oben No. 9 Freiburg).

16. Innsbruck.

F. Demattio, P. O.

D. verfasste mehrere für das Studium des Italienischen und Provenzalischen bestimmte Lehrbücher.

17. Jena.

F. R. Thurneysen, P. D.

Th. *verfasste:* Ueber die Conjugation des Verbums estre. Jena 1882.

---

[1]) *Bartsch* ist zugleich Germanist, im Obigen ist aber lediglich seine litterarische Thätigkeit als Romanist berücksichtigt worden.

18. Kiel.

A. Stimming, P. O.

St. *verfasste:* François Villon. Göttingen 1869. Ausserdem Abhandlungen und Recensionen in Fachzeitschriften.

St. *gab heraus:* Bertran de Born's Lieder (zugleich mit einer Untersuchung über B. d. B.'s Leben). Halle 1880.

19. Königsberg.

A. Kissner, P. O.

K. *verfasste:* Chaucer in seinen Beziehungen zur italienischen Litteratur. Marburg 1867.

20. Leipzig.

A. Ebert, P. O.

E. *verfasste:* Handbuch der italienischen Nationallitteratur (Geschichte der italien. Litteratur mit Chrestomathie). Frankfurt a. M. 1858. (2. Titelaufl. 1865) — Entwickelungsgeschichte der französischen Tragödie bis auf Corneille's Cid. Gotha 1856 — Allgemeine Geschichte der Litteratur des Mittelalters im Abendlande. Bd. I. Geschichte der christlich-lateinischen Litteratur von ihren Anfängen bis zum Zeitalter Karl's d. Gr. Leipzig 1874 (in das Französische übers. von J. Aymeric und J. Condamin. Paris 1883). Bd. II. Die lateinische Litteratur vom Zeitalter Karls d. Gr. bis zum Tode Karl's d. Kahlen. Leipzig 1880. Ausserdem zahlreiche Abhandlungen in Fachzeitschriften und in den Abhandlungen der Kgl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften.

E. *redigirte* die ersten 12 Bde. des von ihm begründeten Jahrbuches für rom. u. engl. (Sprache u.) Litteratur. Berlin, später Leipzig 1859/72.

F. Settegast, P. D.

S. *verfasste:* Benoît de Ste-More. Eine sprachliche Untersuchung über die Identität der Verfasser des Roman de Troie und der Chronique des ducs de Normandie. Leipzig 1876.

S. *gab heraus:* L'Histoyre de Jules César. Leipzig 1881.

21. Marburg.

E. Stengel.

St. *verfasste:* Codex Digby manu scriptus 86. Halle 1871 — Die altfranz. Handschriften der Turiner Universitätsbibliothek. Marburg 1875 — Vollständiges Wörterverzeichniss zu den ältesten franz. Texten, s. unter Ausgaben und Abhandlungen — Erinnerungsworte an Fr. Diez. Marburg 1883.

St. *gab heraus:* Le Roman de Dumart le Galois, in: Bibliothek des (Stuttgarter) litterarischen Vereins. Bd. 116. Stuttgart 1873 — Diplomatischer Abdruck des Codex O. des altfranz. Rolandsliedes. Heilbronn 1878. (Ausser diesem Abdrucke liess St. auch eine photographische Reproduction des Codex erscheinen. Heilbronn 1877) — Die beiden ältesten provenzal. Grammatiken, lo Donatz Proensals und las Rasos de trobar etc. Marburg

1878 — Die provenzal. Blumenlese der Chigiana etc. Marburg 1878 — Die Tragödien A. HARDY's. (Neudruck.) Marburg 1883. 3 Bde. — Le Mystère de la Destruction de Troie. (Neudruck.) Marburg 1883.

ST. *redigirt:* Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiete der romanischen Philologie. Heft I: La cançun de St. Alexis und einige kleinere altfranzösische Gedichte des 11. u. 12. Jahrh., herausg. von E. STENGEL. Dazu: Wörterverzeichniss zu den ältesten französischen Texten. Marburg 1881/82. Heft II: El Cantare di Fierabraccia et Ulivieri, herausg. von F. STENGEL. Mit einer Abhandlung von C. BUHLMANN: Die Gestaltung der Chanson de geste »Fierabras« im Italienischen. Marburg 1881. Heft III: Beiträge zur Kritik der französischen Karlsepen. (H. PERSCHMANN, Die Stellung von O. in der Ueberlieferung des altfranzösischen Rolandsliedes. W. REIMANN, Die Chanson de Gaydon, ihre Quellen und die angovinische Thierry-Gaydon-Sage. A. RHODE, Die Beziehungen zwischen den Chansons de geste Hervis de Mes und Garin le Loberain.) Marburg 1881. Heft IV: H. MEYER, Die Chanson des Saxons Johanns Bodel's in ihrem Verhältnisse zum Rolandsliede und zur Karlusmagnus-Sage. F. W. HERMANNI, Die culturgeschichtlichen Momente im provenz. Roman Flamenca. A. GUNDLACH, Das Handschriften-Verhältniss des Siège de Barbastre. R. BREDE, Ueber die Handschriften der Chanson de Horn. Marburg 1883. Heft VI: A. FISCHER, der Infinitiv im Provenzalischen nach den Reimen der Trobadors. Marburg 1883.

22. München.

K. Hofmann, P. O.

H. *verfasste:* Zahlreiche Abhandlungen in den Sitzungsberichten der Kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften.

H. *gab heraus:* Das altfranzösische Rolandslied (nicht in den Buchhandel gekommen, sondern nur in einzelnen Exemplaren privatim vertheilt) — Amis et Amiles und Jourdains de Blaivies. Erlangen. 1. Ausg. 1852. 2. Ausg. 1882.

H. Breymann, P. O.

BR. *verfasste:* Introduction aux deux livres des Machabées. Traduction française du XIII. siècle. Göttingen 1868 — FR. DIEZ, Sein Leben, seine Werke und seine Bedeutung für die Wissenschaft. München 1878 — Bearing of the Study of Modern Languages on Education at large. Manchester 1872 — French Grammar on Philological Principles. London 1874 (im selben Jahre 2. Aufl.) — On Provençal Literature in ancient and modern times. Manchester 1875 — Die Lehre vom französischen Verbum auf Grundlage der historischen Grammatik. München und Leipzig 1882.

BR. *gab heraus:* La dîme de pénitance in: Bibliothek des (Stuttgarter) litterarischen Vereins. Bd. 120. (1874) — FR. DIEZ' kleinere Arbeiten und Recensionen. München und Leipzig 1883.

[**K. v. Reinhardstöttner.**

v. R. *verfasste:* Theoretisch-praktische Grammatik der italienischen Sprache. München, 1. Ausg. 1873. 2. Ausg. 1880 — Grammatik der por-

tugiesischen Sprache. München 1878 — Die Plautinischen Lustspiele in späteren Bearbeitungen. I. Amphitruo. Leipzig 1880 — Gedanken über das Studium der modernen Sprachen in Bayern an Hoch- und Mittelschulen. München 1882. Weitere Gedanken über das Studium der modernen Sprachen in B. etc. München 1883.

v. R. *gab heraus:* Camoëns' Lusiaden. Leipzig 1874/75.

v. R. *übersetzte:* Bartoli's Geschichte der italienischen Litteratur. Leipzig 1880/83. 2 Bde.]

23. Münster.

G. Körting, P. O.

K. *verfasste:* Ueber die Quellen des Roman de Rou. Leipzig 1867. (Fortsetzung u. d. T.: Ueber die Aechtheit der einzelnen Theile des Roman de Rou, in: Ebert-Lemcke's Jahrb. f. rom. u. engl. Litt. Bd. VIII) — Französische Grammatik f. Gymnasien, Leipzig 1872 — Dictys und Dares. Ein Beitrag zur Geschichte der Troja-Sage in ihrem Uebergange aus der antiken in die romantische Form. Halle a. S. 1874 — Geschichte der Litteratur Italiens im Zeitalter der Renaissance. Bd. I. Petrarca's Leben und Werke. Leipzig 1878. Bd. II. Boccaccio's Leben und Werke. Leipzig 1880 — Gedanken und Bemerkungen über das Studium der neueren Sprachen auf den deutschen Hochschulen. Heilbronn 1881.

K. *redigirt:* Neuphilologische Studien. Paderborn, seit 1883 — *In Verbindung mit* E. Koschwitz, Zeitschrift für neufranz. Sprache und Litteratur. Oppeln, seit 1879. Französische Studien. Heilbronn, seit 1880.

K.'s unmittelbarer Amtsvorgänger war H. Suchier (s. Halle).

Der Professor der germanischen Philologie an der Akademie zu Münster, W. Storck, hat sich durch die kritischen und erklärenden Anmerkungen, welche er seiner trefflichen Uebersetzung der lyrischen Gedichte und der Lusiaden Camoëns' beigegeben hat, auch um die romanische Philologie ein grosses Verdienst erworben.

24. Prag.

J. Cornu, P. O.

C. *verfasste* eine Reihe von auf Lautlehre und Textkritik bezüglichen Abhandlungen, die zumeist in der »Romania« erschienen.

U. Jarnik, P. O.

J. *verfasste:* Index zu Diez' etymologischem Wörterbuch. Berlin 1878.

25. Rostock.

M. Lindner, P. D.

L. *verfasste:* Grundriss der Laut- und Flexions-Analyse der neufranzösischen Schriftsprache. Oppeln 1879.

26. Strassburg i. E.

G. Gröber, P. O.

Gr. *verfasste:* Die handschriftlichen Gestaltungen der chanson de geste »Fierabras« und ihre Vorstufen. Leipzig 1869 — Ueber die altfranz. Ro-

manzen und Pastourelle. Leipzig 1872 — Die Liedersammlungen der Troubadours, untersucht etc., in: Roman. Stud. Bd. II. S. 337—670. Ausserdem Aufsätze und Recensionen in Fachzeitschriften.

Gr. *gab heraus:* La Destruction de Rome, in: Romania. Bd. II.

Gr. *redigirt:* Die »Zeitschrift für rom. Philologie« (s. oben S. 154). Halle, seit 1876 (auch die drei ersten Hefte der zur Zeitschrift gehörigen Bibliographie hat Gr. redigirt).

Gr.'s unmittelbarer Amtsvorgänger war Ed. Böhmer, bekannt namentlich durch die Herausgabe des Rolandsliedes und der »Romanischen Studien«.

Als Romanisten sind ausserdem thätig gewesen die Strassburger Professoren B. ten Brink, Prof. der englischen Philologie, und E. Martin, Prof. der germanischen Philologie. T. Br. *verfasste:* Conjectanea in historiam rei metricae francogallicae. Bonn 1864 — Dauer und Klang. Strassburg 1878 — E. M. ist bekannt als Herausgeber des Besant le Dieu, des Fergus und des Roman de Renard.

27. Tübingen.

W. Holland, P. E.

H. *verfasste:* Crestien de Troyes. Eine litterargeschichtliche Untersuchung. Tübingen 1854.

H. *gab heraus:* Die Lieder Guillem's IX. Tübingen 1850 — Li Chevaliers au lyon des Crestien de Troyes. Hannover. 1. Ausg. 1862. 2. Ausg. 1880.

28. Wien.

A. Mussafia, P. O.

M. *verfasste:* Zahlreiche Abhandlungen (meist in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften erschienen) über altital. Dialekte und Litteraturdenkmale, sowie über altfranzösische Grammatik, auch Recensionen.

M. *gab heraus:* Zwei altfranzösische Gedichte aus Venetianischen Handschriften. I. Prise de Pampelune. II. Macaire. Wien 1864. Ausserdem zahlreiche romanische, namentlich altfranzösische und altitalienische Texte in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften.

29. Würzburg.

E. Mall, P. O.

M. *verfasste:* De aetate rebusque Mariae Franciae nova quaestio instituitur. Halle 1867. Ausserdem Recensionen und Abhandlungen in Fachzeitschriften.

M. *gab heraus:* Philippe's de Thaün Cumpoz. Strassburg 1873.

30. Zürich.

J. Ulrich, P. D.

U. *verfasste:* Die formelle Entwickelung des Particips Präteriti in den romanischen Sprachen. Halle 1879.

U. *gab heraus:* Canzoni in varj dialetti ladini, in: ASCOLI'S Archivio VIII 1 — Rätoromanische Chrestomathie. 2 Bde. Halle 1882/83 — Rätoromanische Texte, bis jetzt 2 Bde. Halle 1883.

§ 6. Ausser den genannten, an Universitäten lehrenden Romanisten sind noch zahlreiche andere deutsche Gelehrte auf dem Gebiete der romanischen Philologie litterarisch thätig gewesen. Es würde zu weit führen, sie hier alle nennen zu wollen. Es genüge, an Namen wie C. A. F. MAHN (Berlin), K. SACHS (Brandenburg), E. MÄTZNER (Berlin), G. LÜCKING (Berlin), F. SCHOLLE (Berlin), O. KNAUER (Leipzig), F. RAMBEAU, R. MAHRENHOLTZ (Halle), W. KNÖRICH (Wollin), W. SCHEFFLER (Dresden) u. A. zu erinnern. Auch der hervorragenden Romanistin KAROLINE MICHAELIS (vermählt mit dem Marchese DE VASCONCELLOS zu Oporto) werde mit gebührender Anerkennung gedacht.

§ 7. Von der hohen Blüthe der romanischen Philologie in Deutschland legt auch die grosse Zahl der Studierenden dieses Faches (bzw. der »Neuphilologie« oder der »neueren Sprachen«) beredtes Zeugniss ab. Eine genaue Statistik hierüber lässt sich leider nicht geben, einmal, weil die Zahl der Studierenden an den einzelnen Universitäten ja von Semester zu Semester nicht unbeträchtlich schwankt, und sodann, weil in den Personalverzeichnissen der preussischen Hochschulen die »Neuphilologen« nicht als solche, sondern als »Philologen« schlechtweg bezeichnet werden. Einen ungefähren Massstab [1]) aber für die Frequenz der einzelnen Hochschulen bietet die Mitgliederzahl der an den meisten derselben bestehenden »neuphilologischen Vereine«. Im Wintersemester 1882/83 betrug dieselbe:

1) Freilich eben nur einen ungefähren, da an einzelnen Hochschulen zwar die Zahl der Neuphilologen sehr beträchtlich ist, ohne dass ein Verein bestände (so z. B. bis vor Kurzem in Bonn), oder ohne dass der allerdings bestehende Verein eine der Gesammtzahl der studierenden Neuphilologen auch nur annähernd entsprechende Mitgliederzahl besässe (so z. B. in Leipzig). Die Mitgliederzahl eines Vereins wird ja zum Theil durch eine Reihe localer Verhältnisse bestimmt, welche mit dem Studium nicht das Geringste zu schaffen haben.

In:	ordentliche Mitglieder.	Mitglieder überhaupt.
Berlin	9	51
Giessen	5	16
Göttingen	20	75
Greifswald	6	46
Halle	10	27
Heidelberg	7	21
Kiel	11	30
Königsberg	11	28
Leipzig	21	53
Marburg	30	52
Münster	31	74
Strassburg	16	56
	177	529

§ 8. Am 26. Oktober 1857 wurde in Berlin die »Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen« begründet, welche, wenigstens mittelbar, nicht unwesentlich zur Förderung der neuphilologischen Studien beigetragen hat, so durch Stiftung eines Stipendiums zu Studien im Ausland (1861) und durch Mitwirkung an der Errichtung der »Akademie für neuere Sprachen« (26. Oktober 1872), welche letztere durch Schuld äusserer Verhältnisse freilich nicht in der Weise zu wirken vermocht hat, wie es beabsichtigt gewesen war. Neuerdings sind auch in anderen grösseren Städten, so namentlich in Hannover und Dresden, neusprachliche Vereine entstanden, welche in erfreulichem Aufblühen begriffen sind und besonders durch ihre Bibliotheken und Lesezirkel segensreich wirken.

§ 9. Ausserhalb Deutschlands hat die romanische Philologie selbstverständlich in den romanischen Ländern eifrige Pflege gefunden, vor allem in Frankreich und in Italien.

Der weitaus bedeutendste aller gegenwärtigen Romanisten Frankreichs ist Gaston Paris (geb. zu Paris 1830), der Sohn des um die romanische Philologie ebenfalls hochverdienten P. Paris († 1881). G. Paris ist in bewundernswerther Weise gleich gross als Grammatiker, als Textkritiker, als Litterarhistoriker und als Sagenforscher. Mit seltener Meisterschaft umfasst er alle Gebiete der romanischen Philologie, und auf

vielen derselben hat er durch die Ergebnisse seiner genialen Forschungen der Wissenschaft neue Gesichtskreise eröffnet und neue Bahnen erschlossen. Von dem Erscheinen der PARIS'schen Ausgabe des Alexiusliedes (s. u.) muss geradezu eine neue Periode in der Geschichte der romanischen, speciell der französischen Philologie datirt werden. Strenge Methode, höchste Akribie, eingehendste Einzelforschung, ohne dass doch über dem Einzelnen das grosse Ganze ausser Acht gelassen würde, Klarheit und Schärfe des Ausdrucks, stets angemessene Anpassung des Styles an den behandelten Gegenstand — das sind die Vorzüge, durch welche sämmtliche Werke G. PARIS' sich auszeichnen.

Die wichtigsten Schriften G. PARIS' sind: Etude sur le rôle de l'accent latin dans la langue française. Paris 1862 — Histoire poétique de Charlemagne. Paris 1865 (das Werk behandelt die Ursprünge und die Verzweigung der Karlssage und besitzt in Folge dessen für die Geschichte der altfranzösischen Chanson-de-geste-Dichtung die höchste Wichtigkeit) — Lettre à M. LÉON GAUTIER sur la versification latine rhythmique. Paris 1866 (der Verf. vertheidigt den lateinischen Ursprung der französischen Metren) — De Pseudo-Turpino. Paris 1865 (PARIS' Doctordissertation, in welcher er den Ursprung und die Composition der Pseudo-Turpin'schen Chronik untersucht) — La Vie de St. Alexis, poème du XIe siècle etc. publiés etc. p. G. PARIS und L. PANNIER. Paris 1872. (PARIS giebt eine methodische Reconstruction des Textes des ältesten Alexiusliedes unter Vorausschickung einer Einleitung über Sprache und Metrik des Gedichtes. Diese Einleitung ist für die französische Philologie grundlegend geworden.) Paris 1872 — Les contes orientaux dans la littérature française du moyen-âge. Paris 1875 — Le petit Poucet et la grande Ourse. Paris 1875 — Gemeinsam mit P. MEYER redigirt G. PARIS die »Romania«, zu welcher er auch selbst zahlreiche werthvolle Beiträge geliefert hat (so namentlich die Ausgaben des Leodegarliedes und der Passion in Bd. II u. III und die Untersuchung über die Entwickelung des lateinischen ǫ im Französischen in Bd. X); betheiligt ist G. PARIS auch an der Redaction der »Revue critique« und der »Collection d'anciens textes français« — Mit G. RAYNOUARD hat G. PARIS ARNOULD GREBAN's Mystère de la Passion herausgegeben. (Paris 1878) — Durch seine »Dissertation critique sur le poème latin de Ligurinus, attribué à GÜNTHER« (Paris 1872) hat G. PARIS einen sehr dankenswerthen Beitrag zur Quellenkunde der Geschichte des deutschen Mittelalters gegeben. — In Verbindung mit P. MEYER leitet G. PARIS die Herausgabe der Bibliothèque française du moyen-âge (bis jetzt erschienen Bd. I: Recueil de motets français des XIIe et XIIIe siècles).

Neben G. PARIS ragt PAUL MEYER unter den französischen Romanisten als der bedeutendste hervor. Wie G. PARIS vor-

zugsweise auf dem Gebiete des Altfranzösischen, so ist PAUL MEYER besonders auf dem Gebiete des Provenzalischen thätig gewesen, indessen hat er auch auf anderen Gebieten namhafte Leistungen aufzuweisen.

Die wichtigeren Schriften P. MEYER's sind: Documents manuscrits de l'ancienne littérature de la France conservés dans les bibliothèques de la Grande-Bretagne. Rapport à M. le Ministre de l'Instruction publique. Première partie: Londres (Musée Britannique), Durham, Edimbourg, Glasgow, Oxford (Bodléienne). Paris 1871 — Les derniers troubadours de la Provence. Paris 1871 — Ausgabe des Roman de Flamenca — Ausgabe der »Prise de Damiette en 1219«, relation inédite en provençal — Ausgabe der »Chanson de la Croisade contre les Albigeois«. Paris 1875/79. 2 Bde. — Recueil d'anciens textes bas-latins, provençaux et français, accompagnés de deux glossaires et publiés p. P. MEYER [bis jetzt ist nur Heft 1 u. 2 erschienen, spätlateinische und provenzalische Texte enthaltend.] Paris 1874/77 — Ausserdem hat P. MEYER eine stattliche Reihe werthvoller Abhandlungen und Recensionen in Fachzeitschriften, namentlich in die Bibliothèque de l'Ecole des Chartes«, in die »Romania« und in die »Revue critique« geliefert; an der Redaction der beiden letztgenannten Zeitschriften sowie an der Herausgabe der Bibliothèque française du moyen-âge ist er überdies direkt betheiligt.

Von den übrigen gegenwärtig noch lebenden französischen Romanisten seien folgende in alphabetischer Ordnung genannt:

AUBERTIN (verfasste u. A.: Histoire de la langue et de la littérature française au moyen-âge. Paris 1878. 2 Bde.).

BRACHET, A. (verfasste u. A.: Du rôle des voyelles latines atones dans les langnes romanes. Leipzig 1866 — Dictionnaire des doublets ou doubles formes de la langue française. Paris 1868 — Grammaire historique de la langue française, seit 1870 in zahlreichen Auflagen erschienen — Dictionnaire étymologique de la langue française, seit 1871 in zahlreichen Auflagen erschienen).

CHABANEAU, C. (verfasste u. A.: Grammaire limousine. Paris 1876 — Histoire et théorie de la conjugaison française. Nouvelle éd. Paris 1878 — La langue et la littérature provençales. Leçon d'ouverture etc. Montpellier 1879).

CLAIRIN, P. (verfasste: Du génitif latin et de la préposition de. Paris 1880).

CLÉDAT, L. (verfasste: Du rôle historique de Bertran de Born. Paris 1879).

CONSTANS, M. (verfasste u. A.: La légende d'Œdipe, étudiée dans l'antiquité, au moyen-âge et dans les temps modernes, en particulier dans le Roman de Thèbes. Paris 1881).

Darmesteter, A. (verfasste u. A.: Glosses et glossaires hébrenx-français. Paris 1878 — De la formation des mots composés en français. Paris 1878 — De la création des mots nouveaux dans la langue française, et des lois qui la régissent. Paris 1877 — De Floovante vetustiore gallico poemate et de Merovingo cyclo etc. Paris 1877 — In Verbindnng mit A. Hatzfeld gab Darmesteter heraus: Le seizième siecle en France. Tableau de la littérature et de la langue. 2 pties. Paris 1878).

Egger, E. (verfasste u. A.: Les substantifs verbaux formés par l'apocope de l'infinitif. Montpellier. 2. Ausg. 1875 — l'Hellénisme en France).

Gautier, L. (verfasste u. A.: Les Epopées françaises. Paris, 2. Ausg., seit 1878, bis jetzt erschienen Bd. I., III. u. IV. — gab heraus: La Chanson de Roland, in einer grossen und in einer kleineren Ausgabe (»édition classique«), die letztere ist in zahlreichen Auflagen erschienen).

Godefroy, F. (giebt heraus: Dictionnaire de la langue française et de tous ses dialectes du IXe au XVe siècle etc. von welchem bis jetzt 2 Bände erschienen sind, während das Ganze 10 Bände umfassen soll).

Guessard, F. (gab heraus: Grammaires provençales de Hughes Faidit et de Raymond Vidal etc. 2. Ausg. Paris 1858 — redigirte die Ausgabe der Anciens poètes de la France. Paris 1855/68. 10 Bde.)[1]).

Hatzfeld, A. (s. unter Darmesteter).

Joly, A. (gab heraus: Le Roman de Troie de Benoît de Ste-More. Paris 1872, 2 Bände, von denen der erste eine Geschichte der Trojasage im Mittelalter enthält. — La Vie de Ste-Marguerite. Poème inédit de Wace etc. Paris 1879).

Joret, C. (verfasste u. A.: Du C dans les langues romanes. Paris 1874).

Mercier, A. (verfasste u. A.: Histoire des participes français. Paris 1879 — De neutrali genere quid factum sit in gallica lingua. Paris 1879).

Michelant, H. (bekannt als Herausgeber altfranzösischer Texte).

Morel-Fatio, A. (beschäftigt sich hauptsächlich mit spanischer und catalanischer Litteratur, gab u. A. heraus Calderon's El magico prodigioso. Heilbronn 1878).

Raynaud, G. (s. unter G. Paris).

Thomas, A. (verfasste u. A.: Nouvelles Recherches sur l'Entrée d'Espagne. Paris 1882).

[Weil, H. (verfasste u. A.: De l'ordre des mots dans les langues anciennes comparées aux langues modernes. 3. Ausg. Paris 1882)].

Bei aller schuldigen Anerkennung dessen, was von französischen Gelehrten, und namentlich von G. Paris und Paul Meyer, für die romanische Philologie geleistet worden ist und noch geleistet wird, muss doch ausgesprochen werden, dass die romanische Philologie in Frankreich sich bis jetzt noch

---

[1] G. ist inzwischen gestorben.

nicht in einer der hohen Kulturbedeutung des französischen Volkes entsprechenden Weise entwickelt hat. Frankreich besitzt einige romanische Philologen ersten Ranges, aber es gleichen diese fast Feldherren ohne Heer: es fehlen ihnen im eigenen Volke zwar nicht gänzlich, aber doch in auffallendem Masse die Schüler, welche befähigt wären, die Schaffensthätigkeit der Meister durch Herbeibringung und Sichtung der Materialien zu fördern und auf dem von den Meistern gelegten Grunde weiter zu bauen. Die romanischen Studien bleiben in Frankreich auf enge Kreise beschränkt, üben nicht, wie in Deutschland, eine mächtige Anziehungskraft auf die studierende Jugend aus. Diese auf den ersten Anschein sehr befremdliche Thatsache ist dennoch leicht erklärlich. In einseitiger Ueberschätzung ihrer klassischen Litteraturperiode des Zeitalters Ludwigs XIV. haben die Franzosen sich allzu sehr daran gewöhnt, die Sprache und Litteratur ihres Mittelalters als roh und barbarisch zu betrachten, und es fällt ihnen schwer, dieses Vorurtheil zu überwinden. Dazu kommt, dass die Franzosen durch die grosse Revolution mit ihrer nationalen Vergangenheit gebrochen haben und nicht unbefangen, oft genug sogar auch mit einer vorgefasst ungünstigen Meinung auf dieselbe zurückblicken. Endlich ist noch die Eigenartigkeit des französischen Hochschulwesens zu berücksichtigen, vermöge deren ausserhalb Paris, wo sich das wissenschaftliche Leben und Streben concentrirt, nur in wenigen Städten (etwa in Lyon, Bordeaux und Montpellier) eine einigermassen ausreichende Möglichkeit zu erfolgreichem philologischen Studium gegeben ist. Es ist in letzterer Beziehung in Frankreich im Vergleich zu Deutschland wirklich kläglich bestellt. In Deutschland (und ebenso in Oesterreich und in der Schweiz) giebt nahezu eine jede der zahlreichen Hochschulen einen Mittelpunkt für die romanischen Studien ab, fast an einer jeden besteht ein Lehrstuhl für romanische Philologie — an einigen freilich hat leider noch der Docent des Romanischen zugleich auch das Englische zu vertreten (Erlangen, Kiel, Königsberg, Marburg, Münster, München, Würzburg) —, und wenn auch, wie selbstverständlich, der wissenschaftliche Ruf und die Lehrfähigkeit der einzelnen Docenten verschieden ist, so darf doch behauptet werden, dass mit wenigen Ausnahmen

alle der gegenwärtig wirkenden Docenten der romanischen Philologie als Lehrer und Gelehrte erfolgreich für ihre Wissenschaft wirken. Auch treten die Universitäten der preussischen Provinzen und der Einzelstaaten gegen diejenige der Reichshauptstadt nicht in ungünstige Schatten zurück, so dass der Besuch der letzteren für den Studierenden, wenn auch allerdings wünschenswerth, so doch keineswegs unbedingt erforderlich ist. In Frankreich dagegen sind nicht an allen der wenigen überhaupt bestehenden Provinzialhochschulen (bzw. Facultäten) wirklich tüchtige Lehrkräfte und noch weniger ausreichende litterarische Hülfsmittel zu finden, und folglich ist in der Regel der Studierende genöthigt, entweder sich nach Paris zu wenden oder aber sich mit einem mehr elementaren Studium zu begnügen[1].

Steht es demnach mit dem Studium der romanischen Philologie selbst hinsichtlich des Französischen in Frankreich misslich genug, so ist das in noch erhöhtem Grade hinsichtlich des Italienischen, Spanischen etc. der Fall. Denn wenn der Franzose schon die eigene Sprache und Litteratur, insoweit sie dem 17. Jahrhundert vorausliegt, nur selten des wissenschaftlichen Studiums für werth erachtet, so besitzt er begreiflicherweise für die Sprachen und Litteraturen fremder, wenn auch verwandter Völker noch weniger Interesse, es fehlt ihm eben der kosmopolitische Sinn, welcher dem Deutschen eigen, ein Mangel übrigens, der, wie hier nicht zu erörtern, in anderer Beziehung ein Vorzug ist. Nicht erst der Bemerkung aber bedarf es, dass einzelne französische Gelehrte auch für die Erforschung der Sprache und Litteratur des romanischen Auslandes Treffliches geleistet haben.

In Italien ist das Studium der romanischen Philologie im erfreulichsten Emporblühen begriffen. An allen grösseren Universitäten sind besondere Lehrstühle für sie errichtet, und

1) Auch die zwecklose Schwierigkeit der Doctorprüfungen in Frankreich mag dazu beitragen, den Aufschwung der romanischen Studien zu hemmen. Die Anfänger werden von dem Versuche einer selbständigen litterarischen Leistung zurückgeschreckt und gehen dadurch der oft so fruchtbringenden Anregung verlustig, welche ein solcher Versuch gewährt. Doctordissertationen sind ja sehr häufig die Vorläufer grösserer Arbeiten, und vielfach wenigstens würden die letzteren nicht entstanden sein, wenn die ersteren nicht vorangegangen wären.

die Inhaber derselben, wenn auch meist noch in jugendfrischem Mannesalter stehend, tragen doch sämmtlich Namen, welche ihren Fachgenossen jenseits der Alpen rühmlichst bekannt sind. Die Thätigkeit dieser Gelehrten hat sich, wie selbstverständlich, zumeist der Erforschung der Sprache und Litteratur des eigenen Volkes zugewandt, und deshalb mag deren Darlegung und Würdigung passend dem der italienischen Einzelphilologie zu widmenden Abschnitte vorbehalten bleiben. Genannt seien hier nur diejenigen, welche Probleme der romanischen Gesammtphilologie behandelt haben: G. J. Ascoli, der Verfasser der grundlegenden »Saggi ladini« und der Herausgeber des »Archivio glottologico«; F. d'Ovidio, der in seiner geistvollen Schrift »Sull' origine dell' unica forma flessionale del nome italiano« (Neapel 1872) die Frage nach dem Ursprunge des romanischen Normalcasus erörterte; E. Monaci, der wichtige portugiesische und provenzalische Hdss. in diplomatischem Abdruck, bzw. in photographischer Reproduction herausgegeben hat; der jüngst (1882) verstorbene N. Caix, welcher in seinen »Studi di etimologia italiana e romanza« gelehrte und scharfsinnige Ergänzungen zu Diez' Etymologischem Wörterbuch gab, und der ebenfalls jüngst der Wissenschaft entrissene A. Canello, der sich durch seine Ausgabe des Troubadours Arnaud Daniel um die provenzalische Philologie verdient gemacht hat. Unter den genannten und überhaupt unter den Romanisten Italiens ragt Ascoli sowol durch den Umfang seines Wissens — denn er ist als Linguist und Keltist ebenso bedeutend wie als Romanist — als auch durch die Sicherheit seiner Methode als unbestritten erster hervor.

In den übrigen romanischen Ländern ist das Studium der romanischen Philologie zu einer nennenswerthen Bedeutung noch nicht gelangt. Besonders gilt dies von Spanien, während Portugal in Braga und Coelho zwei rühmlich bekannte Gelehrte besitzt, deren Forschungen über portugiesische Sprache und Litteratur schätzbare Ergebnisse geliefert haben. Unter den Rumänen haben Cihac durch sein etymologisches Wörterbuch des Rumänischen (Dictionnaire d'étymologie daco-romane. Frankfurt a. M. 1870 (78) und Hasdeu durch die von ihm redigirte Zeitschrift »die Trajanssäule (Co-

lumna luĭ Traĭan)« Verdienstliches für die romanische Philologie geleistet.

§ 10. Was die übrigen Länder Europa's anbelangt, so haben dieselben mit wenigen gleich zu nennenden Ausnahmen für die romanische Wissenschaft bis jetzt nur wenig beigetragen. Eifrige Pflege scheint die romanische Philologie in den skandinavischen Reichen zu finden, wenigstens ist die Zahl der namhaften skandinavischen Romanisten eine recht ansehnliche — es seien hier genannt: C. Cederschiöld, Lidforss, Nyrop, Storm, Th. Sundby, F. A. Wulff. Russland besitzt wenigstens einen hervorragenden Vertreter der romanischen Philologie: A. Veseloffsky, Verfasser zweier höchst schätzbarer Monographien über Molière's Tartuffe und Misanthrope und Herausgeber des Paradiso degli Alberti (die dieser Ausgabe beigefügte litterargeschichtliche Einleitung ist, beiläufig bemerkt, ein Meisterwerk). — Dem Königreich Belgien gehört, wenigstens durch langjährigen Aufenthalt und amtliche Stellung, der hochbedeutende Romanist A. Scheler an, Verfasser des trefflichen Dictionnaire d'étymologie française und Wiederherausgeber des Diez'schen etymologischen Wörterbuchs. — Auffallend unfruchtbar in Bezug auf die romanische Philologie ist Holland, was um so mehr befremden muss als dort der Sinn für Philologie sonst sehr entwickelt ist, wie die zum Theil klassischen Leistungen der Holländer auf dem Gebiete der alten Philologie sowie auf dem der orientalischen (namentlich malaiischen) Philologie beweisen. An den holländischen Universitäten besteht zur Zeit noch keine einzige Professur für romanische Philologie! Es ist das um so unbegreiflicher, als in Holland bekanntlich auf den französischen Unterricht an den höheren Schulen grosses Gewicht gelegt wird und folglich doch angenommen werden muss, dass man das Bedürfniss, wissenschaftlich gebildete Lehrer des Französischen zu besitzen, lebhaft empfinde. Vermuthlich ist in Holland die Periode des Sprachmeisterthums noch nicht überwunden — wenigstens machen das zahlreiche entsetzlich unreife und dilettantische Artikel und Anfragen, die in den der Neuphilologie gewidmeten »Taalstudie« erschienen sind sehr glaubhaft. Es dürfte aber die Zeit noch einmal kommen, wo man es in Holland bitter bereuen wird, in Bezug auf einen

wichtigen Unterrichtsgegenstand so lange im alten Schlendrian verharrt zu sein. — Fast ebenso unfruchtbar, wie Holland, ist bis jetzt auch England für die romanische Philologie gewesen.

§ 11. Eine Eintheilung der Geschichte der romanischen Philologie in bestimmte einzelne Perioden ist bei der Jugend dieser Wissenschaft weder nothwendig noch auch selbst möglich. Im Allgemeinen aber lässt sich über die Entwickelung der romanischen Philologie sagen, dass im Laufe derselben sich mehr und mehr das Bestreben geltend gemacht hat, eine sichere und feste Methode der Forschung auszubilden und dieselbe streng und consequent zu handhaben.

Raynouard, der zeitlich erste Begründer der romanischen Wissenschaft, besass von philologischer Methode kaum mehr, als eine dunkle Ahnung. Wenn er gleichwohl zu hochbedeutsamen Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung gelangte, so war dies die That einer genialen Divinationsgabe und eines unermüdlichen, von edelster Begeisterung getragenen Fleisses. Raynouard war, nach heutigem Massstabe gemessen, nur ein Dilettant, aber ein Dilettant in des Wortes bestem Sinne, und man möge nicht vergessen, dass zumeist enthusiastische Dilettanten es gewesen sind, welche eine neue Wissenschaft begründet und den nachfolgenden methodischen Forschern die Pfade geebnet haben. Und so haben die heutigen Romanisten alle Ursache, Raynouard's Andenken in Ehren zu halten, so sehr sie sich auch bewusst sein dürfen, Vieles richtiger zu erkennen, als er gethan.

Diez war, was sprachliche Dinge anbelangte, im Besitze einer vorzüglichen Methode und eben dadurch wurde er befähigt, der eigentliche Schöpfer der romanischen Wissenschaft zu sein. Aber seine grosse Bescheidenheit und eine gewisse Zaghaftigkeit hielten ihn nicht selten von der strengen und consequenten Anwendung seiner Methode ab, namentlich liess er sich leicht bestimmen, gegen die Meinung eines Anderen seine eigene besser begründete Ansicht aufzugeben (man vgl. manche in der 3. Ausgabe der Gr. vorgenommene Aenderung des Textes der 2. Ausgabe). Dazu kam ein gewisser gemüthlicher Zug in ihm, der ihn an einem schneidigen Vorgehen verhinderte und ihn Manches als möglich annehmen liess, was er bei scharfer Prüfung als unmöglich hätte aner-

kennen müssen (Belege hierfür kann jeder Sachkundige namentlich im etymologischen Wörterbuch leicht finden). Endlich ist zu beherzigen, dass selbst auch der bedeutendste Mann sich nicht durchweg über das Niveau seiner Zeit zu erheben vermag. Zu der Zeit aber, als Diez im schaffenskräftigen Alter stand und seine unsterblichen Werke schrieb, gab es eine wirkliche Lautlehre innerhalb der Philologie noch nicht, denn die Wissenschaft der Lautphysiologie war noch nicht entwickelt genug, um der Sprachwissenschaft wirksame und verlässliche Hülfe leisten zu können. So fasste man denn damals die Laute noch sehr äusserlich auf, identificirte sie viel zu sehr mit den Schriftzeichen und besass den Muth nicht, über den von den Grammatikern des Alterthums gezogenen Kreis der Lautbestimmungen hinauszuschreiten. Auch Diez blieb in Bezug auf die Lautlehre im Wesentlichen in den Anschauungen seiner Zeit befangen, auch ihm fehlte die lautphysiologische Schulung und Methode, ohne welche das Verständniss von dem Wesen und der Entwickelung der Laute ein Ding der Unmöglichkeit ist. So ist denn die Lautlehre in seiner Grammatik mehr nur eine Lehre von den Buchstabenvertauschungen, welche bei einer Vergleichung der einzelnen romanischen (Schrift)sprachen mit dem Latein beobachtet werden. Sollte einmal von einem Romanisten der Jetztzeit eine wirkliche Umarbeitung der Diez'schen Grammatik vorgenommen werden, so würde sicherlich der lautliche Theil derselben eine ganz andere Gestalt empfangen, als ihm von Diez gegeben worden war. Indessen was auch immer vom Standpunkte einer vorgeschritteneren Erkenntniss an dem Sprachforscher Diez mit Recht vermisst werden möge, es ist verschwindend geringfügig gegenüber dem Grossen und bleibend Werthvollen, was von ihm geschaffen worden ist auf dem Gebiete der Grammatik und Wortforschung. — Nach dem Ruhme eines Textkritikers hat Diez wohl nie streben wollen, es scheint ihm vielmehr diese Art philologischer Thätigkeit unliebsam gewesen zu sein. So hat er denn auch auf dem erwähnten Gebiete nur wenig geleistet, und der Werth dieser Leistungen ruht keineswegs in der Fassung, die er den edirten Texten gegeben, sondern lediglich in den beigefügten gehaltvollen Commentaren. Die von Diez herausgegebenen Texte

(Eidschwüre, Eulalialied, Passion, Leodegarlied, Boëthiuslied, Glossen) sind übrigens sämmtlich solche, welche nur in je einer Handschrift überliefert sind. Der Herausgeber konnte also nur die sogenannte niedere Textkritik üben. Gelegenheit zu einer Leistung in der höheren Textkritik hat DIEZ nie gesucht, nie sich die Aufgabe gestellt, das verlorene Original eines in mehreren Handschriften, bzw. Redaktionen überlieferten Werkes zu reconstruiren, bzw. die Filiation der betreffenden Handschriften kritisch festzustellen. Thöricht wäre es, aus diesem Unterlassen einen Vorwurf gegen ihn abzuleiten: wer die Grundlagen einer neuen Wissenschaft legt, von dem darf man nicht fordern, dass er diese Wissenschaft auch in allen ihren einzelnen Theilen erschaffe.

Lautlehre und Textkritik waren also die schwachen Punkte in der von DIEZ geschaffenen Wissenschaft. In der weiteren Entwickelung aber, welche die letztere genommen, sind diese Schwächen beseitigt und die durch sie bedingten Lücken ausgefüllt worden. Das Verdienst, dass dies geschehen, kommt vor allen Anderen ASCOLI und G. PARIS zu; erworben hat es sich der erstere durch seine Saggi ladini (1873), der letztere durch seine Ausgabe des Alexiusliedes (1872). Will man durchaus Perioden in der Geschichte der romanischen Philologie unterscheiden, so wird man von dem Erscheinen dieser beiden Werke ab die neueste datiren müssen.

§ 12. Charakteristisch für den gegenwärtigen Stand der romanischen Philologie sind folgende drei Thatsachen:

a) unter ihren verschiedenen Disciplinen finden Grammatik (und zwar besonders Lautlehre und Formenlehre) und Textkritik die eifrigste und vielseitigste Behandlung;

b) Hauptgegenstand der Forschung sind die älteren (d. h. die mittelalterlichen) Perioden der romanischen Sprach- und Litteraturgeschichte,

c) unter den romanischen Einzelphilologien ist die französische die am meisten angebaute und folglich auch die am meisten entwickelte.

Es ist selbstverständlich, dass diese drei charakteristischen Thatsachen zugleich auch Einseitigkeiten sind, und es ist mithin anzuerkennen, dass die romanische Philologie in ihrem gegenwärtigen Entwickelungsstadium in dreifacher Beziehung

einseitig ist. Dennoch aber muss diese Entwickelung als eine solche angesehen werden, welche sowol nach Massgabe der bedingenden äusseren Verhältnisse völlig erklärlich als auch innerlich durchaus berechtigt ist. Denn erstlich sind sichere Erkenntniss des Sprachbaues und methodische Feststellung der vielfach so verderbt überlieferten Texte die nothwendigen Vorbedingungen für das wissenschaftliche Verständniss und die richtige Würdigung der Litteraturwerke und der zwischen ihnen bestehenden genetischen Zusammenhänge. Ferner gewähren die älteren Sprach- und Litteraturperioden der Forschung den grossen Vortheil, dass sie einigermassen abgeschlossene Gebiete darstellen, über welche eine Uebersicht eher zu erlangen ist, als über die endlos ausgedehnten neueren Sprach- und Litteraturgestaltungen; auch kann ja, wie natürlich, das Spätere erst dann erkannt werden, wenn das Frühere, aus welchem es entstanden, erkannt worden ist. Endlich ist unter den romanischen Völkern das Französische zweifellos das bedeutendste, zum Mindesten muss man dies, mag man es auch vielleicht — unserer Ansicht nach allerdings mit Unrecht — hinsichtlich der Gegenwart bestreiten wollen, bezüglich des Mittelalters anerkennen, also bezüglich des Zeitalters, auf welches sich bis jetzt die romanische Forschung vorzugsweise erstreckt; für das Zeitalter der Renaissance freilich kommt Italien und in einigen Beziehungen auch Spanien eine ungleich höhere Bedeutung zu, als Frankreich.

Indessen wissenschaftliche Einseitigkeiten, wie die angeführten, sind immer nur zeitweise berechtigt und wirken auch nur zeitweise wohlthätig, auf die Dauer aber werden sie schädlich und hemmen den wissenschaftlichen Fortschritt. Und es will uns scheinen, als werde die Zeit bald kommen, in welcher die romanische Philologie sich aus dem Banne der gegenwärtigen Einseitigkeiten werde befreien müssen. Namentlich dürfte es angezeigt sein, dass bald auch andere romanische Sprachen, namentlich die provenzalische, die italienische und die spanische, Gegenstand einer so eindringenden philologischen Forschung werden, wie sie bis jetzt vorwiegend nur der französischen zu Theil geworden ist. —

So sehr man sich auch der Ergebnisse freuen darf, welche eine ebenso begeisterte wie besonnene Forschung innerhalb

des verhältnissmässig kurzen Zeitraumes von ungefähr einem halben Jahrhundert auf dem Gebiete der romanischen Philologie errungen hat, so darf man sich doch der Erkenntniss nicht verschliessen, dass noch unendlich Vieles zu thun übrig bleibt. Noch besitzen wir für keine einzige romanische Sprache (selbst für das Französische nicht) eine dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft genügende Grammatik; noch fehlen uns für die Geschichte einer jeden der romanischen Litteraturen wirklich wissenschaftliche Darstellungen, — und diese Lücken sind nur zu erklärlich, denn es mangelt eben, namentlich ausserhalb des Französischen, noch gar sehr an den erforderlichen Vorarbeiten. Noch sind bis jetzt vornehmlich nur die Schriftsprachformen des Romanischen durchforscht, die Volksdialekte dagegen, in Sonderheit die lebenden, zu sehr vernachlässigt worden, obwol doch gerade diese die naturgemässe und normale Sprachentwickelung darstellen. Noch ist bis jetzt die Geschichte der Bedeutungsentwickelung der aus dem Lateinischen und dem Germanischen in das Romanische übergegangenen Worte ein nahezu unberührtes Gebiet geblieben, so wichtig auch dessen Bearbeitung in mehrfacher Hinsicht wäre, und überhaupt ist auf dem Gebiete der Lexikologie, abgesehen von etymologischen Untersuchungen, im Allgemeinen noch gar wenig gethan worden: nur eben für das Französische ist ein Werk wie LITTRÉ's Dictionnaire vorhanden. Noch ist bis jetzt unsere Kenntniss von der Entwickelung des Romanischen, bzw. der romanischen Einzelsprachen, aus dem Volkslatein eine überaus unvollkommene, und ebenso räthselhaft sind uns noch vielfach die Beziehungen der in den romanischen Ländern vor deren Romanisirung gesprochenen Sprachen (Gallisch, Iberisch, etc.) zu den romanischen Idiomen. Und so liesse sich noch eine lange Reihe von Problemen aufführen, welche der Lösung harren. Die romanische Philologie steht eben erst am Anfange ihrer Entwickelung, sie ist erst eine jugendliche Wissenschaft, aber gerade hieraus erklärt sich der bezaubernde Reiz, den sie auf Jeden ausübt, der ihr näher getreten.

Litteraturangaben: Eine Geschichte der romanischen Philologie ist noch nicht geschrieben, Beiträge zu einer solchen aber sind in folgenden Schriften gegeben worden: FUCHS, Die roman. Sprachen. Halle 1849.

Einleitung — G. PARIS, Introduction à la grammaire des langue romanes (nämlich der DIEZ'schen). Paris 1863 — K. LAUBERT, Die neuesten Fortschritte der französischen Philologie. Programm der Oberschule zu Frankfurt a. O. 1874 — F. NEUMANN, Die roman. Sprachforschung in den letzten beiden Jahren, in: KUHN'S Zeitschrift für Sprachvergl. Bd. 24. (1877.) S. 159 ff. — K. SACHS, Ueber den heutigen Stand der roman. Dialektforschung, in: HERRIG'S Archiv. Bd. 54. S. 242 ff. — K. SACHS, in: FRIEDRICH DIEZ etc. [s. oben S. 167.] S. 10 ff. — E. STENGEL, Report on the Philology of the Romances Languages 1875 to 1882. Reprinted from the Eleventh Annual Address of the President to the Philological Society. London 1883. (Am gleichen Orte erstattete 1875 P. MEYER einen Bericht über den Stand der roman. Philologie während der letzten Jahre) — Regelmässige Mittheilungen über neue Erscheinungen auf dem Gebiete der roman. Philologie, sowie auch einschlägige Personalnotizen geben die bedeutenderen Fachzeitschriften, namentlich die »Romania« und das »Litteraturblatt für german. u. roman. Philologie« (s. oben S. 154).

Achtes Kapitel.

Bemerkungen über das akademische Studium der romanischen Philologie.

§ 1. Erstes Erforderniss für ein gedeihliches und innere Befriedigung gewährendes wissenschaftliches Studium ist Begeisterung für die Wissenschaft, denn nur diese verleiht die Kraft zur selbstentsagenden und opferfähigen Hingabe an das Studium. Wer das wissenschaftliche Studium lediglich als ein Mittel zu künftigem Broterwerb auffasst, wer in der Wissenschaft nur die »melkende Kuh« erblickt, »die ihn mit Butter versorgt«, nicht aber »die hehre und heilige Göttin« — der bleibe fern davon, denn er würde die Wissenschaft zum Handwerk erniedrigen und nicht fähig sein, sie in würdiger Weise zu üben und zu fördern. Gilt dies im Allgemeinen, so hat es doch ganz besondere Geltung in Bezug auf den Studierenden, welcher dereinst sich dem Lehrberufe zu widmen gedenkt. Denn wie vermöchte derjenige in der Brust seiner Schüler die Liebe zur Wissenschaft zu entflammen, der nicht selbst von ihr durchdrungen ist? Wenn irgend einer, so will der Beruf des Lehrers ideal aufgefasst und in idealem Sinne geübt werden. Denn der Beruf des Lehrers erfordert stetige Selbstaufopferung und Selbstentsagung, und dieser

Nothwendigkeit vermag nur derjenige freudigen Herzens sich zu fügen, der in dem Streben nach dem Idealen seine Lebensaufgabe erblickt und seine innere Befriedigung findet. Aeussere Entschädigung für die von ihm dargebrachten Opfer an Arbeitskraft und Mühe wird dem Lehrer nur in kargem Masse geboten, in vollem Masse sie ihm zu bieten, würde überhaupt unmöglich sein. Allerdings hat, wer sich dem höheren Schuldienste widmet, vor denen, welche andere gelehrte Laufbahnen verfolgen, bis jetzt wenigstens in der Regel den Vortheil voraus, dass er nach beendeten Universitätsstudien verhältnissmässig früh zu einer festen und mit leidlich gutem Einkommen ausgestatteten Stellung und damit zur ökonomischen Selbständigkeit gelangen kann. Namentlich die Neuphilologen waren bis jetzt in dieser Beziehung meist recht günstig gestellt, aber auch sonst war es während der letzten Jahrzehnte doch wohl Regel, dass Candidaten des höheren Schulamtes nach bestandenem Probejahr nicht allzulange auf eine Anstellung zu warten nöthig hatten, während bekanntlich junge Theologen, Juristen und Mediciner oft lange Jahre sich gedulden müssen, ehe sie in den sicheren Hafen einer festen Stellung einlaufen können. Der Eintritt in die amtliche Laufbahn ist somit für den Philologen, bzw. für den Neuphilologen verhältnissmässig leicht und günstig —, freilich ist es höchst unwahrscheinlich, dass es so bleiben werde, denn der Andrang zu den philologischen, bzw. zu den neuphilologischen Studien ist ein überaus grosser, und die daraus sich ergebende Concurrenz wird bald bewirken, dass das Angebot die Nachfrage übersteigt und dass in Folge dessen die Anstellungsverhältnisse ungünstiger werden. Es können dann die Zeiten wiederkommen, wo, wie dies vor einigen Jahrzehnten nicht ungewöhnlich war, junge Philologen Jahre lang auf Anstellung werden harren und in der Zwischenzeit als Hauslehrer oder in anderen privaten Stellungen ihr Brot sich werden verdienen müssen, und zwar oft genug buchstäblich im Schweisse ihres Angesichts. Aber mögen auch fernerhin die Anstellungsverhältnisse der philologischen Lehrer so günstig bleiben, wie sie bis jetzt es gewesen sind, äusserlich glänzend und aussichtsreich ist die Lehrerlaufbahn doch keineswegs. Das Avancement des Lehrers ist ein überaus ungewisses und hängt

keineswegs lediglich von seiner Tüchtigkeit, sondern weit mehr noch von zufälligen Umständen ab, namentlich bei Lehrern an städtischen Anstalten. Aber nicht bloss ungewiss ist das Avancement des Lehrers, sondern auch auf enge Grenzen beschränkt. Das Höchste, was der Lehrer einer höheren Schule innerhalb seiner Berufslaufbahn anstreben und erreichen kann, ist das Direktorat, aber selbstverständlich ist die Zahl der Direktorenstellungen eine verhältnissmässig sehr kleine, und folglich ist die Aussicht, eine solche zu erlangen, von vornherein gering, ganz abgesehen davon, dass gar mancher wissenschaftlich wie pädagogisch sehr tüchtige Lehrer dennoch auf ein Direktorat nicht reflectiren kann, weil ihm die für ein derartiges Amt erforderliche Beanlagung und Liebe zur Verwaltungsthätigkeit fehlt. Berufungen aus dem Gymnasiallehramt zu einer akademischen Professur kommen zwar nicht selten vor — von den gegenwärtigen Universitätsprofessoren der Neuphilologie sind mehrere lange Jahre als Gymnasiallehrer thätig gewesen —, sind aber doch immerhin nur vereinzelte Ausnahmefälle, und ebenso zu beklagen wie zu tadeln wäre der junge Gymnasiallehrer, der sein Amt nur als die Uebergangsstufe zur Universität betrachten wollte. Uebrigens dürfte der Uebertritt aus dem Gymnasial- zu dem Universitätslehramte nur dann zum Vortheile dessen, der ihn vollzieht, gereichen, wenn derselbe noch im jüngeren Lebensalter steht und voller geistiger Frische sich erfreut. Noch seltener als zu Universitätsprofessuren werden Gymnasiallehrer zu höheren Verwaltungsämtern (Schulrathsstellungen u. dgl.) berufen, so selten, dass eine derartige Berufung für den Einzelnen völlig ausserhalb des Kreises der Wahrscheinlichkeit liegt. In der Regel also wird, wer einmal in die Gymnasiallehrerbahn eingetreten, sein Fortkommen nur innerhalb dieser zu erhoffen haben und wird überdies sich bescheiden müssen, selbst nach langjähriger Dienstzeit nicht über die Stellung eines Oberlehrers und das damit verbundene Gehalt hinauszukommen. Das letztere aber ist, wenn auch ein anständiges und mässigen Ansprüchen genügendes, doch keineswegs ein glänzendes, wenigstens verglichen mit dem, was etwa ein tüchtiger Advocat oder Arzt durch seine Praxis sich erwerben kann, oder mit der Besoldung eines in höhere Stellungen ein-

gerückten Beamten oder Officiers oder gar mit der Einnahme eines rührigen Bankiers, Grosskaufmanns, Fabrikanten oder Landwirthes. Wo möglich noch ungünstiger als in Bezug auf sein Einkommen ist der Gymnasiallehrer in Bezug auf seinen gesellschaftlichen Rang gestellt. Bevor er zum Oberlehrer emporgerückt ist, fehlt ihm ein gesellschaftlich verwerthbarer Amtstitel, aber auch der Titel »Oberlehrer« klingt bescheiden genug, zumal er häufig auch nicht akademisch gebildeten Lehrern verliehen wird. Dazu kommt, dass dem Gymnasiallehrer ein bestimmt normirter Rang innerhalb der Beamtenhierarchie versagt ist. Der Direktor eines Gymnasiums rangirt (in Preussen) allerdings mit den Räthen vierter Klasse, den Lehrern aber ist — mit Ausnahme der mit dem Prädicat »Professor« prädicirten, welche den Räthen fünfter Klasse gleichgestellt sind — ein bestimmter Rang nicht zugewiesen, so dass sie bei officiellen Festlichkeiten eventuell jungen Lieutenants und Assessoren nachzustehen haben, wenn sie überhaupt mit Einladungen bedacht werden, was nur sehr ausnahmsweise geschehen dürfte. Man kann nun ja mit Recht sagen, dass für Männer der Wissenschaft es herzlich gleichgültig ist, ob die Hofrangliste ihnen ein Plätzchen vergönnt oder nicht, indessen so richtig dies auch in der Theorie ist, so hat doch praktisch die Ranglosigkeit der Gymnasiallehrer für diese unter Umständen peinliche Unannehmlichkeiten zur Folge: sind doch die Gymnasiallehrer ihrer Stellung und ihren Verpflichtungen nach Beamte, und zwar stehen sie durch ihre Bildung, durch die Prüfungen, die sie bestanden, und durch ihre Leistungen durchaus den höheren Beamten gleich, dürften also den Anspruch erheben, diesen auch im Range gleichgestellt zu sein, und müssen es als eine Zurücksetzung empfinden, dass dies nicht der Fall ist; das grosse Publikum aber, das über derartige Dinge ja kein sachgemässes Urtheil besitzt, muss zu der Meinung gedrängt werden, dass der Gymnasiallehrer gegenüber etwa einem Regierungs- oder Landgerichtsrathe doch nur eine untergeordnete Stellung einnehme und eigentlich nichts weiter sei als ein Subalternbeamter.[1] Solcher falscher Mei-

1) Zu verkennen ist allerdings nicht, dass die Zutheilung eines bestimmten Ranges an die Gymnasiallehrer ihre Schwierigkeit haben würde.

nung wird leider obendrein durch die beklagenswerthe Abhängigkeit, in welcher sich die Lehrer städtischer Gymnasien den Stadträthen und Stadtverordneten gegenüber befinden, grosser Vorschub geleistet. Und überdies ist man ja im grossen Publikum nur allzu geneigt, die Stellung des Gymnasiallehrers zu unterschätzen, da die Thätigkeit desselben, äusserlich betrachtet, die gleiche ist wie die des nicht akademisch gebildeten Volksschullehrers.

Jedenfalls auf glänzende finanzielle Einnahmen und auf hervorragende gesellschaftliche Stellung muss verzichten, wer dem Gymnasiallehrberufe sich widmet. Aber bereit muss er sein zu mühevoller, geistig wie leiblich gleich angreifender Thätigkeit. Wahrlich, nicht geringe Forderungen werden an die Leistungsfähigkeit des Gymnasiallehrers gestellt, und wer da meint, dass das Tagewerk desselben auf die an sich ja nicht übermässig zahlreichen Schulstunden sich beschränke, der befindet sich gar sehr im Irrthum, denn er weiss nicht, dass der Lehrer nach beendetem Unterrichte noch ganze Stösse von Correkturen zu erledigen, Censur- und andere Tabellen aufzustellen, Besuche von Angehörigen seiner Schüler zu empfangen, namentlich aber auf die Unterrichtsstunden sich planmässig vorzubereiten hat. Man muss ja nun gewiss zugeben, dass ein jeder Beruf Arbeitslasten auferlegt und dass ein Amt eben keine Sinecure sein kann, aber gegenüber den Angehörigen anderer Berufe, welche akademische Vorbildung erheischen, ist der Gymnasiallehrer doch insofern besonders ungünstig gestellt, als er am strengsten an die Innehaltung bestimmter Arbeitsstunden gebunden ist. Bei einem Verwaltungsbeamten oder Advokaten — um diese Beispiele herauszugreifen — wird es meist nicht ängstlich darauf ankommen,

---

Es würde allerdings nicht viel dagegen einzuwenden sein, wenn man den noch nicht zum Oberlehrer avancirten Lehrern nur den Rang von Räthen fünfter Klasse verliehe, den Oberlehrern aber könnte man billigerweise die Gleichstellung mit den Räthen vierter Klasse nicht vorenthalten. Dann aber müsste eine Rangerhöhung der Gymnasialdirektoren, die jetzt schon den Rang von Räthen vierter Klasse haben, eintreten, und darin eben liegt die Schwierigkeit. Wenigstens Eins aber könnte die Regierung unbedenklich thun: verdienten Oberlehrern nach längerer Dienstzeit oder doch bei ihrer Emeritirung als Zeichen der Anerkennung den Rang eines Rathes vierter Klasse (etwa mit dem Titel »Schulrath«) verleihen. Schon dadurch würde das Ansehen des ganzen Standes wesentlich gehoben werden.

dass er genau zu einer bestimmten Stunde auf seinem Bureau erscheint; auch etwa ein Arzt kann, wofern nicht besonders dringliche Fälle vorliegen, den Beginn seiner Sprechstunde oder seiner Rundfahrt leicht um ein Halbstündchen verzögern, wenn ihm dies wünschenswerth erscheint. Der Gymnasiallehrer dagegen ist der Sklave der Stunde, pünktlich mit dem bestimmten Glockenschlage muss er in seiner Klasse erscheinen und wieder genau bis zu einem bestimmten Glockenschlage in derselben ausharren, seinem persönlichen Belieben ist in dieser Beziehung gar kein Spielraum gelassen, und es ist das eine Beschränkung, welche unter Umständen sich sehr schmerzlich fühlbar macht. Allerdings wird der Gymnasiallehrer für den auf ihm lastenden Stundenzwang einigermassen durch die regelmässigen und nicht eben karg bemessenen Ferien entschädigt, indessen ist doch zu bemerken, dass er nicht, wie der Arzt oder Advokat, sich seine Ferienzeit wenigstens annähernd nach eigenem Wunsche wählen kann, sondern auch in dieser Beziehung eng gebunden ist.

An Schattenseiten gebricht es also dem Gymnasiallehrberufe keineswegs, und demjenigen, der den Beruf ohne ideale Begeisterung erfasst hat und ohne solche ausübt, mögen sie leicht das ganze Leben verdüstern. Unglücklich der Gymnasiallehrer, der in seinem Amte nur eine materielle Versorgung erblickt! Er wird, wenn die ersten Jahre vorüber sind, in denen er allerdings, verglichen etwa mit dem Referendar oder dem jungen Geistlichen, finanziell günstig gestellt ist, mit Neid auf die Angehörigen anderer gelehrter Berufe blicken, denn diesen eröffnet sich, wenn sie talentvoll und pflichttreu sind, eine weite und aussichtsreiche Laufbahn, während er selbst sich fort und fort auf ein bescheidenes Einkommen angewiesen sieht und an eine Stellung gebunden ist, welche, ohne eine subalterne zu sein, doch Manches von der Unfreiheit und Beengung einer solchen in sich hat. Unglücklich auch der Gymnasiallehrer, welcher wissenschaftlich nicht weiter strebt und sich selbständiger wissenschaftlicher Arbeit entfremdet! Ihm wird der Beruf zu einem öden und geistlosen Handwerke, das er nur nothgedrungen und mit Widerwillen betreibt, das Schulhaus wird ihm eine Stätte der Pein, seine Schüler sind ihm lästige und vielleicht verhasste Plagegeister,

seine strebsamen Collegen sind ihm unbequeme Mahner; ihm fehlt die innere Befriedigung, welche allein jedem Schaffen und Wirken Weihe und Segen verleiht, und in Folge dessen verliert er dann gar zu leicht nicht bloss die wahre Freude am Leben, sondern auch den äusseren Halt. Nichts Traurigeres und Würdeloseres giebt es als einen solchen Lehrer. Ein immer tieferes Herabsinken ist ihm gewiss, wenn er nicht noch zur rechten Zeit alle Energie aufzubieten vermag, um sich des drohenden Verderbens zu erwehren. Es bedarf nicht erst einer langen Auseinandersetzung, wie sehr derartige Individuen dem Gedeihen der Schule, an welcher sie angestellt sind, und dem Ansehen des Standes, welchem sie angehören, schaden. Klar genug ist es ja, dass wenn auch nur ein Lehrer eines Gymnasiums mit notorischer Unlust seinen Berufspflichten nachkommt, dadurch unsägliches Unheil entsteht, um so mehr, als die Entfernung eines unwürdigen Lehrers aus seinem Amte unter gewöhnlichen Verhältnissen nur sehr schwer ausführbar ist. Klar genug ist auch, dass ein Gymnasiallehrer, der seine amtsfreie Zeit nicht besser als zum Wirthshausbesuche oder zu zwecklosem Umherbummeln zu verwenden weiss, sich keiner sonderlichen Achtung im Publikum erfreuen, dagegen Personen, welche den Schulverhältnissen fern stehen, sehr begreiflichen Anlass zu einer ungünstigen Meinung sei es über den Gymnasiallehrstand überhaupt sei es wenigstens über das Collegium des betreffenden Gymnasiums geben kann. —

Es ist ja nun selbstverständlich, dass nicht ein jeder Gymnasiallehrer umfassende und bedeutende gelehrte Werke schreiben kann. Dies wird vielmehr, wie in allen wissenschaftlichen Berufen, immer nur wenigen besonders Begabten möglich sein und selbst diesen nur, wenn sie von äusseren Verhältnissen begünstigt sind, wenn sie z. B. eine grössere öffentliche Bibliothek ohne allzu verdriessliche Schwierigkeiten benutzen oder sich den Besitz einer eigenen, für ihre Zwecke im Wesentlichen ausreichenden Bibliothek vergönnen können. Aber wissenschaftliches Streben lässt sich sehr wohl hegen und bethätigen, ohne dass sich damit litterarischer Ehrgeiz verbindet. Gern mag man es gelten lassen, wenn ein Lehrer erklärt, dass er keine Zeit zum Bücherschreiben habe oder keinen Beruf dazu in sich fühle. Es bedarf das nicht einmal einer

besonderen Rechtfertigung, denn das Bücherschreiben ist eben nicht Jedermanns Sache, und überdies leistet ein Lehrer, der seine Berufspflichten einsichtsvoll und treu erfüllt, vielleicht mehr für die Menschheit, als ein Schriftsteller, der Jahr aus Jahr ein die Druckerpressen in Bewegung setzt. So gerechtfertigt jedoch der Verzicht auf die Schriftstellerei im grossen Massstabe in der Regel sein wird, so unverzeihlich ist für den Lehrer der Verzicht auf eigene wissenschaftliche Thätigkeit. In Bezug auf diese liegt vielmehr ihm eine doppelte unerlässliche Pflicht ob. Einmal muss er die Fortschritte seiner Fachwissenschaft aufmerksam verfolgen, sich stets mit den neuen Errungenschaften derselben und mit den zur Anwendung kommenden neuen Methoden thunlichst vertraut machen. Sodann aber muss er innerhalb seiner Fachwissenschaft ein wenn auch noch so eng begrenztes Sondergebiet zu selbstthätiger Durchforschung sich erwählen, mag auch immerhin seine Arbeit sich auf ein blosses fleissiges Beobachten und Sammeln von Einzelheiten sich beschränken und zu einer Zusammenfassung der Ergebnisse nach grossen Gesichtspunkten nicht gelangen.

Für Neuphilologen ist geeigneter Stoff zu derartigen Specialstudien in reicher Fülle vorhanden. Nur ein sehr kleiner Theil alt- und neufranzösischer (italienischer, provenzalischer etc., ebenso auch alt- und neuenglischer) Schriftwerke ist bis jetzt in Bezug auf Sprachgebrauch, Wortschatz etc. genauer untersucht worden. Es ist also Material vorhanden zu Hunderten, ja zu Tausenden von ergiebigen Einzelarbeiten, von denen eine jede, wenn mit der erforderlichen Sorgfalt und Methode ausgeführt, ein dankenswerther Beitrag zur Geschichte der betreffenden Sprache und Litteratur sein würde. Namentlich sei hier auf Eins hingewiesen. Empfindlich fühlbar macht sich auf dem Gebiete der romanischen (und ebenso auch der englischen) Philologie der Mangel an wissenschaftlich angelegten Speciallexicis, bzw. Wortindices zu den bedeutenderen Schriftstellern und Schriftwerken. Einzelne hervorragende Leistungen dieser Art sind allerdings vorhanden (z. B. Génin's Lexique de la langue de Molière, Marty-Laveaux' Corneille-Lexicon u. a. m.[1]), aber wie viel ist doch noch zu thun übrig,

1) Mehr noch als die oben genannten Werke kann Al. Schmidt's bewunderswerthes Shakespeare-Lexikon als Muster für derartige Arbeiten dienen.

namentlich auf dem Felde der provenzalischen, italienischen, spanischen etc. Einzelphilologie, indessen auch auf demjenigen der französischen! Was das Französische anlangt, so wäre es beispielsweise sehr dankenswerth, einmal den Wortschatz PHILIPPE'S DE THAÜN, WACE'S, BENOÎT'S DE STE-MORE, CRESTIEN'S DE TROYES zusammenzustellen, aber auch neufranzösische Autoren (z. B. FÉNELON), selbst solche der Gegenwart (wie z. B. E. ZOLA), würden eine solche Arbeit lohnen, wenn sie sich auch bei diesen füglich auf das Sammeln bestimmter Wortkategorien (Archaismen, Neologismen, Provinzialismen etc.) beschränken könnte. In Bezug auf das Italienische fehlen z. B. wissenschaftliche Speciallexika selbst noch für PETRARCA und BOCCACCIO, und es wird, ehe solche verfasst worden sind, die Geschichte der italienischen Schriftsprache nie klar werden. Im Provenzalischen, Spanischen, Portugiesischen, Rumänischen ist nahezu noch Alles zu thun übrig. Allerdings entsprechen nun lexikalische Arbeiten, welche, wenigstens bei dem ersten Beginne, unleugbar etwas Trockenes an sich haben und mehr, als andere, zu mechanischem Schreiben nöthigen, nicht dem Geschmacke eines Jeden, dagegen besitzen sie für den, der sich mit ihnen befreunden kann, auch grosse Vorzüge: man kann für sie auch eine zersplitterte Mussezeit — und mancher Lehrer verfügt ja nur über eine solche — nutzbar machen und also manche Viertel- oder Halbestunde dafür verwerthen, welche sonst verloren gehen würde, denn sie lassen sich beliebig abbrechen, ohne dass damit ein Gedankengang abgerissen würde, dessen Wiederanspinnen grosse Mühe erfordert; ferner werden sie sich in der Regel ausführen lassen ohne die Benutzung weitschichtiger und schwer zu beschaffender Hülfsmittel, und endlich ist es bei ihnen auch recht wohl möglich, dass Mehrere nach einem bestimmten Plane sich in die Aufgabe theilen und also gemeinsam ein Werk schaffen, zu dessen Hervorbringung die Kraft eines Einzelnen nur schwer ausreichen würde (z. B. zur Abfassung eines wissenschaftlichen Wörterbuches zu CRESTIEN DE TROYES können sich Mehrere in der Weise verbinden, dass ein Jeder entweder eine einzelne Dichtung oder bestimmte Buchstaben zur Durcharbeitung übernähme, nur müsste vorher ein genauer Arbeitsplan vereinbart worden sein und schliesslich von Einem die abschliessende Redaktion vorge-

nommen werden). — Auch auf Folgendes sei als auf einen dankbaren und dabei verhältnissmässig leicht zu bewältigenden Arbeitsstoff hingewiesen. Bekanntlich hat Fritsche ein treffliches »Namenbuch« zu Molière verfasst. Für Garnier, Hardy, Corneille, Racine, Rotrou etc. etc. sind derartige Namenbücher noch nicht vorhanden, und doch würden sie in mehrfacher Hinsicht für die Litteraturgeschichte erspriessliche Dienste leisten können.

Nicht erst der Bemerkung bedarf es, dass auch sonst Material zu Specialarbeiten sich genug, ja in überreichem Masse finden lässt. Die romanische Philologie ist eben noch ein jungfräulicher Boden, von welchem nur erst einzelne Theile urbar gemacht worden sind. Es muss nur ein Jeder aus der Masse das für seine individualen Neigungen und Verhältnisse Geeignete herauszugreifen verstehen! Wer aber zu selbständiger Wahl nicht Ueberblick oder Muth genug besitzt, dem wird gewiss der Rath erfahrener Fachgenossen nicht fehlen.

§ 2. Vorbedingung für ein erfolgreiches Studium der romanischen Philologie ist, wie für jedes wissenschaftliche Studium, der Besitz einer guten Gymnasialbildung.[1]) Wenn

1) Ueber die Frage der Zulassung der Realgymnasialabiturienten zum Studium der neueren Sprachen wird weiter unten noch die Rede sein. Schon hier aber werde Folgendes bemerkt. Die Frage der Berechtigung der Realgymnasialabiturienten zu den Universitätsstudien pflegt seit einigen Jahren mit einer Leidenschaftlichkeit behandelt zu werden, für welche ein triftiger Grund nicht ersichtlich ist. Dass Abiturienten der Realgymnasien Mathematik, Naturwissenschaften und »neuere Sprachen« studieren können, wird Niemand bestreiten, der die Lehrpläne und Lehrziele dieser Anstalten kennt; ebensowenig wird Jemand, der um die einschlägigen Verhältnisse sich bekümmert hat, bestreiten, dass bereits zahlreiche Realgymnasialabiturienten die genannten Studien mit bestem Erfolge betrieben und im späteren Leben als würdige Vertreter der Wissenschaft sich bewiesen haben. Freilich muss dabei mit berücksichtigt werden, dass bis jetzt in der Regel wohl nur die bestbegabten Realgymnasialabiturienten dem Universitätsstudium sich zuwandten, während von den Gymnasialabiturienten auch viele mittel- und untermässig begabte dies thun (eine umsichtige Statistik darf sich daher nicht mit einer einfachen Gegenüberstellung der Procentsätze von Realgymnasial- und Gymnasialabiturienten, welche das Staats- oder Doctorexamen u. dgl. mit Auszeichnung bestanden haben, begnügen, sondern muss auch die aus den Reifezeugnissen sich ergebende Begabung der betreffenden Abiturienten in Rechnung ziehen). Unbestreitbar ist andrerseits, dass das Realgymnasium in seiner gegenwärtigen Organisation für das Universitätsstudium einiger Wissenschaften (Theologie, klassische Philologie, Geschichte) die geeignete und ausreichende Vorbildung nicht giebt, weil ihm der griechische Unterricht fehlt. Unbestreitbar ist ferner, dass für das Studium aller anderen Wissenschaften (namentlich Jurisprudenz,

neuerdings hin und wieder der Fall vorkommt, dass junge Männer den romanischen Studien sich widmen, welche ihre Vorbildung auf einer lateinlosen Schule erlangt und nur nachträglich so viel Kenntnisse des Lateins sich angeeignet haben, um darin nothdürftig das Abiturientenexamen bestehen zu können, so ist dies nur zu beklagen, unbeschadet aller Achtung vor dem Wissenstriebe und der Energie der Betreffenden. Denn ein derartiges Nachlernen des Lateins, das überdies, wie sehr erklärlich, meist mit einer gewissen Hast betrieben werden dürfte, kann nur ein oberflächliches Ergebniss liefern, und nimmermehr wird durch dasselbe diejenige Vertrautheit mit dem Latein erzielt, welche für den romanischen Philologen unbedingt erforderlich ist. Denn der romanische Philolog steht dem Latein ganz anders gegenüber, als wie etwa der Student der Naturwissenschaften. Für den letzteren ist eine gründliche humanistische Bildung allerdings auch höchst wünschenswerth, indessen seine Fachwissenschaft mag er doch recht wohl erfolgreich betreiben können, auch wenn er mit der lateinischen Grammatik auf etwas gespanntem Fusse steht und von der lateinischen Litteratur nur eine schattenhafte Kenntniss besitzt. Der Student der romanischen Philologie dagegen ist gerade durch seine Fachwissenschaft ganz unmittelbar und fortwährend auf das Latein hingewiesen, so dass er ohne dessen gründliche Kenntniss völlig ausser Stand ist, sein Studienziel zu erreichen.

Aus diesem Grunde ist auch dem Studirenden der roma-

Medicin, romanische und germanische Philologie) die Kenntniss des Griechischen zwar kein unbedingtes Erforderniss, aber doch recht wünschenswerth ist, und dass mithin in dieser Beziehung der Gymnasialabiturient vor dem Realgymnasialabiturienten im Vortheil sich befindet. Unbestreitbar ist endlich, dass der griechische Unterricht für den künftigen Gelehrten jedes Faches einen hohen propädeutischen Werth besitzt. Aus diesen Thatsachen ergiebt sich doch wohl der Schluss, dass, so lange das Realgymnasium das Griechische ausschliesst, das Gymnasium die bessere Vorbildung für die Universität gewährt. Auf die Dauer wird sich das Realgymnasium auch schwerlich der (facultativen) Aufnahme des Griechischen in seinen Lehrplan entziehen können, und wenn diese Aufnahme erfolgt ist, aber nur dann, wird es Zeit sein, die volle Gleichberechtigung der Realgymnasial- und Gymnasialabiturienten auszusprechen. Uebrigens ist auch der Gymnasiallehrplan reformbedürftig. In einer hoffentlich nicht zu fernen Zukunft werden gewiss Gymnasium und Realgymnasium zu einer Einheitsschule vereinigt und dadurch eine Spaltung in der höheren Bildung beseitigt werden, welche, je länger sie besteht, um so nachtheiliger wirken muss.

nischen Philologie, der die übliche Gymnasialbildung erhalten hat, auf das dringendste anzurathen, dass er mit dem Lateinischen sich andauernd beschäftige und dass er die Kenntnisse, die er darin besitzt, nicht nur sich zu erhalten, sondern auch zu erweitern bestrebt sei. Am wünschenswerthesten wäre es, wenn jeder Student der romanischen Philologie sich das Ziel setzte, im Lateinischen die Lehrbefähigung mindestens für die mittleren Klassen zu erlangen; die Erreichung dieses Zieles würde übrigens seine Anstellung, sein Aufrücken und seine Wirksamkeit als Gymnasiallehrer wesentlich fördern. Aber auch ohnedies sollte jeder romanische Philolog sich ernstlich namentlich mit dem älteren und mit dem nachklassischen Latein beschäftigen, nicht minder mit lateinischer Litteraturgeschichte. Keiner sollte versäumen, diejenigen lateinischen Autoren, welche sei es durch ihre Sprache sei es durch ihren Inhalt für die romanische Philologie Wichtigkeit besitzen, durch eigene Lecture möglichst vollständig kennen zu lernen (namentlich Plautus wegen seiner dem Vulgärlatein sich nähernden Sprache — Virgil's Aeneide und Eklogen, wegen des Einflusses, den sie auf die Litteratur des Mittelalters und der Renaissance ausgeübt haben — Horaz' lyrische Gedichte und Ars poetica, weil die ersteren in der Renaissanczeit vielfach nachgeahmt worden sind, die letztere aber als massgebend für die Theorie der Poetik betrachtet wurde — Seneca's Tragödien, und Terenz' Komödien, weil diese (besonders die ersteren) von den italienischen und französischen Dramatikern des 16. und 17. Jahrhunderts in Bezug auf Form und Stoff nachgeahmt wurden — Cäsars Bellum gallicum, weil in ihm Charakter und Sitten der alten Gallier geschildert werden — Petronius' Satiren und Apulejus' Metamorphosen wegen ihrer vielfach eigenartigen Sprache und ihres culturhistorisch hochinteressanten Inhaltes — die Trojageschichten des sog. Dares und Dictys wegen ihrer Beziehungen zur mittelalterlichen Litteratur). Bemerkt werde noch ausdrücklich, dass der romanische Philolog auch das kirchliche Latein und die Latinität des Mittelalters kennen lernen muss (das erstere am besten aus der Lecture der Vulgata und frühchristlicher Hymnen, die letztere am füglichsten aus mittelalterlichen Urkunden, Gesetzen und Geschichtswerken.

§ 3. Kenntniss des Griechischen ist für den romanischen Philologen im höchsten Grade wünschenswerth, da die romanischen Sprachen und Litteraturen mit der griechischen Sprache und Litteratur in vielfachen Beziehungen stehen und da überdies das Studium der fein ausgebildeten griechischen Grammatik (und besonders wieder des vielgestaltigen griechischen Formenbaues) eine durch Nichts zu ersetzende sprachliche Schulung verleiht. Der des Griechischen unkundige romanische Philolog wird sich in seinen Studien vielfach behindert fühlen und manches Einzelgebiet seiner Wissenschaft nicht in dem Masse beherrschen können, wie es seinem eigenen Wunsche entsprechen muss. Mindestens wird er nicht selten in die Lage kommen, einen des Griechischen mächtigen Fachgenossen um Rath anzugehen, und dadurch diesem gegenüber eine gewisse Inferiorität einzugestehen, deren sich bewusst zu sein an sich schon peinlich genug ist. Was von dem Studirenden der romanischen, gilt übrigens ebenso auch von dem Studirenden der englischen Philologie.

In dem Umstande, dass die Realgymnasien (bzw. Realschulen erster Ordnung) das Griechische bis jetzt noch nicht in ihren Lehrplan aufgenommen haben, liegt ein schweres Bedenken gegen die den Abiturienten dieser Anstalten neuerdings gewährte und im Uebrigen durchaus gerechtfertigte Zulassung zum Studium der Neuphilologie. Zwar die einmal bewilligte Vergünstigung zurückzunehmen, würde ebenso unthunlich wie ungerecht sein, aber man sollte durchaus eine Möglichkeit zu finden suchen, den Schülern der drei obersten Klassen des Realgymnasiums einen facultativen Unterricht im Griechischen zu gewähren. Unausführbar dürfte die Sache keineswegs sein, und an einzelnen Anstalten ist sogar der Versuch dazu bereits mit gutem Erfolge gemacht worden. Auch das liesse sich erwägen, ob nicht an der Universität für die von Realgymnasien kommenden Abiturienten Vorlesungen über griechische Grammatik gehalten werden könnten. Denn wenn auf der Universität beispielsweise Sanskrit von den Elementen an gelehrt wird, so wäre das Gleiche wohl auch in Bezug auf das Griechische thunlich. Jedenfalls ist Angesichts der Thatsache, dass strebsame Studenten sich bereits in wenigen Semestern eine verhältnissmässig tüchtige Kenntniss des be-

kanntlich recht schwierigen Sanskrit erwerben können, nicht abzusehen, warum nicht auch das Griechische sich ebenso gut sollte erlernen lassen, obwol ja gern zuzugeben ist, dass die im Knabenalter begonnene und durch lange Jahre schulmässig betriebene Erlernung grosse Vorzüge besitzt. Dem Professor des Griechischen würde übrigens ein derartiger Elementarunterricht nicht zuzumuthen sein, sondern er würde am besten einem jüngeren, aber doch schon im Unterrichten geübten und wissenschaftlich strebsamen Gymnasiallehrer übertragen werden, dem dadurch zugleich die Möglichkeit geboten werden könnte, später ganz zu dem akademischen Lehramt überzutreten.

Unter den gegenwärtigen Verhältnissen, wo Vorlesungen über griechische Grammatik für Anfänger an der Universität nicht gehalten werden, ist den von Realgymnasien kommenden Studirenden der Neuphilologie dringend anzurathen, dass sie während ihrer ersten Semester sich durch privates Studium mit den Elementen des Griechischen bekannt machen.[1] Als bestes Lehrbuch für diesen Zweck dürfte sich ihrer praktischen Anlage wegen die griechische Elementargrammatik von Raphael Kühner (Hannover, Hahn'sche Hofbuchhandlung) empfehlen, welche zugleich zahlreiche und methodisch geordnete Uebungsaufgaben enthält. Wissenschaftlicher in ihrer Anlage und ausgezeichnet durch die Klarheit ihrer Darstellung, aber praktisch ohne Hülfe eines Lehrers weniger brauchbar ist die bekannte Schulgrammatik von G. Curtius (Prag, Tempsky), es dürfte dieselbe sich mit Nutzen neben der Kühner'schen verwenden lassen.

Noch dringender, als das Studium der Elemente der griechischen Grammatik, ist den Realgymnasialabiturienten anzurathen, dass sie sich mit den Meisterwerken der griechischen Litteratur durch die Lecture guter Uebersetzungen bekannt machen. Homer, Aeschylus, Sophokles, Euripides sollte ein

1) Ein rein autodidaktisches Studium dürfte allerdings kaum ausführbar, sondern eine gewisse Unterstützung, wie sie z. B. ein des Griechischen kundiger Commilitone gewähren kann, ebenso nothwendig wie auch leicht zu beschaffen sein. Praktisch wird es sich oft einrichten lassen, dass der frühere Realgymnasialabiturient und der frühere Gymnasialabiturient sich wechselweise in der Erlernung des Griechischen und des Englischen unterstützen.

Jeder vollständig lesen, von ARISTOPHANES wenigstens einige Komödien, von PLATON wenigstens einige Dialoge (namentlich das Symposion und den Phädon) kennen lernen, wenn möglich auch einige Bücher aus HERODOTS, THUCYDIDES' und XENOPHONS Geschichtswerken. An guten Uebersetzungen fehlt es ja nicht, und dieselben sind ja auch in der Regel zugänglich genug. Aber freilich ist auf Eins aufmerksam zu machen. Um die Werke der griechischen Litteratur verstehen und geniessen zu können, ist erforderlich, dass man in den antiken Geist, der sie erfüllt, hineinzuleben sich bemüht. Das erfordert einige Anstrengung, die sich aber reichlich belohnt. Wer sie jedoch scheut, dem wird die Schönheit griechischer Dichtung und Prosadarstellung stets verschleiert bleiben, und statt angezogen zu werden, wird er sich abgestossen fühlen von den Werken der griechischen Litteratur, langweilig, trocken und inhaltsleer werden sie ihm erscheinen. Also man gebe sich die Mühe, sich ordentlich »einzulesen« und den richtigen Standpunkt der Betrachtung zu gewinnen! Man lasse sich nicht abschrecken durch den ersten Eindruck, der in der Regel ein unvortheilhafter sein wird! Man werfe nicht nach flüchtiger Lecture weniger Seiten das Buch mit Entrüstung weg und halte sich nicht auf Grund einer momentanen Erfahrung, die in Wahrheit gar keine Erfahrung ist, für befugt, das thörichte Urtheil zu fällen, dass die »Alten« überschätzt würden und dass die Modernen es doch unendlich weiter gebracht hätten! Von jedem wissenschaftlichen Erkenntnisszіele, insbesondere aber von dem Ziele der Erkenntniss des unendlich Schönen und Erhabenen in der antiken Litteratur gilt das Dichterwort:

»Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tiefversteckter Born,
Nur des Meissels schwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn.« —

Der Rath übrigens, sich durch Lecture guter Uebersetzungen mit den Meisterwerken der griechischen Litteratur in möglichstem Umfange vertraut zu machen, ist auch denjenigen Gymnasialabiturienten ans Herz zu legen, welche, sei es weil sie auf dem Gymnasium das Griechische vernach-

lässigt oder weil sie das früher Erlernte rasch »verschwitzt« haben, nicht im Stande sind, griechische Texte mit Leichtigkeit und Freudigkeit zu lesen. Sonst freilich ist dringend zu wünschen, dass der Gymnasialabiturient sich die Fähigkeit zu griechischer Originallecture bewahre. Allerdings aber ist, um dies zu erreichen, stete Uebung erforderlich, denn es ist eine bekannte Erfahrung, dass gerade das Griechische sich, wenn nicht immer geübt, sehr rasch vergisst, während das Lateinische weit zäher im Gedächtnisse haftet. Mangelt die Zeit zu einer nachhaltigeren Betreibung des Griechischen, so ist anzurathen, dass man sich wenigstens durch cursorische Lecture leichterer Schriftwerke in steter Uebung halte; für diesen Zweck dürften besonders geeignet sein, die unter der Bezeichnung »Scriptores erotici« zusammengefassten und in bequemer Ausgabe (von Hercher in der Teubner'schen Bibliotheca script. graec.) zugänglichen griechischen Romane, von denen mancher überdies auch auf die romanischen Litteraturen einen wenigstens mittelbaren Einfluss ausgeübt hat und mithin schon um desswillen von dem romanischen Philologen gekannt zu werden verdient.

§ 4. Die freie Wahl der Universität, auf welcher sie ihren Studien obzuliegen gedenken, ist in der Regel nur denjenigen Studierenden vergönnt, welche finanziell günstig genug gestellt sind, um sich nicht von Rücksichten äusserer Art, z. B. auf etwa zu erlangende Stipendien, auf Billigkeit des Lebens u. dgl., leiten lassen zu müssen. Wer aber frei wählen darf, sollte nicht blindlings, sondern nur nach reiflicher Ueberlegung wählen. Specielle Rathschläge in dieser Beziehung können hier freilich nicht ertheilt werden, schon aus dem Grunde, weil die Personalverhältnisse an den einzelnen Fachschulen, welche doch in erster Linie massgebend sein müssen, in Folge von Berufungen, Neubesetzungen etc. stetem Wechsel unterworfen sind und mithin das, was für das laufende Semester richtig sein würde, vielleicht schon in dem nächsten seine Geltung verloren hätte. Es werde daher nur Folgendes bemerkt. Zwecklos für das hier allein in Frage kommende wissenschaftliche Studium ist der Besuch von Hochschulen, an denen zur Zeit noch keine Professur für romanische Philologie besteht. Von denen, welche eine derartige Professur besitzen — und das ist ja die grosse

Mehrzahl (vgl. oben S. 170) — müssen vornehmlich diejenigen in Betracht gezogen werden, an welchen entweder ein wirkliches Seminar für romanische Philologie vorhanden ist oder doch dasselbe, wenn es noch fehlt, durch regelmässige Uebungsstunden (Societät, Kränzchen, Gesellschaft etc.) ersetzt wird. Namentlich in höheren Semestern stehende Studierende sollten, wenn möglich, nur solche Hochschulen aufsuchen, wo ihnen Gelegenheit zur Theilnahme an seminaristischen Uebungen geboten wird. Im Allgemeinen dürfte ferner etwa noch zu rathen sein, das Studium auf einer kleineren Hochschule zu beginnen und erst etwa im dritten Semester eine grosse Universität (Berlin, Leipzig, Bonn, München, Strassburg) zu besuchen, denn der Anfänger oder, um den technischen Ausdruck zu gebrauchen, der »Fuchs« wird durch die Vielartigkeit des auf einer grossen Universität gebotenen Lehrstoffes leicht wirr gemacht und findet also dort schwerer die richtige Bahn seines Studiums, als auf einer kleineren Hochschule, wo er in der Regel leichteren Anschluss an schon erfahrene Commilitonen finden wird. Auch ist der Natur der Dinge nach der gerade für Anfänger so wichtige Verkehr der Studierenden mit den Docenten an kleineren Hochschulen ein regerer, als an grossen, wo er oft schon durch äussere Gründe (weite Entfernungen u. dgl.) erschwert wird. Aber eben etwa vom dritten Semester ab sollte Jeder, der es ermöglichen kann, wenigstens auf zwei Semester eine grosse Universität aufsuchen, um einmal auch grosse Universitätsverhältnisse kennen zu lernen. Fällt dabei die Wahl auf Berlin oder Leipzig, so wird damit für den, der bis dahin nur kleinere Städte kannte, zugleich auch der Vortheil geboten, dass er einmal eine Anschauung von wahrhaft grossstädtischem Leben und Treiben erhält, ein Vortheil, der freilich für den Unvorsichtigen leicht auch ein schwerer Nachtheil werden kann. Zur Beendung des Studiums wird es sich unter Umständen empfehlen, wieder zu der kleineren Hochschule, auf welcher man begonnen hatte, zurückzukehren, namentlich wenn man in der betreffenden Provinz (bzw. dem betreffenden Staate) das Staatsexamen abzulegen und sich um Anstellung zu bewerben gedenkt.

So rathsam es aber auch ist, mehrere Universitäten zu besuchen, da dadurch ein Schutz gegen gefährliche Einseitig-

keit und vorzeitige Verphilisterung geboten ist, so ernstlich ist doch andererseits zu warnen vor einem unstäten Umherziehen von Universität zu Universität. Denn wer auf einer Hochschule etwas Tüchtiges lernen will, der muss für mehrere Semester ihr sesshafter Bürger, nicht bloss für ein Semester ihr flüchtiger Gast sein. Schon das äussere Einleben an einem Orte erfordert immer eine geraume Zeit, welche mehr oder weniger dem Studium verloren geht. Wer sich also oft einzuleben hat, wird wenig studieren. Die Studienjahre dürfen zwar Wanderjahre, sollen aber nicht Bummeljahre sein. Man darf Universitätsstädte nicht zu Stationen einer Touristenfahrt herabwürdigen. Mehr als drei Universitäten zu besuchen, ist vom Uebel, wenn nicht gerade ganz besondere Umstände eine Ausnahme rechtfertigen. Wer Lust am Reisen hat und die Mittel, diese Lust zu befriedigen, der reise in den Ferien, die ja lang genug sind.

§ 4. Noch nachtheiliger, als der häufige Wechsel der Universität, ist die Unterbrechung des Universitätsstudiums durch einen längeren (d. h. ein oder mehrere Semester dauernden) Aufenthalt im Auslande, namentlich wenn derselbe nur dadurch ermöglicht wird, dass der Studierende eine Stellung als Haus- oder Institutslehrer und damit ernste Pflichten und eine ansehnliche Arbeitslast übernimmt. Was mit einem solchen Aufenthalte bezweckt wird, die praktische Erlernung der Sprache des betreffenden fremden Landes, wird erfahrungsgemäss nur selten erreicht, sicher dagegen wird dadurch der Zusammenhang des wissenschaftlichen Studiums gestört, und dies ist ein Nachtheil, der sich nur schwer wieder ausgleichen lässt. Die für die Staatsprüfung erforderliche Sprechfertigkeit im Französischen (und Englischen) muss der Neuphilolog sich auf andere Weise zu erwerben suchen, durch fleissige Betheiligung an den von den neusprachlichen Lektoren veranstalteten Sprachübungen, durch Umgang mit Personen, welche der betreffenden fremden Sprache mächtig sind, durch eifrige Lecture moderner Lustspiele und Novellen, durch gründliche Durcharbeitung solcher im guten Sinne praktischer Bücher, wie Plötz' Vocabulaire systématique u. dgl. Freilich ist zuzugeben, dass dies Alles nur Nothbehelfe sind und dass die volle Sprechfertigkeit nur durch längeren Aufenthalt im Auslande ge-

wonnen werden kann. Jedoch der letztere ist doch nur eben dann von wahrem Nutzen, wenn er wirklich zu praktischen Sprachstudien verwandt werden kann. In dieser Lage aber befindet sich in der Regel nicht, wer als Haus- oder Institutslehrer seinen Unterhalt sich erwerben muss und also nicht frei über seine Zeit zu verfügen vermag, namentlich dann, wenn seine Stellung ihn an einen Landsitz oder an eine kleine Stadt bindet, wo kein Theater, keine höhere Schule vorhanden und keine Möglichkeit zu Verkehr mit gebildeten Personen gegeben ist. Man verschiebe also den Aufenthalt im Auslande auf die Zeit der erlangten Selbständigkeit und nutze ihn dann gründlich und systematisch aus. Wären es auch nur einige Ferienwochen, welche der junge neusprachliche Lehrer als freier Mann im Auslande verbringen kann, sie werden ihm doch, wenn er die Zeit methodisch zu verwerthen versteht, meist grösseren Nutzen gewähren, als wenn er als Student in abhängiger und gebundener Stellung mehrere Semester dort zugebracht hätte. Freilich aber sollte von Seiten der das höhere Schulwesen leitenden Behörden mehr, als bis jetzt geschehen, dafür Sorge getragen werden, dass jungen Neuphilologen, welche das Staatsexamen bereits bestanden, die Möglichkeit zu einer längeren Reise in das Ausland geboten würde. Man sollte nicht kargen mit Urlaubsertheilungen, Gewährung von Reisestipendien u. dgl. Noch besser wäre die Errichtung neusprachlicher Institute in Paris und London nach Art der archäologischen Institute in Rom und Athen. Empfehlen würde es sich auch, in dem wissenschaftlichen Staatsexamen von der Forderung der Sprechfertigkeit ganz abzusehen, dagegen aber eine zweite, rein praktische Prüfung einzurichten, für welche ein vorangegangener Aufenthalt im Auslande Voraussetzung wäre. Der gegenwärtige Zustand der Dinge, wonach der Student der Neuphilologie zugleich Theorie und Praxis treiben soll, hat die ernstesten Bedenken gegen sich, namentlich so lange die unnatürliche Zusammenkoppelung von Französisch und Englisch fortdauert.

§ 5. Gesetzlich ist die Minimaldauer des akademischen Studiums einer jeden Philologie, falls durch dasselbe die Berechtigung zur Zulassung zur Staatsprüfung erworben werden

soll, auf sechs Semester festgesetzt. Dieser Zeitraum ist beschränkt genug. indessen schon praktische Rücksichten verbieten, eine Erweiterung desselben zu befürworten. Die grosse Mehrzahl der Studierenden der Philologie ist finanziell nicht so günstig gestellt, dass ihr eine Ausdehnung der Studienzeit auf acht oder gar zehn Semester möglich wäre. Schon die dreijährige Studienzeit legt vielen Unbemittelten die schwersten pecuniären Opfer auf. Man wird also an der gegenwärtig gültigen Bestimmung festhalten müssen. Dagegen ist aber auch jeder Gedanke an eine Herabminderung der Studienzeit zu verwerfen. Es ist demnach zu wünschen, dass die gegenwärtig in Preussen noch gültige (und übrigens zur Zeit ihrer Entstehung ebenso berechtigte wie wohlgemeinte) Bestimmung in Wegfall komme, wonach den Studierenden der Neuphilologie ein über ein oder zwei Semester sich erstreckender Aufenthalt in Frankreich, bzw. in England als akademische Studienzeit angerechnet wird. Eine derartige Kürzung verträgt gegenwärtig das akademische Studium der Neuphilologie durchaus nicht, wie am besten schon dadurch bewiesen wird, dass wohl nur ganz ausnahmsweise Studierende sich zum Examen melden, welche nicht mindestens sechs Semester thatsächlich an einer Universität inscribirt gewesen sind.

Für Studierende, welche von vornherein die Absicht haben, in die akademische Laufbahn einzutreten, ist die Verlängerung der Studienzeit auf acht bis zehn Semester unbedingtes Erforderniss, denn der künftige Docent muss etwas weitere Horizonte des Wissens sich eröffnen, als dies für den künftigen Gymnasiallehrer unbedingt erforderlich ist. Nicht zwar, als ob die Bildung des Gymnasiallehrers eine weniger tüchtige zu sein brauchte, als die des akademischen Docenten, aber der letztere muss, da er gleich beim Beginn seiner praktischen Thätigkeit vor einem Publikum zu lehren hat, welches sich bereits im Besitz der Gymnasialbildung befindet, von vornherein einen grösseren Wissensvorrath einsichtsvoll und kritisch beherrschen, als der Gymnasiallehrer, zumal der letztere im Anfange meist nur mit elementarem Unterrichte betraut wird. Dem Gymnasiallehrer ist mehr Zeit zum Ausreifen und zu Ergänzungsstudien vergönnt, als dem Privatdocenten, von dem man fordert, dass er schon bei der Habilitation auf der vollen

Höhe der Wissenschaft stehe, und von dem man überdies erwartet und sogar für sein Avancement zur Bedingung macht, dass er durch eigene litterarische Production die Wissenschaft selbstthätig fördere. Gymnasiallehrer und akademischer Docent sind einander vollkommen ebenbürtig, aber ihre Berufe sind graduell verschieden, und dies bedingt auch graduell verschiedene Anforderungen an ihre Vorbildung.

Häufig geschieht es, dass Studierende der Neuphilologie zwar sofort nach beendetem sechsten Semester die »Exmatrikel« nehmen und sich zum Staatsexamen melden, dann aber die Einreichung der Staatsarbeiten und die Ablegung des mündlichen Examens so lange hinausschieben, als die Prüfungscommission nur irgend Ausstand gewährt. Vor einem solchen Verfahren ist ernstlich zu warnen, wem darum zu thun ist, das mündliche Examen gut zu bestehen. Denn wer auf die Studienzeit eine lange Pause folgen lässt, bevor er dem mündlichen Examen sich unterzieht, der läuft Gefahr, aus dem lebendigen Zusammenhange mit der Wissenschaft herauszukommen, der doch für den guten Erfolg des Examens unbedingtes Erforderniss ist. Diese Gefahr droht namentlich demjenigen Candidaten, der mit dem Abgange von der Universität auch die Universitätsstadt verlässt und den anregenden Aufenthalt daselbst mit demjenigen auf einem Dorfe oder in einem Landstädtchen vertauscht, wo er von dem Umgange mit Fachgenossen und von der bequemen Benutzung einer grösseren öffentlichen Bibliothek ganz abgeschnitten ist. Es sollte ein Jeder darnach streben, die Staatsprüfung thunlichst bald nach beendeter Studienzeit abzulegen —, und es liegt das ja auch im eigensten Interesse eines Jeden, da erst nach bestandener Prüfung eine Anstellung möglich ist und da wieder das Datum der Anstellung späterhin massgebend ist für die Berechnung des Dienstalters, für die Pensionsberechtigung, unter Umständen auch für das Avancement. Bis zur Ablegung des mündlichen Examens aber sollte Jeder, dem es finanziell möglich, in der Universitätsstadt verbleiben und eine gewisse wissenschaftliche und gesellige Fühlung behalten mit dem akademischen Leben, natürlich aber nicht den Ehrgeiz haben, als »bemoostes Haupt« noch wie ein »flotter Bursche« leben zu wollen. Und wer nicht in der Universitätsstadt bleiben kann,

der beeile sich erst recht mit dem Examen und überlasse sich ja nicht dem gemüthlichen Schlendrian, zu welchem Candidaten durch äussere Verhältnisse nur allzu leicht verlockt werden, zumal in kleinen Orten. Im Allgemeinen wird man mit Recht sagen dürfen, dass auch für Candidaten, welche ihre Studienzeit gehörig benutzt haben, die Wahrscheinlichkeit, ein gutes Examen zu machen, um so mehr sinkt, je weiter dasselbe hinausgeschoben wird. Das Sprüchwort »Frisch gewagt, ist halb gewonnen« gilt, wie von allen Entschlüssen, so auch von dem Entschlusse, in das mündliche Examen zu »steigen«, denn um eine Prüfung mit Erfolg zu bestehen, muss man nun einmal viele gelehrte Einzelheiten wissen, welche, je weiter man sich von der Universitätszeit entfernt, um so leichter und massenhafter dem Gedächtnisse entschwinden. Ganz vergebens bemüht man sich, sie durch das »Einpauken« von Collegienheften und Compendien wiederzugewinnen, denn das so Erlernte ist nur todter Gedächtnisskram, der den Kopf belastet, das freie Denken erschwert und da, wo er Dienste leisten soll, dieselben nur allzu leicht versagt. Lebendiges, in Fleisch und Blut übergegangenes Wissen muss man in das Examen mitbringen, nicht eine erstarrte oder künstlich galvanisirte Wissensleiche, solch lebendiges Wissen aber hat man nur unmittelbar nach beendetem Universitätsstudium, vorausgesetzt natürlich, dass dasselbe ein wirkliches Studium war.

Wer ausser dem Staatsexamen auch dem Doctorexamen sich zu unterziehen beabsichtigt, wird gut thun, beide Examina möglichst rasch hintereinander abzumachen, und zwar wird es sich empfehlen, das Doctorexamen dem Staatsexamen vorangehen zu lassen, da dann für das Fach, aus dessen Gebiete das Thema der Dissertation entnommen ist, von einer schriftlichen Staatsarbeit in der Regel abgesehen wird.

Uebrigens ist denen, welche sich im Besitze der dazu erforderlichen Geldmittel befinden, die Ablegung des Doctorexamens anzurathen. Es gereicht stets zur Empfehlung, dasselbe bestanden zu haben, da jeder Sachkundige weiss, dass gegenwärtig an allen achtbaren philosophischen Facultäten der Doctortitel nur auf Grund tüchtiger wissenschaftlicher Leistungen verliehen wird. Auch ist es einem jungen Manne von Nutzen, veranlasst zu sein, nach Beendung der Universitätsstudien mit

einer Erstlingsschrift vor das gelehrte Publikum zu treten und sich der öffentlichen Kritik auszusetzen. Es trägt das zur Bildung und Festigung des Charakters bei. Ueberdies regt eine Doctordissertation ihren Verfasser oft sehr erspriesslich zu umfassenderen wissenschaftlichen Arbeiten an, lehrt ihn seiner geistigen Kraft und Leistungsfähigkeit sich bewusst zu werden und dieselben auf ein bestimmtes Ziel zu concentriren. Man darf wohl behaupten, dass in manchem berühmt gewordenen Gelehrten die Lust zu selbständiger wissenschaftlicher Production gar nicht erwacht wäre, wenn er nicht zur Abfassung einer Doctordissertation durch irgend welche, vielleicht sogar sehr äusserliche Gründe sich hätte bestimmen lassen.

§ 6. Wem es Ernst ist mit dem Studium seiner Fachwissenschaft, wer Liebe und Begeisterung für dieselbe besitzt, der wird seine Universitätszeit gewissenhaft benützen und die auf der Universität so reich gebotene Gelegenheit zur Erwerbung eines gründlichen und vielseitigen Wissens nach bestem Vermögen ausbeuten. Er braucht desshalb kein Kopfhänger, kein menschen- und bierscheuer Pedant zu sein. Ein frisches und frohes Studentenleben verträgt sich gar wohl mit ernstem wissenschaftlichen Streben, und es hat nicht viel auf sich, dass Jemand ab und zu einmal die Collegien »schwänzt«, wenn er sie nur in der Regel mit reger Theilnahme und offenem Sinne besucht. Nur darf man sich nicht alle Tage zu Feiertagen machen und noch weniger den »Katzenjammer« zur chronischen Krankheit werden lassen. Gegen das horazische »dulce est desipere *in loco*« ist nichts einzuwenden, nur muss man beherzigen, dass das »desipere« eben nur »in loco« berechtigt ist. Wer das vergisst und die ganze Universitätszeit zu einem fortdauernden Commers macht, für den ist der Wahn kurz und die Reue nicht nur lang, sondern oft auch recht bitter.

Die Zugehörigkeit zu einer studentischen Verbindung (Corps, Landsmannschaft, Burschenschaft) ist zwar an sich dem wissenschaftlichen Studium nicht eben förderlich, bietet aber sonst so viele Vortheile für Bildung des Charakters, Anknüpfung von Universitätsfreundschaften etc. dar, dass thöricht handeln würde, wer sie meiden wollte, wenn er sonst Lust, Beanlagung und Geldmittel dazu besitzt. Ein tüchtiger Mensch

wird Zeit zu seinem Studium auch dann finden, wenn er Couleurstudent ist und den Obliegenheiten eines solchen nachkommt. Es wäre gar nicht schwer, eine ganze Reihe hochgefeierter Männer der Wissenschaft zu nennen, die in ihrer Jugend das bunte Band einer Verbindung auf der Brust getragen haben und mit Freuden sich jener Zeit erinnern. Wer aber aus irgend welchen Gründen, und es können dies ja sehr triftige und ehrenwerthe sein, von dem Verbindungsleben sich fern hält, der ziehe sich wenigstens nicht ganz von dem studentischen Leben überhaupt zurück. Es ist geradezu widerlich, wenn man Studenten trifft, die sich vornehm erhaben glauben über studentisches Leben und Treiben oder die in der That schon zu blasirt sind, als dass sie empfänglich sein könnten für die Freuden der akademischen Jugend. Was man ist, muss man immer ganz sein, und so sei man auch als Student ganz Student im wissenschaftlichen Streben und im geselligen Leben.

Wo ein Verein für Studierende der Neuphilologie besteht, sollte jeder Student dieses Faches in seinem eigenen wohlverstandenen Interesse in denselben eintreten. Vereinzelung taugt nirgends etwas, auch nicht im wissenschaftlichen Studium, der Einzelne muss vielmehr stets Anschluss an diejenigen suchen, mit denen ihn Gemeinsamkeit des Strebens und der Interessen verbindet. Solchen Anschluss findet der Student der Neuphilologie in dem »Vereine«, hier findet er wissenschaftliche Anregung, hier die Möglichkeit eines fruchtbringenden Gedankenaustausches, hier eine ungezwungene und frohe studentische Geselligkeit, hier wird ihm Gelegenheit geboten, mit Fachcommilitonen sich zu befreunden, welche ihm sonst vielleicht immer fremd geblieben wären, hier kann er Beziehungen anknüpfen, welche in der Folgezeit, wenn aus den Studenten Lehrer und litterarisch thätige Gelehrte geworden sind, sich vielleicht für alle Betheiligten sehr erspriesslich erweisen. Denjenigen Studierenden, welche auf das eigentliche Verbindungsleben verzichten müssen oder wollen, wird die Zugehörigkeit zu einem Vereine einen gewissen Ersatz bieten und sie mindestens vor peinlicher und schädlicher Vereinsamung bewahren. Da übrigens die neuphilologischen Vereine einen Cartellverband bilden, so findet, wer einem

derselben angehört, wenn er an eine andere Hochschule übersiedelt, an welcher ein Verein besteht, dort sofort freundliche Aufnahme inmitten der Fachcommilitonen.

§ 7. Ein über ganz allgemein gehaltene Rathschläge hinausgehender Studienplan lässt sich für den Studierenden der romanischen Philologie nicht entwerfen, da die Vorlesungscyklen der Fachprofessoren an den einzelnen Hochschulen sehr verschieden sind. Bei dem Umstande, dass selbst an den grössten Universitäten für romanische Philologie nur ein Lehrstuhl besteht (während z. B. für classische Philologie, Geschichte etc. deren zwei oder selbst drei vorhanden sind), an mehreren mittleren und kleineren Hochschulen aber der Professor der romanischen Philologie zugleich auch die englische zu vertreten hat, ist es sehr erklärlich, dass an keiner Universität ein durchaus vollständiger Cursus von Vorlesungen über romanische Philologie gehalten wird, ja dass nicht einmal innerhalb der französischen Einzelphilologie, hinsichtlich welcher doch am meisten Vollständigkeit angestrebt wird, alle Disciplinen in Vorlesungen behandelt werden.

Der Student der romanischen Philologie wird also von vornherein sich darauf gefasst machen müssen, über gar manche an sich wichtige und interessante Materie seiner Wissenschaft nie eine Vorlesung hören zu können, selbst wenn er auch der Reihe nach die Vorlesungscyklen sämmtlicher Professoren des Faches durchhören wollte. Ein sonderlicher Nachtheil ist dies jedoch durchaus nicht. Denn abgesehen davon, dass Manches, was in besondern Vorlesungen nicht abgehandelt wird, doch gelegentlich etwa in seminaristischen Uebungen zur Sprache kommt, so wäre es ein herzlich verkehrter Grundsatz, Alles nur aus Vorlesungen lernen zu wollen. Vorlesungen sollen im Wesentlichen nur anregen, nur Fingerzeige geben, Anweisungen gewähren, von welchen Gesichtspunkten aus und mit welcher Methode eine bestimmte wissenschaftliche Materie zu behandeln sei, nicht aber haben sie die Aufgabe, eine solche Materie völlig zu erschöpfen und sie in die Form eines handlichen Compendiums zu bringen. Daher ist es auch sachlich kein sonderlicher Schaden, wenn Vorlesungen häufig nicht bis zum Schlusse durchgeführt, sondern, weil das Ende des Semesters ihre Fortsetzung unmöglich macht, etwas schroff abge-

brochen werden. Die Methode, mit welcher die betreffende Materie zu behandeln und die Gesichtspunkte, von denen aus sie zu betrachten ist, können ja hinreichend klar dargelegt werden, auch wenn nur ein Theil des in Betracht kommenden Stoffes besprochen wird. Löblich wäre es freilich, wenn die Universitätslehrer sich bemühten, die ihnen während eines Semesters für eine Vorlesung zugemessene Zeit planmässig einzutheilen und ihren Vorlesungen eine möglichst abgeschlossene Form zu geben.

Ein Ersatz dafür, dass nicht wenige Disciplinen in Vorlesungen nicht zur Behandlung kommen, wird dadurch geboten, dass die bezüglich einer Disciplin gelehrte Methode sich meist im Wesentlichen auf eine verwandte übertragen lässt. Wer z. B. eine gute Vorlesung über französische Laut- und Formenlehre gehört hat, kann es leicht verschmerzen, wenn er eine solche über italienische und spanische Laut- und Formenlehre nicht zu hören bekommt, denn was er bezüglich des Französischen gelernt hat, besitzt im Wesentlichen auch für das Italienische und Spanische Geltung.

§ 8. Der Werth der Vorlesungen darf nicht unterschätzt werden. Gründlich verkehrt ist die Meinung, als sei es überhaupt unnütz Vorlesungen zu hören, weil ja doch Alles, was da vorgetragen werde, in Büchern gedruckt zu lesen sei. Selbst wenn dies thatsächlich richtig wäre, behielten die Vorlesungen dennoch ihren Werth. Denn das gesprochene Wort wirkt ganz anders als das gedruckte. Wer beispielsweise ein Drama liest, mag gewiss an seinem Inhalte und seiner Kunstform sich erfreuen, aber das richtige Verständniss geht ihm doch erst dann auf, wenn er es auf der Bühne dargestellt sieht. Aehnlich verhält es sich mit einer Wissensmaterie. Kein Zweifel, dass sie bei angemessener Behandlung auch in buchmässiger Form anziehend und verständlich sein kann, aber das rechte Leben, die volle Verständlichkeit gewinnt sie doch erst, wenn man sie im Vortrage behandelt hört von einem Manne, der sich ihrer durch eigene Geistesarbeit voll bemächtigt, der nachgedacht und geprüft, kritisch gesichtet und vervollständigt hat, was Andere vor ihm gedacht haben, der aus eigener und unmittelbarer innerer Erfahrung heraus spricht, der mit seiner Person für die Wahrheit dessen eintritt, was er lehrt. Der

mündliche Vortrag dramatisirt gleichsam den behandelten Gegenstand, er veranschaulicht ihn, er bringt ihn dem Bewusstsein eindringlich näher, er erleichtert dessen Festhaltung durch das Gedächtniss, indem die Erinnerung an die Sache gestützt wird durch das damit verkettete Erinnerungsbild von der Persönlichkeit des Redenden. Mit einem Worte darf man sagen, dass ein Vortrag durchschlagender wirkt als ein Buch, weil dem auch nur einigermassen gewandten Redner unendlich mehr Mittel zu Gebote stehen, um auf Phantasie und Auffassungsvermögen seiner Zuhörer einzuwirken, als ein Schriftsteller seinen Lesern gegenüber sie besitzt, zumal wo es sich um gelehrte und abstrakte Materien handelt, welche eine dichterisch veranschaulichende Darstellung nicht vertragen. Oft kann die eigenartige Betonung, welche der Redner einem Worte giebt, eine Handbewegung, ein Gesichtsausdruck, womit er dasselbe begleitet, eine Wirkung erzielen, die mit den Mitteln der geschriebenen Sprache sich nimmermehr erreichen lässt. Ferner hat der mündliche Vortrag den Vortheil, dass er je nach Erforderniss ausführlich sein darf, während die schriftliche Darstellung schon aus äusseren Gründen knapp gehalten sein muss. Würde beispielsweise eine während eines Semesters gehaltene Vorlesung von wöchentlich vier Stunden wörtlich nachgeschrieben und sodann gedruckt, so würde sie einen dickleibigen Band füllen, und das Werk würde, wenn auch inhaltlich noch so vortrefflich, doch seines Umfanges wegen schwerlich viele Leser, wahrscheinlich auch keinen Verleger finden. Aber die knappe Darstellungsform, wie ein wissenschaftliches Buch sie haben muss, erschwert dem Anfänger oft das Verständniss und lässt ihm dunkel erscheinen, was, wenn ausführlich dargelegt, durchaus klar wird. Hier also tritt die Vorlesung ergänzend ein, und eben dadurch ist sie, namentlich für Anfänger, unentbehrlich; sie hat in erster Linie den hodegetischen Zweck, anzuleiten zu wissenschaftlichem Studium, dem noch Ungeübten die Wege zu zeigen, auf denen er zu wandeln hat, ihm eine Richtschnur in die Hand zu geben, die ihn bewahren soll vor zwecklosen Irrgängen. Wer nur als Autodidakt studiren und die Hörsäle systematisch meiden wollte, der könnte zwar durch eisernen Fleiss sein Ziel auch erreichen, aber er würde unverhältniss-

mässig mehr Zeit und Kraft aufwenden müssen und sich leicht in eine gewisse Einseitigkeit verrennen. Er würde aber auch von manchen Gebieten der Wissenschaft nur eine sehr unvollständige Kenntniss erlangen. Denn gerade in Bezug auf die romanische Philologie verhält es sich keineswegs so, dass man alles Wissenswerthe bereits in Büchern gedruckt und bequem zusammengefasst fände. Es fehlen vielmehr noch über zahlreiche und wichtige Disciplinen brauchbare Lehrbücher entweder gänzlich oder bedürfen doch, wenn sie vorhanden sind, vielfach einer Neubearbeitung, die sie dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft anpasst. Die Vorlesungen stehen in Folge dessen erheblich über dem Niveau der im Druck vorliegenden Lehrbücher, und man wird kühn behaupten dürfen, dass jeder Docent der romanischen Philologie in seinen Collegien seinen Zuhörern eine beträchtliche Menge von Wissensmaterial und methodischen Anweisungen bietet, welche bis jetzt noch in keinem gedruckten Buche fixirt worden ist, ganz abgesehen davon, dass wohl ein jeder Docent irgend ein bestimmtes Specialgebiet auf Grund selbständiger Forschung gleichsam als seine Domäne beherrscht und also, wenn er sein darauf bezügliches Wissen nicht bereits vollständig in Schriften der Oeffentlichkeit übergeben hat, mindestens eine Vorlesung halten kann, deren Inhalt durch kein Buch sich ersetzen lässt.

Zu einer Unterschätzung des Werthes einer Vorlesung lasse der Studierende sich nicht ohne Weiteres durch die äussere Form des Vortrages verleiten. Nicht die Form, sondern der Inhalt ist das Wesentliche. Es ist zwar gewiss sehr wünschenswerth, dass der akademische Professor auch ein formgewandter Redner sei und schon durch die äussere Vollendung seines Vortrages die Zuhörer zu fesseln wisse. Aber Beredtsamkeit ist eine eigene, nur Wenigen verliehene Gabe, welche besonders mit Gelehrsamkeit und Gründlichkeit des Wissens nur selten sich vereint. Nicht erwarten darf man also, dass jeder Professor sie besitze, wird vielmehr darauf gefasst sein müssen, dass mancher die goldenen Früchte seines Wissens in etwas rauhen Schalen darbiete, aber thöricht wäre es, um desswillen sich vom Besuche einer Vorlesung abschrecken zu lassen, wenn deren Inhalt ein gediegener ist, was ja auch der Anfänger

leicht herauszufühlen vermag. Bei einigem guten Willen gewöhnt man sich bald an etwaige kleine Unebenheiten und Absonderlichkeiten eines Docenten, und wird dieselben vielleicht sogar liebenswürdig finden können, weil sie oft mit dem ganzen Wesen und Charakter des Betreffenden zusammenhängen und in tröstlicher Weise zeigen, dass auch ein grosser Gelehrter seine kleinen menschlichen Schwächen haben kann. Man soll ja auch in einem akademischen Colleg nur Belehrung suchen, nicht angenehme Unterhaltung, wie sie eine wirklich oder scheinbar geistvolle Plauderei gewährt.

Soll man den Werth der Vorlesungen nicht unterschätzen, so soll man doch andrerseits ihn auch nicht überschätzen. Die Wissensmaterie, welche in Vorlesungen gegeben wird, ist in stetem Flusse begriffen, stetem Wandel unterworfen. Was in diesem Jahre als wahr oder wahrscheinlich gelehrt wird, das wird vielleicht im nächsten Jahre schon von dem Lehrenden selbst auf Grund erneuter Forschung als falsch oder unwahrscheinlich erkannt. Wissenschaftliche Meinungen, Hypothesen, Betrachtungsweisen und Methoden lösen in unausgesetztem Wechsel einander ab, denn das Bessere ist stets der Feind des Guten und das Fortschreiten vom Unvollkommenen zum Vollkommeneren ist Entwickelungsgesetz der Wissenschaft. Darin ist es begründet, dass ein Professor bei jeder Wiederholung einer früher gehaltenen Vorlesung seinen Text einer mehr oder weniger durchgreifenden Umarbeitung unterwerfen muss. Wer also vermeint, in seinen Collegienheften einen Schatz für das ganze Leben zu besitzen, der irrt sich gründlich. Auch das zur Zeit seiner Niederschrift inhaltlich werthvollste Collegienheft veraltet, wenigstens in Bezug auf einzelne Theile, schon innerhalb weniger Jahre und sinkt im Laufe der Zeit mehr und mehr zu einem Convolute von Maculatur herab, so dass es für den Besitzer nur noch die Bedeutung einer Reliquie aus der Jugendzeit haben kann. Es geht eben mit Collegienheften ganz so wie mit wissenschaftlichen Lehrbüchern, welche auch in gewissen Zeiträumen in neuen verbesserten Ausgaben erscheinen müssen, wenn sie ihre Brauchbarkeit bewahren sollen.

Nicht das Wissensmaterial ist das Wichtigste, was in Vorlesungen überliefert wird, sondern die wissenschaftliche Me-

thode. Denn wenn allerdings auch die letztere steter Verfeinerung fähig und stetem Wandel unterworfen, wenn auch Methoden veralten und durch neue verdrängt werden können, so ist doch jede Methode, selbst eine verkehrte, ein Mittel zur Schärfung und richtigen Anwendung des wissenschaftlichen Denkvermögens und verleiht die Fähigkeit, sich der Wissensmaterie kritisch zu bemächtigen. Vor allen Dingen hat der Studierende Methode zu erlernen, nur dadurch gelangt er zur Klarheit des Wissens, nur dadurch gewinnt er die Befähigung zu selbständigen Leistungen.

§ 9. Der Studierende darf sich mit Vorlesungen nicht überladen und nicht zu heterogene Vorlesungen nebeneinander hören. Vieles Collegienabsitzen verdummt, denn die Speise des Wissens will nicht nur genossen, sondern auch verdaut werden, und dazu fehlt dem die Zeit, der den ganzen Tag vor der Kathederkrippe sitzt. Zwanzig Stunden Collegien in der Woche dürften das Maximum sein. Wenn möglich, vermeide man es, vier oder gar fünf Stunden Colleg (etwa von 8 bis 1 Uhr) hintereinander zu hören, sondern gönne sich nach zwei Stunden eine Erholungsstunde. In späteren Semestern muss man den Collegienbesuch thunlichst einschränken, um zusammenhängende Zeit zu eigener Arbeit zu gewinnen. Wörtliches Nachschreiben (oder gar Nachstenographiren) in den Collegien ist nicht bloss zwecklos, sondern sogar schädlich, da es nur gar zu leicht gedankenlos und mechanisch geschieht. Andrerseits ist es aber auch falsch, gar nicht nachzuschreiben, denn beim blossen Zuhören droht die Gefahr, dass man in Träumerei oder gar in Halbschlummer versinke und also nur zusammenhanglose Fragmente des Vortrages vernehme. Namentlich ist dies dann zu befürchten, wenn die Materie eine sehr abstrakte ist oder wenn der Redende etwas monoton spricht. Verständiges Nachschreiben erhält aufmerksam und fördert das Verständniss des Vortrags. Verständig aber schreibt der nach, welcher immer nur das Wichtige zu notiren und also ein kritisches Excerpt des Vortrages zu beschaffen sich bemüht. Hat Jemand sich Uebung in dieser freilich nicht ganz leichten Kunst erworben, so hat er, selbst bei schwerfälliger Handschrift, nicht nöthig, seine Niederschrift zu Hause noch einmal umzuarbeiten, eine Durchsicht

jedoch darf er nicht versäumen, wobei sein Augenmerk besonders auf Richtigstellung der vorkommenden Eigennamen und termini technici gerichtet sein muss, die im Colleg, selbst wenn der Docent sie vorbuchstabirt hat, oft ganz wunderlich verhört und verschrieben werden. Besonders die des Griechischen nicht Kundigen sündigen, freilich ohne ihr Verschulden, in dieser Beziehung, müssen sich aber natürlich um so mehr bemühen, das Richtige sich anzueignen. Orthographische Fehler (wie etwa Ethymologie, Sinonymik, Hypotese u. dgl.) in Seminar- oder Examenarbeiten machen den denkbar unangenehmsten Eindruck und können unter Umständen für den Sünder verhängnissvoll werden. Auch den im Colleg citirten Büchertiteln bestrebe man sich die richtige Form zu geben (man schreibe erst den Namen des Verfassers, dann den eigentlichen Buchtitel, darnach den Namen des etwaigen Herausgebers, endlich Erscheinungsjahr und -ort, worauf noch Angabe des Formates und, bei mehrbändigen Werken, der Bändezahl folgen muss, z. B. Diez, Fr., Leben und Werke der Troubadours, 2. Ausg. herausg. von K. Bartsch. Leipzig 1882. gr. 8 — Corneille, P., Œuvres, p. p. Marty-Laveaux [Collection des Grands Ecrivains français]. Paris 1862. 12 Bde. gr. 8 mit einem Album. — Romanische Studien, herausgeg. von E. Böhmer. Bd. I. Halle a. S. und Strassburg im E. 1871/75. gr. 8. — Altfranzösische Bibliothek, herausg. von W. Förster. Bd. II.: Voyage de Charlemagne à Jérusalem etc. herausg. von E. Koschwitz. 2. Ausg. Heilbronn 1883. 1 Bd. 8. — Wer Bücherartikel so zu schreiben gelernt hat, wird den Beamten der Universitätsbibliothek, aber auch sich selbst manchen Verdruss ersparen).

§ 10. In den Vorlesungen nimmt der Studierende Wissensstoff in sich auf, er verhält sich also rein receptiv. So nothwendig dies nun auch ist, so würde es doch, wenn darauf die Thätigkeit des Studierenden sich beschränkte, zu schlimmster Einseitigkeit führen. Es muss vielmehr der Studierende auch productiv thätig sein, er muss selbstthätig etwas leisten, das in sich aufgenommene Wissen nach einer bestimmten Richtung hin fruchtbar zu machen suchen, wenn auch zunächst nur probe- und übungsweise. In den ersten Semestern mag es hingehen, dass der Studierende, der erst kürzlich das

an seine Arbeitskraft genugsame Anforderungen stellende Gymnasium verlassen, sich auf den blossen Collegienbesuch beschränke, aber vom dritten Semester muss er wissenschaftlich arbeiten lernen. Fürs Erste freilich wird er unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht daran denken können, Themata zu behandeln, deren Lösung ein schon umfangreicheres Wissen und gereifteres Urtheil erfordert, sondern wird sich mit Aufgaben begnügen müssen, welche lediglich den Zweck der Uebung verfolgen, indem sie zum aufmerksamen Beobachten und Sammeln und methodischen Ordnen hinleiten (z. B. systematische Zusammenstellung der in einem altfranzösischen Litteraturwerke vorkommenden Conjugationsformen — oder: Aufsuchen und nach bestimmten Principien Ordnen der in einem neufranzösischen Litteraturwerke sich findenden mots savants und mots populaires — oder: Sammlung und methodische Gruppirung aller zu einer Wortfamilie gehörigen Worte, z. B. aller unmittelbar oder mittelbar von dem lateinischen *facere* sich ableitenden — oder: planmässige Zusammenstellung der in einer französischen Dichtung gebrauchten Formen des Alexandriners — oder: systematisches Verzeichniss der in einer umfangreicheren Dichtung oder einem Complex von Dichtungen, wie etwa in Boccaccio's Decamerone oder in Racine's Dramen, auftretenden Personen mit kurzer Charakteristik derselben, etc. etc.) Nicht zu verachten ist es auch, hin und wieder sich Aufgaben zu stellen, die zunächst lediglich den Zweck haben, Geduld und Ausdauer auf die Probe zu stellen, z. B. zu zählen, wie häufig in einer französischen Dichtung die Conjunctionen *et* und *mais* gebraucht sind. Denn Geduld und Ausdauer auch bei, anscheinend wenigstens, trockner und ergebnissloser Arbeit sich anzueignen, ist für einen Philologen von hohem Werthe. Es bedarf übrigens nicht erst der Bemerkung, dass alle derartige Arbeiten, selbst solche, die sich auf blosses Abzählen und Ausrechnen beschränken, unter Umständen doch zu wissenschaftlich wichtigen Ergebnissen führen können, wie überhaupt in der Philologie (und ebenso in jeder andern Wissenschaft) auch das anscheinend Kleinste und Unbedeutendeste nicht verachtet werden und die Beschäftigung damit nicht für entwürdigend gehalten werden darf. Gerade in der gewissenhaften und methodischen Kleinarbeit zeigt sich

des Philologen (wie überhaupt jedes Gelehrten) Fleiss und Kunst, und die hervorragendsten Meister der Wissenschaft haben ihren Ruhm darin gesucht, im Kleinen gross zu sein. —

In späteren Semestern, etwa vom fünften ab, sind Themata zur Bearbeitung zu wählen, welche grössere Anforderungen an das selbständige Urtheil und an die Combinationsgabe stellen und überhaupt complicirterer Art sind (Untersuchungen über die Quellen eines Litteraturwerkes, bzw. über die zwischen verschiedenen Litteraturwerken bestehenden inhaltlichen Beziehungen, umfassende Beobachtungen über Sprachgebrauch, Poetik, Versbau einer bestimmten Dichtung oder Dichtungsgruppe, Untersuchungen über die Syntax, bzw. über einzelne syntaktische Erscheinungen, oder über den Wortschatz eines Schriftstellers, bzw. eines Litteraturwerkes, Entwickelungsgeschichte eines lateinischen Lautes oder einer lateinischen Lautgruppe innerhalb eines romanischen Dialektes, Verfolgung der Entwickelung einer lateinischen Form, bzw. Formengruppe, in den verschiedenen romanischen Sprachen, bzw. den in verschiedenen Zeit- und Ortdialekten einer einzelnen derselben etc. etc.). Themata zu interessanten und ergebnissreichen Arbeiten sind auf einem noch vielfach so jungfräulichen Gebiete, wie dasjenige der romanischen Philologie es ist, in Hülle und Fülle vorhanden, und es gilt dies auch von jedem Einzelgebiete der romanischen Philologie, selbst von der französischen Einzelphilologie, deren Feld doch schon so vielfach beackert worden ist. Freilich passt keineswegs jedes Thema für Jeden, denn die Individualitäten sind nach Begabung und Neigung verschieden. Auch kann nicht jedes Thema an jedem Orte bearbeitet werden, denn manches erfordert zahlreiche und seltnere litterarische Hülfsmittel, welche auf den Bibliotheken kleiner Universitäten meist fehlen, auf denen grosser aber vielfach auf längere Zeit nach auswärts verliehen und also der Benutzung am Orte entzogen zu sein pflegen. Es gilt demnach mit Umsicht zu wählen, denn es ist nicht eben angenehm, mindestens aber zeitraubend, die Bearbeitung eines Thema's zu beginnen und dann, vielleicht aber erst nach Wochen, einsehen zu müssen, dass man sich vergriffen hat. Am besten ist es, einen Sachverständigen, wobei in erster Linie ja an den Fachprofessor zu denken ist, um Rath zu

fragen, eventuell sich von diesem ein Thema geradezu bestimmen zu lassen; nur muss man ihn, namentlich wenn man sich brieflich an ihn wendet, zuvor in den Stand setzen, richtig wählen zu können, also angeben, welche Richtung man in seinem Studiengange bisher verfolgt, womit man sich bereits speciell beschäftigt hat, ob man grössere Neigung für grammatische oder für litterargeschichtliche Arbeiten besitzt u. dgl.

Hat man ein passendes Thema gefunden, so gilt es dessen Bearbeitung richtig anzugreifen: erst orientire man sich über die hinsichtlich des betreffenden Gegenstandes vorhandene Litteratur, dann sammle man das Material (wozu man sich meist am besten einzelner Zettel bedient, da diese sich bequem bald nach diesem bald nach jenem Princip ordnen und beliebig herausgreifen lassen), darauf treffe man nach den Gesichtspunkten, welche aus dem gesammelten Materiale sich ergeben müssen, die Disposition, für welche, besonders bei sprachlichen Arbeiten, Eintheilung des Stoffes in Kapitel, Paragraphen etc. anzurathen ist, und nun gehe man endlich an die Ausführung selbst, wobei man sich möglichster Klarheit und Knappheit des Ausdruckes befleissige. Lange Einleitungen meide man (namentlich bei litterargeschichtlichen Arbeiten) und gehe stets thunlichst in mediam rem ein. Sorgfältig hüte man sich vor Gemeinplätzen und schöngeistigen oder gar sentimentalen Reflexionen, ebenso vor Ueberschwänglichkeiten im Urtheil und vor Hyperbeln im Ausdruck. Gymnasiasten mögen solche Schwächen sich zu Schulden kommen lassen, nicht aber angehende Gelehrte, wie Studenten höherer Semester es sind oder doch sein können und sollen. Muss man die Ansichten eines Andern bekämpfen, so geschehe dies ohne jede Arroganz, mit grösster Bescheidenheit, stets bleibe man rein sachlich und lasse die Person des Gegners vollständig aus dem Spiele. Es zeugt immer von grösster Selbstüberschätzung, wenn ein junger Mann, der sich seine litterarischen Sporen erst noch verdienen muss, sich anmasst, in einer Erstlingsschrift gegen einen Anderen, der ihm doch wahrscheinlich an Alter, Erfahrung und im Allgemeinen wohl auch an Wissen überlegen ist, die kritische Geissel zu schwingen. Nicht versäume man, der Arbeit ein genaues Verzeichniss der

benutzten litterarischen Hülfsmittel vorauszuschicken und im Texte selbst alles fremden Werken Entlehnte mit gewissenhaften Quellennachweisen zu versehen, wobei Angabe des Bandes und der Seitenzahl nicht zu vergessen ist. Arbeiten, welche bestimmt sind, im Manuscript von Anderen durchgesehen zu werden, müssen stets paginirt sein und auf jeder Seite bequemen Raum für etwaige Randbemerkungen bieten. Deutliche (namentlich nicht zu kleine und enge) Schrift ist selbstverständliches Erforderniss. —

Die beste Vorbereitung für das selbständige wissenschaftliche Arbeiten ist ausser dem Besuch der Vorlesungen und der Theilnahme an seminaristischen Uebungen das Studium von fachwissenschaftlichen Werken, bzw. von Schriften, welche sich, abgesehen von der Gediegenheit ihres Inhaltes, durch die Klarheit und Sicherheit der in ihnen zur Anwendung gebrachten Methode auszeichnen. Als solche Werke und Schriften seien beispielsweise genannt: G. Paris' Histoire poétique de Charlemagne und desselben Einleitung zur Ausgabe des Alexiusliedes, G. Lücking's Buch über die ältesten französischen Mundarten, Ascoli's Saggi ladini, E. Mall's Einleitung zum Cumpoz des Philippe de Thaün, W. Förster's Aufsatz über die Vocalattraction im Romanischen (Ztschr. f. rom. Phil. Bd. III), G. Gröber's Dissertation über die ältesten handschriftlichen Gestaltungen der Chanson de Fierabras, Rambeau's Untersuchung über die als ächt nachweisbaren Assonanzen des Rolandsliedes, Foth's Monographie über die Verschiebung der lateinischen Tempora in den romanischen Sprachen (Rom. Stud. Bd. II), G. Willenberg's Abhandlung über die Bildung des Conjunktiv Präsentis der ersten schwachen Conjugation im Französischen (Rom. Stud. Bd. III). Das Studium derartiger Werke kann den Studierenden gar nicht dringend genug anempfohlen werden, und man darf mit vollem Rechte behaupten, dass, wer es verabsäumt, seine fachwissenschaftliche Ausbildung nicht zum vollen Abschlusse bringen kann.

§ 11. Das Gebiet der romanischen Philologie ist ein so ausgedehntes, dass Niemand während seiner Studienzeit alle Einzelgebiete desselben mit gleicher Intensität zu umfassen vermag. Es muss vielmehr ein Jeder in der Hauptsache auf eine romanische Einzelphilologie sich beschränken. In der

Regel wird dies, schon aus praktischen Gründen, die französische sein, welche übrigens auch durch ihren reichen Inhalt und ihre Vielseitigkeit dieses Vorzuges würdig ist. Indessen nur dann kann dem Französischen ein erfolgreiches Specialstudium gewidmet werden, wenn der Studierende erstlich sich zuvor eine encyklopädische Uebersicht über das Gebiet der romanischen Gesammtphilologie angeeignet und wenn er mit einer anderen romanischen Sprache wenigstens soweit sich bekannt gemacht hat, dass er dieselbe zur Vergleichung heranzuziehen vermag. Denn nicht wenige Erscheinungen in der französischen Sprache und Litteratur erklären sich nur durch die Vergleichung mit analogen Erscheinungen in den Schwestersprachen und -litteraturen. Insbesondere sind das Provenzalische, das Italienische und das Spanische (weniger, abgesehen von der Lautlehre, das Portugiesische und das Rätoromanische) für die französische Philologie nutzbar zu machen, und wenigstens mit einem dieser drei Sprachgebiete sollte der Studierende eine etwas grössere Vertrautheit sich erwerben. Wünschenswerth, und keineswegs schwer erreichbar, ist jedenfalls für den französischen Philologen die Befähigung, in allen romanischen Hauptsprachen ein wissenschaftliches Buch lesen zu können; namentlich gilt dies hinsichtlich des Italienischen, da in Italien so Bedeutendes für die romanische Philologie geleistet wird (vgl. oben S. 184) und beispielsweise Werke, wie Ascoli's Saggi ladini, auch von dem französischen Philologen studiert werden müssen. Zur Erwerbung der Lesefertigkeit in den genannten Sprachen benutzt man am besten die ersten Semester, da späterhin die Zeit dazu fehlen dürfte. Selbstverständlich ist der Besitz der Lesefertigkeit auch im Englischen dem romanischen Philologen sehr nützlich. Es ist nun zwar zu wünschen und zu rathen, dass die auf Erwerbung der Lesefertigkeit gerichteten Sprachstudien möglichst gründliche seien und wissenschaftlich betrieben werden, aber, fehlt dazu die Zeit, so ist es doch gewiss besser, man erwirbt sich auf irgend welche Weise (durch Lernen aus einer gewöhnlichen Elementargrammatik, durch Lecture eines Textes mit Zuhülfenahme einer Uebersetzung oder sonstwie) eine dilettantische Kenntniss einer fremden Sprache, als dass man ganz darauf verzichtet. Etwas ist ja immer besser, als nichts,

und das vorläufig dilettantisch Erlernte lässt sich eventuell später ausweiten und vertiefen. Zu beherzigen ist bei der ganzen Frage, dass in der Jugend das Gedächtniss noch kräftig genug ist, um sich Formen und Worte mehrerer fremden Sprachen nachhaltig einzuprägen, während später diese Fähigkeit mehr und mehr schwindet, und das früher Versäumte sich dann nur mühsam nachholen lässt. Als ein vortreffliches Mittel, verhältnissmässig leicht und rasch eine gewisse Vertrautheit mit einer fremden Sprache zu erlangen, kann folgendes empfohlen werden. Man nehme einen Text von mässigem Umfange, lasse sich denselben von einem der Sprache Kundigen mehrere Male vorlesen, um die Aussprache und Accentuation zu erlernen, übersetze ihn dann möglichst wortgetreu, analysire jede Form, so dass nichts unklar bleibt, und wenn alles dies gethan ist, so lese man jeden Tag diesen Abschnitt ein- oder mehreremal laut durch und lerne ihn auf diese Weise auswendig. Erforderlichenfalls arbeite man noch einen zweiten, dritten etc. Abschnitt in der gleichen Weise durch. Will man auch Schreibfertigkeit erlangen, so stelle man sich aus den in den auswendig gelernten Abschnitten vorkommenden Worten deutsche Sätze verschiedener Construktion zusammen und übertrage dieselben in die fremde Sprache. Sehr nützlich sind auch Rückübersetzungen.

§ 12. In dem die französische Philologie behandelnden Universitätsunterrichte und Universitätsstudium pflegt das Altfranzösische im Verhältniss zu dem Neufranzösischen bevorzugt zu werden. Sehr mit Recht. Denn erstlich ist die gründliche Kenntniss der altfranzösischen Sprache und Litteratur unerlässliche Vorbedingung für das wissenschaftliche Verständniss des Neufranzösischen, da ja das letztere im Wesentlichen das organische Ergebniss der historischen Fortentwickelung des Altfranzösischen ist. Sodann besitzt das Altfranzösische gegenüber dem Neufranzösischen den Vorzug der Abgeschlossenheit und gestattet eine streng objektive, wissenschaftliche Behandlung, während in Bezug auf neufranzösische Dinge eine solche durchaus nicht immer möglich ist, da die betreffende Entwickelung noch zu keinem Abschlusse gelangt ist; auch mischen sich in Beurtheilung neufranzösischer, namentlich litterarischer Dinge leicht nationale Empfindungen und sonstige subjektive Gefühle ein,

welche menschlich völlig berechtigt sind, aber selbstverständlich das wissenschaftliche Erkennen erschweren. Ferner sind — so seltsam dies auch klingen mag — für altfranzösische Studien die litterarischen Hülfsmittel leichter zu beschaffen, als für neufranzösische: den nothwendigsten (aber freilich eben auch nur den nothwendigsten) altfranzösischen Arbeitsapparat besitzt jetzt wohl eine jede Universitätsbibliothek, während der neufranzösische Bücherbestand oft ein unglaublich armseliger ist und wissenschaftliches Arbeiten von vornherein unmöglich macht. Es ist diese Thatsache eine Folge des Umstandes, dass man bislang die neufranzösische Sprache zu ausschliesslich vom praktischen und die neufranzösische Litteratur vom schöngeistigen Standpunkte aus betrachtete. Endlich ist zu berücksichtigen, dass in Bezug auf das Neufranzösische der Studierende die äusserlichen Kenntnisse bereits zur Universität mitbringt und zur Erweiterung derselben ausserhalb der Universität, namentlich in grösseren Städten, vielfache Gelegenheit besitzt, während er hinsichtlich des Altfranzösischen lediglich auf den Universitätsunterricht angewiesen ist.

Sehr begreiflich ist es, dass aus nicht sachkundigen Kreisen sich gegen die Bevorzugung des Altfranzösischen häufig lärmende Stimmen erheben und mit allerlei Scheingründen, welche übrigens in der Regel in bestem Glauben und in bester Absicht vorgebracht werden dürften, fordern, dass der Universitätsunterricht vorzugsweise auf das Neufranzösische concentrirt und nach praktischen Gesichtspunkten geleitet werde.

Eine kurze Erwägung wird die Haltlosigkeit dieser Forderung zeigen.

Allerdings der französische Lehrer am Gymnasium, bzw. am Realgymnasium kann seine Kenntniss des Altfranzösischen nicht unmittelbar verwerthen. Er kann mit seinen Schülern nicht das Rolandslied lesen, nicht über Handschriftenverhältnisse sprechen, nicht Assonanzen auf ihre Aechtheit hin prüfen, oder sonst technisch philologische Dinge treiben; er muss sich auch bei der Behandlung der Formenlehre hüten, allzu viel gelehrtes Beiwerk beizumischen, und noch mehr muss er sich hüten, massenhafte etymologische Erklärungen vorzubringen. Kurz, sein gelehrtes Wissen muss er zurückdrängen. Dagegen

bedarf er dringend eines gewissen Masses praktischen Könnens in Bezug auf die lebende Sprache.

Aber Gymnasien und Realgymnasien sind wissenschaftliche Anstalten und verfolgen das Ziel einer wissenschaftlichen Bildung. Selbstverständlich müssen daher auch die an ihnen wirkenden Lehrer gründlich wissenschaftlich gebildete Männer sein, müssen Einsicht in das Wesen der Wissensmaterie besitzen, in welche sie, wenn auch nur elementar, ihre Schüler einzuführen haben.

Daher fordert man von den Lehrern der klassischen Philologie, selbst wenn sie nur in unteren und mittleren Klassen unterrichten, dass sie gründliche philologische Studien gemacht und viele Dinge getrieben haben, welche zu dem praktischen Unterrichte in keiner unmittelbaren Beziehung stehen. Ebenso verlangt man von dem Lehrer der Mathematik, selbst von dem, der in Sexta und Quinta nur die gewöhnliche, auch in Volksschulen geübte Rechnung mit den vier Species zu traktiren hat, dass er mit der höheren Mathematik, mit Integral- und Differentialrechnung, mit Kegelschnitten und analytischer Geometrie, sich ernstlich beschäftigt habe. Warum dies? warum stellt man für Unter- und Mittelklassen nicht Lehrer mit seminaristischer Vorbildung an, die das äusserlich ausreichende Wissen für solchen Unterricht besitzen, überdies aber pädagogisch geschulter sind? Weil in wissenschaftlichem Sinne nur der wissenschaftlich Gebildete zu unterrichten, weil nur er seine Schüler für wissenschaftliches Studium vorzubereiten vermag.

Was aber von dem Lehrer der klassischen Philologie, was von dem Lehrer der Mathematik gilt, das gilt auch von dem Lehrer des Französischen (und des Englischen). Auch er muss den Wissensgegenstand, in welchem er unterrichtet, wissenschaftlich erfasst haben, nicht um die Einzelheiten seines gelehrten Wissens praktisch zu verwerthen, sondern um diejenige Bildung des Geistes und des Charakters zu besitzen, welche das Lehramt an einer wissenschaftlichen Schule bedingt, und auch, um in dieser Bildung und in der durch sie geweckten und genährten Begeisterung für wissenschaftliche Ideale eine stetig fliessende Quelle der Berufsfreudigkeit sich zu erschliessen.

Wissenschaftliche Erkenntniss des Neufranzösischen ist

aber aus dem oben angeführten Grunde nur durch das Studium des Altfranzösischen zu gewinnen.

Freilich darf das Neufranzösische im Universitätsstudium nicht ungebührlich vernachlässigt werden. Schon vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus beurtheilt, müsste dies als ein arger Fehler bezeichnet werden. Denn Altfranzösisch und Neufranzösisch stehen, wie ja selbstverständlich, im engsten Zusammenhange mit einander und lassen sich, wenn es wissenschaftliches Studium gilt, von einander gar nicht trennen. Man bedarf des Altfranzösischen zur wissenschaftlichen Erkenntniss des Neufranzösischen, aber auch umgekehrt besteht die gleiche Nothwendigkeit. Gar manches sprachliche und litterarische Gebilde des Altfranzösischen wird erst dann verständlich und klar, wenn man zu beobachten vermag, welche Entwickelung es im Neufranzösischen genommen hat. Vielfach zeigt das Altfranzösische nur vieldeutige Keime, welche erst im neufranzösischen Boden zu interessanten Sprach- und Litteraturpflanzen emporgewachsen sind und erst in diesem Stadium ihr wahres Wesen erkennen lassen.

Es würde demnach eine arge Verirrung sein, wenn ein Studierender über dem Altfranzösischen das Neufranzösische vergessen und etwa gar das letztere als eine Entartung des ersteren betrachten wollte. Sehr begreiflich ist es allerdings, dass Viele für altfranzösische Sprache und Litteratur sich begeistern, der neufranzösischen Sprache und Litteratur aber keinen rechten Geschmack abgewinnen können; es ist um desswillen begreiflich, weil das Altfranzösische gemüthvoll, das Neufranzösische dagegen vorwiegend verständig ist, weil die altfranzösische Litteratur ein uns Deutschen sympathisches romantisches Element und Ferment in sich hat, während die neufranzösische logisch scharf und fast immer tendenziös zugespitzt ist, und endlich weil wir dem Altfranzosenthume völlig unbefangen gegenüber stehen, während wir in Bezug auf das Neufranzosenthum uns nur schwer von gewissen ungünstigen Anschauungen befreien.

Aber dies Alles entbindet den, welcher dem Studium der französischen Philologie sich widmet, nicht von der Pflicht einer gründlichen Beschäftigung auch mit dem Neufranzösischen.

Es ist dieselbe überdies eine Nothwendigkeit für den künftigen Lehrer des Französischen an höheren Schulen, wie das ja nicht erst dargelegt zu werden braucht.

Und so haben die Studierenden der Neuphilologie ernstlich ihr Augenmerk darauf zu richten, dass sie ihre Kenntnisse des Neufranzösischen, und zwar auch nach der praktischen Richtung hin, thunlichst erweitern.

Vor allen Dingen haben sie darauf zu achten, dass sie nicht das vergessen und verlernen, was sie auf dem Gymnasium, bzw. Realgymnasium gelernt haben. Es kommt das, obwohl man es auf den ersten Blick gar nicht für möglich halten sollte, thatsächlich doch gar nicht selten vor, indem manche Studierende zwar dem wissenschaftlichen Studium mit voller Begeisterung und bestem Erfolge sich hingeben, aber, uneingedenk ihres späteren Lehrerberufes, an die Festhaltung der sprachlichen Elementarkenntnisse und -Fertigkeiten nicht denken. Und so kann es denn geschehen und geschieht zuweilen wirklich, dass der gelehrte und scharfsinnige Verfasser einer Doctordissertation über irgend eine Specialität der altfranzösischen Grammatik oder Litteraturgeschichte, wenn er in das Staatsexamen »steigt«, sich in Bezug auf elementare Dinge die ärgsten und geradezu tragikomischsten Blössen giebt. Es braucht nicht erst bemerkt zu werden, dass einem solchen Kandidaten, mag man auch seine wissenschaftliche Tüchtigkeit noch so sehr anerkennen, ein besonders günstiges Zeugniss nicht wird ertheilt werden können und dass, so lange er nicht bald nachholt, was er bis dahin versäumt hatte, und ein zweites Examen mit besserem Erfolge besteht, seine Aussichten auf feste Anstellung etc. nicht eben die besten sind.

Der Studierende halte sich erstlich in der Uebung des Schreibens! Er mache es sich zur Pflicht, mindestens jede Woche einen nicht zu kurzen deutschen Abschnitt (aus einem Geschichtswerke oder einem Romane oder einem Lustspiele) in das Französische zu übertragen, und bemühe sich nach Kräften, der Uebersetzung nicht bloss grammatische Korrektheit, sondern auch idiomatische Färbung zu verleihen. Freilich können solche Uebungen nur dann vollen Nutzen haben, wenn ein Sachkundiger die betreffenden Scripta durchsieht, das Fehlerhafte darin verbessert und den Verfasser auf die be-

treffenden stylistischen Regeln und Gebrauchsweisen aufmerksam macht. Ein solcher freundlicher Mentor aber wird nicht immer zur Verfügung stehen. Wer sich seiner Hülfe nicht erfreut, der schlage einen anderen Weg ein. Er übersetze einen Abschnitt aus einem französischen Autor möglichst sinngetreu in das Deutsche und übertrage dann nach einiger Zeit, wenn ihm der Wortlaut des französischen Textes nicht mehr erinnerlich ist, diese deutsche Uebersetzung wieder in das Französische. Durch Vergleichung der von ihm verfassten französischen Uebersetzung mit dem Originaltexte gewinnt er ein Mittel nicht nur zur sachgemässen Korrektur der ersteren, sondern auch zur Anstellung sehr lehrreicher Beobachtungen über die Verschiedenheit des französischen von dem deutschen Sprachgebrauche. Auch im selbständigen französischen Componiren übe man sich, wozu Marelle's Buch »Manuel de la Composition française« (Wiesbaden. Gestewitz'sche Buchhandlung) eine recht brauchbare Anleitung geben kann. Für die Kenntniss der Theorie des französischen Styles ist nützlich das Studium des kleinen Büchleins von Wilcke »der französische Aufsatz« (Hamm 1883). Endlich pflege man, wenn möglich, auch die Fertigkeit französischer Correspondenz.

Um ohne längeren Aufenthalt im französischen Auslande (vgl. oben S. 209) wenigstens einige Sprechfertigkeit (und natürlich auch Aussprachefertigkeit) zu erlangen, benutze man jede sich irgend bietende Gelegenheit, gutes Französisch sprechen zu hören, eventuell auch selbst französisch zu sprechen. Auf grossen Universitäten findet sich solche Gelegenheit stets, wenn man sie nur zu suchen versteht, denn es fehlt dort nie an Studierenden französischer, bzw. belgisch- oder schweizer-französischer Nationalität oder doch an Russen und Polen, welche, wenn sie den besseren Ständen angehören, in der Regel ein sehr correktes Französisch mit trefflicher Prononciation sprechen. In grossen Städten, wie Berlin, Leipzig, Breslau, München, sind auch ausserhalb der akademischen Kreise Franzosen, bzw. Schweizerfranzosen etc. genug anzutreffen. Nur kann hier die Bemerkung nicht unterdrückt werden, dass bei der Anknüpfung von Bekanntschaften mit Ausländern immer einige Vorsicht und Zurückhaltung rathsam ist, da natürlich die Fremdencolonie einer grossen Stadt neben höchst achtbaren stets auch

einige zweifelhafte und unlautere Elemente in sich vereinigt. Da in den genannten sowie auch in andern grossen Städten Deutschlands (z. B. Stuttgart, Dresden, Köln etc.) französische Gemeinden bestehen, so hat man dort Gelegenheit, französische Predigten zu hören, und wer davon fleissig Gebrauch macht, der kann viel dadurch lernen. Auch Gelegenheit, französischen Theateraufführungen beizuwohnen, wird in grossen Städten wenigstens zeitweilig geboten.

In kleineren Universitätsstädten freilich sind alle derartige Möglichkeiten, sich in die Praxis des Sprechens hineinzuarbeiten, nur selten und in beschränktem Masse zu finden oder fehlen auch gänzlich. Unleugbar befinden sich die dort studierenden Neuphilologen, wenn sie nicht wenigstens für einige Semester eine grosse Universität besuchen können, für ihre praktische Ausbildung in einer recht übeln Lage. Was sie dennoch in dieser Hinsicht thun können, wurde bereits oben, S. 209, erörtert. Nur Eins werde hier nochmals hervorgehoben, weil es zugleich von allgemeiner Wichtigkeit ist.

Der Studierende der französischen Philologie muss eifrig neufranzösische Lecture treiben, um sich möglichst grosse Uebung im Lesen von Litteraturwerken jeder Art und eine möglichst umfangreiche Kenntniss der Worte, phraseologischen Verbindungen, Gallicismen etc. zu erwerben. Es ist das zugleich eine nothwendige Vorbereitung für die Erlangung der Sprechfertigkeit. Und zwar sind nicht bloss die Classiker des 17. und 18. Jahrhunderts, sondern auch die modernen Autoren, namentlich die Roman- und Lustspieldichter, zu berücksichtigen, denn nur aus den letzteren lernt man das Französische der Gegenwart. Uebrigens sollten, und zwar schon aus Gründen der allgemeinen Bildung, die Studierenden der französischen Philologie sich möglichst mit der modernen französischen Litteratur, auch in etwas mit der Tageslitteratur, bekannt machen. Es ist durchaus zu missbilligen, wenn Jemand, dessen Specialfach das Französische ist, Autoren wie etwa G. Flaubert, A. Daudet und E. Zola nur dem Namen nach kennt. Man urtheile über diese Schriftsteller und ihre Werke so streng, wie man es zu thun zu müssen glaubt — das ist eine Sache für sich —, aber man gebe sich wenigstens die Mühe, sie

kennen zu lernen, das darf man mit Fug und Recht von Einem fordern, der mit dem Französischen speciell sich beschäftigt.

Also lesen, möglichst viel lesen! Immer habe der Studierende der französischen Philologie ein modernes französisches Buch auf seinem Tische liegen, um in Stunden und Minuten, in denen er zu streng wissenschaftlicher Arbeit sich nicht aufgelegt fühlt, darnach zu greifen und durch dessen Lecture sich zugleich zu unterhalten, anzuregen und zu belehren. Gelegenheit, moderne französische Bücher belletristischer Art sich zugänglich zu machen, bietet ja jede Leihbibliothek. Sammlungen wie das Schütz'sche Théâtre français und die Collection des prosateurs français (beide im Verlag von Velhagen und Klasing, Bielefeld und Leipzig, erscheinend) bieten die Möglichkeit, gute belletristische Werke zu erstaunlich billigen Preisen eigenthümlich zu erwerben. Uebrigens sind die Originalausgaben französischer Romane (namentlich die bei Dentu, Hachette und Calmann Lévy erscheinenden) meist verhältnissmässig sehr wohlfeil, und gar antiquarisch kann man sie zu wahren Maculaturpreisen kaufen.

Sehr zu empfehlen ist die regelmässige Lecture einer guten französischen Zeitschrift vermischten Inhaltes, namentlich der Revue des deux Mondes, und einer gewöhnlichen Tageszeitung (wie z. B. »Figaro«, »Journal des Débats«). In der letzteren berücksichtige man namentlich den Annoncentheil, da man gerade dort einer Menge von Worten und Redewendungen des Alltagslebens begegnet, welche man in Büchern nur selten antrifft.

Französische Zeitschriften (freilich meist nur streng wissenschaftliche, doch auch die Revue des deux Mondes) findet man in den akademischen Lesezimmern (Lesehallen, Museen oder wie sie sonst genannt werden); französische Journale liegen in den besseren Cafés der grösseren Städte aus.

Der Rath übrigens, möglichst viel zu lesen, ist auch in Bezug auf die älteren Perioden der französischen Litteratur, speciell in Bezug auf die altfranzösische Litteratur, zu ertheilen. Es hat immer seinen Nutzen, ein Werk einmal durch eigene, sei es auch noch so cursorische Lecture kennen gelernt zu haben. Besser ist es ja allerdings, mit philologischer Genauigkeit statarisch zu lesen — und selbstverständlich ist dies durchaus nicht zu vernachlässigen —, aber durch statarische

Lecture lässt selbst während eines Menschenlebens sich nur ein sehr enger Kreis der Litteratur umfassen, es muss also die cursorische Lecture ergänzend eintreten, freilich erwirbt man durch sie nur skizzenhafte Kenntnisse, aber besser ist es doch, diese zu besitzen, als in der Unwissenheit zu verharren.

§ 13. Von den Hülfswissenschaften der romanischen Philologie (vgl. oben Kap. 5) wende der Studierende seine besondere Aufmerksamkeit folgenden zu:

a) *der lateinischen Philologie*,
b) *der deutschen Philologie* [1]),
c) *der Geschichte*.

Ueber das Studium des Lateinischen und seine eminente Wichtigkeit für den romanischen Philologen ist bereits oben (Kap. 2) das Nöthige bemerkt worden. Mit der deutschen, also die Muttersprache und vaterländische Litteratur behandelnden Philologie sich einigermassen vertraut zu machen, ist Ehrenpflicht eines Jeden, der als Deutscher sich philologischen Studien widmet; für den romanischen Philologen ist es aber auch Berufspflicht, da, wie bekannt, zwischen Romanisch und Germanisch enge sprachliche und litterarische Wechselbeziehungen bestehen. Die Hülfsmittel zu diesem Studium, namentlich zu seinem sprachlichen Theile, findet man zusammengestellt in dem trefflichen Werke v. Bahder's »die deutsche Philologie« (Paderborn 1883).

Das Studium der Geschichte, und zwar sowol der politischen wie der Culturgeschichte, des betreffenden Volkes, bzw. der betreffenden Völkergruppe ist die nothwendige Ergänzung jedes philologischen Studiums. Namentlich wichtig ist Kenntniss der Culturgeschichte. Ohne diese zur Grundlage zu haben, schwebt die Litteraturgeschichte in der Luft, und ist das Verständniss der Litteraturwerke entlegener Zeiten, namentlich was die Realien anlangt, unmöglich.

Der romanische Philolog muss sich also mit der Geschichte, bzw. mit der Culturgeschichte der romanischen Völker oder doch desjenigen Volkes, mit dessen Sprache und Litteratur er sich speciell beschäftigt, thunlichst genau bekannt machen, und besonders wird es die Geschichte und die Cultur des

---

1) Ueber englische Philologie vgl. unten § 15.

Mittelalters sein, auf welche er sein Augenmerk zu richten hat. Indessen dürfen doch auch die neueren Zeiten nicht ausser Acht gelassen werden. So z. B. ist das französische Drama des 17. Jahrhunderts (Corneille, Molière, Racine etc.) nicht voll verständlich ohne Kenntniss der damaligen Theaterzustände und gesellschaftlichen Verhältnisse. An Hülfsmitteln zum Studium der Culturgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit fehlt es keineswegs, und darunter giebt es auch Werke, welche im guten Sinne des Wortes populär gehalten sind und folglich nicht bloss eine für mehr allgemeine ausreichende Belehrung, sondern auch eine unterhaltende Lecture gewähren (so z. B. das Werk LACROIX': Mœurs, usages et institutions du moyen-âge etc. Paris 1871).

Auf Eins sei hier noch besonders hingewiesen. Die Religionsform der romanischen Nationen ist der Katholicismus, und es bedarf nicht erst der Bemerkung, dass derselbe auf die Entwickelung der romanischen Litteraturen einen tiefgreifenden Einfluss ausgeübt hat, in neuerer Zeit freilich (namentlich in der Reformationszeit und im 18. Jahrhundert) vielfach hauptsächlich dadurch, dass er, und mit ihm oft das Christenthum überhaupt, das beliebte Angriffsobjekt freidenkender Schriftsteller gebildet hat. Jedenfalls ist es für den romanischen Philologen unerlässlich, den Dogmenbestand und den Kultus der katholischen Kirche, namentlich der mittelalterlichen katholischen Kirche, genauer zu kennen, zumal dann, wenn er persönlich einem anderen religiösen Bekenntnisse angehört und folglich dem Katholicismus fremd gegenüber steht. Selbstverständlich ist, dass, wer die Kultur und die Litteraturen des Mittelalters richtig verstehen und würdigen will, den Katholicismus von einem andern Standpunkt aus auffassen muss, als von einem engherzig confessionellen. Andrerseits hat ebenso der geborne Katholik sich zu bestreben, zu einer leidenschaftslosen und vorurtheilsfreien Würdigung der lutherischen und calvinischen Reformation zu gelangen.

Sehr anzuempfehlen ist, dass der romanische Philolog sich mit der mittelalterlichen Geschichtsschreibung etwas näher bekannt mache, um von deren ganzen Eigenart, namentlich aber von ihrer Latinität eine lebendige Anschauung zu gewinnen und

dadurch in den Stand gesetzt zu werden, vorkommenden Falles mittelalterliche Geschichtswerke in verständiger Weise für seine Zwecke zu benutzen. Das beste Mittel hierzu ist die Lecture des einen oder des andern mittelalterlichen Historikers, und zwar wird man am besten einen solchen wählen, der nicht, wie etwa Einhard, sich einer schulgerechten Latinität befleissigt, sondern der das Latein ganz naiv mit mittelalterlicher Roheit schreibt. Einzelne Autoren hier namhaft zu machen, würde zu weit führen. Auch kann sich ein Jeder aus der grossen Zahl der in Wattenbach's trefflichem Buche »Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter« (Berlin. 4. Ausg. 1880) charakterisirten Geschichtswerke leicht eins auswählen, welches durch seinen Inhalt ihn besonders anspricht. Allerdings berücksichtigt Wattenbach vorzugsweise nur die deutsche Geschichtsschreibung des Mittelalters, aber viele der von ihm behandelten Schriftsteller gehören doch entweder romanischen Ländern an oder berücksichtigen eingehend auch die Geschichte der romanischen Völker. Hier sei nur bemerkt, dass um eine Vorstellung von frühmittelalterlichen Kulturzuständen und zugleich von ächt barbarisch mittelalterlicher Latinität zu erlangen, das Studium der fränkischen Geschichte des Gregor v. Tours besonders lehrreich ist. Will man mittelalterliche universale Geschichtsschreibung in grossem Style kennen lernen, so lese man des Ordericus Vitalis »Historia ecclesiastica« (herausg. von Prevost. Paris 1838/55), welche namentlich für französisch- und englisch-normannische des 11. und 12. Jahrhunderts wichtig ist und eine überaus reiche Fülle kulturhistorischen Materiales enthält. Die Texte der wichtigeren mittelalterlichen Historiker findet man am bequemsten in Pertz' bekannter Sammlung »Monumenta historiae Germaniae«, die darin fehlenden sind zum grossen Theile in Bouquet's, Muratori's und anderen Sammelwerken abgedruckt (vergleiche oben S. 162 Anmerkung). Eine systematische Uebersicht über die mittelalterliche Geschichtslitteratur findet man (mit Angabe der betr. Handschriften und Ausgaben) in Potthast's »Bibliotheca medii aevi. Verzeichniss der Geschichtsquellen des europäischen Mittelalters« Berlin 1862/68. 2 Bände), ein Werk, das auch sonst viele nützliche Zusammenstellungen enthält.

Sehr lehrreich ist auch die Lecture mittelalterlicher auf Sagengeschichte bezüglicher Werke, so besonders der »Gesta Romanorum« (ed. Oesterley. Stuttgart 1872) und der »Otia Imperialia« des Gervasius Tilburiensis (den allgemein interessanten Theil des letzteren Werkes hat Liebrecht, Leipzig 1858, herausgegeben). In diesen Büchern findet man die Quellen, bzw. die ältesten erreichbaren Fassungen zahlreicher Dichtungen des Mittelalters und auch noch der Neuzeit.

Um endlich einen Begriff von mittelalterlicher Wissenschaft zu erhalten, empfiehlt es sich, solche encyklopädische Werke, wie des Vincentius Bellovacensis »Speculum doctrinale, historiale, morale, et naturale« oder Brunetto Latini's »Trésor« (ed. Chabaille. Paris 1864), wenigstens einmal zu durchblättern.

Dass der romanische Philolog die bedeutenderen der in den romanischen Sprachen abgefassten Geschichtswerke des Mittelalters und der Neuzeit, namentlich insoweit sie auch durch ihre Kunstform Werth besitzen, in thunlichstem Umfange kennen zu lernen sich angelegen sein lassen wird, ist selbstverständlich.

§ 14. Den Kreis der Universitätsstudien noch über die genannten Hülfswissenschaften hinaus zu erweitern, ist im Allgemeinen nicht rathsam. Man beschäftige sich also mit anderen Fächern nur soweit, als die sehr mässigen Anforderungen, welche im Staatsexamen bezüglich der »allgemeinen Bildung« gestellt werden, es nothwendig machen. Es ist ja gerade für den strebsamen und wissensdurstigen Studierenden eine grosse Versuchung, sich auch mit Wissensgebieten, welche seiner Fachwissenschaft fern liegen, z. B. mit Nationalökonomie, mit Medicin etc., wenigstens durch Vorlesungen in etwas bekannt zu machen und nach Art des Doctor Faust alle vier Facultäten durchzustudieren. In den ersten Semestern, die ja überhaupt mehr propädeutisch verwandt werden müssen, mag man sich auch einzelne solcher Streifzüge gestatten und kann unter Umständen sogar bleibenden Nutzen davon haben. Aber späterhin widerstehe man allen derartigen Versuchungen, die nur traurige Zersplitterung zur Folge haben müssen, und concentrire seine ganze Kraft auf das Fachstudium. Ein Polyhistor

kann man beim heutigen Standpunkt der Wissenschaft nur werden, wenn man darauf verzichten will, in einer Einzelwissenschaft selbständig etwas Tüchtiges zu leisten, und sich damit begnügt, sich immer nur receptiv zu verhalten. Das aber hiesse, sich zu trauriger Sterilität verdammen. Nicht der Besitz einer grossen Masse heterogenen Wissens gewährt innere Befriedigung, sondern der Besitz der Fähigkeit, ein auf ein bestimmtes Gebiet beschränktes Wissen sicher und methodisch zu beherrschen und nach Möglichkeit zur Förderung idealer Zwecke nutzbar zu machen. Nicht im Aufspeichern todter Wissensschätze soll der wahre Gelehrte seine Lebensaufgabe erblicken, sondern in der Förderung der Wissenschaft. Diese Aufgabe zu erfüllen, vermag er aber nur, wenn er sich weise Beschränkung zur Pflicht macht.

In Anschluss hieran werde besonders noch Folgendes bemerkt.

Für jeden Philologen ist es von hohem Werthe, sich mit der allgemeinen Sprachwissenschaft und der allgemeinen (besonders aber wieder der indogermanischen) Sprachvergleichung näher bekannt zu machen, und die Pflicht, dies zu thun, liegt auch dem Studierenden der romanischen Philologie ob. Aber derselbe ist doch in dieser Beziehung wesentlich anders gestellt, als der Studierende der classischen oder der germanischen Philologie. Die romanischen Sprachen sind aus dem Latein hervorgegangen, ihre Laute, ihre Worte, ihre Wortformen, ihre Satzfügungen erklären sich im Wesentlichen aus dem Latein. Eine direkte Vergleichung des Romanischen etwa mit Sanskrit, Altbaktrisch oder Altslavisch würde unsinnig sein. Bei dieser Sachlage darf der romanische Philolog sich damit begnügen, die Ergebnisse der sprachvergleichenden Wissenschaft aus guten Handbüchern, wie solche oben S. [illegible]1 genannt worden sind, kennen zu lernen, und darf auf tiefer eindringende Studien, welche übrigens dem des Griechischen Unkundigen von vornherein unmöglich sein würden, verzichten. Auch ist ihm ein, selbst bloss elementares, Studium des Sanskrit höchstens in dem Falle zuzumuthen, dass er in die akademische Laufbahn einzutreten beabsichtigt, denn für den akademischen Docenten jeder Philologie ist allerdings die möglichst umfangreiche und gründliche allgemein sprachwissenschaftliche Bil-

dung wünschenswerth (Zur ersten Orientirung im Studium des Sanskrit ist zu empfehlen C. Kellner's Elementargrammatik. Leipzig 1868. 2. Ausg. 1880.)

Wenn aber ein romanischer Philolog Lust und Zeit zu selbständigen und weiter ausgreifenden sprachvergleichenden Studien besitzen sollte, so bietet sich ihm ein dankbares Feld dafür dar in der systematischen Vergleichung des Romanischen mit andern Sprachen, welche zu einer älteren in einem deutlich erkennbaren und im Einzelnen nachweisbaren Descendenzverhältnisse steht (so z. B. das Neugriechische zum Altgriechischen, das Neupersische zum Altpersischen, das Prâkrit zum Sanskrit). Namentlich die Ziehung einer genaueren Parallele zwischen Romanisch und Neugriechisch dürfte eine dankbare, ergebnissreiche und weitere Kreise interessirende Arbeit sein, der sich freilich nur derjenige unterziehen kann, welcher nicht bloss Neugriechisch, sondern auch Altgriechisch gründlich versteht (Hülfsmittel für das Studium der neugriechischen Grammatik sind u. A.: Mullach, Grammatik des Vulgärgriechischen. Berlin 1858 — Vlachos, Neugriech. Grammatik. Leipzig. 4. Ausg. 1881 — Sanders, Grammatik der neugriech. Sprache. Leipzig 1881).

§ 15. Der Studierende der romanischen Philologie, der in den Gymnasial-, bzw. Realgymnasiallehrberuf einzutreten beabsichtigt, wird aus praktischen Gründen neben der vollen Lehrbefähigung im Französischen noch wenigstens eine solche in einem andern Fache sich zu erwerben haben. Gegenwärtig ist die Combination Französisch und Englisch die üblichste, wenn sie auch (wenigstes in Preussen) keineswegs gesetzlich vorgeschrieben ist, wie oft geglaubt wird. Es hat dieselbe aber das äussere Bedenken gegen sich, dass wer beide Lehrbefähigungen erlangt hat, als Gymnasiallehrer diejenige für das Englische in der Regel nicht verwerthen kann, praktisch also auf nur eine Hauptfacultas beschränkt ist und in Folge dessen sich in Bezug auf Anstellung und Avancement leicht benachtheiligt sieht. Schwerer noch wiegt das innere Bedenken, dass das gleichzeitige Universitätsstudium des Französischen, welches der romanischen, und des Englischen, welches der germanischen Philologie zugehört, eine mit der weiteren Entwickelung der betreffenden Wissenschaften immer

unerträglicher werdende Ueberbürdung und Zersplitterung der Arbeitskraft des Studierenden zur Folge hat. Französisch und Englisch haben zwar sprachlich und litterarisch sehr viele und enge Beziehungen zu einander, und wer das Eine studiert, wird stets auch eine gewisse Kenntniss des Andern sich erwerben müssen. Aber keineswegs bilden Französisch und Englisch eine unlösbare Einheit, eine solche besteht vielmehr für Studien- und Unterrichtszwecke zwischen Französisch und Lateinisch einerseits und Englisch und Deutsch andrerseits. Besser, als mit dem des Englischen, wird man daher in Rücksicht auf Erlangung der Lehrbefähigung das Studium des Französischen mit demjenigen des Lateinischen oder der Geschichte zu combiniren haben. Man ermöglicht sich dadurch ein einheitliches und um desswillen die Bürgschaft des Erfolges in sich tragendes Studium und erwirbt zugleich den Vortheil, in der späteren lehramtlichen Thätigkeit Unterrichtsgegenstände zu vertreten, welche zwar so eng einander verwandt sind, dass sie die wünschenswerthe Concentration der Arbeitskraft gestatten, aber doch so verschieden, dass nachtheiliger Ermüdung des Geistes, wie stete Beschäftigung mit gleichartigem Wissensstoffe sie verursacht, vorgebeugt wird.

Litteraturangaben: Eine ausführliche Methodik und Hodegetik des Studiums der romanischen Philologie (bzw. der Neuphilologie) ist noch nicht geschrieben, wie es überhaupt auch an einer zeitgemässen Hodegetik des akademischen Studiums fehlt (die älteren Schriften — wie Scheidler, Grundlinien der Hodegetik des akademischen Studiums. Leipzig 1839; Schleiermacher, Gelegentliche Gedanken über Universitäten. Berlin 1808. u. v. a. — enthalten zwar Vieles, was noch sehr lesens- und beherzigenswerth ist, aber daneben auch Vieles, was auf die heutigen Verhältnisse gar nicht mehr passt).

Rathschläge und Winke für das Studium der romanischen Philologie, bzw. der Neuphilologie, findet man in B. Schmitz' bekannter Encyklopädie (s. oben S. 160), namentlich im 4. Theile derselben und in der der 2. Aufl. des 3. Supplementes beigegebenen Abhandlung »Ueber Begriff und Umfang unseres Faches« (Schmitz fasste das Studium der neueren Sprache in einer Weise rein praktisch auf, wie sie heute nicht mehr gestattet ist), ferner in folgenden Monographien: Asher, Ueber das Studium der neueren Sprachen an den Universitäten. Ein Nothschrei an die Unterrichtsbehörden etc. Leipzig 1881. (Asher spricht fast ausschliesslich über das Studium des Englischen; er vertritt den Standpunkt, dass das Studium der neueren Sprachen hauptsächlich nach praktischen Gesichtspunkten betrieben und von praktischen Tendenzen geleitet werden müsse.) G. Körting, Gedanken

und Bemerkungen über das Studium der neueren Sprachen auf den deutschen Hochschulen. Heilbronn 1881. v. Reinhardstöttner, Gedanken über das Studium der modernen Sprachen an bayer. Hoch- u. Mittelschulen. München 1882, und: Weitere Gedanken über das Studium der modernen Sprachen in Bayern etc. München 1883. Seit dem Erscheinen der genannten Schriften sind die darin angeregten Fragen in zahlreichen Recensionen und Abhandlungen nach allen Seiten hin und von den verschiedensten Standpunkten aus erörtert worden, ohne dass doch bis jetzt eine wirkliche Klärung und Vereinbarung der Ansichten erreicht worden wäre.

Ueber die Schattenseiten und Gefahren des Aufenthaltes junger unbemittelter Philologen im Auslande (vgl. oben S. 209 f.) vgl. die treffliche Schrift von H. Reichardt, Der deutsche Lehrer in England. Eine Warnung für die deutsche Lehrer- und Studentenschaft. Berlin 1883.

Zusätze und Berichtigungen.

Zu S. 92. In B I und C I sind d und o umzustellen.

Zu S. 113, Z. 11 v. u. Das über die Ersch-Gruber'sche Encyklopädie Gesagte beruht auf einem Irrthume; die betr. Encyklopädie ist rein alphabetisch geordnet, und die Eintheilung in Sectionen sollte nur dem Zwecke dienen, das grosse Werk an mehreren Punkten gleichzeitig in Angriff nehmen zu können.

Zu S. 131 k) Die bedeutende Schrift Stünkel's über die Sprache der Lex romana Utinensis ist unter o) aufgeführt.

Zu S. 147, Z. 25 unten. Statt Sprachorganismus bitte zu lesen Sprachorganismen.

Zu S. 151, Z. 17 v. oben. Statt *die ... gleiche Stufe* ist zu lesen der ... gleichen Stufe.

Zu S. 153, § 7. Ueber die Verwandtschaftsverhältnisse der romanischen Sprachen unter einander vgl. Theil II, Einleitung § 2.

Zu S. 154, Z. 9 v. unten. Soeben erschien das 5. Supplementheft der Zeitschrift für romanische Philologie (Bibliographie von 1880).

Zu S. 156, Z. 17 u. 18 v. unten. Statt Sprache ist zu lesen Sprachen.

Zu S. 167, Z. 9 v. oben. Statt 1882 ist zu lesen 1883.

Zu S. 173, No. 15. Bartsch's Dante-Uebersetzung erschien Leipzig 1877.

Zu S. 175, No. 22. In Gemeinschaft mit F. Muncker edirte K. Hofmann: Joufrois, altfranz. Rittergedicht. Halle 1880. Vgl. auch No. 11.

Zu S. 175, Z. 25 v. oben. Statt Loberain ist zu lesen Loherain. — Von Hardy's Tragödien sind bis jetzt nur 2 Bde. (III u. IV) erschienen, zwei weitere sollen folgen. — Von den »Ausgaben und Abhandlungen« sind soeben Heft VIII (das anglonorm. Lied vom wackern Ritter Horn. Genauer Abdruck der Cambr. Oxf. u. Lond. Hds., besorgt von R. Brede und E. Stengel) und Heft IX (J. Altona, Gebete und Anrufungen in den altfranzösischen Chansons de geste) erschienen.

Zu S. 177, No. 28. MUSSAFIA ist auch Verfasser einer trefflichen italienischen Grammatik, welche bereits 14 Auflagen erlebt hat.

Zu S. 184. Bemerkt konnte hier werden, dass die französische Schweiz einzelne namhafte Romanisten besitzt (E. RITTER in Genf, C. AYER in Neuchâtel, E. SECRETAN in Lausanne, F. HAEFELIN in Freiburg [oder in Neuchâtel?]), J. SCARTAZZINI in Soglio.

Zu S. 213, Z. 15 v. oben. Statt Einpaucken ist zu lesen Einpauken.

Zu S. 216, § 7. Ein interessantes Verzeichniss der in den Jahren 1872—1879 auf den deutschen Hochschulen gehaltenen romanistischen Vorlesungen hat KOSCHWITZ in den Rom. Stud. IV 185 ff. gegeben.

Zu S. 241, Z. 4 ff. v. oben. Dem hier Gesagten kann hinzugefügt werden, dass für den Studierenden der französischen Philologie das Studium des Keltischen in mehrfacher Hinsicht rathsam und ergebnissreich sein kann. Hülfsmittel für dieses Studium werden im 3. Theile in dem betr. Abschnitte angegeben werden.

ENCYKLOPAEDIE UND METHODOLOGIE

DER

ROMANISCHEN PHILOLOGIE.

ZWEITER THEIL.

ENCYKLOPAEDIE UND METHODOLOGIE

DER

ROMANISCHEN PHILOLOGIE

MIT BESONDERER

BERÜCKSICHTIGUNG DES FRANZÖSISCHEN UND ITALIENISCHEN

VON

GUSTAV KÖRTING.

ZWEITER THEIL.

DIE ENCYKLOPAEDIE DER ROMANISCHEN GESAMMT-PHILOLOGIE.



HEILBRONN,
VERLAG VON GEBR. HENNINGER.
1884.

Vorwort.

Hiermit übergebe ich den zweiten Theil meiner Encyklopädie etc. der Oeffentlichkeit. Die überaus günstige Aufnahme, welche, so viel ich weiss, bis jetzt der kürzlich erschienene erste Theil gefunden hat, lässt mich hoffen, dass auch diesem Theile ein gleich freundliches Schicksal beschieden sein möge.

Ich hatte beabsichtigt, diesem Buche als Anhang »Annalen der romanischen Philologie« beizugeben; dieselben sollten enthalten:

a) eine chronologisch geordnete Uebersicht der bedeutenderen, sei es auf die romanische Gesammtphilologie, sei es auf eine der romanischen Einzelphilologieen bezüglichen Werke;

b) chronologisch geordnete biographische Angaben über die bedeutenderen Romanisten, Angaben über die Errichtung der romanischen Professuren und Seminarien, über die Gründung der romanischen, bzw. neuphilologischen Vereine u. dgl.

Nachdem ich aber das erforderliche bibliographische Material für a) gesammelt hatte, musste ich erkennen, dass die Bearbeitung desselben besser in darstellender, als in tabellarischer Form zu erfolgen habe und dass sie jedenfalls die mir für die Encyklopädie gesteckten räum-

lichen Grenzen weit überschreiten würde. Ich beabsichtige daher, statt der Annalen thunlichst bald eine »Geschichte der romanischen Philologie« abzufassen.

Der dritte Theil der Encyklopädie wird, da ich die Vorarbeiten dafür bereits abgeschlossen habe, voraussichtlich noch im Laufe dieses Jahres dem Drucke übergeben werden können.

Als eine Art Supplement zur Encyklopädie will ich dem dritten Theile derselben ein Heft »Paradigmata zur romanischen Grammatik und Rhythmik« nachfolgen lassen.

Schliesslich ist es mir eine angenehme Pflicht, meinem lieben Freunde, Herrn Gymnasialrector Prof. Dr. O. Meltzer in Dresden, für die aufopfernde Unterstützung, welche er mir bei der Druckcorrektur dieses sowie des vorangehenden Theiles gewährt hat, meinen herzlichsten und aufrichtigsten Dank auszusprechen.

Münster i. W., d. 2. Mai 1884.

G. Körting.

Inhaltsverzeichniss.

Einleitung.

I.

Der sprachliche Theil der romanischen Gesammtphilologie.

Erstes Buch.

Die Laute.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Die Entwickelung der Laute oder der Lautwandel. S. 40.

Viertes Kapitel.

Der Lautbestand. S. 104.

Fünftes Kapitel.

Die theoretische Fixirung der Aussprache (Orthoepie). S. 113.

Zweites Buch.

Die Worte.

Erstes Kapitel.

Die Kategorien der Worte. S. 119.

Zweites Kapitel.

Die Wortbildung. S. 129.

Drittes Kapitel.

Die Wortentlehnung. S. 140.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Viertes Buch.

Die Wortcomplexe (Composita).

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Fünftes Buch.

Die Syntax und Stylistik.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Sechstes Buch.

Die Sprachgeschichte.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

II.

Der litterarische Theil der romanischen Gesammtphilologie.

Erstes Buch.

Die Schriftzeichen (Buchstaben).

Zweites Buch.

Die Litteraturwerke.



Drittes Buch.

Die Litteraturformen (die Rhythmik).

Viertes Buch.

Die Litteraturcomplexe.

Fünftes Buch.

Die Verbindung der Litteraturwerke.

Sechstes Buch.

Die Litteraturgeschichte.

Uebersicht
der in Theil I und II angegebenen »Litteraturangaben«.

Theil I.

Allgemeine Sprachwissenschaft. S. 27 ff. u. 51 ff.[1] — Geschichte der Schrift. S. 63 (vgl. auch Theil II, S. 369 f.). — Encyklopädie der Philologie. S. 94. — Hülfsmittel für das Studium des Lateins. S. 129 ff.[2] — Ausbreitung und Dialekte des Lateins. Der Name »Romanisch«. Verhältniss des Romanischen zum Latein. S. 144 ff. — Bibliographien, Encyklopädien, Zeitschriften und periodische Publicationen der romanischen Philologie. S. 154 ff. — Verzeichniss der Werke F. DIEZ' und der DIEZ-Biographien. S. 165. — Verzeichniss der deutschen Romanisten und ihrer Werke. S. 169 ff. — Verzeichniss der französischen Romanisten und ihrer Werke. S. 180 ff. — Geschichte der romanischen Philologie. S. 191 f. — Methodik des Studiums der neueren Philologie. S. 242 f.

1) Nachgetragen werde hier: O. SCHRADER, Sprachvergleichung und Urgeschichte. Jena 1883 — K. BRUGMANN, Zur Frage nach den Verwandtschaftsverhältnissen der indogermanischen Sprachen, in: TECHMER's Zeitschrift für allgem. Sprachwissenschaft. I 244 ff. — F. MÜLLER, Sind die Lautgesetze Naturgesetze? in: TECHMER's Zeitschrift für allgem. Sprachwissenschaft I 211 ff. (Vgl. über diese Schriften die trefflichen Bemerkungen von W. MEYER im Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. 1884. Nr. 5. Sp. 186 ff.) — C. ABEL, Sprachwissenschaftliche Abhandlungen. Leipzig 1885 [sic!]. (Das Werk enthält einzelne sehr geistvolle und anregende, wenn auch scheinbar oft in Paradoxen sich bewegende Essays über die Entstehung und Entwickelung der Wortbedeutungen, über »die Verbindung zwischen Lexikon und Grammatik« etc.).

2) Ueber die während der letzten Monate erschienenen Schriften, welche auf lateinische Grammatik sich beziehen und zugleich für den Romanisten Interesse haben, hat in sehr dankenswerther Weise referirt W. MEYER im Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. 1884. Nr. 5. Sp. 182 ff. Ebendaselbst wird auch aufmerksam gemacht auf die Schrift von BLASS, Ueber die Aussprache des Griechischen. 2. Ausg. Berlin 1882 (in derselben wird, was auch für den Romanisten von Wichtigkeit ist, u. A. nachgewiesen, dass η und ω offenen, ε und ο geschlossenen Laut besassen und ursprünglich eben nur die Qualität, nicht die Quantität bezeichneten). Ebenfalls auch für Romanisten interessant ist die Schrift G. A. SAALFELD's »Die Lautgesetze der griechischen Lehnwörter im Lateinischen«. Leipzig 1884.

Theil II.

1) Nachgetragen werde: H. Breymann, Ueber Lautphysiologie und deren Bedeutung für den Unterricht. München u. Leipzig 1884 — * G. H. v. Meyer, Unsere Sprachwerkzeuge und ihre Verwendung zur Bildung der Sprachlaute (Bd. 42 der »Internat. wissenschaftl. Bibl.«) — J. Hoffory, Prof. Sievers und die Principien der Sprachphysiologie. Berlin 1884.

2) Nach einer Notiz im Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. 1884. Nr. 5, Sp. 205 arbeitet K. Merwart an einer Abhandlung über die Verschiebung der Wortbedeutungen in den romanischen Sprachen.

3) Nachgetragen werde: W. Meyer, Ueber die Beobachtung des Wortaccentes in der altlateinischen Poesie. München 1884.

4) Hier werde nachgetragen: G. Freytag, Die Technik des Dramas. Leipzig 1884 (4. Aufl.).

Zusätze und Berichtigungen zu Theil I und II.

Theil I.

S. 11, Z. 8 v. u. Auf die Entstehung vor franz. *puisse* hat lat. *poscam* massgebend eingewirkt; ebenda ist statt altfranzösisch zu lesen neufranzösisch. — S. 48, Z. 8 v. o. ist statt Steiermak zu lesen Steiermark. — S. 121, Z. 11 v. o. Das Citat aus Horaz muss lauten: Graecia capta ferum victorem cepit etc. — S. 130, Z. 4 v. o. Von WÖLFFLIN's Archiv für lateinische Lexikographie etc. sind in den ersten Monaten 1884 die ersten beiden, sehr inhaltsreichen Hefte erschienen. — S. 154, Z. 3 v. o. Seit Herbst 1883 erscheint ein »Bibliographischer Anzeiger für romanische Sprachen und Litteraturen«, herausgeg. von E. EBERING. Leipzig. E. Twietmeyer (bis Mai 1884 waren 2 Hefte erschienen). Z. 22 v. o. Nur die fünf ersten Bände des Jahrbuchs wurden von A. EBERT herausgegeben, von Bd. VI ab übernahm L. LEMCKE die Redaction. Z. 19 v. u. Von der »Romania« sind bis jetzt (Mai 1884) überhaupt 49 Hefte = 12 Bde. und 1 Heft erschienen. Z. 12 v. u. Der 7. Bd. der Zeitschrift für romanische Philologie ist inzwischen vollständig geworden; ebenso ist jetzt das 5. bibliographische Supplementheft (für 1880) ausgegeben worden. — S. 161. Siebentes Kapitel. So wenig in diesem Kapitel irgendwie Vollständigkeit der geschichtlichen Angaben beabsichtigt worden war und beabsichtigt werden konnte, so hätte doch auf F. WOLF und dessen Wirksamkeit für die Begründung der wissenschaftlichen romanischen Litteraturgeschichte hingewiesen werden sollen (man vgl. über WOLF den Nekrolog, den ihm A. EBERT im Jahrbuch VIII S. 248 gewidmet hat); überhaupt wäre es angezeigt gewesen, darauf hinzudeuten, welche rege Pflege der Litteraturgeschichte in den dreissiger und vierziger Jahren durch FAURIEL, AMPÈRE u. A. zu Theil ward. Bei dieser Gelegenheit sei mir die Bemerkung gestattet, dass ich die in Kap. 7 gegebenen Andeutungen weiter ausführen, die darin befindlichen Lücken aber ausfüllen werde in meiner »Geschichte der romanischen Philologie«, deren baldige Herausgabe ich beabsichtige, vgl. das Vorwort zum 2. Theile. — S. 170, Z. 1 v. o. ist hinzuzufügen: A. TOBLER verfasste ferner: Vom französischen Versbau alter und neuer

Zeit. Leipzig 1880. 2. Ausg. 1883; von Li dis dou vrai aniel erschien im März 1884 eine zweite Ausgabe. — S. 170, Z. 7 u. 1 v. u. Von FÖRSTER's Altfranzösischer Bibliographie erschien im April 1884 Bd. 8: Orthographia gallica, herausgeg. von J. STÜRZINGER. Ebenfalls im April 1884 erschien Theil I des von W. FÖRSTER und E. KOSCHWITZ herausgegebenen Altfranzösischen Uebungsbuches. Heilbronn, Henninger. — S. 172, Z. 5 v. o. Nach VOLLMÖLLER ist einzuschieben P. O. Z. 16 v. o. Von den Romanischen Forschungen ist Januar 1884 Heft 3 erschienen und damit Bd. I abgeschlossen worden (Heft 3 enthält u. A. eine eingehende Untersuchung von H. ANDRESEN über die Quellen der Chronique des ducs de Normandie des Benoît). — S. 172, Z. 4 v. u. ist hinzuzufügen: E. KOSCHWITZ gab heraus: Les plus anciens monuments de la langue française. 3. Ausg. Heilbronn 1883, und in Verbindung mit W. FÖRSTER, Altfranzösisches Uebungsbuch. Theil I. Heilbronn 1884. — S. 173, Z. 19 v. u. statt Chrestomatie ist zu lesen Chrestomathie. — S. 174, Z. 20 v. u. A. EBERT hat nur die ersten fünf Bände des Jahrbuches redigirt. Z. 7 v. u. ist hinzuzufügen: E. STENGEL verfasste ferner: Der Vocalismus des lateinischen Elementes in den wichtigsten Dialekten von Graubünden und Tyrol. Bonn 1869. — S. 175, Z. 4 ff. v. o. ist hinzuzufügen: Von den »Ausgaben und Abhandlungen« sind inzwischen noch erschienen: Heft 8. Das anglonormannische Lied vom wackern Ritter Horn. Genauer Abdruck etc. besorgt von R. BREDE und E. STENGEL. Heft 9. J. ALTONA, Gebete und Anrufungen in den altfranzösischen Chansons de geste. Heft 11. Die ältesten französischen Sprachdenkmäler. Genauer Abdruck und Bibliographie besorgt von E. STENGEL. Heft 14. M. BANNER, Ueber den regelmässigen Wechsel männlicher und weiblicher Reime in der französischen Dichtung. Von mehreren anderen Abhandlungen sind vorläufig die ersten Theile als Marburger Doctordissertationen erschienen. Vgl. auch S. XVIII. — S. 175, Z. 16 v. u. ist hinzuzufügen: K. HOFMANN gab heraus das provenzalische Epos von Girart v. Rossilho. Berlin 1855/57. — S. 175, Z. 7 v. u. ist hinzuzufügen: H. BREYMANN verfasste: Ueber Lautphysiologie und deren Bedeutung für den Unterricht. München 1884. — S. 176, Z. 18 v. o. ist hinzuzufügen: G. KÖRTING verfasste: Die Anfänge der Renaissancelitteratur in Italien. Leipzig 1884 (bildet den ersten Theil des 3. Bandes der Geschichte der Litteratur Italiens im Zeitalter der Renaissance, aber die Einleitung zu dem Gesammtwerke, wird deshalb auch — wie im Vorwort ausdrücklich bemerkt — in der 2. Ausgabe an die Spitze des Gesammtwerkes gestellt werden, was jetzt nur aus äusseren Gründen nicht geschehen konnte. Die Bemerkung des Recensenten im Litterarischen Centralblatt vom 19. April 1884 war demnach unberechtigt). — S. 177, Z. 3 v. o. ist hinzuzufügen: G. GRÖBER verfasste: Sprachquellen und Wortquellen des lateinischen Wörterbuchs, und: Vulgärlateinische Substrata romanischer Wörter, in: Archiv für lateinische Lexikographie (s. oben zu S. 130). Bd. I. S. 35 ff. u. 204 ff. — S. 177, Nr. 28. Wien, ist hinzuzufügen: F. LOTHEISSEN, P. E., verfasste u. A.: Geschichte der französischen Litteratur im 17. Jahrhundert. Wien 1878/84. 4 Bde. — S. 177, Nr. 30. Zürich, ist hinzuzufügen: H. BREITINGER, P. O., ver-

fasste: Die Grundzüge der französischen Litteratur- n. Sprachgeschichte. Zürich, seit 1875 in mehreren Auflagen erschienen. Studium und Unterricht des Französischen. Zürich 1877. Aus neueren Litteraturen. Zürich 1879. Les Unités d'Aristote avant le Cid de Corneille. Genève 1879. Einleitung in das Studium des Italienischen. Zürich 1878. — S. 179, Z. 13 v. o. ist hinzuzufügen: Ein akademischer neuphilologischer Verein, der jedoch dem Kartellverbande nicht angehört, besteht auch in München. — S. 179, Z. 6 v. u. G. PARIS ist (nach brieflicher Mittheilung) nicht 1830, sondern 1839 geboren. — S. 180, Z. 10 v. u. ist statt RAYNOUARD zu lesen RAYNAUD, und Z. 9 v. u. ist statt ARNOULD zu lesen ARNOUL. — S. 181, Z. 14 f. P. MEYER's Recueil etc. enthält im 2. Hefte altfranzösische Texte. — S. 182. Unter den hier aufgezählten französischen Romanisten musste vor allen FR. MICHEL, der hochverdiente Herausgeber vieler altfranzösischer Texte, genannt werden. — S. 182, Z. 8 v. u. ist hinzuzufügen: A. THOMAS verfasste: Francesco da Barberino et la littérature provençale en Italie au moyen âge. Paris 1883. — S. 207, Z. 10 v. u. statt Fachschulen ist zu lesen Hochschulen. — S. 222, Z. 13 v. u. ist statt Bücherartikel zu lesen Büchertitel. — S. 234, Z. 2 v. u. ist »zu« vor »thun« zu streichen. — S. 237, Z. 10 v. o. ist nach »allgemeinen« einzuschieben »Zwecke«. — S. 238, Z. 14 v. u. ist nach »englisch-normannische« einzuschieben »Geschichte«.

Theil II.

S. 6, Z. 6 v. o. Nach BÖHMER, Die provenzalische Poesie der Gegenwart (Halle 1870), p. 2, beträgt die Zahl der Provenzalen etwa 10 Millionen. — S. 24. Zu den Litteraturangaben ist hinzuzufügen: A. WESTERN, Engelsk Lydlaere. Kristiania 1882; ein sehr tüchtiges und praktisches Büchlein, das eine deutsche Bearbeitung verdiente[1]. Der in ihm gegebene »Kort grundrids af lydfysiologien« ist ein sehr verständiger Auszug aus SWEET's Handbook. Gegen das von E. SIEVERS aufgestellte System der Lautphysiologie hat Widerspruch erhoben J. HOFFORY in der im Juni 1884 erschienenen Schrift: Professor SIEVERS und die Principien der Lautphysiologie. Eine Streitschrift. Berlin 1884. — S. 27. Auf die zu dieser Seite gegebene Anmerkung werde hier ausdrücklich hingewiesen mit dem ebenso ausdrücklichen Bemerken, dass auch die auf S. 36 gegebene Consonantentabelle von TRAUTMANN l. l. aufgestellt worden ist. — S. 104, Z. 3 v. o. statt diesen ist zu lesen dieser. — S. 162, Z. 7 v. o. Die hier angeführte Dissertation von H. LEHMANN ist inzwischen erschienen. — S. 201, Z. 2 v. o. statt pl. lies sg. — S. 208, Z. 11 v. o. statt keine lies kein. — S. 397. Den Litteraturangaben ist beizufügen: Chronologie. L'Art de vérifier les dates.

1) Eine solche soll auch wirklich demnächst im Henninger'schen Verlage erscheinen, vgl. Litteraturbl. etc. 1884, Nr. 6, Sp. 258.

Paris 1783. 3 Bde. — IDELER, Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie. Berlin 1826. 2 Bde. — GROTEFEND, Compendium der mittelalterlichen Chronologie. Leipzig 1869. — S. 415, Z. 17 v. u. Die hier angeführte Schrift WÖLFFLIN's ist bereits 1881 erschienen und führt den Titel »Ueber die allitterirenden Verbindungen der lateinischen Sprache« (vgl. über sie die gehaltvolle Recension von G. GRÖBER in der Zeitschrift für romanische Philologie VI 467 ff.).

Zusatz zu S. XVI, Z. 19 v. u. Von STENGEL's Abhandlungen sind neuerdings (Ende Juni 1884) ferner ausgegeben worden:

18. TH. KRABBES, Die Frau im altfranzösischen Karlsepos — 19. R. BIRKENHOFF, Ueber Metrum und Reim der altfranzösischen Brandanlegende — 20. A. FEIST, Die Geste des Loherains in der Prosabearbeitung der Arsenalhandschrift — 21. L. KIRCHRATH, Li Romans de Durmart li Galois in seinem Verhältniss zu Meraugis de Portleguez und den Werken Crestiens de Troyes — 22. R. HALFMANN, Die Bilder und Vergleiche in Pulci's Morgante.

Einleitung.

§ 1. Abstammung und Familienzugehörigkeit der romanischen Sprachen.

1. Die romanischen Sprachen sind unmittelbar aus dem Latein hervorgegangen, sind Tochtersprachen desselben. Näheres sehe man Theil I, Buch II, Kap. 2.

2. Da das Latein, die Muttersprache der romanischen Sprachen, der indogermanischen Sprachfamilie angehört (vgl. Theil I, Buch I, Kap. 2, § 2), so gehören auch die romanischen Sprachen dieser Familie an, nehmen aber innerhalb derselben in Folge ihrer Eigenschaft als Tochtersprachen den Rang von secundären Sprachen (vgl. Theil I, S. 45) oder, wenn man bereits das Latein als secundäre Sprache betrachtet, denjenigen von tertiären Sprachen ein.

3. Mehr oder weniger stark sind die romanischen Sprachen in ihrer Entwickelung durch diejenigen Sprachen beeinflusst worden, welche in den betreffenden Landgebieten vor deren Romanisirung gesprochen wurden, namentlich durch das Keltische (in Oberitalien und Gallien), durch das Iberische (in einzelnen Theilen des südlichen Galliens und auf der Pyrenäenhalbinsel) und durch das Rätische (in den rätoromanischen Sprachgebieten der Schweiz und Tyrols). Bei der überaus unvollkommenen Kenntniss, welche wir von den genannten Sprachen besonders vom Iberischen und Rätischen) besitzen, ist jedoch der Grad ihres Einflusses auf die Entwickelung des Romanischen durchaus nicht mit Sicherheit festzustellen.

4. Da der Wortschatz des Lateins, und zwar auch (besonders durch christlich-kirchlichen Einfluss) derjenige des Volkslateins,

in beträchtlichem Umfange griechische Elemente in sich aufgenommen hat, so haben auch die romanischen Sprachen eine nicht unerhebliche Anzahl griechischer Worte ererbt; noch ansehnlicher ist die Zahl der griechischen Worte, welche in Folge von politischen und commerciellen, namentlich aber wissenschaftlichen Beziehungen in das Romanische übertragen worden sind.

5. In nahe Beziehungen sind in Folge geschichtlicher Verhältnisse die romanischen Sprachen zu den einzelnen Sprachen des germanischen Sprachstammes getreten, und es ist dies Ursache gewesen, dass der Wortschatz des Romanischen zahlreiche germanische Bestandtheile in sich aufgenommen hat; freilich bestehen in Bezug darauf zwischen den einzelnen romanischen Sprachen erhebliche Unterschiede, wie unten Buch II, Kap. 3 näher dargelegt werden wird.

6. Zu den slavischen Sprachen besitzt nur eine einzige romanische Sprache, die rumänische, nähere Beziehungen, welche sich aus der geographischen Lage des rumänischen Sprachgebietes und aus den geschichtlichen Schicksalen des rumänischen Volkes leicht erklären.

7. Von den semitischen Sprachen hat allein die arabische einen nennenswerthen Einfluss auf die Entwickelung einzelner romanischen Sprachen (namentlich des Spanischen ausgeübt.

8. Aus dem zum finnischen Sprachstamme gehörigen Türkischen sind einzelne Worte in den rumänischen Wortschatz übergegangen.

§ 2. Das Verwandtschaftsverhältniss der romanischen Sprachen unter einander.

1. Da die romanischen Sprachen sämmtlich aus dem (Vulgär)latein hervorgegangen sind, so stehen sie sämmtlich zu dem letzteren in dem gleich nahen Verhältnisse von Tochtersprachen, und daraus folgt wieder, dass sie zu einander in dem Verhältnisse von Schwestersprachen stehen. Eine jede einzelne romanische Sprache ist also sowol dem Latein, wie den andern romanischen Sprachen in gleichem Grade verwandt.

2. Jede romanische Einzelsprache hat eine eigenthümliche, von derjenigen einer jeden ihrer Schwestersprachen abweichende Entwickelung gehabt. In Folge dessen zeigt jede Einzel-



sprache mehr oder weniger erhebliche Abweichungen von dem (vulgär)lateinischen Sprachbau, welche nur ihr eigenthümlich sind, und daraus ergiebt sich wieder, dass jede Einzelsprache, verglichen mit allen andern Schwestersprachen, nur ihr eigenthümliche und charakteristische Züge des Sprachbaues besitzt. Je nach der Beschaffenheit dieser Züge ist eine bestimmte Einzelsprache dem Latein ähnlicher geblieben oder unähnlicher geworden, als eine andere Einzelsprache, und sie ist zugleich (einer) bestimmten Schwestersprache(n) ähnlicher, bzw. unähnlicher, als den übrigen.

3. Es ist aber zu beachten, dass eine Einzelsprache dem Latein und ebenso bestimmten anderen Schwestersprachen immer nur partiell (d. h. in Bezug auf einzelne Gebiete des Sprachbaues, also Lautstand oder Formenbestand oder Wortbestand oder Syntax), nie aber total ähnlich, bzw. unähnlich ist, denn gewisse Factoren wirken auf die verschiedenen Gebiete des Sprachbaues mit sehr ungleicher Intensität (z. B. der germanische Einfluss hat vorwiegend auf den Wortschatz eingewirkt; eine Sprache also, welche, wie die französische, von diesem Einfluss besonders stark berührt worden ist, ist in Bezug auf den Wortschatz dem Latein unähnlicher geworden, als z. B. in Bezug auf die Formenlehre; und eben in Bezug auf die Mischung seines Wortschatzes mit germanischen Elementen steht das Französische z. B. dem Italienischen ferner, als dem [im Wortschatz gleichfalls vom Germanischen stark beeinflussten] Spanischen, während es in Bezug auf die Formenlehre dem Italienischen und Spanischen ungefähr gleich ähnlich ist; in Hinsicht auf den Lautstand ist das Französische wieder dem Portugiesischen besonders ähnlich, während es bezüglich der Formenlehre nicht unerheblich von ihm abweicht etc.).

4. Aus dem Gesagten folgt, dass es unmöglich ist, auch nur zwei romanische Einzelsprachen zusammenzustellen, welche in allen Beziehungen die gleiche Entwickelung gehabt hätten und vermöge dessen gegenüber den anderen Schwestersprachen eine scharf abgegrenzte Gruppe bildeten. Möglich ist eine Gruppirung vielmehr nur entweder auf Grund gewisser hervorstechender Charakterzüge (wie z. B. Vorhandensein von Nasalvocalen, getrübten Vocalen u. dgl., oder etwa Erhaltung des lateinischen Plusquamperfectum Ind. Act. u. dgl., oder etwa

Beeinflussung durch das Germanische u. dgl.) oder aber auf Grund des allgemeinen Eindruckes, welchen man bei der Gesammtbetrachtung der einzelnen Sprachen empfängt, oder endlich auf Grund der geographischen Lage der einzelnen Sprachgebiete.

5. Bemerkungen über die Gruppirung nach dem erstgenannten Principe werden im dritten Theile bei sich bietender Gelegenheit gegeben werden. Nimmt man das zweite Princip zur Richtschnur, so würde sich sagen lassen, dass das Spanische mit dem Italienischen, das Provenzalische mit dem Katalanischen, das Französische einerseits mit dem Portugiesischen und andrerseits mit dem Provenzalischen je eine Gruppe bildet, während das Rätoromanische und das Rumänische im Wesentlichen vereinzelt dastehen. — Nach geographischem Principe endlich lassen die Sprachen sich ordnen in: a) südwestliche Gruppe (Portugiesisch, Spanisch, Katalanisch); b) nordwestliche Gruppe (Provenzalisch, Französisch); c) centrale Gruppe (Rätoromanisch und Italienisch); d) östliche Gruppe ([Macedo- und Daco-]Rumänisch).

§ 3. Bemerkungen über den Bau der romanischen Sprachen.

1. Der Bau des Lateins war in Bezug auf die beiden wichtigsten Wortkategorien, das Nomen und das Verbum, synthetisch, denn innerhalb dieser Kategorien wurden, wenn auch bei weitem nicht alle, so doch die meisten der am häufigsten vorkommenden Begriffsverbindungen und Begriffsbeziehungen durch organisch gebildete und regelmässiger Abwandlung fähige Wortformen zum Ausdruck gebracht. Freilich aber zeigt das Latein nicht die gleiche Ausbildung der Synthesis des Formenbaues, wie andere ihm urverwandte Sprachen (namentlich das Griechische und das Sanskrit), und unverkennbar tritt schon früh selbst im Schriftlatein, weit mehr aber noch im Volkslatein die Tendenz hervor, einen Theil der synthetisch gebildeten Formen durch analytische Umschreibungen zu ersetzen. Näheres hierüber sehe man Theil I, Buch II, Kap. 1, § 2 und namentlich weiter unten Buch III.

2. Die Entwickelung des Romanischen aus dem Latein verfolgt, was den Sprachbau anlangt, das Princip, die synthetische Wortformbildung zu ersetzen durch analytische Wort-

formumschreibung. Zur völligen Durchführung ist indessen dies Princip nicht gelangt, denn alle romanischen Sprachen bewahren noch Reste der lateinischen Flexion, welche besonders auf dem Gebiete der Conjugation nicht unbeträchtlich sind. Immerhin aber überwiegt in den romanischen Sprachen die analytische Wortformumschreibung bei weitem die synthetische Wortformbildung, und man ist demnach berechtigt, diese Sprachen als analytische zu bezeichnen, wenn man sie auch in Rücksicht auf die erhaltenen Flexionsreste den flectirenden Sprachen beizählen muss.

3. In Bezug auf die Durchführung des analytischen Princips stehen die einzelnen romanischen Sprachen im Wesentlichen auf der gleichen Stufe, d. h. die Summe der erhaltenen Flexionsreste ist in allen ungefähr dieselbe; nur das Altfranzösische und das Altprovenzalische nehmen dadurch eine abgesonderte Stellung ein, dass sie noch die Fähigkeit der formalen Unterscheidung zwischen casus rectus und casus obliquus besassen.

4. Ueber das Verhältniss der romanischen Schriftsprachformen zu den Volkssprachformen vgl. unten die Vorbemerkung auf S. 8.

§ 4. Das Gebiet der romanischen Sprachen.

Da über die Grenzen der Gebiete der romanischen Einzelsprachen später (in Theil III) eingehender gehandelt werden wird, so sind hier nur folgende allgemeine Bemerkungen zu machen.

1. Im Wesentlichen ist das gesammte südwestliche Europa (Italien, Frankreich, Spanien, Portugal) zusammenhängendes romanisches Sprachgebiet, in welches nur wenige und mehr und mehr sich verkleinernde fremdsprachliche (deutsche, griechische, albanesische etc.) Sprachinseln eingestreut sind. Ausserdem besteht in Südosteuropa ein isolirtes und in mehrere an Umfang sehr ungleiche Theile gespaltenes romanisches Sprachgebiet, welches eine einzige Sprache, die rumänische, umfasst. Ferner hat das Romanische, bzw. das Rätoromanische (und Ladinische) einzelne kleine und durch fremde Sprachgebiete von einander getrennte Bezirke in der Schweiz, Tyrol und Friaul inne, und endlich wird das Romanische, bzw. das Italienische, von einem nicht unerheblichen Procentsatz der Bevölkerung

Istriens (Triest) und des dalmatinischen Küstengebietes gesprochen.

2. Die Zahl der in Europa lebenden Romanen ist, wie leicht begreiflich, mit Sicherheit nicht festzustellen, eine ungefähre Schätzung aber giebt die folgende Tabelle[1]:

Franzosen und Provenzalen in Frankreich	36. 104. 034
Franzosen in Elsass-Lothringen	220. 000
Franzosen (bzw. Wallonen) in Belgien	2. 274. 020
Franzosen in der Schweiz	667. 875
Italiener in Italien	28. 209. 620
Italiener in der Schweiz	150. 395
Italiener in der österreichisch-ungarischen Monarchie	633. 000
Spanier und Katalanen	16. 173. 032
Portugiesen	4. 348. 551
Rumänen (im Königreiche)	5. 376. 000
Rumänen in Bessarabien	600. 000
Rumänen (und Rätoromanen) in der österreichisch-ungarischen Monarchie	2. 995. 000
Rätoromanen in der Schweiz	43. 890
	97. 825. 407

Abgesehen davon, dass derartige Schätzungen der Natur der Sache nach immer nur approximativ sein können, wird die Richtigkeit der obigen Angaben namentlich durch zwei Umstände beeinträchtigt: 1) Zu Grunde gelegt sind theilweise Volkszählungen, welche bereits vor längeren Jahren angestellt worden sind und folglich für die Gegenwart nicht mehr zutreffen. 2) Unberücksichtigt geblieben sind diejenigen Romanen, welche zerstreut in nichtromanischen Ländern (Deutschland, Russland, Skandinavien, Türkei, England) leben und deren Zahl (namentlich was Italiener und Franzosen anlangt) keine unerhebliche sein kann. Der letztere Fehler dürfte allerdings einigermassen dadurch ausgeglichen werden, dass von der Summe der spanischen, portugiesischen etc. Bevölkerung die Zahl der in Spanien, Portugal etc. lebenden Fremden nicht in Abzug gebracht worden ist.

1) Die obigen Zahlenangaben sind dem erläuternden Texte zu R. Andree's Handatlas (Bielefeld und Leipzig 1881) und zu R. Andree's und O. Peschel's physikalisch-statistischem Atlas des deutschen Reiches (Bielefeld und Leipzig 1878) entnommen. Sprachkarten findet man in Berghaus' grossem Atlas und in Fuchs' Buch: Die roman. Sprachen. Halle 1849.



Jedenfalls dürfte die Gesammtzahl der in Europa lebenden Romanen um mehrere Millionen die oben angegebene Ziffer übersteigen und mindestens hundert Millionen betragen.

3. Durch Colonisation sind die romanischen Sprachen, namentlich die spanische, die portugiesische und die französische, auch nach den aussereuropäischen Erdtheilen verpflanzt und dort über weite Gebiete verbreitet worden (das Spanische und Portugiesische über Süd- und Mittelamerika, das Französische über Theile von Nordamerika, namentlich Canada, freilich wird es mehr und mehr durch das Englische verdrängt). Die Zahl der romanisch sprechenden Bevölkerungen ausserhalb Europa's entzieht sich jeder selbst nur annähernden Berechnung, ist aber zweifellos eine sehr beträchtliche.

4. Der Umfang des gegenwärtigen romanischen Sprachgebietes in Europa deckt sich nicht völlig mit demjenigen, welchen einst das lateinische Sprachgebiet besass, denn das letztere umfasste, allerdings vielleicht mit nur geringer Intensität, Länder (wie Vindelicien, Pannonien etc.), in denen der Romanisirungsprocess nicht durchzudringen vermocht hat. Andererseits ist das jetzige romanische Sprachgebiet umfangreicher, als es im frühen Mittelalter war, indem es Gebietstheile (einen Theil Nordwestfrankreichs, einen Theil Spaniens, einen Theil Oberitaliens), welche ihm durch die germanische und arabische Occupation (Gothen, Franken, Longobarden, Normannen etc.; Araber) mehr oder weniger entzogen worden waren, durch Verdrängung oder vollständige Romanisirung der fremden Eindringlinge sich zurückgewonnen hat. Nur in der Schweiz und in Tyrol ist das (Räto-)Romanische durch das Vordringen des Deutschen erheblich und dauernd eingeschränkt worden und dürfte im Laufe der Zeit noch mehr eingeengt werden; ausgeglichen wird indessen diese Einbusse — freilich in einer für uns Deutsche beklagenswerthen Weise — durch die mehr und mehr fortschreitende Italianisirung des südlichen Tyrols.

I.

Der sprachliche Theil der romanischen Gesammtphilologie.

Vorbemerkung.

Alle romanischen Sprachen der Gegenwart zeigen eine doppelte Gestaltung [1]), die schriftmässige und die volksmässige (das Hoch und das Platt); die erstere ist eine einheitliche, die letztere dagegen spaltet sich überall in zahlreiche und unter einander oft sehr verschiedene Dialekte.

Die romanischen Schriftsprachen haben, wie alle Schriftsprachen, allerdings eine einzelne dialektische Gestaltung der betreffenden Volkssprache zur Grundlage (z. B. das Schriftfranzösische den Dialekt von Isle de France, das Schriftitalienische den Dialekt von Toscana, bzw. von Florenz, das Schriftspanische den Dialekt von Castilien etc.), aber sie sind in ihrer Entwickelung wesentlich durch gelehrte Einwirkung, namentlich (seit dem Emporkommen der Renaissancebildung) durch bewusste Anlehnung und Annäherung an das Schriftlatein beeinflusst worden, sie sind folglich bis zu einem gewissen Grade künstliche Schöpfungen und haben als solche vielfache Bestandtheile und Tendenzen in sich, welche mit den organischen Sprachentwickelungsgesetzen unvereinbar sind und aus diesen sich nicht erklären lassen.

Die Volkssprachen, bzw. deren einzelne Dialekte, dagegen haben sich, von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, in organischer Weise gemäss denjenigen Principien entwickelt, welche für die Herausbildung der romanischen Sprachen aus dem Latein überhaupt massgebend gewesen sind [2]). Störungen der

1) Eine eigenartige Stellung nimmt das Rätoromanische ein: eine einheitliche rätoromanische Schriftsprache giebt es nicht, wohl aber besitzen einzelne rätoromanische Dialekte eine schriftmässige Form, welche von der volksmässigen nicht unerheblich abweicht.

2) Das oben Gesagte gilt nur von den romanischen Volkssprachen und Dialekten in Europa. Romanische Mundarten, welche sich ausserhalb Europa's gebildet haben (das Negerfranzösisch, das Creolenportugiesisch etc.), zeigen, weil sie auf einer Verquickung des Romanischen mit völlig anderssprachlichen Elementen und Bildungsprincipien beruhen, eine Gestaltung, welche, vom Standpunkt der europäisch-romanischen Sprachen aus beurtheilt, abnorm und bizarr genannt werden muss.

normalen Entwickelung sind in Folge von Berührungen mit fremden Sprachen (z. B. dem Germanischen, dem Arabischen) und in Folge von geschichtlichen Verhältnissen (z. B. der politischen Vereinigung des provenzalischen und französischen Sprachgebietes, der straffen staatlichen Centralisation im modernen Frankreich etc.) freilich hier und da eingetreten, aber sie haben doch in der Regel nicht vermocht, den Grundcharakter der betreffenden Sprache, bzw. des betreffenden Dialektes, wesentlich zu ändern. Wenigstens gilt dies von den älteren Zeiten, denn in der Gegenwart zeigen allerdings die Volkssprachen, bzw. Volksdialekte, weil alle höher Gebildeten sich ihrer mehr und mehr entwöhnen und selbst die Ungebildeten sich (sehr mit Unrecht!) ihres Gebrauches zu schämen beginnen, vielfach eine entartete und verwilderte Gestalt, namentlich kranken sie an der Neigung, sich in unorganischer Weise der Schriftsprachform zu nähern und gerade ihrer charakteristischsten Eigenthümlichkeiten sich möglichst zu entäussern.

Da nicht die Schriftsprachen, sondern die Volkssprachen, bzw. die Dialekte, die organische und normale Entwickelungsform darstellen, so sind die letzteren weit geeigneter, als die ersteren, das Objekt philologischer Forschung und Untersuchung abzugeben.

Es würde demnach die wissenschaftliche Grammatik der romanischen Sprachen sich vorzugsweise mit den Lauten, Worten, Wortformen, Satzfügungen etc. der Volkssprachen, bzw. der Dialekte, zu beschäftigen und diese zum Gegenstande ihrer systematischen Behandlung zu machen haben, die Schriftsprachen dagegen hätte sie nur insoweit zu berücksichtigen, als dieselben entweder mit den Volkssprachen übereinstimmen oder aber in ihren Abweichungen von diesen die Differenz zwischen normaler und abnormer Sprachentwickelung lehrreich veranschaulichen.

So richtig aber dies auch in der Theorie ist, so völlig undurchführbar ist es z u r Z e i t in der Praxis.

Vorbedingung für den Aufbau der wissenschaftlichen romanischen Grammatik auf Grund der Volkssprachen, bzw. der Dialekte ist, dass diese letzteren in ihrer Eigenart bereits hinreichend genug erkannt seien, um demjenigen, welcher das

System der allgemein romanischen Grammatik darzustellen unternimmt, ein sicheres Urtheil darüber zu gestatten, welche einzelnen volkssprachlichen, bzw. dialektischen Erscheinungen für das Gesammtgebiet des Romanischen Geltung und Wichtigkeit besitzen. Es kann die allgemein romanische Grammatik erst dann in endgültiger Form geschrieben werden, wenn die Grammatik der einzelnen romanischen Volkssprachen, bzw. Dialekte, methodisch untersucht und behandelt worden sein wird.

Diese Vorbedingung ist jedoch noch keineswegs erfüllt. Es ist vielmehr — von einigen wenigen trefflichen Arbeiten abgesehen, welche indessen fast lediglich nur französische, italienische und rätoromanische Dialekte behandeln — die romanische Dialektforschung ein nur erst wenig intensiv angebautes Feld, ja mehrere ihrer Einzelgebiete (wie z. B. spanische Dialektologie) sind überhaupt fast noch ganz unberührt geblieben von der methodischen Durcharbeitung nach den gegenwärtigen sprachwissenschaftlichen Principien. Namentlich vermisst man schmerzlich methodische Untersuchungen über das Lautsystem und den Wortschatz wichtiger romanischer Volkssprachen, bzw. Dialekte.

Bei dieser Sachlage ist es erklärlich, dass bis jetzt von denjenigen, welche das Gesammtgebiet oder Einzelgebiete der Grammatik des Romanischen behandelt haben, vorzugsweise die Schriftsprachen, und nicht die Volkssprachen, berücksichtigt worden sind. Es ist dies namentlich auch in Diez' Grammatik geschehen und konnte damals gar nicht anders geschehen, wie denn überhaupt das richtige Verhältniss zwischen Schriftsprache und Volkssprache und die hohe Bedeutung der Dialekte für die wissenschaftliche Sprachforschung erst während der letzten Jahrzehende erkannt worden sind.

Auch bis auf Weiteres noch müssen die Ergebnisse einer intensiven und methodischen Durchforschung der romanischen Volkssprachgestaltungen abgewartet werden, ehe die wissenschaftliche Grammatik der romanischen Sprachen auf der allein richtigen Grundlage aufgebaut werden kann. Bis dahin wird es unvermeidlich sein, bei zusammenfassender grammatischer Behandlung des Romanischen vorzugsweise die Schriftsprachen zu berücksichtigen, und man wird sich dessen bewusst sein

müssen, dass die bei diesem Verfahren gewonnenen Ergebnisse zu einem Theile nur provisorische sein können.

Nicht erst der Bemerkung bedarf es übrigens, dass an sich auch die Schriftsprachen ein würdiges Objekt wissenschaftlicher Betrachtung und Forschung sind, denn wenngleich in ihnen Vieles nur auf künstlichem, bzw. gelehrtem Wege geschaffen und geregelt worden ist, so ist doch diese Schöpfung und Regelung kein Werk des Zufalls, sondern das Product ganz bestimmter psychologischer Factoren und culturgeschichtlicher Verhältnisse. Bei den innigen Beziehungen, welche zwischen den Schriftsprachen und den betreffenden Litteraturen bestehen, ist die Erkenntniss des Baues und Geistes der ersteren die nothwendige Vorbedingung für das Verständniss der letzteren.

Nach dem oben Erörterten wird als gerechtfertigt erscheinen, dass auch in der vorliegenden Encyklopädie vorwiegend nur die schriftmässigen Gestaltungen der romanischen Sprachen Berücksichtigung finden. Wer etwa nach einigen Jahrzehenden ein gleiches Werk zu schreiben unternimmt, wird voraussichtlich sich eines anderen, wissenschaftlich richtigeren Verfahrens bedienen können, für die Gegenwart aber müsste der Versuch dazu scheitern, denn die Bedingungen für sein Gelingen sind noch nicht erfüllt. Auch kann es nicht Aufgabe einer Encyklopädie sein, der Wissenschaft, deren wesentlichen Inhalt zusammenzufassen sie sich bestrebt, voranzueilen.

Methodologische Bemerkung. Für den Studierenden der romanischen Philologie, namentlich für den künftigen Lehrer der neueren Sprachen, besitzen die Schriftsprachen eine weit unmittelbarere Wichtigkeit, als die Dialekte, denn die Schriftsprachen allein sind in der Neuzeit das Organ der Litteratur gewesen und sie allein können das Objekt schulmässigen Unterrichtes sein. Es ist demnach nicht bloss erklärlich, sondern auch gerechtfertigt, dass der Studierende zunächst nach Erkenntniss der (französischen, italienischen etc.) Schriftsprache strebt. Indessen muss man sich dessen bewusst bleiben, dass in den Dialekten sich die eigentlich natürliche und organische Entwickelung der Sprache darstellt und dass also zur vollen und wahren Erkenntniss einer Sprache nur gelangen kann, wer die Dialekte kennt. Man suche sich also, soweit irgend möglich, auch mit den Dialekten bekannt zu machen.

Zur Zeit ist dies freilich, da es noch vielfach an geeigneten litterarischen Hülfsmitteln mangelt, nur in unvollkommenem Masse ausführbar. Am sorgfältigsten bearbeitet ist bis jetzt die Dialektlehre des Altfranzösischen, und auf diesem Gebiete wenigstens die Hauptergebnisse der Forschung kennen zu lernen, ist Pflicht eines Jeden, der sich der französischen Philologie speciell widmet.

Wem es vergönnt ist, sich längere Zeit im romanischen Auslande aufzuhalten, der versäume nicht, sich mit den betreffenden Landschaftsdialekten möglichst gründlich vertraut zu machen und seine Beobachtungen darüber zusammenzustellen [1]). Mancher freilich hat zu solchem Studium wenig Neigung und Geschick, abgesehen davon, dass auch Zeit und rechte Gelegenheit fehlen können. Eins aber könnte Jeder thun: nach Möglichkeit die ihm erreichbaren Erzeugnisse der betreffenden Dialektlitteratur (Volkslieder, Kalender, Localblätter u. dgl.) sammeln und diese dann durch Ueberweisung an einen Sachkundigen, bzw. durch Uebergabe an eine öffentliche Bibliothek für die wissenschaftliche Forschung verwerthbar machen. An Ort und Stelle sind solche Dialektdichtungen u. dgl. meist für wenig Geld zu erlangen; durch den Buchhandel dagegen kann man ihrer nur selten und dann meist auch nur zu abenteuerlichen Preisen habhaft werden.

1) Nützliche Winke, wie dies methodisch zu geschehen hat, kann man aus GARTNER's Rätoromanischer Grammatik (Heilbronn 1883) entnehmen.

Erstes Buch.

Die Laute.

Erstes Kapitel.

Die Erzeugung der Laute.

§ 1. Der Process des Sprechens im Allgemeinen. Das Sprechen ist ein physiologischer Process, welcher im Wesentlichen darauf beruht, dass ein durch das Ausathmen mittelst der Lungen aus dem Brustkasten hervorgetriebener Luftstrom an bestimmten Stellen der Hohlräume, durch welche er hindurchgehen muss, Engen, bzw. sich lösende Verschlüsse findet und dadurch, sowie durch das Functioniren bestimmter Organe (s. § 2 und 3) schall-, bzw. lauterzeugende Kraft erhält.

§ 2. Die Sprachorgane. Die Organe, welche für den Process des Sprechens bedeutsam sind, befinden sich sämmtlich in zwei, an Umfang freilich einander sehr ungleichen Hohlräumen, dem Kehlkopf und dem sogenannten Ansatzrohre.

a) Der Kehlkopf[1]. Der Kehlkopf ist ein die Luftröhre als ihr oberstes Glied abschliessender Hohlraum, welcher von Knorpeln umschlossen ist (Ringknorpel, über diesem der Schildknorpel [Adamsapfel], Giesskannenknorpel; Ringknorpel und Schildknorpel sind fest und können durch äussere Betastung leicht wahrgenommen werden). Von den den Kehlkopf umgebenden Knorpeln sind für den Process des Sprechens die beiden Giesskannenknorpel wenigstens mittelbar wichtig; sie sind auf dem oberen Rande der (nach hinten liegenden) Platte des Ringknorpels verschiebbar und drehbar befestigt und haben eine dreieckige Grundfläche von übrigens sehr geringem Umfange; je eine der drei Ecken ihrer Grundfläche springt

---

1) Die folgenden Angaben, soweit sie den Bau der Sprachorgane betreffen, im Wesentlichen nach E. Sievers, Grundzüge der Phonetik. 2. Aufl. Leipzig 1881.

in den Hohlraum des Kehlkopfes vor [die sogenannten Stimmfortsätze], und von diesen Ecken aus ziehen sich zwei mit Schleimhaut überzogene Muskelbündel, die sogenannten Stimmbänder [besser Stimmlappen zu nennen] von hinten nach vorn quer durch die Höhlung des Kehlkopfes. Zwischen den beiden Stimmbändern bleibt eine Spalte, die sogenannte Stimmritze, frei, welche durch Drehung und Verschiebung der Giesskannenknorpel sowohl erweitert als auch verengt, als auch ganz geschlossen werden kann. Ueberdies können die Stimmbänder durch die Thätigkeit besonderer Muskeln auch verlängert oder verkürzt und in verschiedenen Graden gespannt werden. Die Stimmritze oder vielmehr ihr hinterer [zwischen den einander zugekehrten Innenflächen der Giesskannenknorpel liegender] Theil dient zugleich als Athemritze).

Die übrigen Theile des Kehlkopfes (Taschen, falsche Stimmbänder, Kehldeckel) haben für den Sprechprocess keine unmittelbare Bedeutung.

b) Das Ansatzrohr. Unter dem Namen »Ansatzrohr« fasst man die Gesammtheit aller oberhalb der Stimmritze liegenden Hohlräume zusammen, soweit sie für den Sprechprocess Bedeutung besitzen. Es sind: Kehlraum (noch zum Kehlkopf gehörig, zwischen den Stimmbändern und dem den Kehlkopf abschliessenden Kehldeckel liegend), Rachenraum, Mundraum oder Mundhöhle, Nasenraum oder Nasenhöhlen. Von diesen Hohlräumen ist der Mundraum der für das Sprechen bei weitem wichtigste; die zu ihm gehörigen Sprachorgane sind, wenn man deren Aufzählung von den vorderst gelegenen beginnt, folgende:

α) Die beiden Lippen.

β) Die beiden Kiefern (Oberkiefer und Unterkiefer, der letztere ist beweglich und kann von dem ersteren in grösseren oder geringern Abstand gebracht werden).

γ) Die beiden Zahnreihen.

δ) Die Alveolen der Oberzähne (man versteht darunter die convexe Wölbung unmittelbar über den Oberzähnen auf deren Innenseite).

ε) Der harte Gaumen, der sich von den Alveolen an rückwärts bis zu dem Ende der beiden Zahnreihen erstreckt.

ζ) Der weiche Gaumen oder das Gaumensegel, welches nach hinten gegen den Rachen zu durch einen bogenförmigen Muskel, den sogenannten hinteren Gaumenbogen, begrenzt wird (in seiner Mitte wird das Gaumensegel von einem zweiten Bogenmuskel, dem sogenannten vorderen Gaumenbogen, durchzogen).

η) Das Zäpfchen.

ϑ) Die Zunge.

Die Lippen können, wie bekannt, entweder auf einander gelegt (geschlossen) oder mehr oder weniger weit geöffnet werden; an den Bewegungen der Lippen nehmen die beiden Zahnreihen theil.

Das Gaumensegel kann entweder nach vorn bis zum Zungenrücken hin gezogen oder nach rückwärts an die hintere Rachenwand gepresst werden. Im ersten Falle, der z. B. bei der Aussprache des sogenannten gutturalen *n* eintritt, schliesst es den Rachenraum vom Mundraume, im letzteren Falle, der z. B. bei der Aussprache der Vocale statt hat, den Nasenraum vom Mundraume ab.

Die Zunge ist vielfacher Bewegungen fähig, namentlich kann sie vorgestreckt, zwischen die beiden Zahnreihen geschoben, an die Innenwand, bzw. an die Alveolen einer der beiden Zahnreihen angelegt, nach rückwärts gebogen werden etc.

Die Gesammtheit der für den Sprechprocess in Betracht kommenden Hohlräume lässt sich mit einem Blasinstrumente vergleichen. Der Kehlkopf fungirt als Mundstück, das Ansatzrohr dient zur Erzeugung der Resonanz.

§ 3. Die Erzeugung der einzelnen Laute. Bei dem ruhigen Athmen geht der aus dem Brustkasten (den Lungen) hervorgetriebene Luftstrom ungehindert durch Kehlkopf und Ansatzrohr hindurch, da die Stimmritze weit geöffnet und im Ansatzrohre nirgends ein Verschluss oder eine Enge gebildet ist.

Sollen mittelst des ausgeathmeten Luftstromes Laute hervorgebracht werden, so ist dazu erforderlich, dass derselbe auf seinem Wege durch Kehlkopf und Ansatzrohr irgendwo eine schallerzeugende Hemmung (Enge oder Verschluss) finde und

dass der erzeugende Schall durch die Resonanz im Ansatzrohr modificirt werde[1].

Der ausgeathmete Luftstrom (Exspirationsstrom) kann die schallerzeugende Hemmung entweder im Kehlkopf oder im Ansatzrohr oder in beiden zugleich finden. Die Hemmung im Kehlkopf entsteht nur durch Verengung der Stimmritze. Die Hemmung im Ansatzrohr ist entweder völliger Verschluss oder nur Einengung. Sowol Verschluss wie Einengung werden gebildet:

α) mittelst der beiden Lippen oder der Unterlippe und der Oberzähne, bzw. ihrer Alveolen (labialer Verschluss, lab. Enge);

β) mittelst der Zungenspitze und der oberen Schneidezähne oder mittelst der Zungenspitze und des inneren Dammes der oberen Schneidezähne ([linguo]dentaler Verschluss, [linguo]d. Enge);

γ) mittelst des Zungenrückens und des harten Gaumens ([linguo]palataler Verschluss, [linguo]pal. Enge) oder mittelst des Zungenrückens und des Gaumensegels ([linguo]velarer Verschluss, [linguo]v. Enge), vgl. Kap. 2, § 9.

Der Ort der Verschluss- oder Engenbildung heisst **Articulationsstelle**.

Im Einzelnen ergeben sich folgende Möglichkeiten der Schall-, bzw. Lauterzeugung:

a) Die Stimmritze wird durch das (mehr oder weniger straffe) Zusammenziehen der Stimmbänder mehr oder weniger verengt. Der Exspirationsstrom versetzt die sich ihm hemmend entgegenstellenden Stimmbänder in tönende Schwingungen, erzeugt dadurch den sogenannten **Stimmton** und geht dann ungehindert durch den geöffneten Mundraum hindurch, während der Nasenraum durch das Gaumensegel abgesperrt ist. Der erzeugte Stimmton findet im Mundraume Resonanz, dieselbe ist aber je nach der verschiedenen Stellung, welche Zunge, Gaumen etc. einnehmen, eine verschiedene,

1) Im Folgenden soll die Eintheilung der Sprachlaute nur angedeutet werden, eingehender wird sie unten in Kap. 2 dargelegt werden, ebendaselbst (namentlich in § 2 und 3) wird sich auch Gelegenheit finden, die einzelnen Lauterzeugungsprocesse nochmals ausführlicher zu behandeln und zu veranschaulichen.



und in Folge dessen erhält der Stimmton in jedem besonderen Falle eine besondere Klangfarbe; erst dadurch entstehen Laute.

Diese Laute sind die sogenannten reinen Sonorlaute oder die Vocale (vgl. auch unten S. 25).

Wenn bei Bildung der reinen Sonorlaute der Nasenraum von dem Mundraum nicht abgesperrt ist, so dass der Exspirationsstrom zum Theil auch durch den ersteren entweichen und also der Stimmton auch im Nasenraume Resonanz finden kann, so entstehen die Nasalvocale.

b) Der Exspirationsstrom erzeugt im Kehlkopf den Stimmton (s. a)). Im Mundraume wird durch Zurückbiegung der Zunge, bzw. der Zungenspitze entweder gegen den harten Gaumen hinter den Alveolen der Oberzähne oder gegen die Alveolen selbst eine Enge gebildet, durch welche der Luftstrom entweicht. Der Nasenraum ist abgesperrt. Der den Mundraum passirende Luftstrom kann entweder die Zungenspitze oder das Zäpfchen in Schwingungen versetzen.

Durch diesen Process werden die R-Laute gebildet.

c) Der Exspirationsstrom erzeugt im Kehlkopf den Stimmton (s. a)). Im Mundraume wird durch Anlegung der Zuugenspitze an den inneren Damm der oberen Schneidezähne ein theilweiser Verschluss gebildet, so dass der Exspirationsstrom durch die beiden freibleibenden Oeffnungen entweichen muss. Der Nasenraum ist abgesperrt.

Durch diesen Process werden die L-Laute gebildet.

d) Der Exspirationsstrom erzeugt im Kehlkopf den Stimmton (s. a)). Im Mundraum wird entweder durch Anpressen des Gaumensegels an den hinteren Zungenrücken oder durch Anlegung der Zunge an die Alveolen der oberen Zahnreihe oder durch Schliessung der Lippen ein Verschluss gebildet. Der Nasenraum ist offen und, da der Mundraum geschlossen bleibt, so kann der Luftstrom nur durch den Nasenraum entweichen, dieser letztere aber fungirt zugleich auch (neben dem Mundraume) als Resonanzraum.

Durch diesen Process werden die Nasallaute (die verschiedenen Arten des M- und N-Lautes) gebildet; sie sind wohl zu unterscheiden von den Nasalvocalen (s. a)).

e) Der Exspirationsstrom erzeugt im Kehlkopf einen schwachen Stimmton. Im Mundraum, welcher vom Nasenraum ab-

gesperrt ist, wird an einer der oben (S. 16) angegebenen Stellen ein Verschluss gebildet; indem nun dieser letztere gelöst wird, um dem Exspirationsstrome den Ausgang zu gestatten, erfolgt eine schallerzeugende Explosion, welche in dem nicht abgesperrt gewesenen Theile des Mundraumes Resonanz findet.

Durch diesen Process werden die sogenannten tönenden Verschluss-, Platz- oder Explosiv-Laute erzeugt.

f) Der Exspirationsstrom erzeugt im Kehlkopf einen schwachen Stimmton. Im Mundraum, welcher vom Nasenraum abgesperrt ist, wird an einer der oben (S. 16) angegebenen Stellen eine Enge gebildet; der hindurchpassirende Exspirationsstrom reibt sich an den Wänden der verengten Stelle des Mundraumes und dadurch entsteht ein Lautgeräusch, welches in dem nicht verengten Theile des Mundraumes Resonanz findet.

Durch diesen Process entstehen die sogenannten tönenden Reibelaute (Fricativae, auch Spiranten genannt, weil der Exspirationsstrom durch die Enge gleichsam hindurch säuselt).

g) Der Exspirationsstrom passirt, weil die Stimmritze (wie beim gewöhnlichen Ausathmen) offen bleibt, den Kehlkopf ungehindert und erzeugt also auch keinen Stimmton. Im Mundraume, welcher vom Nasenraume abgesperrt ist, wird an einer der oben (S. 16) angegebenen Stellen ein Verschluss gebildet; indem nun dieser letztere gelöst wird, erfolgt eine schallerzeugende Explosion, welche in dem nicht abgesperrt gewesenen Theile des Mundraumes Resonanz findet.

Durch diesen Process entstehen die sogenannten (stimm-) tonlosen Verschluss- oder Explosivlaute.

h) Der Exspirationsstrom passirt, weil die Stimmritze (wie beim gewöhnlichen Ausathmen) geschlossen bleibt, den Kehlkopf ungehindert und erzeugt also auch keinen Stimmton. Im Mundraume, welcher vom Nasenraum abgesperrt ist, wird an einer der oben (S. 16) angegebenen Stellen eine Enge gebildet; der hindurchpassirende Luftstrom reibt sich an den Wänden der verengten Stelle des Mundraumes und erzeugt dadurch ein Lautgeräusch, welches in dem nicht verengten Theile des Mundraumes Resonanz findet.

Durch diesen Process entstehen die sogenannten (stimm-) tonlosen Reibelaute (Fricativae, Spiranten).

i) Der Exspirationsstrom passirt den Kehlkopf, ohne den Stimmton zu erzeugen, ebenso passirt er den vom Nasenraum abgesperrten Mundraum ungehindert, der Mundraum aber hat die Stellung, welche er bei Aussprache eines beliebigen Vocales annimmt.

Durch diesen Process wird der H-Laut gebildet. (Der H-Laut lässt sich wegen der Stellung des Ansatzrohres bei seiner Bildung als tonloser Vocal bezeichnen; genau genommen, ist er gar nicht ein Laut, sondern nur ein Geräusch.) (Vgl. Kap. 2, § 9, S. 38.)

§ 4. Zeitdauer der Laute. Alle Laute, welche mittelst eines Verschlusses erzeugt werden (also die tönenden und tonlosen Explosivae), ertönen nur momentan, alle übrigen dagegen kann der Sprechende so lange ertönen lassen, als er nicht zum Einathmen sich genöthigt sieht. Man unterscheidet demnach momentane Laute und Dauerlaute.

§ 5. Das Flüstern. Die Stärke (Intensität, Druckkraft) des Exspirationsstromes kann eine grössere oder geringere sein. Ist die Stärke eine so geringe, dass der Exspirationsstrom die Stimmbänder nicht in tönende Schwingungen versetzt (und also keinen Stimmton erzeugt), sondern nur durch seine Reibungen an ihnen ein Geräusch hervorbringt, welches aber analog dem Stimmton im Ansatzrohre resonirt, so entstehen die sogenannten Flüsterlaute.

§ 6. Vernehmbarkeit der Laute. Die durch den Sprachprocess erzeugten Laute werden (wie alle Töne, Klänge, Schalle und Geräusche) durch den Gehörsinn erfasst und dem Bewusstsein des Hörenden übermittelt. Die einzelnen Laute sind aber nicht alle in gleichem Grade vernehmbar, sondern es lassen sich in Bezug hierauf folgende Abstufungen unterscheiden:

a) Am vollsten und klarsten vernehmbar sind die (nicht nasalen) Vocale, weil sie den vollen Stimmton zu ihrem Substrate haben und weil bei ihrer Erzeugung der Exspirationsstrom ungehemmt das in seinem ganzen Umfange als Resonanzraum wirkende und in akustische Stellung versetzte Ansatzrohr passirt.

b) Die Vernehmbarkeit der Nasalvocale ist etwas weniger voll, als diejenige der reinen Vocale, da bei ihrer Erzeugung der Exspirationsstrom zum Theil durch den engen

2*

Nasenraum entweicht, was eine Verdumpfung des hellen Vocalklanges zur Folge hat.

c) Die R-, L- und Nasallaute (= die Liquidae) besitzen eine ähnliche, aber nicht die gleiche Vernehmbarkeit, wie die Vocale, da bei ihrer Erzeugung das Ansatzrohr theilweise gesperrt ist und dadurch in seiner Resonanzwirkung beeinträchtigt wird. Uebrigens sind die R- und L-Laute voller vernehmbar, als die Nasallaute, da bei der Erzeugung der letzteren der Mundraum derartig abgesperrt ist, dass der Exspirationsstrom ganz (bei dem M-Laut) oder theilweise (bei den N-Lauten) durch den Nasenraum entweichen muss, was eine Verdumpfung des Klanges zur Folge hat.

d) Deutlich vernehmbar, aber freilich nicht so deutlich, wie die Vocale und die Liquidae, sind die durch Reibung gebildeten Laute, die Spiranten; ihre Vernehmbarkeit beruht aber entweder lediglich oder doch vorzugsweise auf dem Geräusche, welches der die Enge passirende und an deren Wänden sich reibende Exspirationsstrom erzeugt, also nicht auf dem Stimmtone, der ja bei den sogenannten tonlosen Spiranten gänzlich fehlt.

e) Kaum vernehmbar sind, wenn vereinzelt hervorgebracht, die durch Lösung eines im Ansatzrohre gebildeten Verschlusses erzeugten Laute, die Explosivae, denn entweder werden sie ganz ohne Mitwirkung des Stimmtones gebildet oder der mitwirkende Stimmton ist doch nur so schwach, dass er zur Klangfärbung wenig beizutragen vermag, die schallerzeugende Explosion selbst aber erzeugt nur ein geringes Geräusch.

f) Völlig unvernehmbar ist, wenn ihm nicht ein Vocal nachfolgt, der ohne Stimmton und ohne Hemmung gebildete H-Laut, der auch nur im uneigentlichen Sinne ein Laut genannt werden kann.

§ 7. Die Sylbenbildung. Es können mehrere Laute nach einander mittelst ein und desselben Exspirationsstromes, d. h. ohne dass die Exspiration (das Ausathmen) durch die Inspiration (das Einathmen) unterbrochen wird, hervorgebracht werden. Da die Dauer der Exspiration aus physischem Grunde eine sehr beschränkte ist, so folgt daraus, dass der Umfang des mittelst eines Exspirationsstromes hervorgebrachten Lautcomplexes nur ein verhältnissmässig kleiner sein kann.



Die Summe des mittelst eines Exspirationsstromes erzeugten und dadurch einheitlich zusammengefassten Lautklanges heisst Silbe (griechisch συλλαβή, Zusammenfassung). Die Silbe kann sein:

a) Einlautig; die gewöhnliche Grammatik, von welcher abzuweichen hier kein Grund vorliegt, legt nur den Vocalen und unter gewissen Bedingungen den Liquidis die Fähigkeit bei, vereinzelt eine Silbe zu bilden.

b) Mehrlautig; nach Auffassung der gewöhnlichen Grammatik, welche hier ohne Nachtheil beibehalten werden kann, ist zur Bildung einer mehrlautigen Silbe erforderlich, dass unter den betreffenden einzelnen Lauten ein Vocal vorhanden sei. Bei einer mehrlautigen Silbe kann Anlaut und Auslaut und, falls sie aus mindestens drei Lauten besteht, auch Inlaut unterschieden werden (z. B. in der Silbe *col* steht *c* im Anlaut, *o* im Inlaut, *l* im Auslaut). Der Silbenvocal kann sowohl an-, wie in-, wie auslauten, wodurch, namentlich wenn mehrere Consonanten mit ihm combinirt sind, eine ziemliche Anzahl möglicher Stellungsvariationen sich ergiebt (z. B. die drei Laute *t*, *a*, *m* können combinirt werden zu den Silben: *tam*, *amt*, *mat*, *tma*).

§ 8. Der Silbenaccent. Die einzelnen Bestandtheile (Laute) einer mehrlautigen Silbe werden mit verschiedener Intensität (verschiedenem Drucke) des Exspirationsstromes erzeugt. In vocalhaltigen Silben (wie z. B. *tam*) wird der Vocal, weil er die grösste Schallfülle besitzt, mit stärkerem Drucke des Exspirationsstromes hervorgebracht, als der (die) ihm voranstehende(n), bzw. nachfolgende(n) Consonant(en), er ist also der vorzugsweise tönende Laut, der sogenannte Sonant der Silbe, er trägt den Hochton.

Der angewandte grössere Druck des Exspirationsstromes, welcher die tönende Hervorhebung eines Silbenlautes (des Silbenvocales) zum Zweck und zur Folge hat, heisst exspiratorischer Silbenaccent. (In ganz analoger Weise, wie der Silbenvocal vor den übrigen Silbenlauten, kann auch innerhalb eines mehrsilbigen Wortes eine einzelne Silbe und innerhalb eines mehrwortigen Satzes ein einzelnes Wort durch grössere Energie des Exspirationsstromes vor den übrigen Silben, bzw. Worten hervorgehoben werden: es giebt also

auch einen [exspiratorischen] Wortaccent und einen [exspiratorischen] Satzaccent).

§ 9. Die Silbe als Wurzel. Dient ein Laut, bzw. eine Silbe zur Versinnlichung eines Begriffes, so wird er (sie) dadurch zu einer Wurzel, bzw. (in Sprachen, welche grammatische Kategorien unterscheiden) zu einem Worte (vgl. Theil I, S. 29).

§ 10. Silbenverbindung. Mehrere Silben können, indem eine von ihnen durch den Accent vor den übrigen hervorgehoben wird (vgl. § 8), zu einer lautlichen Einheit verbunden werden. Dient ein Silbencomplex zur Versinnlichung eines (einfachen oder complicirten) Begriffes, so stellt er eine Wurzelagglutination, bzw. (in Sprachen, welche grammatische Kategorien unterscheiden) ein Wort dar.

§ 11. Methodologische Bemerkung. Eine gewisse und zwar nicht zu oberflächliche Vertrautheit mit den Hauptthatsachen der Lautphysiologie, d. h. der Lehre von der physischen Erzeugung der Laute, ist für jeden Philologen unerlässlich, da ihm ohne diese die Lehre von dem Lautwandel und in Folge dessen wieder die Lehre von der Wort- und Wortformbildung vielfach ganz unverständlich bleibt. In früheren Zeiten hat allerdings die Philologie die Physiologie der Laute nur geringer Beachtung gewürdigt, aber diese Vernachlässigung hat auch zur Folge gehabt, dass klare Einsicht in den Sprachbau, die Sprachentwickelung und Sprachverwandtschaft nicht erlangt und dass in Bezug auf diese Objekte philologischer Forschung der Willkür des subjektiven Vermuthens und Behauptens ein weiter Spielraum eröffnet wurde.

Der Studierende jeder Einzelphilologie, also auch der romanischen, wird demnach sich bemühen müssen, die erforderliche Vertrautheit mit der Physiologie der Laute sich zu erwerben. Für Manche mag das darauf gerichtete Studium bei dem ersten Anlaufe etwas Abschreckendes haben, aber sehr unbesonnen würde handeln, wer sich wirklich abschrecken liesse. Die sich entgegenstellenden Schwierigkeiten sind nicht so gross, dass sie bei redlichem Bemühen nicht überwunden werden könnten. Man muss nur ernstlich wollen. Vor allen Dingen gilt es, sich über den Bau der Sprachorgane eine klare Vorstellung zu verschaffen. Zum Theil kann dies durch

Selbstbeobachtung, bzw. durch Beobachtung an Anderen geschehen, da man ja die Aussenseite des Kehlkopfes sowie die im Mundraume befindlichen Sprachorgane betasten kann und da die inneren Theile des Kehlkopfes von den Stimmbändern an mittelst des Kehlkopfspiegels wahrgenommen werden können. Auch fehlt es in den unten zu nennenden lautphysiologischen Werken keineswegs an instruktiven Abbildungen, und wem diese noch nicht genügen, der kann plastische Darstellungen (Nachbildungen des Kehlkopfs etc. aus Wachs oder Pappe), welche leicht zu erlangen sind, zu Hülfe nehmen. Hat man sich über den Bau der Sprachorgane unterrichtet, so suche man sich klare Einsicht in den Process der Lauterzeugung zu verschaffen. Auch hierfür lässt sich durch aufmerksame Selbstbeobachtung, die am besten vor einem Spiegel vorgenommen wird, viel thun. — Als bestes litterarisches Hülfsmittel für das Studium der Lautphysiologie sind E. Sievers' Grundzüge der Phonetik (2. Ausg. Leipzig 1881) und F. Techmer's Abhandlung, Naturwissenschaftliche Analyse und Synthese der hörbaren Sprache (Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachvergleichung I (1884), S. 69—170), zu empfehlen; der Anfänger wird freilich einige Mühe haben, sich in diese etwas schwer geschriebenen und nicht ganz übersichtlich angelegten Bücher einzulesen, es ist dies jedoch eine Mühe, welche sich reichlich belohnt.

Das Studium der Lautphysiologie hat übrigens, und zwar namentlich, wenn es in Hinblick auf lebende Sprachen (wie die romanischen) betrieben wird, auch praktische Wichtigkeit: es fördert die Einsicht in das Wesen der betreffenden fremdnationalen Aussprachen und kann als Hülfsmittel dienen, die Eigenheiten derselben praktisch zu erfassen und zu reproduciren.

Dass der schulmässige (deutsche, französische, englische etc.) Sprachunterricht, namentlich insoweit er Ausspracheunterricht ist, auf lautphysiologischer Grundlage zu ertheilen sei, ist wohlberechtigte Forderung, aber zur Zeit ist die pädagogische Form, in welcher dies zu thun sein wird, noch nicht gefunden. (Beachtenswerth ist namentlich der Versuch, den W. Vietor in dieser Beziehung in seiner »Englischen Sprachlehre« [1879] gemacht hat.)

Litteraturangaben: *C. L. Merkel, Anatomie und Physiologie des menschlichen Stimm- u. Sprachorgans (Anthropophonik). Leipzig 1856. Physiologie der menschlichen Sprache (physiologische Laletik). Leipzig 1866 — Rumpelt, Das natürliche System der Sprachlaute. Halle 1869 — M. Thausing, Das natürliche Lautsystem der menschlichen Sprache. Leipzig 1863 — *E. Brücke, Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute. Wien 1856. 2. Aufl. 1876 — H. Helmholtz, Die Lehre von den Tonempfindungen. 4. Aufl. Braunschweig 1877 — *E. Sievers, Grundzüge der Phonetik. 2. Aufl. Leipzig 1881 — F. Techmer, Phonetik. Leipzig 1880. 2 Bde. (Sehr gründliches, aber für Philologen etwas gar zu speciell eingehendes Werk, vgl. auch oben S. 23) — *K. Deutschbein, Ueber die Resultate der Lautphysiologie mit Rücksicht auf unsere Schulen, in: Herrig's Archiv. Bd. 70. S. 39—72. (Trotz mancher Mängel ist der klar und verständig geschriebene Aufsatz namentlich Anfängern, denen das Studium des Sievers'schen Buches noch zu schwer fällt, als Mittel zur Einführung in das Studium der Lautphysiologie zu empfehlen) — M. Trautmann, Lautliches, in: Anglia. Bd. I. S. 588 ff. (Treffliche Zusammenfassung der Hauptthatsachen der Lauterzeugung), vgl. auch Anglia III 204 ff. — W. Vietor, Elemente der Phonetik (deutsch, englisch, französisch) mit Rücksicht auf die Lehrpraxis. Heilbronn 1884[1]), und: Schriftlehre oder Sprachlehre, in: Zeitschr. f. neufranz. Sprache u. Litteratur I 43 ff. — A. J. Ellis, Essentials of Phonetics. London 1848, und: *On Early English Pronunciation with especial reference to Shakespeare and Chaucer. London 1869 ff. 4 Bde. (Enthält Vieles, was für die allgem. Lautphysiologie wichtig ist) — H. Sweet, A Handbook of Phonetics. Oxford 1877 — A. Bell, Visible Speech. London 1867. Elocutionary Manual. London 1860 — J. Storm, Engelsk Filologi. Christiania 1879. Deutsche Uebersetzung. Heilbronn 1881. (Enthält Vieles, was für die allgemeine Lautphysiologie interessant und wichtig ist.) [Ein vollständiges Verzeichniss der für Linguisten, bzw. Philologen wichtigen lautphysiologischen Litteratur giebt Sievers a. a. O. S. 217—220.]

Zweites Kapitel.

Die Beschaffenheit und Eintheilung der Laute.

§ 1. Beschaffenheit und Eintheilung der Laute überhaupt. Die Beschaffenheit der Laute wird bedingt durch die Art ihrer Erzeugung (vgl. Kap. 1). Daraus ergiebt sich auch ihre Eintheilung; indessen kann dieselbe im Einzelnen nach verschiedenen Principien vorgenommen werden.

---

1) Dies Werk war zur Zeit, als obiger Paragraph gedruckt wurde, noch nicht erschienen.

A. Eintheilung der Sprachlaute nach dem Grade der Mitwirkung des Stimmtones an ihrer Erzeugung.

a) Laute, welche den vollen Stimmton zum Substrat haben: die Vocale und die sogenannten Liquidae (Vocale und Liquidae begreift man unter der Gesammtbezeichnung Sonorlaute).

b) Laute, bei deren Bildung ein schwacher Stimmton mitwirkt, welche aber im Wesentlichen durch Explosion oder Reibung hervorgebracht werden: die sogenannten tönenden Explosivae und tönenden Spiranten.

c) Laute, welche ohne jede Mitwirkung des Stimmtones lediglich durch Explosion oder Reibung hervorgebracht werden: die sogenannten tonlosen Explosivae und tonlosen Spiranten. — Ohne jede Mitwirkung des Stimmtons wird auch das H-Geräusch hervorgebracht.

Die unter b) und c) genannten Laute fasst man, weil die Explosion, bzw. die Reibung ein Geräusch erzeugt, unter dem Namen Geräuschlaute zusammen.

B. Eintheilung der Laute nach der Thätigkeit des Ansatzrohres bei der Lauterzeugung.

a) Das Ansatzrohr ist offen und wirkt in seinem ganzen Umfange (Mundraum und Nasenraum) als Resonanzraum: die Nasalvocale.

b) Der Nasenraum ist abgesperrt. Der Mundraum ist offen und wirkt in seinem ganzen Umfange als Resonanzraum: die reinen Vocale.

c) Der Nasenraum ist abgesperrt, der Mundraum ist offen, kann aber, da im Kehlkopf kein Stimmton erzeugt und im Ansatzrohr weder Verschluss noch Enge gebildet ist, nicht als Resonanzraum wirken: das H-Geräusch.

d) Der Nasenraum ist offen, der Mundraum ist durch die Lippen ganz abgesperrt: der M-Laut.

e) Der Nasenraum ist offen, der Mundraum ist durch die Zunge theilweise abgesperrt: die N-Laute.

f) Der Nasenraum ist geschlossen, im Mundraume ist eine Enge gebildet: die Spiranten.

g) Der Nasenraum ist geschlossen, im Mundraume ist ein (sich lösender) Verschluss gebildet: die Explosivae.

C. Eintheilung der Laute nach der Dauer, welche ihrer Erzeugung gegeben werden kann.

a) Die Lauterzeugung kann während der ganzen Dauer einer Exspiration fortgesetzt werden: die Dauerlaute (Vocale, Nasale, R-Laute, L-Laute, Spiranten).

b) Die Lauterzeugung kann nur momentan erfolgen: die momentanen Laute (Explosivae).

D. Eintheilung der Laute nach dem Grade ihrer Vernehmbarkeit, s. oben Kap. 1, § 6.

E. Die gewöhnliche Zweitheilung der Sprachlaute in Vocale und Consonanten ist lautwissenschaftlich nur dann verwerthbar, wenn man die sogenannten Liquidae aus den Consonanten ausscheidet und entweder mit den Vocalen in eine Klasse zusammenfasst (Sonorlaute) oder aber als besondere Klasse unter Beibehaltung des Namens Liquidae constituirt. Wir thun das Letztere und unterscheiden demnach:

a) Vocale.

b) Liquidae (Nasale, d. h. M-Laut und N-Laute — R-Laute — L-Laute).

c) Consonanten (d. h. Explosivae und Spiranten).

F. Die Gesammteintheilung der Laute nach den verschiedenen erörterten Principien kann folgende Tabelle veranschaulichen, wobei die momentanen Laute durch Cursivdruck von den Dauerlauten unterschieden, und die Grade der Vernehmbarkeit durch den Namen der Laute nachgesetzte lat. Ziffern (IX [Vocale] — 0 [tonl. Expl.]) angedeutet sind:

1) Vocale IX
2) Nasalvocale VIII
3) M-Laut IV
4) N-Laute V
5) R-Laute VII
6) L-Laute VI
7) Tönende Spiranten III
8) *Tönende Explosivae* I
9) Tonlose Spiranten II
10) *Tonlose Explosivae* 0

1) 2) 3) 4) 5) 6) 7) 8) Unter Mitwirkung des Stimmtons erzeugte Laute
9) 10) Ohne Mitwirkung des Stimmtons erzeugte Laute

1) 2) 3) 4) 5) 6) Sonore = mit vollem Stimmton erzeugte Laute (die Stimm-Liquidae können allerdings auch stimmtonlos vorkommen, so *l* und *r* in *Kleid*, *Pracht*)
7) 8) mit schwachem Stimmton erzeugte Laute

1) 2) Vocale
3) 4) 5) 6) Liquidae (Vocalconsonanten Mittellaute)
7) 8) 9) 10) Consonanten

1) Nasenraum ist gesperrt
2) 3) 4) Der Nasenraum ist offen
5) 6) Nasenraum gesperrt

1) 2) Der Mundraum ist offen
3) 4) Mundraum abgesperrt
5) 6) Der Mundraum ist theilweise gesperrt
7) 8) 9) 10) Nasenraum abgesperrt; im Mundraum Enge (7) 9)) oder sich lösender Verschluss (8) 10)) gebildet

1—7) (einschliesslich) und 9) sind Dauerlaute, 8) und 10) momentane Laute



Nachdem somit die Gesammteintheilung der Laute gegeben ist, erübrigt es, die besondere Eintheilung der Vocale und der Consonanten (mit Ausschluss der Liquidae zu geben[1]).

§ 2. Eintheilung der Vocale.

Alle Vocale haben denselben Stimmton zum Substrat. Bei der Hervorbringung eines jeden Vocales aber nimmt das Ansatzrohr, insbesondere der Mundraum, eine bestimmte Stellung an, in Folge dessen ist die Resonanzwirkung des Ansatzrohres, insbesondere des Mundraumes, in jedem einzelnen Falle eine andere, und eben dadurch wird die specifische Klangfärbung jedes einzelnen Vocales erzeugt.

Bei der Hervorbringung der reinen Vocale ist der Nasenraum abgesperrt.

Jeder Vocal kann mit weiterer oder engerer Mundöffnung hervorgebracht werden, im ersteren Falle erhält er den sogenannten offenen, im letzteren den sogenannten geschlossenen »Klang«. Die offenen Vocale werden in phonetischer Schrift durch ein untergesetztes Häkchen, die geschlossenen durch einen untergesetzten Punkt gekennzeichnet. Besonders scharf unterscheiden sich in ihrem Klange ę und ẹ, ǫ und ọ (s. unten). Selbstverständlich liegen zwischen dem völlig offenen und dem völlig geschlossenen Klange unendlich viele Klangnuancen.

Die reinen Grundvocale sind, lautwissenschaftlich geordnet, folgende:

i (= *i* in franz. *île*), *é* (= *e* in franz. *idée*), *è* (= *è* in franz. *père*), *a* (= *a* in franz. *mâle*), *ò* (= *o* in franz. *encore*), *ó* (= *o* in franz. *cause*), *u* (= *ou* in franz. *moue*).

1. **i**, Mundstellung: Ober- und Unterkiefer haben nur geringen Abstand von einander, die mittlere Zunge ist gegen den harten Gaumen gehoben, die Zungenspitze lehnt sich an die unteren Schneidezähne und deren Damm an, die Mundwinkel sind sanft nach den Seiten gezogen, der Raum der

---

1) Die folgenden Paragraphen beruhen im Wesentlichen auf TRAUTMANN's trefflicher und lichtvoller Darstellung in der Anglia, Bd. I, S. 588 ff., nur in der Terminologie habe ich mich TRAUTMANN nicht anschliessen können, da mir namentlich die von ihm gewählten *termini technici* »Schleifer« (= Reibelaute) und »Klapper« (= Verschlusslaute) nicht glücklich gebildet zu sein scheinen.

Mundhöhle ist der geringste, der überhaupt zur Bildung eines Vocales gebraucht wird.

2. Geschlossenes **e** (durch *ẹ* oder *é* bezeichnet), Mundstellung: der Kieferwinkel (d. h. der Abstand zwischen Ober- und Unterkiefer) ist etwas kleiner, als beim *i*, die mittlere Zunge weniger gehoben, die Lippenöffnung weiter, die Mundhöhle geräumiger.

3. Offenes **e** (gewöhnlich durch *ę* oder *è* bezeichnet), Mundstellung: der Kieferwinkel ist noch grösser, die mittlere Zunge noch mehr gesenkt, der Mundraum und die Lippenöffnung noch weiter, als beim geschlossenen *e*.

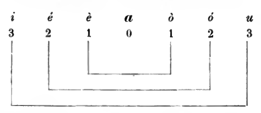
4. **a**, Mundstellung: der Abstand der Kiefern von einander und die Oeffnung der Lippen ist der (die) weiteste, welche beim Sprechen überhaupt vorkommen; die Zunge liegt fast wagerecht im Munde, sich lose an die unteren Schneidezähne anschliessend.

5. Offenes **o** (gewöhnlich durch *ǫ* oder *ò* bezeichnet), Mundstellung: der Kieferwinkel ist dem bei Bildung des offenen *è* gleich, die Oeffnung der Lippen wird geringer und die Mundwinkel rücken sich etwas näher, die Zungenspitze löst sich von den unteren Schneidezähnen.

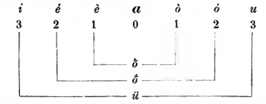
6. Geschlossenes **o** (gewöhnlich durch *ọ* oder *ó* bezeichnet), Mundstellung: der Kieferwinkel nimmt noch mehr zu, so dass er dem bei Bildung des geschlossenen *é* gleich wird, Lippen und Mundwinkel nähern sich in der bei Bildung des offenen *ò* eingeschlagenen Richtung, die Zungenspitze weicht noch weiter zurück.

7. **u**, Mundstellung: der Kieferwinkel wird ebenso klein, wie bei Bildung des *i*, die Lippenöffnung ist noch kleiner und die Mundwinkel sind noch mehr genähert, als wie bei Bildung des geschlossenen *ó*.

Die gegebene Vocalreihe ist eine lautphysiologisch (namentlich hinsichtlich des Kieferwinkels) symmetrische: *i* und *u*, *é* und *ó* haben gleichen Kieferwinkel etc., so dass, wenn man die Mundstellung des *a* als die normale betrachtet, sowol die rechts wie die links stehenden Vocale sich in gleichem Masse von der Normalstellung entfernen; man kann dies folgendermassen veranschaulichen:



Zu diesen sieben reinen Grundvocalen[1]) treten nun drei weitere Vocale, welche als Mischvocale bezeichnet werden können, indem sie dadurch hervorgebracht werden, dass sich je zwei Vocale (*i* und *u*, *é* und *ó*, *è* und *ò*), welche gleiche Kieferstellung haben, gleichsam miteinander mischen. Verbindet man mit der Kieferstellung des *i* und *u* die Zungenstellung des *i* und die Lippenstellung des *u*, so entsteht der Laut des *ü* (= *û* in franz. *flûte*). In ganz analoger Weise entsteht aus der Mischung *é* und *ó* der Laut des geschlossenen *ö* (*ő*) (= *eu* in franz. *peu*), und aus der Mischung von *è* und *ò* des offenen *ö* (*ö̀*) (= *eu* in franz. *leur*); veranschaulicht kann dies folgendermassen werden:
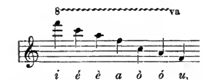


Zwischen je zweien einander benachbarten dieser zehn Vocale (z. B. zwischen *é* und *è*) liegen unzählige Vocalnuancen, denn je nachdem die Mundstellung des *é* mehr oder weniger derjenigen des *è* genähert wird, entstehen Laute, welche entweder mehr von der Beschaffenheit des *é* oder mehr von derjenigen des *è* an sich haben. Für die Lautlehre der romanischen Schriftsprachen haben indessen diese Nuancen nur geringe Bedeutung, eine grosse dagegen allerdings für die Lautlehre der Dialekte.

1) In streng sprachwissenschaftlichem Sinne können nur *i*, *a*, *u* »Grundvocale« genannt werden, da *e* und *o* im Indogermanischen erst durch »Spaltung« des A-Lautes entstanden sind. Die romanische Philologie darf jedoch, weil secundäre, bzw. tertiäre Sprachen behandelnd, von dieser Thatsache abstrahiren.

§ 3. Musikalische Resonanz der Mundstellungen bei Bildung der Vocale. Die Resonanzen der verschiedenen Mundstellungen bei Bildung der einzelnen Vocale lassen sich (nach Trautmann in Anglia I, 590 f.) musikalisch folgendermassen zum Ausdruck bringen:

a) Für die reinen Vocale:
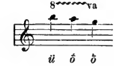


es ist also:

bei der *i*-Stellung	die Mundhöhle	auf	*f''''*
- - *é*-Stellung	-	-	*c''''*
- - *è*-Stellung	-	-	*a'''*
- - *a*-Stellung	-	-	*f'''*
- - *ò*-Stellung	-	-	*c'''*
- - *ó*-Stellung	-	-	*a''*
- - *u*-Stellung	-	-	*f''*

Noch genauere Angaben macht Trautmann in Anglia III 207; darnach ist *u* fast so hoch wie *g''*; *ó* fast so hoch wie *h''*, *ò* fast *d'''*, *a* fast *g'''* u. s. w.; vgl. auch Anglia IV 2, 60 ff. u. dagegen Techmer, a. a. O. (s. oben S. 23), S. 76.

abgestimmt. Die Resonanz von *a* liegt also eine Octave tiefer, als die von *i*, und eine Octave höher, als die von *u*.

b) Für die Mischvocale:



Die Resonanzen der *ü*-, *ô*- und *ö*-Stellung sind also: *h'''*, *a'''*, *g'''*.

§ 4. Klangfarbe und Klang der Vocale. Hinsichtlich ihrer Klangfarbe zerfallen, wie aus dem Erörterten sich leicht ergiebt, die reinen Vocale in

helle Vocale (*i*, *e*, *è*) und
dunkle Vocale (*ò*, *ó*, *u*).

Das *a* nimmt, wenn rein und normal ausgesprochen (italienisches *a*), wie in Bezug auf seine Bildung, so auch in Bezug auf seine Klangfarbe eine Mittelstellung zwischen den

hellen und dunkeln Vocalen ein; unrein gesprochen, nähert es sich entweder dem *è*, also den hellen Vocalen, oder dem *ò*, also den dunkeln Vocalen.

Die *Mischvocale* besitzen entsprechend ihrer Bildung eine Mischklangfarbe.

Den offenen, bzw. geschlossenen Charakter bezeichnet man als den *Klang* oder als die *Qualität* der Vocale.

Je nachdem dem lauterzeugenden Exspirationsstrome bei der Hervorbringung eines Vocales eine längere oder kürzere Dauer gegeben wird, ist auch die *Zeitdauer* oder die *Quantität* des betreffenden Vocales kürzer oder länger. Darnach unterscheidet man:

a) *lange*
(b) *halblange*)
c) *kurze*
(d) *überkurze*)
} Vocale.

§ 5. *Betonung der Vocale.* Verbindet sich ein Vocal mit einem andern Laute zu einer Silbe, so ist er stets der Träger des *Silbenaccentes* (vgl. Kap. 1, § 8). Innerhalb eines (mehrsilbigen) Wortes ist stets *eine* bestimmte Silbe Trägerin des *Wortaccentes*, der Vocal dieser Silbe ist folglich stärker betont, als alle übrigen in dem Worte vorkommenden Vocale, im Verhältniss zu diesen ist er also *hoch betont*, trägt den *Hochton* (Hauptaccent). Die Tonstärke der *nicht* hochbetonten (tieftonigen) Vocale ist eine verschiedene: ist sie eine ganz geringe, so heissen die betreffenden Vocale *unbetont* oder *tonlos* (Bezeichnungen, die man nicht buchstäblich verstehen darf, da auch ein »tonloser« Vocal noch Träger eines schwachen Tones ist); ist dagegen die Tonstärke eine über das Mass der sogenannten Tonlosigkeit hinausgehende und doch das Mass des Hochtones nicht erreichende, so nennt man sie *Nebenton* (nehmen wir z. B. das ital. Wort *rinascimento*, so trägt in demselben *e* den Hochton, *a* den Nebenton, die beiden *i* und *o* sind unbetont). Es bedarf nicht erst der Bemerkung, dass die Tonstärke einer einzelnen Silbe, bzw. eines einzelnen Vocales, immer im angemessenen Verhältnisse zu der Energie des Exspirationsdruckes steht, welche zur Aussprache des betreffenden ganzen Wortes, bzw. ganzen Satzes

aufgewandt wird (spricht man leise, d. h. mit schwachem Exspirationsdruck, so sind sämmtliche Grade der Tonstärke entsprechend niedriger, als wenn man laut, d. h. mit starkem Exspirationsdruck spricht).

§ 6. **Diphthonge und Triphthonge.** Werden *zwei* Vocale durch *einen* Exspirationsstrom hervorgebracht, also zu *einer* Silbe vereinigt, so entsteht ein **Diphthong.** Einer der beiden zu einem Diphthonge vereinigten Vocale muss den Silbenton tragen, der andere unbetont sein. Ist der erste Vocal betont (z. B. *áu*), so ist der Diphthong ein *fallender* (weil der Ton von der Höhe zur Tiefe herabsinkt), ist der zweite Vocal betont (z. B. *aú*), so ist der Diphthong ein *steigender* (weil der Ton von der Tiefe zur Höhe emporsteigt).

Werden *drei* Vocale durch *einen* Exspirationsstrom hervorgebracht, also zu *einer* Silbe vereinigt, so entsteht ein **Triphthong.** Einer der drei zu einem Triphthonge vereinigten Vocale muss hochbetont, die beiden andern müssen unbetont sein (z. B. ital. *miéi*).

Möglich ist auch die Bildung von Tetraphthongen.

§ 7. **Beschaffenheit und Eintheilung der Consonanten.**

Die Consonanten werden erzeugt:

Entweder

a) durch eine im Ansatzrohre gebildete Enge: die Reibelaute (Fricativee, Spiranten);

oder

b) durch einen im Ansatzrohre gebildeten, beim Nahen des Exspirationsstromes sich lösenden Verschluss: die Verschluss- oder Platzlaute (Explosivae).

Die Engen und die Verschlüsse werden an *denselben* Stellen des Ansatzrohres gebildet.

Mittelst jeder Enge und mittelst jedes Verschlusses kann je ein tönender und ein (stimm)tonloser Laut gebildet werden.

Die Reibelaute und die Verschlusslaute zerfallen also in so viele Paare, bzw. in so viele Vierheiten, als es Enge- und Verschlussbildungen giebt.

Die überhaupt vorkommenden Enge- und Verschlussbildungen sind folgende:

I. Labiale Enge, labialer Verschluss.

a) Die beiden Lippen werden einander so genähert, dass nur eine schmale Enge offen bleibt.

Ergebniss:

α) Tönender Reibelaut *w*, wie es in Mitteldeutschland z. B. in *Liebe*, *Rabe* (= *Liewe*, *Rawe*) gesprochen zu werden pflegt.

β) Tonloser Reibelaut, als welcher das *u* in *Quelle* gesprochen zu werden pflegt.

b) Die beiden Lippen bilden einen sich lösenden Verschluss.

Ergebniss:

α) Tönender Verschlusslaut *b* (z. B. in franz. *bon*).

β) Tonloser Verschlusslaut *p* (z. B. in franz. *pain*).

II. Labiodentale Enge, labiodentaler Verschluss.

a) Die Unterlippe bildet mit den oberen Schneidezähnen eine Enge.

Ergebniss:

α) Tönender Reibelaut *v* (z. B. in franz. *voix*).

β) Tonloser Reibelaut *f* (z. B. in franz. *franc*).

b) Die Unterlippe bildet mit den oberen Schneidezähnen einen Verschluss.

Ergebniss:

α) Ein tönender *b*- } Laut, welcher weder in roman. noch
β) Ein tonloser *p*- } in germanischen Sprachen vorkommt.

III. Linguodentale Enge, linguodentaler Verschluss.

a) Die oberen Schneidezähne und die sich zwischen beide Zahnreihen schiebende Zungenspitze bilden eine Enge.

Ergebniss:

α) Tönender Reibelaut z^1 = engl. *th* (z. B. in *that*).

β) Tonloser Reibelaut s^1 = engl. *th* (z. B. in *thick*).

b) Die Zungenspitze bildet mit den oberen Schneidezähnen einen Verschluss.

Ergebniss:

α) Tönender Verschlusslaut d^1.

β) Tonloser Verschlusslaut t^1.

Beide Laute kommen in den romanischen Schriftsprachen nicht vor.

IV. Linguoalveolare Enge, linguoalveolarer Verschluss.

a) Die Zungenspitze bildet mit dem inneren Damme (den Alveolen) der oberen Schneidezähne eine Enge.

Ergebniss:

α) Tönender Reibelaut z^2 = *z* in franz. *zéro*.

β) Tonloser Reibelaut s^2 = *s* in franz. *son*.

b) Die Zungenspitze bildet mit dem innern Damme (den Alveolen) der oberen Schneidezähne einen Verschluss.

Ergebniss:

α) Tönender Verschlusslaut d^2 = *d* in franz. *dada*.

β) Tonloser Verschlusslaut t^2 = *t* in franz. *total*.

V. Linguopalatale Enge, linguopalataler Verschluss.

a) Die etwas nach oben und hinten gebogene Zungenspitze bildet mit dem vorderen Theile des Gaumens eine Enge.

Ergebniss:

α) Tönender Reibelaut z^3 = *j* in franz. *jaloux*.

β) Tonloser Reibelaut s^3 = deutsch *sch* = franz. *ch* in *vache*.

b) Die etwas nach oben und hinten gebogene Zungenspitze bildet mit dem vorderen Theile des Gaumens einen Verschluss.

Ergebniss:

α) Tönender Verschlusslaut d^3.

β) Tonloser Verschlusslaut t^3.

Beide Laute kommen in den romanischen und germanischen Schriftsprachen nicht vor.

VI. Linguodorsalpalatale Enge, linguodorsalpalataler Verschluss.

a) Der Zungenrücken und der harte Gaumen bilden eine Enge.

Ergebniss:

α) Tönender Reibelaut *j* = *j* in norddeutschem *ja*.

β) Tonloser Reibelaut *ch* = *ch* in deutschem *Sichel*.

b) Der Zungenrücken und der harte Gaumen bilden einen Verschluss.

Ergebniss:

α) Tönender Verschlusslaut g^1 = *g* in franz. *guerre*.

β) Tonloser Verschlusslaut k^1 = *k* in franz. *kilomètre*.

VII. Linguovelare Enge, linguovelarer Verschluss.

a) Der Zungenrücken und das Gaumensegel (genauer die Grenze des harten und weichen Gaumens) bilden eine Enge.

Ergebniss:

α) Tönender Reibelaut γ^1 = *g* in niederdeutschem *Lage*.

β) Tonloser Reibelaut χ^1 = *ch* in deutschem *ach*.

b) Der Zungenrücken und das Gaumensegel (genauer die Grenze des harten und weichen Gaumens) bilden einen Verschluss.

Ergebniss:

α) Tönender Verschlusslaut g^2 = *g* in franz. *goût*.

β) Tonloser Verschlusslaut k^2 = *c* in franz. *cadeau*.

VIII. Eine achte Art der Enge, bzw. des Verschlusses, gebildet mit dem Gaumensegel und dem hinteren Theile der Zunge, kann hier ausser Betracht bleiben, da die entsprechenden Laute in den romanischen Sprachen fehlen.

Die Ergebnisse der vorstehenden Darlegung seien in der folgenden Tabelle (s. umstehend S. 36) übersichtlich zusammengefasst.

Anmerkung. Die alte Grammatik kannte die lautphysiologische Eintheilung der Consonanten nur in sehr unvollkommenem Masse, indem sie von einer solchen nur in Bezug auf die Explosivae und einige Spiranten (*mutae*) Gebrauch machte; sie ordnete dieselben nach einem doppelten Principe in zwei Klassen:

	I. Die beiden Lippen bilden Enge, bzw. Verschluss		II. Die Unterlippe bildet mit den oberen Schneidezähnen Enge, bzw. Verschluss		III. Die oberen Schneidezähne und die Zungenspitze bilden Enge, bzw. Verschluss		IV. Die Zungenspitze und die Alveolen der oberen Schneidezähne bilden Enge, bzw. Verschluss		V. Die Zungenspitze bildet mit dem Vordergaumen Enge, bzw. Verschluss		VI. Der Zungenrücken und der hintere Gaumen bilden Enge, bzw. Verschluss		VII. Der Zungenrücken und das Gaumensegel bilden Enge, bzw. Verschluss	
	tönend	tonlos	tönend	tonlos	tönend	tonlos	tönend	tonlos	tönend	tonlos	tönend	tonlos	tönend	tonlos
Reibe-Laute	w^1 = *w* in mitteld. *Liewe* f. *Liebe*	f^1 = *w* in deutsch. *Quelle*	w^2 = franz. *v*	f^2 = franz. *f*	z^1 = *th* in engl. *thou*	s^1 = *th* in engl. *thin*	z^2 = *z* in franz. *zéro*	s^2 = *s* in franz. *son*	z^3 = *j* in frz. *jeu*, und *g* in frz. *âge*	s^3 = *ch* in franz. *chanter*	*j* = engl. *y* in *yes*	*ch* = dtsch. *ch* in *Sichel*	γ = *g* in niederdeutsch *Lage*	χ = *ch* in deutsch *ach*
Verschl.-Laute	b^1 = *b* in franz. *bon*	p^1 = *p* in franz. *port*	b^2 fehlen in den romanischen Schriftsprachen	p^2	d^1 fehlen in den romanischen Schriftsprachen	t^1	d^2 = franz. *d* in *dada*	t^2 = franz. *t* in *total*	d^3 fehlen in den romanischen Schriftsprachen	t^3	g^1 = *g* in franz. *guerre*	k^1 = *k* in frz. *kilomètre*, *quel*	g^2 = franz. *g* in *goût*	k^2 = franz. *c* in *cadeau*
	labiale Consonanten		labiodentale Consonanten		linguodentale Consonanten		linguoalveolare Consonanten		linguopalatale Consonanten		linguodorsalpalatale Consonanten		linguovelare Consonanten	

Laute, welche durch die gleiche Art der Enge, bzw. des Verschlusses hervorgebracht werden, heissen **homogene** Laute.

	Labiale	Dentale	Gutturale	
Tenues	*p*	*t*	*k*	Verschlusslaute
Mediae	*b*	*d*	*g*	Verschlusslaute
Aspiratae	*ph* (*φ*)	*th* (*ϑ*)	*ch* (*χ*)	Reibelaute.

Selbstverständlich genügt diese rohe Eintheilung den Anforderungen der gegenwärtigen Sprachwissenschaft nicht im Mindesten; indessen darf man sich gestatten, die einmal üblich gewordenen Benennungen dann beizubehalten, wenn es ohne sachlichen Nachtheil geschehen kann. Zu bemerken ist aber, dass die Benennung »Gutturale« (»Kehllaute«) geradezu sinnlos ist, denn in der Kehle (d. h. dem Kehlkopfe) werden nur die H-Geräusche erzeugt (vgl. unten § 10), *k*, *g*, *χ* aber sind entweder (linguo)dorsalpalatale oder (linguo)velare Laute (vgl. oben § 7, VI und VII).

§ 8. Beschaffenheit und Eintheilung der Liquidae. Die Liquidae zerfallen in:

a) Nasale, es sind folgende:

α) Der M-Laut, gebildet mit Lippenverschluss wie b^1 und p^1.

β) Der N-Laut, gebildet durch linguoalveolaren Verschluss, wie d^2 und t^2.

γ) Der *ng*-Laut (im Deutschen ausgedrückt entweder durch *ng*, z. B. *lang*, oder *nk*, z. B. *Dank*), gebildet durch linguovelaren Verschluss, wie g^2 und k^2.

(Da bei Bildung dieser Laute der Mundraum geschlossen ist, so entweicht der Exspirationsstrom durch die Nase.)

Uebrigens können Nasale auch mit labiodentalem, linguodentalem, linguopalatalem und linguodorsalpalatalem Verschlusse gebildet werden (es steht also neben b^2 und p^2 ein m^2, neben d^1 und t^1 ein n^1, neben d^3 und t^3 ein n^3 und neben g^1 und k^1 ein ng^1.

b) Die R-Laute.

α) r^1, d. h. linguales *r* oder Zungenspitzen-*r*, gebildet durch denselben Verschluss wie d^2.

β) r^2, d. h. velares *r* oder Zäpfchen-*r*, erzeugt durch einen mittelst des Gaumensegels und des hinteren Theiles der Zunge gebildeten Verschluss. Bei Bildung des r^1 wird die Zungenspitze, bei Bildung des r^2 das Zäpfchen durch den den Ver-

schluss durchbrechenden Luftstrom in schwirrende Bewegung versetzt.

c) Die L-Laute.

Mittelst eines jeden Verschlusses, durch welchen ein *d*-Laut hervorgebracht wird, kann auch ein L-Laut erzeugt werden. Es giebt folglich ein linguodentales, ein linguoalveolares und ein linguopalatales *l*; das linguoalveolare (also das mit gleichem Verschlusse, wie d^2, gebildete) ist das am häufigsten vorkommende.

Die Liquidae können sowol als Consonanten wie als Vocale fungiren, d. h. entweder Silbenbestandtheile oder selbständige Silben bilden; das erstere ist der Fall, wenn im Silbenanlaut der Liquida ein Verschluss- oder Reibelaut vorangeht (z. B. *tragen*, *kleiden*) oder wenn im Silbenauslaut der Liquida ein Verschluss- oder Reibelaut nachfolgt (z. B. *hart*, *bald*, *falsch*); letzteres geschieht, wenn eine Liquida im Silbenauslaute einem Verschluss- oder Reibelaute nachfolgt (z. B. wenn Sichel, Ofen, Athem, Reiter ausgesprochen werden wie Sichl, Ofn, Athm, Reitr).

§ 9. Beschaffenheit und Eintheilung der H-Laute (besser: H-Kehlkopfgeräusche).

Werden die Stimmbänder etwas verengt, so entsteht bei dem Hindurchströmen des Exspirationsstromes, indem derselbe sich an den Wänden der Enge reibt, ein schwaches Geräusch, der sogenannte eigentliche H-Laut (in Wirklichkeit eben kein Laut, sondern ein Kehlkopfreibegeräusch). Vernehmbar wird dieser Laut erst, wenn ihm ein Vocal nachfolgt.

Durchbricht der Exspirationsstrom den Verschluss der Stimmbänder, so entsteht ein Kehlkopfverschlussgeräusch, welches noch schwächer ist, als das eigentliche H-Geräusch: das Geräusch des franz. sogenannten *h aspirée* (z. B. in *'hâte*, *'hêtre*).

h^1 (spiritus asper) ist also ein Reibelaut, h^2 (spiritus lenis) ein Verschlusslaut, wenn man die Bezeichnung »Laut« hier überhaupt brauchen darf.

§ 10. Consonantische Diphthonge (Affricatae). Soll eine Explosiva mit nachfolgendem Vocale gesprochen werden (z. B. *ka*), so ist dazu erforderlich, dass, nachdem der für



die Bildung der Explosiva (z. B. *k*) nöthig gewesene Verschluss gelöst worden ist, der Mundraum sofort die zur Bildung des Vocals (z. B. *a*) erforderliche weite Oeffnung annehme, geschieht dies nicht unmittelbar, sondern wird, wenn auch bloss für einen Moment, der Verschluss zunächst nur soweit geöffnet, dass sich eine Enge bildet, so schiebt sich (ohne dass der Sprechende dies beabsichtigte, also aus rein physischem Grunde) zwischen Explosiva und Vocal ein Reibelaut ein, da der Exspirationsstrom sich an den Wänden der Enge reibt. Naturgemäss kann immer nur derjenige Reibelaut sich einschieben, welcher der Explosiva organisch entspricht, z. B. kann nach p^1 nur f^1, nach t^2 nur s^2, nach k^2 nur χ eintreten (vgl. die Tabelle auf S. 36). Eine derartige Lautcombination nennt man eine Affricata.

§ 11. Graphische Consonantenverbindungen.

Mehrfach pflegen in der Schrift bestimmte Consonantenverbindungen durch einheitliche Zeichen dargestellt zu werden (z. B. in der griechischen Schrift die Verbindung π, bzw. β, φ und σ durch ψ, $\varkappa$, bzw. γ, χ und σ durch ξ u. s. w.).

§ 12. Berührung der Consonanten (Liquidae) und Vocale unter einander. Die Consonanten *v* (= w^2) und *j* einerseits und die Vocale *u* und *i* andererseits werden mittelst ähnlicher Mundstellungen erzeugt und sind demnach einander organisch verwandt. Darin ist, da *p*, *b* dem *v* und *k*, *g* dem *j* nahe stehen (vgl. die Tabelle S. 36), auch eine nähere Beziehung zwischen *p*, *b* und *u* einerseits und *k*, *g* und *i* andererseits begründet; es berühren sich ferner z. B. *l* und *u*.

Ueber die graphische Darstellung der einzelnen Laute, bzw. über die Beziehungen zwischen Lauten und Schriftzeichen, vgl. das erste Buch des litterarischen Theiles.

Drittes Kapitel.

(Die Entwickelung der Laute oder) der Lautwandel.

§ 1. Begriff des Lautwandels. Unter »Lautwandel« versteht man denjenigen Wandel, welchen die Sprachlaute bei organischer Entwickelung der betreffenden Sprache erleiden.

Der Lautwandel ist innerhalb einer einzelnen Sprache stets ein zusammenhängender, d. h. nicht bloss vereinzelte Laute und Lautkategorien sind dem Wandel unterworfen, sondern das Lautsystem in seiner Gesammtheit[1]), also die einzelnen Lautwandelungen erfolgen nach gemeinsamen Principien und Tendenzen.

Stammverwandte Sprachen vollziehen den Lautwandel zwar nach gewissen gleichen Principien und Tendenzen, können aber im Einzelnen sehr beträchtlich von einander abweichen (man denke z. B. an die starke Verschiedenheit, welche die Lautentwickelung des Französischen im Vergleich zu der des Italienischen aufweist).

Der Lautwandel innerhalb einer Sprache gelangt nie zu einem definitiven Abschlusse, sondern ist an sich einer Fortsetzung in das Unendliche fähig. Jede erreichte Stufe setzt eine Weiterentwickelung voraus, deren nächster Verlauf im Allgemeinen sich im Voraus absehen lässt.

Die Begründung einer Schriftsprachform setzt, indem sie für die litterarischen Kreise die Lautgestaltungen normirt und deren conventionelle Festhaltung anstrebt, dem Lautwandel einen künstlichen Damm entgegen, es wird derselbe indessen von dem Strome der Entwickelung nach und nach durchrissen und endlich ganz hinweggeschwemmt. Gerade die lautliche Entwickelung des Lateins zu den romanischen Sprachen bietet

---

1) Selbstverständlich soll damit nicht gesagt werden, dass innerhalb einer bestimmten Entwickelungsperiode sämmtliche Laute einer Sprache durch den Lautwandel umgestaltet werden müssten. Es können vielmehr einzelne Laute und Lautkategorien sehr wohl sich durch sehr lange Perioden hindurch, ja selbst von Urzeiten bis auf die Gegenwart erhalten (so ist z. B. das *p* in *pater*, *père*, von der indogermanischen Urzeit bis heute unangefochten geblieben und dürfte es noch unabsehbar lange bleiben). Aber es bleibt immer nur erhalten, was mit den vollzogenen Wandlungen nicht contrastirt und also dem jeweiligen Lautsysteme sich einpasst.

hierfür ein lehrreiches Beispiel in grossem Massstabe dar. Innerhalb der romanischen Sprachen aber wiederholt sich der gleiche Process, ist aber vorläufig freilich noch nicht über die Anfangsstadien hinausgekommen (man denke z. B. daran, dass das gegenwärtige schriftfranz. Lautsystem in einigen Einzelheiten schon von demjenigen des 17. Jahrhunderts abweicht, obwol im Ganzen die Schriftsprachform jener Zeit festgehalten worden ist).

§ 2. Ursachen des Lautwandels. Die letzte Ursache des Lautwandels ist das Gesetz des Wechsels, welchem, wie alles Irdische, so auch die Sprache in allen ihren einzelnen Hervorbringungen unterliegt. Als secundäre Ursachen sind folgende zu bezeichnen:

a) Das Princip der Anpassung (Accommodation). Die geistige Individualität eines Volkes ist in den verschiedenen geschichtlichen Entwickelungsstadien desselben eine verschiedene. Je nach der Verschiedenheit der geistigen Volksindividualität muss auch die Beschaffenheit der geistigen Hervorbringungen eines Volkes verschieden sein (z. B. die Staatsverfassung, das Rechtssystem etc. eines Volkes ändert sich mehr oder weniger, sobald dies Volk in ein anderes Stadium der Entwickelung eingetreten ist und dadurch eine Aenderung seiner geistigen Individualität vollzogen hat). Es müssen die Formen und auch das Wesen der geistigen Hervorbringungen eines Volkes sich immer der jeweiligen geistigen Individualität desselben anpassen, da sie ja durch diese letztere bedingt werden. Zu den geistigen Hervorbringungen aber gehört selbstverständlich auch die Sprache sowol in ihrer Gesammtheit als auch in ihren einzelnen Bestandtheilen. Folglich ist mit jedem Wechsel in der geistigen Volksindividualität eine (freilich nur partielle) Wandelung der Sprache verbunden, welche sich auch auf die Laute erstreckt.

b) Das Princip der Kraftersparniss (über Begriff und Wesen desselben vgl. Theil I, S. 20 f.). Die einzelnen Laute und Lautverbindungen sind verhältnissmässig leicht oder verhältnissmässig schwer, d. h. mit geringerer oder mit grösserer Anstrengung der Sprachorgane, hervorzubringen. Freilich ist die Schwierigkeit der Lauthervorbringung nur eine relative, d. h. sie wird von den verschiedenen Völkern (Sprach- und

Dialektgenossenschaften) in sehr verschiedenem Grade empfunden (z. B. die Franzosen empfinden keine Schwierigkeit bei der Hervorbringung der Nasalvocale, die Norddeutschen dagegen können diese Laute nur schwer erzeugen; ähnlich verhält es sich mit dem englischen *th*, mit dem slavischen *ł* etc.). Aber auch zeitlich wird die Schwierigkeit der Lauterzeugung in verschiedenem Grade empfunden, d. h. einem und demselben Volke kann in einer späteren Periode seiner Entwickelung die Hervorbringung gewisser Laute schwierig erscheinen, während es dieselben in einer früheren Periode mit Leichtigkeit gesprochen hat (so ist z. B. die Erzeugung des Kehlkopfreibgeräusches *h* den Lateinern in früherer Zeit offenbar leicht gewesen, in späterer Zeit aber immer schwerer geworden; die Altfranzosen sprachen auslautendes und gedecktes — später in *u* vocalisirtes — *l* offenbar in einer Weise aus, welche den Neufranzosen schwierig sein würde). So besitzt innerhalb einer bestimmten Periode jedes Volk (bzw. jede Sprach- und Dialektgenossenschaft) gewisse Laute, welche ihm (ihr) unbequem sind. Das unbewusste Streben der Sprechenden ist nun darauf gerichtet, sich dieser Laute entweder ganz zu entledigen oder doch sie mit solchen zu vertauschen, welche zwar ihnen verwandt, aber relativ leichter hervorzubringen sind (so haben z. B. die Franzosen die ihnen unbequem gewordenen intervocalen Explosivae des Lateinischen entweder ganz fallen lassen oder sie mit den entsprechenden Spiranten vertauscht, vgl. *videre* und *v*[*e*][*d*]*oir*, *sapere* und *savoir*).

Einerseits in engem Zusammenhange mit dem Princip der Kraftersparniss, andererseits aber auch im Gegensatze zu demselben steht das Princip der lautlichen Analogiebildung, über welches in § 3 gehandelt werden wird.

c) Lautwandel innerhalb einer Sprache kann auch dadurch veranlasst werden, dass das betreffende Volk Lauteigenheiten einer fremden Sprache, zu welcher es in nahe Beziehungen getreten, auf die seinige überträgt (so ist z. B. der *h*-Laut, welcher von dem gallischen Volkslatein aufgegeben worden war, in Folge germanischen Einflusses im Französischen mehrfach auf den Anlaut von Worten lateinischen Ursprungs übertragen worden, vgl. *'huit*, *'huis*, *'huître* = *octo*, *ostium*, *ostrea*; die Entstehung der linguovelaren tonlosen Spirans [*j̣*, früher ge-

schrieben *x*] im Spanischen wird, freilich gewiss nicht mit Recht, arabischem Einflusse zugeschrieben).

d) Lautwandel kann endlich auch, wenigstens in der Sprache der litterarisch gebildeten Kreise, durch eine Art von Uebereinkunft veranlasst werden. Es kann nämlich in den litterarisch gebildeten Kreisen die Meinung sich bilden und durchdringen, dass die herkömmliche Aussprache gewisser Laute unrichtig oder nicht »elegant« sei und mit einer bestimmten andern vertauscht werden müsse. Auf diese Weise entstehen Aussprachemoden, bzw. Ausspracheaffektationen, welche zwar in der Regel nur kurzlebig sind, zuweilen aber sich behaupten und dauernd verbreiten (so ist z. B. die Aussprache des franz. *oi* als *è* wenigstens theilweise um die Mitte des 16. Jahrhunderts nur als Modesache aufgekommen, es hat aber die damals begonnene Entwickelung weiteren Fortgang gefunden und zu der gegenwärtig üblichen Aussprache geführt, vgl. Thurot, de la prononciation française. t. I, p. 374 ff.).

§ 3. Die Lautgesetze und ihre Gültigkeit. Die Principien und Tendenzen, nach denen der Lautwandel, soweit er auf Accommodation und auf dem Streben nach Kraftersparniss beruht, sich vollzieht, darf man Lautgesetze nennen, weil sie der subjektiven Willkür der sprechenden Individuen entzogen sind und für alle Angehörigen der Sprachgenossenschaft bindende Kraft besitzen.

1. Die Lautgesetze üben innerhalb der normalen Sprachentwickelung eine durchgreifende Wirkung aus, welche keinerlei Ausnahme zulässt, d. h. die Laute, aus denen Worte und Wortformen sich zusammensetzen, können, insoweit diese Worte und Wortformen sich normal entwickeln, innerhalb jeder Sprachform (Schriftsprache oder Dialekt) und Sprachperiode nur je eine bestimmte Gestaltung zeigen (z. B. lat. intervocale Explosiva hat sich als solche in keinem normal gebildeten französischen Worte erhalten; lat. hochtoniges kurzes *i* ist im Französischen stets zu *ei*, bzw. *oi* geworden — Worte, welche diesen Gesetzen sich entziehen, wie z. B. *nature*, *poète* oder *livre*, *plie*, gehören nicht zu dem organischen Wortschatze der Sprache. Worte aber, wie etwa *quatorze*, oder *toute* können überhaupt nicht in Betracht kommen, da

in ihnen die Explosiva ursprünglich geminirt war: *quattuordecim*, **totta*, vgl. ital. *tutta*).

Die Lautgesetze wirken also mit der gleichen Strenge wie die Naturgesetze, aber freilich nur innerhalb derjenigen Sphäre, innerhalb welcher die betreffende Sprache sich organisch und normal entwickelt hat.

Daraus ergiebt sich der methodologische Grundsatz, dass, wenn man organisch gebildete Worte und Wortformen auf ihre ältere Gestalt, bzw. auf ihre älteste erreichbare Gestalt zurückführen will, man sich dabei durchaus von den Lautgesetzen leiten lassen muss. Blosse Klangähnlichkeit beweist gar nichts.

Dasselbe gilt, wenn es sich darum handelt, innerhalb einer Gruppe von Sprachen, welche durch gleichen Ursprung einander verwandt sind (wie z. B. die romanischen Sprachen), die einander entsprechenden, aus demselben Grundwort (Etymon) hervorgegangenen Worte zusammenzustellen.

Es ist aber zu beachten, dass zwei Lautgesetze mit einander concurriren, d. h. auf denselben Laut in der gleichen Lautcombination (z. B. auf *ĭ* in der Combination *-ĭtium*, *-ĭtia*) einwirken können. Natürlich kann in jedem einzelnen Falle nur entweder das eine oder das andere Lautgesetz wirksam sein. In Folge dieser Doppelung zeigt sich oftmals im Romanischen eine Zweiheit der lautlichen Entwickelung in Bezug auf ursprünglich gleich gebildete Worte (z. B. das Suffix *-ĭtium*, *-ĭtia* hat sich im Französ. theils zu *-esse*, theils zu *-ice* entwickelt, so steht z. B. neben *richesse* auch *service*, *justitia* ergiebt ebensowol *justesse* als auch *justice*, doch mag bei Bildung letzterer Form allerdings auch das Princip gelehrter Conservirung [s. u. 2, b] mitgewirkt haben). Vgl. unten S. 48.

2. Beeinträchtigt und eingeschränkt wird die Wirkung der Lautgesetze:

a) Durch das Princip der Analogiebildung. Die einzelnen Wortformen schliessen sich bekanntlich theoretisch zu grossen Einheiten, Formen, Systemen, zusammen (so namentlich die Verbalformen zu den einzelnen Conjugationssystemen), und diese Zusammengehörigkeit wird bis zu einem gewissen Grade auch von den Sprechenden, allerdings meist nur unbewusst, empfunden. Innerhalb eines Formensystemes aber können



sehr wohl Formen, welche nach verschiedenen Principien (z. B. dem Princip der Stammbetonung und dem der Flexionsbetonung) gebildet sind und folglich eine verschiedene, aber gleich richtige lautliche Entwickelung genommen haben, neben einander bestehen. Haben nun die nach dem einen Princip (z. B. dem der Flexionsbetonung) gebildeten Formen ein starkes numerisches Uebergewicht über die nach anderem Principe (z. B. dem der Stammbetonung) gebildeten, so ziehen sie die letzteren leicht analogisch an; es werden also dann die weniger zahlreichen Formen ihre eigene lautgesetzlich correkte Bildung aufgeben, um diejenige der zahlreicheren Formen anzunehmen, z. B. aus lat.

paráb[o]lo
paráb[o]las } stammbetont.
paráb[o]lat

par[abo]lámus
par[abo]látis } flexionsbetont.

paráb[o]lant } stammbetont.

entwickelt sich altfranzösisch lautgesetzlich correkt:

stammbetont { *paróle* (aus *paraúle*, *parávle*, *paráble*)
paróles
paróle(t)

flexionsbetont { *parlóns*
parléz

stammbetont { *parólent*

Es sind also im praes. ind. und ebenso conj. nur zwei Formen flexionsbetont, die übrigen vier stammbetont; dagegen sind ausserhalb des praes. sämmtliche Formen flexionsbetont [imperf.: *parlaís*, hist. perf.: *parlaí*, fut.: *parlerai*, condit.: *parleraís* etc.], so dass also die flexionsbetonten Formen ein sehr bedeutendes numerisches Uebergewicht über die stammbetonten besitzen. In Folge dessen haben sich die letzteren den ersteren angebildet, und es sind die völlig unorganischen, den Lautgesetzen Hohn sprechenden Formen *parle*, *parles*, *parle*, *parlent* entstanden. Uebrigens kann auch der Fall eintreten, dass die weniger zahlreichen Formen die numerisch übermächtigen zur Anbildung veranlassen (z. B. in

der Conjugation von *aimer* ist *ai* nur in den stammbetonten Formen lautgesetzlich berechtigt [*aíme, aímes, aímet, aíment*, aber *amóns, améz*], gleichwol aber ist es auch in die flexionsbetonten eingedrungen; ebenso verhält es sich mit dem *oy* in *voyons* etc.). Auch der Fall ist möglich, dass eine vereinzelte, aber sehr häufig gebrauchte Form die entsprechenden Formen anderer Formensysteme analogisch beeinflusst (z. B. franz. *sont* hat sicherlich den Typus abgegeben für die Bildung der Formen *vont* und *font*, welche, vom lautgesetzlichen Standpunkte aus betrachtet, ungeheuerlich genannt werden müssen und jeder befriedigenden Erklärung spotten, denn z. B. *vadunt*, bzw. **vadant* hätte lautgesetzlich ergeben müssen *veent*, vgl. *cheent* = *cadunt*, *beent* = *badant*).

b) Durch das Princip gelehrter Conservirung. Eine grosse Anzahl von Worten ist, weil dieselben abstrakte oder sonst dem Alltagsgedankenkreise entrückte Begriffe ausdrücken, ausschliesslich oder doch vorzugsweise unter den litterarisch Gebildeten im Gebrauche. Litterarisch Gebildete aber gehen gleichsam sorgsamer mit den Worten um, als die Masse des Volkes es thut, sind bemüht, die Worte möglichst in ihrer ursprünglichen Lautfülle zu conserviren und sie damit dem umgestaltenden Processe des Lautwandels zu entziehen. Im besonderen Umfange nun ist dies im Gebiete des Romanischen geschehen, und zwar aus leicht ersichtlichem Grunde: das Studium des Lateinischen ist, wie bekannt, bei den romanischen Völkern ununterbrochen gepflegt worden, damit aber wurde bei den Angehörigen der gelehrten, bzw. litterarisch gebildeten Kreise wenigstens ein gewisses Bewusstsein des Zusammenhanges zwischen Romanisch und Lateinisch wach erhalten, und mit solchem Bewusstsein verband sich, wie leicht begreiflich, das Bestreben, die romanischen Worte sich möglichst wenig von ihrer lateinischen Grundform entfernen zu lassen. Gelingen konnte dies Bemühen freilich eben nur bei Worten, welche gleichsam die Domäne des Gelehrtenstandes bildeten, und auch bei diesen nur theilweise, da der von den Lautgesetzen geübte Druck doch zu stark war, als dass man sich ihm gänzlich hätte entziehen können. So entstanden Wortgestaltungen, welche in einzelnen Lauten normale lautgesetzliche Bildung zeigen, in Bezug auf andere aber abnorm gebildet

sind (z. B. franz. *livre* = lat. *líbrum*; das lateinische Grundwort musste, wenn es sich lautgesetzlich correkt entwickelte, ergeben *loivre*, vgl. *poivre* aus *píperem*, aber das *í* hat sich dem Lautgesetz entzogen und den ursprünglichen Klang, wenigstens im Wesentlichen, beibehalten).

Völlig der Wirksamkeit der Lautgesetze entrückt sind in den romanischen Sprachen diejenigen Worte lateinischen Ursprunges, welche überhaupt nicht dem ererbten Wortschatze angehören, sondern erst in neuerer oder neuester Zeit auf gelehrtem Wege aus dem Lateinischen in das Romanische übertragen worden sind (die sogenannten *mots savants*). Ein Wort, wie z. B. franz. *solliciter* = lat. *sollicitare* verräth sich sofort durch seine ganze den Lautgesetzen schroff widersprechende Gestaltung als ein gelehrtes Lehnwort (*sollicitare* musste lautgesetzlich richtig ergeben und hat in der That auch ergeben *soucier*; vgl. *portique* und *pórche* = *pórticum* u. v. a.).

c) Durch das volksetymologische Princip. Unter »Volksetymologie« versteht man das namentlich in Kreisen, welche sich der Volks- (und nicht der Schrift-)sprachform bedienen, mehr oder weniger wirksame Streben, gewissen für den Ungebildeten etymologisch völlig undurchsichtigen Worten (namentlich allerdings Fremdworten) eine Gestaltung zu geben, durch welche ein (sei es wirklicher oder, was meist der Fall, nur) vermeintlicher Zusammenhang zwischen ihrer Form und ihrer Bedeutung hergestellt wird. Selbstverständlich entstehen in Folge dessen Wortgestaltungen, welche aller Lautgesetze spotten (so ist z. B. in franz. *dimanche* = lat. [*festa*] *dominica* das *i* lautgesetzlich unerklärbar, es beruht auf volksetymologischer Anbildung an *dies*).

Das Gebiet, auf welchem innerhalb der romanischen Sprachen die Lautgesetze unbedingt Gültigkeit haben, ist demnach ein nicht unerheblich eingeschränktes, aber dies eingeschränkte Gebiet ist dem Philologen das bei weitem wichtigste und interessanteste, denn in ihm allein ist die naturgemässe und organische Lautentwickelung des Romanischen erkennbar.

Anmerkung 1. Nur scheinbar widersprechen den Lautgesetzen Worte, in denen eine Vertauschung der Suffixe eingetreten ist. Wenn z. B. dem lat. *otiosus* ein franz. *oisif* gegenübersteht, so ist selbstredend das letztere in seinem zweiten

Bestandtheile nicht aus dem ersteren entstanden (*otiosus* hätte nur **oiseux* ergeben können), sondern es ist das Suffix *-osus* vertauscht worden mit dem Suffix *-ivus*, d. h. nach Analogie von *tardif* u. a. ist aus dem Stamm *ois-* (= *oıj* = *oti* + betont. Voc.) gebildet worden *oisif*.

Anmerkung 2. Die Entwickelung eines und desselben Lautes in der gleichen Lautcombination (z. B. des *ǐ* im Suffix *-ǐtium*, *-ǐtia*) ist zuweilen eine verschiedenartige, indem verschiedene Lautgesetze gleiche Geltung haben können und bei einem Theile der betreffenden Worte das eine, bei einem andern das andere wirken kann (vgl. altfranz. *servise* = lat. *servitium* mit *proesse* = **proditia*). Vgl. oben S. 44.

§ 4. Stellung der Laute. Von grösster Wichtigkeit für den Process des Lautwandels ist die Stellung, in welcher sich ein Laut innerhalb der (mehrlautigen) Silbe und im Verhältniss zu anderen Lauten befindet. Es sind folgende Stellungen möglich:

1. Der Laut kann die Silbe beginnen, also im Anlaut stehen, z. B. in der Silbe *pa* steht *p* im Anlaut.

2. Der Laut kann die Silbe beenden, also im Auslaut stehen, z. B. in der Silbe *ap* steht *p* im Auslaut.

Eine Silbe, welche auf einen Vocal auslautet, heisst offen, eine solche, welche auf einen Consonanten oder eine Liquida auslautet, heisst geschlossen.

3. Der Laut kann im Innern der Silbe, also im Inlaut stehen, z. B. *a* in *tap*.

4. Ein Vocal kann stehen:

a) Vor, bzw. nach einem andern Vocal (Diphthongstellung), z. B. *a͡u*, *u͡e*. — NB. Bildet jeder der nebeneinanderstehenden Vocale eine Silbe, so findet Hiatusstellung statt.

b) Vor einem Consonanten oder Liquida, z. B. *ak*, *al* (geschlossene Stellung).

c) Vor Consonant und Consonant oder vor Liquida und Consonant, z. B. *akt*, *alt* (gedeckte Stellung, Positionsstellung). — NB. Die Combination Vocal und Consonant und Liquida ist zweisilbig, z. B. *hand-l*.

d) Nach einem Consonanten oder Consonant und Consonant oder nach Consonant und Liquida, z. B. *ka*, *kta*, *kla* (offene Stellung).

5. Ein Consonant, bzw. eine Liquida kann stehen:

a) Vor einem Vocal, z. B. *ka*, *la* (anlautende Stellung).

b) Nach einem Vocal, z. B. *ak*, *al* (auslautende Stellung).

c) Vor, bzw. nach einem andern Consonant, bzw. einer Liquida, z. B. *kt*, *kl* (complicirte Stellung), und zwar *α*) vor, bzw. nach dem gleichen Consonanten, bzw. der gleichen Liquida, z. B. *kk*, *ll* (Gemination); *β*) vor, bzw. nach einem ungleichen Consonant, bzw. einer ungleichen Liquida, z. B. *kt*, *lm* (Combination).

6. In Bezug auf die Stellung eines silbenauslautenden Lautes zu dem Anlaute der unmittelbar folgenden Silbe sind natürlich wieder verschiedene Möglichkeiten vorhanden, welche den unter 5) aufgezählten entsprechen. Besonders hervorzuheben ist die Verbindung Vocal und Consonant (Liquida) und Vocal, in welcher also der Consonant (bzw. die Liquida) zwischen zwei Vocalen, also intervocalisch, steht.

7. Ebenso, wie der Aus- und Anlaut zweier unmittelbar auf einander folgender Silben, verhalten sich hinsichtlich der Stellung zu einander auch der An- und Auslaut zweier unmittelbar auf einander folgender Worte, nur hat hier innerhalb der romanischen Sprachen das Stellungsverhältniss in der Regel keine lautliche Bedeutung (am meisten noch im Französischen).

§ 5. Bedeutung des Wortaccentes für den Lautwandel. Innerhalb eines (mehrsilbigen) Wortes trägt eine Silbe, bzw. deren Vocal, den Wortaccent, den Hochton (vgl. Kap. 2, § 7), die übrigen Silben, bzw. deren Vocale sind tieftonig, und zwar entweder nebenbetont oder unbetont (tonlos, atonisch; statt »tonlos« oder »unbetont« würde besser zu sagen sein »schwachbetont« oder »niedrigstbetont«, denn einen gewissen Ton trägt jeder Vocal).

Der hochbetonte Vocal erleidet, eben weil die Wucht des Accentes auf ihm lastet, leicht Veränderungen seiner Quantität und Qualität (vgl. unten § 6, a und c), er ist dagegen bei normaler Lautentwickelung vor dem Wegfall geschützt.

Die tieftonigen Vocale sind, weil sie gegenüber dem hochtonigen als unwesentlich erscheinen, leicht dem Schwunde (vgl. § 6, a, *α*) ausgesetzt; wenn sie aber erhalten bleiben, so bewahren sie im Allgemeinen ihre ursprüngliche Qualität besser, als die hochtonigen.

§ 6. Die Arten des Lautwandels.

A. Die Arten des Lautwandels der Vocale.

Für den Lautwandel des Vocals ist von Einfluss: 1) seine Silbenstellung (namentlich, ob in offener, oder in geschlossener bzw. in gedeckter Stellung stehend); 2) seine Quantität (ob kurz oder lang); 3) seine Betonung (ob hoch-, neben- oder unbetont); 4) seine Qualität, d. h. seine specifische Klangfarbe.

Ein Vocal kann durch den Lautwandel erleiden:

a) Veränderung seiner Quantität (Veränderungen der Quantität beruhen auf einer Aenderung in der Dauer des Exspirationsstromes).

α) Ein kurzer Vocal kann zu einem langen werden (Dehnung).

β) Ein langer Vocal kann zu einem kurzen werden (Kürzung).

b) Veränderung seiner Betonung (Veränderungen der Betonung beruhen auf Aenderung in der Druckstärke des Exspirationsstromes).

α) Ein tieftoniger (nebenbetonter oder tonloser, d. h. niedrigst betonter) Vocal kann zu einem hochtonigen werden.

β) Ein hochbetonter Vocal kann zu einem tieftonigen werden.

c) Veränderung seiner Qualität (Veränderungen der Qualität beruhen auf einer Aenderung in der Stellung des Ansatzrohres)[1].

α) Ein Vocal mit verhältnissmässig starker Klangfülle kann zu einem Vocal mit verhältnissmässig schwacher Klangfülle werden (Schwächung); namentlich kann ein klangloser Vocal, z. B. *a*, zu nahezu klanglosem *e* herabsinken (z. B. *a* in lat. *rosa* = franz. *rose*).

---

1) Unberücksichtigt ist im Folgenden geblieben die für das Lautsystem der primären indogermanischen Sprachen (Sanskrit, Ṣend, Persisch, Griechisch etc.) so wichtige Guṇa- und Vṛiddhi-Steigerung (wodurch 1) *a* : *a*, *i* : *ai* = *ê*, *u* : *au* = *ô*; 2) *a* : *aa* = *â*, *ai* : *aai* = *âi*, *au* : *aau* = *âu* wird). Im Romanischen kann von Guṇa und Vṛiddhi nicht die Rede sein.



β) Ein Vocal mit verhältnissmässig schwacher Klangfülle kann zu einem Vocal mit verhältnissmässig starker Klangfülle werden (Verstärkung), z. B. *e* zu *a* (lat. *mercatum* = franz. *marché*).

γ) Ein heller Vocal (s. Kap. 2, § 4) kann zu einem dunkeln werden (Verdumpfung).

δ) Ein dunkler Vocal kann zu einem hellen werden (Erhöhung).

ε) Ein reiner Vocal kann zu einem Mischvocal werden, *o* zu *ö*, *u* zu *ü* etc.

ζ) Ein reiner Vocal kann zu einem nasalirten werden (Nasalirung).

η) Ein Vocal kann sich dem Vocal der nächstfolgenden oder nächstvorangegangenen Silbe völlig oder theilweise angleichen (totale oder partielle Assimilation). Bezüglich der partiellen Assimilation sind folgende einzelne Fälle hervorzuheben [1]):

α′) Der eine Vocal (meist der nachfolgende) nimmt die Klangfarbe des anderen (meist des vorangehenden) an, d. h. wird hell oder dunkel, je nachdem der bestimmende Vocal hell oder dunkel ist (Vocalharmonie).

β′) Der Vocal einer Wurzelsilbe lässt sich durch ein in der folgenden Suffixsilbe stehendes *i* zu einer theilweisen Assimilation an dasselbe veranlassen, es wird dadurch *a* zu *e*, *o* zu *ö*, *u* zu *ü* etc. (*I*-Umlaut) [2]). Eine ähnliche Assimilation kann *u* bewirken (*U*-Umlaut).

γ′) Einzelne Vocale (*i*, *u*) können als Wurzelvocale durch ein in der folgenden Suffixsilbe stehendes *a* zu theilweiser Assimilation an dasselbe veranlasst werden, es wird dadurch *i* zu *e* (*ë*), *u* zu *o* (Brechung).

ϑ) Ein Vocal kann zu einem Diphthongen werden (Diphthongisirung, Zerspaltung).

ι) Die Vocale *i* und *u* können zu den Spiranten *j* (= engl. *y* in *yes*) und *v* werden.

Ueber die sogenannte Epenthese vgl. e).

d) Wegfall (Schwund), und zwar:

1) Ueber die sogenannte Dissimilation s. unter D. *ε*).

2) Der sogenannte Ablaut ist kein einfacher Lautwandelprocess, sondern ein Mittel der Formenbildung.

α) Im Anlaut (Aphäresis).

β) Im Inlaut (Synkope).

γ) Im Auslaut (Apokope, Elision).

e) Ein eigenthümlicher vocalischer Lautwandel ist die sogenannte Epenthese. Tritt die Combination ein: hochtoniger Vocal + Liquida + *j* oder tonloses *i* (und Vocal), wie z. B. im lat. *glória*, so kann eine ziemlich complicirte Lautentwickelung eintreten, vermöge deren schliesslich der I-Laut in der hochtonigen Silbe vorklingt und mit dem Vocal derselben einen fallenden Diphthongen bildet (*glóire*), welcher wieder der Monophthongirung fähig ist (*gloire*). Die Epenthese ist also eine Art von Vocalassimilation, genauer eine Vocalattraction, und steht übrigens im engsten Zusammenhange mit der Mouillirung, vgl. unten E.

B. Die Arten des Lautwandels der Diphthonge.

Die Diphthonge sind, soweit ihre Lautbeschaffenheit es zulässt, derselben Lautwandelungen fähig, wie die Vocale.

Eigenthümlich ist den Diphthongen die Fähigkeit zu Monophthongen, d. h. einfachen Vocalen, zu werden (Monophthongirung, z. B. *au* zu *o*).

C. Die Arten des Lautwandels der Consonanten (einschliesslich der Liquidae).

Für den Lautwandel eines Consonanten (einer Liquida) ist von Einfluss: 1) seine Silbenstellung (ob anlautend oder auslautend); 2) seine Qualität, d. h. seine durch die Lauterzeugung bedingte Beschaffenheit (namentlich, ob Explosiva, Spirans etc.); 3) seine Combination mit andern Lauten (ob Consonant und Vocal oder Consonant und Liquida oder Consonant und Consonant oder Liquida und Consonant, Consonant und Liquida).

Ein Consonant (eine Liquida) kann erleiden:

a) Veränderung seiner Silbenstellung, d. h. Versetzung aus dem Anlaut in den Auslaut oder umgekehrt (Metathese).

b) Veränderung seiner Qualität, im Einzelnen kann diese Veränderung sein:

α) Eine Explosiva kann, wenn vor einem Vocal stehend, mit einem Reibelaut combinirt und dadurch zu einem affricativen Diphthongen werden, vgl. Kap. 2, § 10 (Affrication).

β) Tönende Explosiva kann werden 1) zur tonlosen Explosiva, z. B. *b* : *p*; 2) zur tönenden Spirans, z. B. *b* : *v*.

γ) Tonlose Explosiva kann zur tonlosen Spirans werden, z. B. *p* : *f*.

δ) Tonlose Spirans kann zur tönenden Explosiva werden, z. B. *th* = *ϑ* : *d*.

ε) Tönende Spirans kann zur tonlosen Spirans werden, z. B. *v* : *f*.

NB. Treten die unter *α*) — *ε*) genannten Veränderungen innerhalb verschiedener zusammengehöriger Sprachformen zusammenhängend auf, so begreift man sie unter dem Namen »Lautverschiebung«.

ζ) Die tönenden Spiranten *v* und *j* können zu den Vocalen *u* und *i* werden (Vocalisirung).

η) Eine Liquida kann zu einer andern Liquida werden, namentlich (linguales) *r* zu linguoalveolarem *l*, linguopalatales *l* zu velarem *r*, linguodentales und linguoalveolares *l* zu *n* (und umgekehrt).

ϑ) Eine Liquida kann zu einer tönenden Explosiva werden (und umgekehrt), z. B. *l* zu *d*, *d* zu *l*.

ι) Eine Liquida kann zu einem Vocale werden, namentlich *l* zu *u*.

κ) Eine Explosiva der einen Bildungsart (z. B. der linguoalveolaren) kann zu der entsprechenden einer andern (z. B. der linguovelaren) Bildungsart werden, z. B. *t* zu *k*.

c) W e g f a l l (Schwund) und zwar:

α) Im Anlaut (Aphäresis).

β) Im Inlaut (Synkope, Ekthlipse).

γ) Im Auslaut (Apokope).

D. D i e A r t e n d e s L a u t w a n d e l s d e r C o m b i n a t i o n e n C o n s o n a n t u n d C o n s o n a n t, C o n s o n a n t u n d L i q u i d a, L i q u i d a u n d L i q u i d a (die Bestandtheile der Combinationen können gleichartige sein — z. B. *pp* — oder ungleichartige z. B. *pt*; im ersteren Falle liegt Gemination, im letzteren Complication vor).

α) Die Combination kann durch Wegfall des einen Bestandtheiles vereinfacht werden, z. B. *ll* zu *l*.

β) Die beiden Bestandtheile einer complicirten Combination können umgestellt werden, z. B. *dl* zu *ld*.

γ) Die beiden Bestandtheile einer complicirten Combination können einander theilweise angeglichen werden (partielle Assimilation), indem der eine Bestandtheil zwar seine Artikulation beibehält (also z. B. linguodental bleibt), aber auf die Stufe des zweiten erhoben wird, so kann z. B. *gt* zu *kt* werden.

δ) Die beiden Bestandtheile einer complicirten Combination können einander völlig angeglichen (assimilirt) werden, z. B. *pt* zu *pp* oder *tt* (totale Assimilation).

Bei der Assimilation ist entweder der zweite oder der erste Bestandtheil der Combination massgebend, im ersteren Falle ist die Assimilation progressiv (z. B. *pt* zu *tt*), im letzteren regressiv (z. B. *pt* zu *pp*).

ε) Von zwei (unmittelbar oder mittelbar) benachbarten, einander physiologisch gleichen oder eng verwandten Lauten wird, um lästigen Gleichklang zu verhüten, der eine umgewandelt (z. B. lat. *caeluleus* von *caelum* wird zu *caeruleus*) (Dissimilation).

ζ) Die Combination Explosiva und nachtönender Reibelaut (= Affricata) kann zu einer Spirans vereinfacht (monophthongirt) werden, z. B. *t* und *s* zu *s*.

E. Die Arten des Lautwandels der Combination Consonant (oder Liquida) und Spirans *j*.

Wird bei der Aussprache der angegebenen Combination schon bei Bildung des Consonanten (der Liquida) die Mundstellung des *j*, bzw. *i* vorweggenommen, so weit dies möglich ist, so wird der Consonant (die Liquida) dadurch mouillirt (palatalisirt), d. h. in der Aussprache dem *j*, bzw. dem *i* genähert. In den romanischen Sprachen werden vorzugsweise *l* und *n* von der Mouillirung ergriffen oder bewahren doch den mouillirten Klang am zähesten. Geht dem mouillirten Consonant (Liquida) ein hochtoniger Vocal vorher, so kann demselben ein *i* nachklingen (Epenthese, vgl. oben A. e)).

Der die Mouillirung bewirkende *J*-Laut ist im Romanischen in der Regel aus tonlosem *i*, bzw. *e* entstanden.

Aus den Combinationen *d* und *j*, *t* und *j*, *g* und *j*, *k* und *j* können die Spiranten *j* (= franz. *j* in *jeu*) und *ch* (= franz. *ch* in *chanter*), sowie die Combinationen *d* und *j* (*j* = franz. *j*) und *t* und *ch* (*ch* = franz. *ch*) = ital. *g* (vor *e* und *i*) und *c* (vor *e* und *i*) entstehen.

NB. Dieselben Laute, bzw. Lautcombinationen können sich auch aus einfachem *j* (vor jedem Vocal) und aus linguodorsalpalatalem *g* und *k* (d. h. *g* und *k* vor hellem Vocal) entwickeln.

F. Die Arten des Lautwandels der H-Geräusche.

a) Das H-Kehlkopfreibegeräusch (spiritus asper) kann zu dem H-Kehlkopfplatzgeräusch (spiritus lenis) herabsinken.

b) Das H-Kehlkopfplatzgeräusch (spiritus lenis) kann schwinden.

G. Unorganische Lautneubildung.

Nicht selten ist die Erscheinung, dass Worte nach längerer lautlicher Entwickelung gegenüber der ursprünglichen Form einen Mehrbestand an Lauten zeigen, welcher durch die Entwickelung der von vornherein vorhandenen Laute nicht bedingt ist. Es sind in solchem Falle also Laute unorganisch entstanden. Zum Theil beruht diese unorganische Lauthinzufügung auf dem Streben nach Erleichterung der Aussprache (z. B. wenn den schwierigen Lautcombinationen *sk*, *st*, *sp* ein *i*, bzw. *e* vorgeschlagen wird), zum Theil aber, und dies ist der weit häufigere Fall, auf grammatischer Analogiebildung (wenn z. B. für altfranz. *je gart* eintritt *je garde*, nach Analogie von *tu gardes*, *il garde* gebildet).

Auch andere Ursachen der unorganischen Lautvermehrung sind denkbar, so z. B. im Romanischen das Verwachsen des Artikels oder des Possessivpronomens mit dem Substantiv (z. B. franz. *lierre* = [*il*]*l*[*am*] *hedera*[*m*], *tante* = *t*[*uam*] *amita*[*m*].

Die Lauthinzufügung kann erfolgen: a) im Anlaut (Prosthese); b) im Inlaut (Einschub, Epenthese, Insertion); c) im Auslaut (Paragoge, Epithese).

Eine besonders häufig vorkommende Art der Lautvermehrung im Inlaute ist der Einschub eines Nasals zwischen Vocal und Consonant (z. B. franz. *rendre* = *reddere*). Häufig findet ein Lauteinschub aus euphonischem Grunde statt, indem zwischen zwei aufeinanderfolgende Laute, welche ihrer physiologischen Beschaffenheit wegen nur schwer unmittelbar nach einander ausgesprochen werden können (z. B. *mr*, *nr*), ein dritter Laut eingeschoben wird, der dem ersten homogen ist (z. B. zwischen *m* und *r* ein *b*, zwischen *n* und *r* ein *d* etc.).

Schlussbemerkung. Nach der Vielheit der an sich möglichen Arten des Lautwandels kann es scheinen, als sei der

Lautwandel ein ganz chaotischer Vorgang, durch welchen nahezu jeder Laut in jeden beliebigen andern übergehen könne. Es ist dies aber eben nur scheinbar der Fall, denn in Wirklichkeit ist der innerhalb eines bestimmten Sprachgebietes sich vollziehende Lautwandel ein beschränkter, indem viele an sich möglichen Arten desselben keine Anwendung finden.

§ 7. Die Geschichte des Lautwandels. 1. Vergleicht man zwei auf verschiedenen Stufen der Entwickelung stehende Erscheinungsformen derselben Sprache (z. B. das Französische des 16. Jahrhunderts = *A* und das Französische der Gegenwart = *B*) in Bezug auf ihr Lautsystem mit einander, so findet man, dass das Lautsystem der Form *B* von dem der ihr zeitlich vorangegangenen der Form *A* mehr oder weniger verschieden ist. Dasselbe Ergebniss wird gewonnen durch eine Vergleichung des Lautsystems einer älteren Sprache (z. B. der lateinischen = *C*) mit demjenigen der aus derselben hervorgegangenen Tochtersprache(n) (z. B. der französischen, bzw. der romanischen = *D*).

2. Die Aenderung der Lautsysteme geht nicht sprungweise vor sich, d. h. die Form *A* oder *C* wird nicht plötzlich, gleichsam über Nacht zur Form *B*, bzw. *D*, sondern es erfolgt diese Aenderung nur auf dem Wege einer sehr langsamen und allmähligen Entwickelung, so dass also zwischen den Formen *A* und *B*, bzw. *C* und *D* zahlreiche (ja, theoretisch genommen, unendlich viele) Mittelformen (A, A^b, A^{bb}, A^{bbb}..., ... B^{aaa}, B^{aa}, B^a, B) liegen. Das schliessliche Endergebniss einer solchen Entwickelungsreihe, also die Form *B*, bzw. *D*, ist wissenschaftlich nur dann erklärbar und verständlich, wenn zuvor die einzelnen Stadien der Entwickelung, soweit als möglich, klar gelegt und festgestellt worden sind. Dies zu thun, ist Aufgabe der Lautgeschichte, der Geschichte des Lautwandels.

3. Die Lösung der der Lautgeschichte gestellten Aufgabe ist eine überaus schwierige. Denn während andere geschichtliche Entwickelungen (namentlich die Entwickelung des politischen und socialen Lebens) bei Culturvölkern stets Gegenstand einer gleichzeitigen aufmerksamen Betrachtung und mehr oder weniger genauen Aufzeichnung gewesen sind, ist die Lautentwickelung bis auf die Neuzeit unbeachtet geblieben oder hat doch nur eine gelegentliche und nicht systematische

Beachtung gefunden. Für die Lautzustände und Lautentwickelungen der Vergangenheit, namentlich für die über das 16. Jahrhundert hinausliegenden, fehlt uns jede zusammenhängende unmittelbare Ueberlieferung, wir besitzen darüber vielmehr nur ganz vereinzelte Angaben, welche überdies oft in einer so unbeholfenen und laienhaften Form gemacht worden sind, dass sie die Erkenntniss der Wahrheit eher erschweren, als erleichtern. Die geringe Beachtung, welche die lautgeschichtliche Entwickelung gefunden hat, ist übrigens erklärlich genug. Der lautliche Entwickelungsprocess vollzieht sich so langsam, dass die zwischen den verschiedenen neben einander stehenden Generationen (der absterbenden, der vollkräftigen und der emporwachsenden) vorhandenen Lautdifferenzen nur sehr unerhebliche sind und folglich sich der Beachtung, damit aber auch der systematischen Ueberlieferung zu entziehen pflegen. Auch erfordert die Beobachtung einer noch im Flusse begriffenen Lautentwickelung eine grosse Feinhörigkeit und eine sehr ausgebildete methodische Sicherheit in der Klangauffassung, also Eigenschaften, welche nur Wenige besitzen und welche von diesen Wenigen aus naheliegenden Gründen nur selten verwerthet werden.

4. Bei dem Mangel einer auch nur entfernt ausreichenden unmittelbaren Ueberlieferung ist die Philologie genöthigt, die einzelnen Thatsachen der Lautentwickelung auf indirektem Wege zu ermitteln und festzustellen. Die hierzu in Anwendung gebrachten Mittel können, theilweise wenigstens, in jeder Einzelphilologie verschiedene sein.

Die romanische Philologie benutzt für die Feststellung der in ihr Gebiet fallenden lautgeschichtlichen Entwickelungsvorgänge der Vergangenheit folgende Mittel:

a) Die über Aussprache und dergleichen überlieferten Angaben. Was oben über den Mangel einer zusammenhängenden lautgeschichtlichen Ueberlieferung bemerkt wurde, gilt allerdings auch von der romanischen Philologie, soweit dieselbe die über das 16. Jahrhundert hinausliegenden romanischen Sprachformen behandelt. Indessen einiges Material ist doch auch für die älteren Sprachformen, namentlich auf provenzalischem und französischem Gebiete, überliefert (so in den provenz. Grammatiken *Lo Donatz proensals* und *Las*

Rasos de trobar [ed. Stengel, Marburg 1878] und in den ältesten Anleitungsschriften zur Erlernung der französ. Sprache [vgl. darüber E. Stengel in der Zeitschr. f. neufranz. Spr. und Litt. Bd. I, S. 1 ff.]). Vom 16. Jahrhundert ab aber besitzen wir in den immer zahlreicher werdenden Grammatiken und Aussprachetractaten eine wenigstens ungefähr zusammenhängende Ueberlieferung. Freilich ist deren Beschaffenheit eine sehr mangelhafte, denn erstlich war die Lautbeobachtung in früherer Zeit eine überaus unvollkommene, da sie nicht auf lautphysiologischer Basis vorgenommen wurde; sodann wandte man zur Bezeichnung von Lauten, für deren Ausdruck das Alphabet nicht zureichte, nur in beschränktem Umfange und ohne festes Princip diakritische Zeichen, bzw. Buchstabencombinationen an; endlich berücksichtigte man meist sehr einseitig nur die vielfach affectirte und die natürliche Lautentwickelung verleugnende Sprachweise der litterarisch gebildeten Stände, überdies haben Grammatiker und Orthoepiker oft genug ihre persönlichen Schrullen und Einfälle als Lautregeln aufzustellen versucht. In einer Beziehung besonders lehrreich, in anderer aber auch wieder besonders leicht irreführend sind Aussprachanleitungen, welche Nichtromanen (z. B. Engländer, Deutsche) für ihre Landsleute in Bezug auf eine romanische Sprache geschrieben haben (man denke z. B. an des Engländers Palsgrave französische Grammatik). Besonders lehrreich sind solche Bücher, weil ihre Verfasser sich meist die Verdeutlichung und Beschreibung der fremden Aussprache sehr angelegen sein lassen; leicht irreführend aber sind sie um desswillen, weil bekanntlich ein Ausländer in Bezug auf eine fremdnationale Aussprache oft trotz alles Bemühens sich nur unzureichend unterrichten kann und nicht scharf genug zu hören vermag.

Bei Benutzung der lautgeschichtlichen Ueberlieferungen ist die Anwendung strengster Kritik durchaus erforderlich. Man darf eine solche Ueberlieferung nur dann für richtig halten, wenn man durch reifliche Prüfung zu der Ueberzeugung gelangt ist, dass der betreffende Autor seine Angaben auf Grund guter Beobachtung gemacht hat und sowol von vorgefassten Meinungen wie von grillenhaften Vorstellungen frei gewesen ist.

b) Beobachtung der Schrift. Das lateinische Alpha-

bét, dessen sich die Romanen bedienen, ist auch in seiner erweiterten Gestalt (wonach *i* und *j*, *u* und *v* unterschieden und diakritische Zeichen, wie die Accente, die Cédille, das Tilde etc. oder Buchstabencombinationen, wie *ch*, *gh*, *ci*, *gi* etc., zur Lautbezeichnung gebraucht werden), zu einer genauen und vollständigen Wiedergabe der romanischen Laute durchaus unzureichend. Die Schreibweise eines Wortes giebt demnach nur ein sehr unvollkommenes Bild von dessen Aussprache. Dazu treten noch weitere störende Thatsachen. Erfüllt von dem mehr oder weniger klaren Bewusstsein von dem engen Zusammenhange ihrer Sprachen mit dem Latein, haben die Romanen, namentlich aber die Franzosen, das etymologische Princip der Orthographie nie ganz aufgegeben und folglich vielfach Schreibweisen beibehalten, welche, je weiter die Lautentwickelung vorschritt, um so mehr in Widerspruch mit der thatsächlichen Lautbeschaffenheit traten (man denke z. B. an die franz. Schreibweisen wie *au* für *o* und *ai* für *e*; oder man denke daran, dass im Rumänischen auslautendes *u* nach Consonanten und Liquiden zwar verstummt ist, gleichwohl aber noch geschrieben wird, z. B. *vinu*, sprich *win* etc. etc.). Besonders schwierig liegt die Sache für die älteren Sprachformen. Denn während in der Neuzeit die romanischen Völker festgeregelte Orthographien besitzen, von denen dem Einzelnen keine Abweichungen gestattet sind, war in den älteren Zeiten die Orthographie in weitem Umfange der subjektiven Willkür überlassen und damit theils gedankenloser Gewohnheit theils launenhafter Neuerungssucht preisgegeben. So konnten lautlich völlig sinnlose Schreibweisen entstehen (so z. B. schrieb man im Französischen des 17. Jahrhunderts nach Analogie von *veult* auch *peult* für *peut* etc.). Zu erwägen ist endlich, dass nothwendigerweise die Schrift immer hinter der Aussprache zurückbleiben muss (vgl. Thl. I, S. 59).

Aber so gross die Differenz zwischen Schrift und Lautbestand auch ist, so ist doch immerhin die Beobachtung der Schrift ein Mittel zur Erkenntniss der Lautverhältnisse der Vorzeit. Denn ein gewisser, wenigstens theilweiser Zusammenhang zwischen Schriftzeichen und Lautwerthen besteht doch immer, selbst bei willkürlichster Orthographie. So hat beispielsweise das Schriftzeichen *p* im Romanischen überall und

zu allen Zeiten den (wenigstens ungefähr) gleichen Lautwerth (tonlose labiale Explosiva) ausgedrückt, es ist niemals zur Bezeichnung von *f* oder *v* etc. verwandt worden. Einigen Anhalt für die Lauterkenntniss der Lautverhältnisse gewährt also die Schrift allerdings. Selbst das Beobachten des Schwankens der Schrift kann für die Lauterkenntniss förderlich sein, indem daraus unter Umständen das Streben erkennbar ist, für einen neu entstehenden oder entstandenen Laut einen geeigneten Ausdruck zu finden.

Um die Beobachtung der Schrift als Mittel für die Lauterkenntniss zu verwenden, ist aber freilich grosse Umsicht und Besonnenheit erforderlich. Hüten muss man sich, aus nur vereinzelt vorkommenden Schreibweisen, die ja einfache Schreibfehler sein und folglich mit dem Lautbestande gar nichts zu thun haben können, voreilig Schlüsse zu ziehen. Aber auch in Bezug auf Schreibweisen, welche innerhalb eines bestimmten Gebietes und einer bestimmten Zeitperiode consequent festgehalten worden sind, ist Vorsicht nöthig, denn es können Schreibmoden sein, welche der Laune eines Schreiblehrers, Grammatikers oder Buchdruckers ihr Dasein verdankten und folglich lautlich ganz unberechtigt waren.

Vereinzelt ist es vorgekommen, dass romanische Worte oder ganze Texte mit griechischem oder hebräischem Alphabete geschrieben worden sind. In diesem Falle kann die Beobachtung der Art und Weise, wie die romanischen Laute durch die Buchstaben des fremden Alphabetes ausgedrückt worden sind, lehrreich für die Lauterkenntniss sein. Dasselbe gilt von griechischen, hebräischen etc. Worten und Texten, die von Romanen mit dem lateinischen Alphabete geschrieben worden sind. Freilich aber ist sehr zu beherzigen, dass bei Anwendung eines fremden Alphabetes auf die nationale Sprache und umgekehrt des nationalen Alphabetes auf eine fremde Sprache der Willkür des Schreibenden ein weiter Spielraum gelassen ist und zahlreiche Missgriffe unvermeidlich sind.

c) Beobachtung der Assonanz und des Reimes. In der Bindung der Verse durch Assonanz oder Reime haben die Romanen (namentlich die Provenzalen und Altfranzosen) im Allgemeinen streng dem Princip gehuldigt, nur wirklich gleichlautige Vocale zur Bindung zuzulassen. Es ist demnach

die Beobachtung der Assonanz, bzw. des Reimes ein überaus wichtiges, ja (im Provenzalischen und Altfranzösischen) das wichtigste Mittel für die Erkenntniss des Vocalismus. Die Beobachtung des Reimes kann, da zu dem Reime die dem Tonvocale nachfolgenden Consonanten mitwirken, auch für die Erkenntniss des Consonantismus fruchtbar sein (man denke z. B. an die sogenannten normannischen Reime im älteren Französisch), allerdings nur in eingeschränktem Masse.

d) Vergleichung mit anderen Sprachen. Zahlreiche romanische (namentlich französische) Worte sind im Mittelalter in die germanischen Sprachen (namentlich in das Englische, aber auch in das Mittelhochdeutsche) übergegangen und sind in denselben annähernd so durch die Schrift ausgedrückt worden, wie sie nach der Auffassung der betreffenden Ausländer gesprochen wurden. Es liegt auf der Hand, dass derartige in fremde Idiome verpflanzte romanische Worte ein Mittel gewähren, die zur Zeit ihrer Verpflanzung bestehenden Lautverhältnisse zu erkennen. Eine methodische Anwendung dieses Mittels hat bereits (in Bezug auf das Französische) erfreuliche Ergebnisse geliefert und wird deren voraussichtlich noch mehr liefern. Namentlich dürfte ein eindringliches Studium der durch die Folgen der normannischen Eroberung Englands in das Englische übertragenen Worte sich für die französische Lautlehre noch fruchtbar erweisen. Allerdings aber erfordert die Anwendung dieses Mittels ein streng methodisches und besonnenes Vorgehen, denn es ist ja selbstverständlich, dass die Laute der in das Englische etc. übergehenden Worte sofort von dem Einflusse des fremden Lautsystems berührt und dadurch in ihrem ursprünglichen Bestande beeinträchtigt wurden; auch konnte es ja sehr leicht geschehen, dass die fremden romanischen Laute von den Engländern etc. falsch aufgefasst oder zwar richtig aufgefasst, aber in der Schrift sehr ungenau wiedergegeben wurden, weil es an passenden Buchstaben fehlte.

Am häufigsten sind romanische (ursprünglich lateinische oder latinisirte) Eigennamen in fremde Sprachen übergegangen. Es ist lehrreich, ihre Gestaltung auf dem fremden Sprachboden zu verfolgen, aber man wird dabei von vornherein zu beherzigen haben, dass gerade Eigennamen (und besonders wieder vielgebrauchte Personennamen) willkührlicher Umbildung sehr

ausgesetzt sind und sich der regelmässigen Lautentwickelung mehr oder weniger zu entziehen pflegen.

Wie das Romanische Worte in andere Sprachen geliefert, so hat es in kaum minderem Umfange auch solche aus fremden Sprachen aufgenommen. Die Betrachtung derselben ist jedoch fruchtbarer für die Lautgeschichte der betreffenden fremden Sprachen, als für diejenige des Romanischen.

§ 8. Das Lautsystem des Lateinischen. Da das Romanische in der weit überwiegenden Masse seines Wort- und Wortformbestandes aus dem Latein hervorgegangen ist, so hat die romanische Lautgeschichte ihren Ausgangspunkt von dem Lateinischen zu nehmen.

Eine ideale Lautgeschichte des Romanischen, wie sie aber weder geschrieben worden ist noch jemals wird geschrieben werden können, würde zur Vorbedingung haben, dass das Lautsystem oder, was hier gleichbedeutend ist, die Aussprache des Lateinischen in allen Einzelheiten klar erkannt sei, damit in jedem Falle beurtheilt werden könne, auf welcher Basis der in Frage stehende romanische Laut beruht.

Diese Vorbedingung kann nicht erfüllt werden, denn wenn wir auch im Allgemeinen über die Beschaffenheit der lateinischen Laute ziemlich gut unterrichtet sind, so sind wir es doch durchaus nicht in Bezug auf alle Einzelheiten. Das Latein ist eben eine todte Sprache, und folglich kann die Klangfarbe ihrer einzelnen Laute nicht mehr unmittelbar erfasst und festgestellt werden; die Reconstruction auf gelehrtem Wege ist bis zu einem gewissen Grade wohl möglich, kann aber selbstverständlich immer nur sehr unvollkommen sein. Hindernd tritt überdies der Umstand entgegen, dass die übliche Schulaussprache des Lateins selbst in Deutschland, wo sie verhältnissmässig noch am wenigsten corrumpirt ist, durch und durch von der antiken abweicht, und dass es daher, um zur Erkenntniss des Richtigen zu gelangen, erforderlich ist, dass man sich zuvor von eingewurzelten Meinungen und fehlerhaften Gewohnheiten befreie [1].

---

1) Eine radicale Reform der üblichen Schulaussprache des Lateins ist leichter in der Theorie zu fordern, als in der Praxis durchzuführen. Vor



Aber noch mehr. Es ist streng genommen sinnlos, von der Aussprache des Lateins im Allgemeinen zu reden. Denn diese Aussprache war, von etwaigen dialektischen Variationen ganz abgesehen, eine zeitlich verschiedene: im Zeitalter des Augustus sprach man anders aus, als etwa zur Zeit des älteren Scipio, wieder anders im Zeitalter der Antonine, noch anders zur Zeit der Auflösung des Reiches. Ist es nun auch sicher, dass die Aussprachewandelungen von Periode zu Periode immer nur partielle waren und dass beträchtliche Theile des Lautsystems überhaupt von jedem Wandel unberührt blieden, so ist doch immerhin die zeitliche Ausspracheverschiedenheit wohl zu beachten. Für die romanische Philologie hat, da sie einsetzen muss, wo das Latein aufhört, die Erkenntniss der vulgären Aussprache des Spätlateins die grösste Wichtigkeit, aber gerade hierfür fliessen die Quellen nur kärglich.

Die folgenden Bemerkungen über das lateinische Lautsystem können natürlich nur die allgemeinsten Thatsachen berücksichtigen.

1. Die Betonung des Lateinischen. In Bezug auf den Wortton unterscheidet man hochtonige, mitteltonige und tieftonige (tonlose) Silben. Zwischen den einzelnen Tonarten bestanden Verschiedenheiten nicht nur hinsichtlich der Tonstärke, sondern auch hinsichtlich der Tonstufe, eine Thatsache, auf welche näher einzugehen hier kein Anlass vorliegt (es genüge zu bemerken, dass die Accentuation des Lateins musikalischer war, als die des Romanischen). Die Beschaffenheit des Hochtons war eine zweifache: man unterschied den scharfen und den gebrochenen Hochton (Acut und Circumflex). Der Hochton war, wie im Griechischen, an die drei letzten Silben

Allem würde zu bestimmen sein, die Aussprache welcher Periode man in der Schule zu reconstruiren sich bestreben solle. Bücheler in der Vorrede zu Marx' Hülfsbüchlein (s. unten Litteraturangaben), S. VII, befürwortet mit triftigen Gründen, dass man die Aussprache der ciceronianisch-augusteischen Periode als Norm für die Schule aufstellen müsse. Misslich ist es aber doch, für die Orthoepie eine andere Periode massgebend sein zu lassen, als für die Orthographie, für welche letztere seit Ritschl's Vorgang die Schreibweise Quintilian's und seiner gebildeten Zeitgenossen als Muster gilt. Vorläufig übrigens würde die Schule genug thun, wenn sie auf richtige Aussprache des *c* und *t* und auf durchgehende Beobachtung der Vocalquantität dränge.

gebunden (Dreisilbengesetz) [1]: einsilbige Worte waren mit Ausnahme der Enkliticae (wie *que*, *ve*) und Prokliticae (wie die Präpositionen) stets betont; zweisilbige Worte waren stets auf der vorletzten Silbe (paenultima) betont; drei- und mehrsilbige Worte waren auf der drittletzten Silbe (antepaenultima) betont, wenn die vorletzte kurz, auf der vorletzten aber, wenn diese lang war (vgl. *ímpĕtus*, aber *recēptus*). Aus diesem Gesetze folgen zwei wichtige Thatsachen: *α*) Der Accent traf im Lateinischen vorwiegend die Flexionssilben, nicht die Stamm-, bzw. Wurzelsilbe (man vgl. z. B. die Zahl der stammbetonten und die der flexionsbetonten Formen von *régere* und man wird finden, dass die letztere weit beträchtlicher ist; in manchen abgeleiteten Verben, wie z. B. in dem Inchoativum *concupíscere*, ist keine einzige Form stammbetont). *β*) Der Accent war beweglich, d. h. er musste je nach der in der Flexion wechselnden Silbenzahl des Wortes von der drittletzten auf die vorletzte Silbe rücken bzw. von der vorletzten auf die drittletzte zurücktreten (vgl. *cólor*, aber *colórem*, *ámo*, aber *amámus*, *lĕgo*, aber *dilĭgo*). Aus diesen Thatsachen ergiebt sich wieder, dass das Princip der lateinischen Wortbetonung ein rein äusserliches war, indem der Accent von der die Wortbedeutung tragenden Stammsilbe unabhängig war.

Auch in der spätlateinischen Volkssprache bewahrte der Hochton in der Regel den Platz, den ihm die frühere Zeit angewiesen hatte, jedoch traten in einzelnen Fällen Accentverschiebungen ein, nämlich: *α*) Der Accent trat von der Paenultima auf die Antepaenultima zurück (z. B. franz. *vingt*, *trente*, ital. *venti* setzt ein lat. **víginti* für *viginti* voraus, ebenso verhalten sich franz. *trénte*, *quaránte* etc., ital. *trénta*, *quaránta* etc. zu lat. *trigínta*, *quadragínta* etc. [2]), man vgl. auch ital. *Giácomo*, franz. *Jácques*, span. *Jágo* mit lat. **Jácobus*, *Jacóbus*; vgl. auch unten § 9, Nr. 1 und Nr. 3). *β*) Der Accent

[1] Das Dreisilbengesetz hatte im Altlatein noch keine Geltung; in diesem war vielmehr die Betonung der drittletzten Silbe auch bei langer Paenultima und die Betonung der viertletzten Silbe möglich.

[2] Dagegen im Spanischen und Portugiesischen *cuarénta*, *quarénta* etc. mit Erhaltung des lateinischen Accentes. Also nur bei 20 und 30 ist die Accentverschiebung gemeinromanisch, während von 40 ab die einen Sprachen den Accent verschieben, die andern ihn beibehalten. Aehnlich geht z. B. ital. *maestro* auf *magístrum*, franz. *maître* aber auf *mágistrum* zurück.

trat in einzelnen Worten von der drittletzten auf die viertletzte Silbe zurück (z. B. ital. *Pádova* setzt **Pátav[i]um* für *Patávium*, span. *trébol*, franz. *trèfle* muss auf **trífol[i]um* für *trifólium* zurückgehen). γ) Der Accent rückte in einzelnen Worten von der drittletzten auf die (kurze) vorletzte Silbe vor (namentlich ist dies geschehen, wenn der Vocal der Paenultima vor einer Explosiva mit folgender Liquida stand, z. B. **intégrum* für *íntegrum*, daher franz. *entiér*, **tenébrae* für *ténebrae*, daher span. *tiniéblas*, und bei den Diminutiven auf *-olus*, so z. B. setzt ital. *figliuólo*, span. *hijuélo*, franz. *filleúl* im lat. **filiólus* für *filíolus* voraus). Vgl. auch unten § 9, S. 71.

2. Die Vocalquantität im Lateinischen. Das Latein unterschied, so lange es vollkräftig war, scharf zwischen langer und kurzer Zeitdauer der Vocale und zwar sowol in betonten wie in unbetonten und sowol in offenen wie in geschlossenen Silben[1]). Die sogenannte »Positionslänge« war nur eine Fiction der sich an das Griechische anlehnenden Kunstpoesie; für die lebendige Sprache existirte die Positionslänge nicht, sondern der vor Doppelconsonanz stehende Vocal war je nach seiner etymologischen Beschaffenheit entweder kurz oder lang (so sprach man z. B. in dem Suffixe *-ellus*, *a*, *um* das *e* kurz, also *libĕllus*; in *fluctus* muss *u* kurz gesprochen worden sein, weil sich sonst daraus franz. *fluit* [vgl. *fruit* aus *frūctus*], nicht aber *flot* entwickelt haben würde). Die gleichzeitige Beachtung der Betonung und der Quantität erforderte eine gewisse Energie, zu deren Aufwendung die spätere Sprache nicht mehr fähig war. Zugleich muss dies doppelte Princip in der Aussprache der Vocale derselben eine vom modernen Standpunkte aus schwer vorstellbare Vielheit der Klangmodulation verliehen haben.

In der späteren Volkssprache wurde die Doppelheit der Vocalaussprache aufgegeben oder doch erheblich abgeschwächt, denn mehr und mehr machte sich die Tendenz geltend, alle hochtonigen offenen Silben lang, nicht hochtonige kurz zu

1) Nach E. Böhmer in seiner scharfsinnigen Untersuchung »Klang, nicht Dauer« (Rom. Stud. III 351 ff.) wurden im Volkslatein nicht lange und kurze, sondern nur geschlossene und offene Vocale unterschieden: die von der schriftlateinischen Grammatik als lang bezeichneten waren geschlossen, die als kurz bezeichneten offen. Vgl. hierüber unten § 10.

sprechen. Die Quantität ordnete sich also der Betonung unter, wurde von dieser bedingt. Treffend und eingehend hat TEN BRINK die vulgärlateinischen Betonungstendenzen charakterisirt, wenn er (Dauer und Klang, S. 9 f.) sagt: »Sämmtliche Tonsilben in mehrsilbigen Wörtern und sämmtliche betonte einsilbige Wörter, die bis dahin kurz gewesen waren, wurden lang. Kurze Vocale im Silbenauslaut oder in Monosillaben vor kurzer [d. h. einfacher] Consonanz erfuhren daher Verlängerung. Lange Vocale in derselben Stellung behielten ihre Quantität. Ebenso blieben kurze Vocale in Silben, die auf lange [d. h. geminirte] oder mehrfache [d. h. complicirte] Consonanz auslauteten, kurz. In Bezug auf lange Vocale in derselben Stellung machte sich die Tendenz geltend, dieselben zu kürzen, eine Tendenz jedoch, die mitunter an der Qualität der betreffenden Laute einen gewissen Widerstand fand.«

3. Die lateinischen Vocale (und Diphthonge). Das Latein besass folgende reine Vocale:

ĭ, ĕ, ă, ŏ, ŭ und ī, ē, ā, ō, ū,

denen man im Wesentlichen denselben Lautwerth beilegen darf, den sie in der guten deutschen Aussprache besitzen. Die Beschaffenheit eines jeden Lautes war ohne Zweifel nicht immer die gleiche, sondern bald offen, bald geschlossen; wann aber der offene und wann der geschlossene Laut gesprochen wurde, ist im Einzelnen nicht zu bestimmen, denn die vorkommenden Schwankungen der Orthographie (wie z. B. zwischen *e* und *ae*) haben für sich allein keine genügende Beweiskraft, und die Angaben der Grammatiker, welche sich auf die fragliche Lautdifferenz beziehen oder vielmehr zu beziehen scheinen, sind zu unklar und fragmentarisch, als dass sie der Erkenntniss eine feste Grundlage gewähren könnten. Nur das Eine scheint festzustehen, dass ē und ō stets geschlossenen, ĕ und ŏ dagegen stets offenen Klang hatten (vgl. BÖHMER, in: Roman. Stud. III 351). Das Gleiche darf man wohl auch in Bezug auf *i*, *u* (und *a*?) annehmen. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat, so lange die alte (d. h. im Schriftlatein gültige) Vocalquantität im Sprachbewusstsein lebendig war, neben dieser die Vocalqualität nur secundäre Bedeutung gehabt und ist vielfach eine schwankende gewesen. Umgekehrt dürfte,

seitdem die vulgärlateinischen Betonungstendenzen (s. oben) zur Herrschaft gelangt waren, die Vocalqualität das Uebergewicht über die Quantität erlangt haben.

Nasalvocale besass das Latein nicht.

Das Latein besass ursprünglich folgende Diphthonge: *au*, *ou*, *eu*, *ai*, *oi*, *ei*, es wurden dieselben jedoch schon früh in den meisten Fällen ihres theilweise nur seltenen Vorkommens monophthongirt, und zwar:

au zu ō (z. B. *Claudius* zu *Clōdius*) oder zu ū (z. B. *claudere*, aber *conclūdere*). Gerade *au* hat sich aber auch vielfach bis in das Romanische hinein und in einzelnen romanischen Sprachen (namentlich im Italienischen) bis auf den heutigen Tag erhalten, indessen vorwiegend doch nur in Worten gelehrten Charakters, wie z. B. *augurium*, *aurora*, *au(c)tore(m)*, *au(c)toritatem* etc. (im Italienischen stehen sich häufig volksthümliche Worte mit *o* und gelehrte mit *au* gegenüber, z. B. *ora* und *aura*, *oro*, aber *aurifero*).

eu zu ū (z. B. *Leucius* zu *Lūcius*); vereinzelt erhielt sich *eu* (z. B. in *heu*).

ai zu *ae* = ę (z. B. *tabulai* zu *tabulae*) oder zu ī (vgl. *occīdo* mit *caedo*).

oi zu *oe* = ö (z. B. *moinia* zu *moenia*) oder zu ū (z. B. *oitile* zu *ūtile*) oder zu ī (z. B. *populoi* zu *populi*).

ei zu ī (z. B. *leiber* zu *līber*).

Nach der vollzogenen Monophthongirung von *oi* besass das Latein den Mischlaut ö; ausserdem war ihm auch der Mischlaut ü nicht fremd, denn derselbe wurde in der früheren Kaiserzeit in Worten, wie *optimus* (*optumus*) etc., *monimentum* (*monumentum*), gesprochen und in der Schrift bald durch *u*, bald durch *i*, bald durch ein eigenes vom Kaiser Claudius erfundenes Zeichen, Ⱶ, wiedergegeben; denselben Laut bezeichnete übrigens auch der dem Griechischen entlehnte Buchstabe *y* (vgl. Corssen, a. a. O. I 329 ff).

4. Die lateinischen Consonanten.

Das Latein besass folgende Consonanten (im engeren Sinne des Wortes):

I. Reibelaute (Spiranten)

a) tönend	*v*	*s* (weich)	*j*
b) tonlos	*f*	*s* (scharf)	

II. Verschlusslaute (Explosivae)

a) tönend	*b*	*d*	*g*
b) tonlos	*p*	*t*	*c* [*k*] *q*

Der Consonantismus war demnach ein sehr einfacher, und zwar war er in Wirklichkeit noch einfacher, als es nach der modernen Schulaussprache des Lateins erscheint, denn: *α*) *c* bewahrte auch vor *e* (*ae*, *oe*) und *i* seine ursprüngliche Geltung als (linguodorsal)palatale tonlose Explosiva (= franz. *k* in *kilomètre*) bis in das siebente nachchristliche Jahrhundert (bis dahin sprach man z. B. *Kikero* und *Kaesar*, also weder nach italienischer Weise *ćićerone*, *ćesare*, noch nach französischer Weise *çiçeron*, *çesar*). Beweisend hierfür sind erstlich lateinische, aber mit griechischen Buchstaben geschriebene Inschriften und Urkunden aus dem 6. und 7. Jahrhundert n. Chr., in denen *c* immer durch *k* wiedergegeben wird (z. B. *δωνατϱικι* = *donatrici*, *κιβετατε* = *civitate*); sodann lateinische Worte, welche früh in das Gothische und überhaupt in das Germanische übergegangen sind und in denen der K-Laut des *c* zum Theil bis auf den heutigen Tag sich erhalten hat (man vgl. z. B. goth. *aikeits* mit *acetum*, goth. *karkara*, deutsch *Kerker* mit *carcer*, deutsch *Keller* mit *cellarium*, deutsch *Kicher*-[*erbse*] mit *cicer*). Oefters ist derselbe lateinische Wortstamm in doppelter Gestalt in das Deutsche übergegangen, in einer älteren mit dem K-, und in einer jüngeren mit dem Z-Laut (z. B. *Keller* und *Zelle* = *cellarium* und *cella*), vgl. Corssen, a. a. O. I, S. 43 ff.

β) In der Combination *c* + *i* (*j*) + Vocal und *t* (bzw. *d*) + *i* (*j*) + Vocal bewahrten *c* und *t* im Wesentlichen bis etwa zum 5. Jahrhundert n. Chr. ihren ursprünglichen Laut (*c* vielfach sogar noch länger), erhielten also noch nicht die Geltung der linguoalveolaren tonlosen Spirans (= scharfes *s*, *ç*), vgl. Corssen, a. a. O. I, S. 50 ff.

γ) *g* vor *e* und *i* hatte im älteren Latein durchaus nur die Geltung der (linguodorsal)palatalen tönenden Explosiva (= *g* in franz. *Gui*); erst im Volkslatein der späteren Zeit erhielt

es den Laut der tönenden Spirans *j*, und diese wieder ging seit dem 6. Jahrhundert n. Chr. in die linguopalatale tönende Spirans *j* = franz. *j*, bzw. in die Combination *d* und linguopalatales *j* (= ital. *g* in *Genova*) über, vgl. Corssen, a. a. O. I, S. 96.

δ) *j* erhielt erst in der spätlateinischen Volkssprache die Lautgeltung, welche ihm in den romanischen Sprachen eigen ist; bis dahin war es linguodorsalpalatale Spirans, vgl. Corssen, a. a. O. I, S. 310.

ε) In der Combination *qu* war *q* gleichwerthig mit *c*, *u* aber bezeichnete einen halbvocalisehen labialen Nachklang (vor *a* und *o* ungefähr einem flüchtigen *u*, vor *e*, *i*, *ae* einem flüchtigen *ü* gleichkommend, mit nachfolgendem *u* aber mit diesem verschmelzend, z. B. *conlocuntur* für *conloquuntur*). Der Nachklang war ein so flüchtiger, dass er in der Schrift oft unausgedrückt blieb und statt *qu* einfaches *q* oder (und häufiger) *c* geschrieben wurde.

ζ) Die Lautcombinationen *ch*, *th*, *ph* dienten nur zur Transscription des griechischen *χ*, *φ*, *ϑ* und waren in der Volkssprache mit *c*, *t*, *f* völlig gleichwerthig. Das aus dem Griechischen übernommene Schriftzeichen *z* bezeichnete den Laut der linguoalveolaren tonlosen Spirans, bzw. ihrer Gemination (einfaches oder doppeltes scharfes *s*); *x* endlich war eine rein graphische Consonantenverbindung (= *c* und *s*, *g* und *s*).

5. Die lateinischen Liquidae. *α*) Der öftere Wechsel des lat. *l* mit *d* (*lacrima* für *dacrima*, *lingua* für *dingua*) deutet darauf hin, dass *l* vorwiegend, namentlich im Anlaut, linguoalveolar war. Da aber andrerseits *l* öfters, namentlich im Auslaut und intervocalisch, aus *r* hervorgegangen ist, so muss das Vorhandensein auch eines linguopalatalen *l*-Lautes angenommen werden, vgl. Corssen, a. a. O. I, S. 219 ff.

β) Lat. *r* ist, namentlich intervocalisch und auslautend, vielfach aus *s* hervorgegangen (vgl. *mos* mit *mores*, *honos* mit *honor*) und wechselt auch nicht selten mit *d* (*meridies* für *medidies*), es muss also lingualen Klang besessen haben, vgl. Corssen, a. a. O. I, S. 228 ff.

γ) Der linguoalveolare N-Laut neigte inlautend vor gewissen Consonanten, namentlich aber vor *s*, sehr zum Schwunde (z. B. Suffix *-osus* entstanden aus *-onsus*, inschriftlich oft *cosul*

— vgl. die Abkürzungen *Cos.* und *Coss.* — für *consul* und Aehnliches). Vor *c*, *g*, *q* (*ch*, *x*) wurde *n* mit velarem Verschlusse gebildet.

δ) Der M-Laut neigte im Auslaute sehr zum Schwunde, namentlich ist hervorzuheben, dass das *m* des Accusativs Singularis im Volksmunde seit Ende des 3. Jahrhunderts n. Chr. nicht mehr gehört wurde, vgl. CORSSEN, a. a. O. I, S. 275 ff.

6. Der H-Laut im Lateinischen. Das im Altlatein vorhandene und im An- und Inlaut vielgebrauchte Kehlkopfreibegeräusch (*h*, spiritus asper) begann in der Volkssprache früh zu schwinden, während es zur Zeit des Classicismus der Litteratur sich durch griechischen Einfluss in der Sprache der Gebildeten neu befestigte, vgl. CORSSEN, a. a. O. I, S. 96 ff.

7. Lautneigungen des Lateins. Als herrschende Lautneigungen des Lateins lassen sich namentlich hervorheben: a) Die Neigung, Diphthonge zu monophthongiren (vgl. oben unter 1) am Schlusse). b) Die Neigung, den H-Laut aufzugeben (vgl. Nr. 6). c) Die Neigung, *n* vor *s* schwinden zu lassen (vgl. oben Nr. 5 *γ*)). d) Die Neigung, auslautendes *m* schwinden zu lassen (vgl. oben Nr. 5 *δ*)). e) Die Neigung, *k* und *g* vor *e* und *i*, sowie in den Combinationen *k* + *j* (*i*) + Vocal, *g* + *j* (*i*) + Vocal, *t* + *j* (*i*) + Vocal (und *d* + *j* + Vocal) zu assibiliren, bzw. zu palatalisiren. f) Die Neigung, *j* vor Vocalen zu palatalisiren. (Ueber e) und f) vgl. oben Nr. 4 *α*—*δ*).) g) Die Neigung, zwei zusammentreffende ungleichartige Consonanten, bzw. Consonant und Liquida partiell oder total aneinander zu assimiliren (z. B. *rectus* für *reg-tus*, *vallum* für *varlum*, *stella* für *ster[u]la* u. v. a.).

Litteraturangaben[1]: *W. CORSSEN, Ueber Aussprache, Vocalismus und Betonung der lateinischen Sprache. 2. Ausg. Leipzig 1868/70. 2 Bde. — H. SCHUCHARDT, Der Vocalismus des Vulgärlateins. Leipzig 1866/68. 3 Bde. — W. SCHMITZ, Beiträge zur lateinischen Sprach- und Litteraturkunde. Leipzig 1878 — *E. SEELMANN, Die Aussprache des Latein nach physiologisch-historischen Principien. Heilbronn 1884 — R. BOUTERWEK und A. TEGGE, Die altsprachliche Orthoepie und die Praxis. Berlin 1878.

1) In der Bibliographie der Zeitschrift für roman. Philologie (Supplementheft V) für das Jahr 1880 wird unter Nr. 130 angeführt: BIRT, TH., Lautlehre der lateinischen Sprache. Leipzig, Teubner 1880. 2 Bde. Dies Werk aber ist meines Wissens noch nicht erschienen.

(Das Buch behandelt hauptsächlich die Quantität der lateinischen und griechischen Vocale und fordert deren Beachtung in der Schulpraxis; über seinen Werth vgl. das Urtheil E. BÖHMER's in den Rom. Stud. III 365 f.) — WIGGERT, Studien zur lateinischen Orthoepie. Stargard 1880. Programm — BÜNGER, Ueber die lateinische Quantität in positionslangen Silben. Strassburg 1880. Programm — *A. MARX, Hülfsbüchlein für die Aussprache der lateinischen Vocale in positionslangen Silben. Berlin 1883 — F. RITSCHL, Ueber unsere heutige Aussprache des Lateins, in: Rhein. Museum. Bd. 31. S. 481 — F. SCHÖLL, Veterum grammaticorum testimonia de accentu linguae latinae, in: Acta soc. phil. Lips. Bd. VI — W. FÖRSTER, Bestimmung der lateinischen Quantität aus dem Romanischen, in: Rhein. Museum. Bd. 33 — F. BOPP, Vergleichendes Accentuationssystem etc. Berlin 1854 — L. BENLOEW, De l'accentuation dans les langues indo-européennes. Paris 1847 — H. WEIL und BENLOEW, Théorie générale de l'accentuation latine. Paris 1856 — H. F. ZEYSS, Die Lehre vom lateinischen Accent. 2 Thle. Rastenburg 1836 und Tilsit 1837 — A. DIETRICH, Zur Geschichte des Accents im Lateinischen, in: KUHN's Zeitschrift I 543 ff. — A. BENARY, Ueber den Accent im Lateinischen, in: KUHN's Zeitschr. V 312 ff. — P. LANGEN, De grammaticorum latinorum praeceptis quae ad accentum spectant. Bonn 1853.

§ 9. **Die Bedeutung des Wortaccentes für den Lautwandel des Romanischen.** 1. Haupt- und Grundgesetz für den romanischen Lautwandel ist, dass bei dem Uebergange lateinischer Worte in das Romanische der Accent (Hochton) auf derjenigen Stelle beharrt, welche ihm im Latein angewiesen war. Unter »Latein« ist hierbei, wie natürlich, das Volkslatein zu verstehen, dessen Accentuation in einzelnen, aber eben nur in wenigen Fällen von derjenigen des Schriftlateins verschieden war (vgl. § 8, Nr. 1; bemerkt mag hier noch werden, dass schriftlateinischen Formen, wie z. B. *implĭco*, im Romanischen häufig Formen gegenüberstehen, wie ital. *impiégo*, franz. *emploie*. Derartige Accentverschiebungen erklären sich daraus, dass der ursprünglich kurze Vocal durch den Druck des Accentes gedehnt wurde, also *plīco*, vgl. oben § 8, Nr. 2 am Schlusse. Schwieriger zu erklären ist die in ital. *cuópro*, span. *cúbro*, franz. *coúvre* etc. = lat. *coopério* vorliegende Accentverschiebung; wahrscheinlich sind *coúvre* etc. durch die Analogiewirkung der flexionsbetonten Formen *couvrons* etc., in denen *e* synkopirt wurde, beeinflusst worden. Nicht ganz gering ist die Zahl der vereinzelten romanischen Worte, in denen Accentverschiebung vorliegt, z. B. *Bríndisi* = lat. *Brundúsium*; span. *Cartagéna* = lat. *Carthágìnem*; span. *mugér*, ital.

mogliére, altfranz. *muillér* = lat. *mulierem*; ital. *fégato*, span. *hígado* = lat. *ficátum*; span. *trébol*, franz. *trèfle*, port. *trévo* = lat. *trifól[i]um*; franz. *couleúvre* = lat. *cólubrum* u. a.).

In allen diesen Fällen anzunehmen, dass bereits das Volkslatein die Accentverschiebung vorgenommen und also das Romanische dieselbe nur ererbt habe, würde wohl irrig sein, namentlich da, wo es sich um Worte handelt, die nur in einzelnen Sprachen verschobenen, in andern aber normalen Accent zeigen (wie *trébol*, *trévo*, *trèfle*, aber ital. *trifóglio*). Es dürfte vielmehr die Accentverschiebung erst auf romanischem Boden entstanden und theils durch Volksetymologie theils durch Analogiebildung veranlasst worden sein. — Accentverschiebungen, wie sie in span. *determíno* für *detérmino* und franz. *imagíne* für *imágino* vorliegen, verrathen wohl, dass die betreffenden Verben auf gelehrtem Wege übernommen worden sind. Als Lehnwort muss gewiss auch franz *commóde* aufgefasst werden.

Romanische Worte lateinischen Ursprunges, welche eine nicht im Volkslatein begründete Accentverschiebung aufweisen (wie z. B. franz. *portique* = *pórticus*), sind eben daran sowie an ihrer ganzen Lautgestaltung als gelehrte Lehnworte zu erkennen (vgl. oben § 3, Nr. 2, b)). — Ueber scheinbare Accentverschiebung vgl. unten Nr. 3.

Aus der Erhaltung des lateinischen Accentes folgt für den romanischen Hochton, dass derselbe vorwiegend Flexionssilben trifft.

Aus der Erhaltung des lateinischen Accentes folgt ferner, dass für das Romanische das Dreisilbengesetz (s. oben § 8, Nr. 1) keine Gültigkeit mehr besitzt. Denn da lateinische Wortformen (z. B. die 3. p. pl. praes. ind.) im Romanischen unter Umständen sei es durch den Antritt unorganischer Endungen sei es durch den Antritt enklitischer Affixe erweitert werden können, so wird dadurch die Hochtonsilbe öfters an die viertletzte, fünftletzte etc. Silbenstelle zurückgedrängt (vgl. z. B. ital. *récitano* mit lat. *récitant*, *nobílitano* mit lat. *nobílitant*, und italienische Wortcombinationen wie *portándomivelo*, *pórgamivisene*, *comúnichimivisene*).

2. Der den Hochton tragende Vocal bildet den Höhepunkt des Wortes, denn für seine Aussprache wird der ener-

gischste Druck des Exspirationsstromes verwandt. Es besitzt somit der hochtonige Vocale ein lautliches Uebergewicht über die anderen im Worte vorhandenen (tieftonigen) Vocale. Die Wirkungen dieses lautlichen Uebergewichtes sind: a) die der Hochtonsilbe vorangehenden tieftonigen Vocale werden in der dem Hochtonvocale zueilenden Aussprache vernachlässigt, d. h. entweder völlig unterdrückt oder doch, wenn sie ursprünglich lang waren, in ihrer Quantität geschädigt und gekürzt (vgl. z. B. lat. *collocáre* und franz. *coucher* = *col[lo]cher*, lat. *dēbémus* und franz. *dĕvóns*). b) Die der Hochtonsilbe nachfolgenden tieftonigen Vocale werden von der nach Erzeugung des Hochtons gleichsam ermüdeten Aussprache ebenfalls als unwesentlich behandelt und erleiden entweder Wegfall oder sinken doch, wenn sie Längen waren, zu fast wesenlosen Kürzen herab (vgl. z. B. lat. *colórem* mit franz. *couleur*, lat. *ámās* mit franz. *aimĕs*).

Die dem Hochton nachfolgenden Silben sind in ihrem Bestande noch mehr bedroht, als die ihm vorangehenden; die bedrohteste Stelle aber nimmt die dem Hochton unmittelbar vorangehende und die ihm unmittelbar nachfolgende Silbe ein. Die von dem Hochton entfernter stehenden Silben werden zum Theil durch die Wirkung eines auf ihnen ruhenden Nebenaccentes in ihrem Bestande geschützt.

Das Ergebniss der Gesammtwirkung des Hochtones ist also die Kürzung der lautlichen Wortgestaltung (man denke z. B. daran, wie stark franz. *heur* in *bonheur*, *malheur* im Verhältniss zu seinem Stammworte lat. *augurium* gekürzt worden ist); freilich wird die Wortkürzung auch durch andere Lautwandelungen, namentlich durch die Synkope intervocalischer Explosiven (z. B. *au[g]urium*) herbeigeführt.

3. Es ist unmöglich, dass der Hochtonvocal eines (nicht en- oder proklitischen) Wortes Ausfall (Synkope) erleide. Wohl aber können normal betonte, d. h. die lat. Accentstelle festhaltende Formen durch unorganische Neubildungen verdrängt werden, in denen auch der Accent verschoben ist (z. B. lat. *paráb[o]lo* ergiebt franz. regelrecht **paráble*, **parávle*, **paráule*, *paróle*, letztere, im Altfranzösischen wirklich vorkommende Form ist aber durch das nach Analogie von *parlóns* und andern flexionsbetonten Formen unorganisch gebildete *párle* völlig verdrängt worden,

ebenso verhalten sich in Bezug auf die Betonung Infinitive, wie ital. *cógliere* = *collígere*, franz. *coúdre* = *consúere*, indem in ihnen die Accentuation der Analogie der stammbetonten Formen das Praes. gefolgt ist, also *cógliere* gebildet nach *coglio*, *colgo* = *cóll[i]go*, *coúdre* gebildet nach *coúds* = *cónsuo*. Auch *cuópro*, *coúvre* etc. = *coopério* sind wahrscheinlich als Analogiebildungen aufzufassen, vgl. oben Nr. 1).

4. Griechische Worte, welche im Lateinischen volksthümlich geworden waren, sind nach lateinischem Princip betont worden (z. B. *parábola* für παραβολή, *présbyter* für πρεσβύτερος, *ecclésia* für ἐκκλησία u. v. a.) und haben diese Betonung beim Uebergange in das Romanische beibehalten. Dagegen haben unmittelbar aus dem (byzantinischen) Griechisch in das Romanische übergegangene Worte die griechische Accentuation bewahrt (z. B. ital. *biásimo*, franz. *blâme* = βλάσφημος. ital. *érmo* = ἔρημος), ebenso mehrfach griechische Eigennamen, namentlich im Italienischen (z. B. span. *Ébro* = Ἴβηρος, ital. *Táranto* = Τάραντα, aber span. *Taránto*). Das romanische Suffix *-ia* wird unter Einwirkung des griechischen *-ία* fast regelmässig (ausgenommen z. B. ital. *accadémia*, *commédia*, ebenso im Spanischen) *ía* betont.

Uebrigens zeigt die Betonung der griechischen Worte im Romanischen mancherlei Abnormes (namentlich auffallende Schwankungen, vgl. z. B. span. *policía*, ital. *polizía*, aber port. *polícia* [vgl. *Camoëns*, Lus. VII, 72, 7, wo *p*. mit *milícia* reimt], franz. *police* = πολιτεία), und es würde sich sehr lohnen, ihr einmal eine eingehende Untersuchung zu widmen. Auszugehen wäre bei einer solchen von dem Grundgedanken, dass die griechischen Worte — mit Ausnahme der bereits von dem Volkslatein aufgenommenen — im Romanischen als fremdartige Gebilde empfunden wurden, welche man sich, gleichsam tastend, bald auf diese bald auf jene Weise zurecht zu legen und dem übrigen Sprachgute zu assimiliren bemühte, oft aber ohne rechten Erfolg. Auch die Lautgestaltung weist manches Auffallende auf und bedarf näherer Untersuchung.

5. Germanische Worte, welche in das Romanische übergegangen sind, haben — mit selbstverständlicher Ausnahme der einsilbigen und derjenigen zweisilbigen, welche auf tonlosen Vocal ausgehen — die Betonung der Stammsilbe auf-

geben und den Wortton nach romanischer Weise auf die Endung werfen müssen (vgl. z. B. *krébiz*, aber franz. *écrevisse*; *hériberga*, aber ital. *albérgo*, franz. *auberge*).

6. Die durchschnittliche Energie, mit welcher die Aussprache der Hochtonsilbe erfolgt, ist bei den verschiedenen romanischen Völkern verschieden, am stärksten dürfte sie bei den Spaniern und Italienern, am schwächsten bei den Franzosen sein.

7. Eine consequente Bezeichnung des Wortaccentes in der Schrift (wie sie etwa im Griechischen und Hebräischen üblich ist) findet im Romanischen nicht statt. Accentzeichen werden allerdings gebraucht, aber vielfach haben dieselben nur einen etymologischen Werth (man denke z. B. an Schreibungen wie franz. *hôtelier*, wo der Circumflex keineswegs anzeigt, dass das *o* betont sei, sondern nur andeutet, dass zwischen *o* und *t* ein *s* ausgefallen ist. — In italienischen Schreibungen, wie *verità* und dergleichen, fungirt der Accent eigentlich nur als Apostroph, um anzudeuten, dass nach dem *a* die tonlose Silbe *de* apokopirt ist [*veritade*], allerdings aber trägt *a* auch den Hochton). Näheres sehe man unten in dem Abschnitte über die Schriftzeichen.

Ueber die romanische Accentuation vgl. DIEZ, Grammatik[4] I 500 ff. — G. PARIS, Étude sur le rôle de l'accent latin dans la langue française. Paris 1862 — Die einschlägigen Kapitel der Specialgrammatiken (z. B. der BLANC'schen für das Italienische, der MÄTZNER'schen für das Französische) werden in den betreffenden Paragraphen des dritten Theiles dieses Werkes genannt werden.

§ 10. Die Bedeutung der Vocalquantität für den Lautwandel des Romanischen. 1. Thatsache ist, dass derselbe lateinische Vocal im Romanischen oft eine ganz andere Lautentwickelung nimmt, je nachdem er lang oder kurz ist, z. B. lat. hochtoniges ī behauptet sich im Französischen (z. B. *mis* = *mísi*), während lat. hochtoniges ĭ in offener Silbe regelmässig in altfranz. *ei*, neufranz. *oi* gespalten wird (z. B. *foi* = *fídem*).

2. Die angegebene Thatsache besitzt unleugbar eine grosse praktische Verwendbarkeit: sie gestattet einerseits aus der Quantität eines lateinischen Vocales, wenn dieselbe bekannt

ist, Schlüsse zu ziehen auf dessen Entwickelung im Romanischen, und andererseits gestattet sie aus der Beschaffenheit eines romanischen Vocales die Quantität des zu Grunde liegenden lateinischen Vocales zu erschliessen, wenn dieselbe (wie häufig in Positionssilben) unbekannt ist[1]).

3. Nahe liegt die Annahme, dass eben in der Verschiedenheit der Quantität es begründet sei, dass lat. *ĕ* und lat. *ē*, lat. *ŏ* und lat. *ō* etc. im Romanischen sich verschieden entwickelt haben, dass also die (vulgär)lateinische Vocalquantität die Grundlage abgegeben habe für die romanische Vocalqualität.

4. Gegen diese Annahme aber hat E. Böhmer in seinen unten zu nennenden Abhandlungen Widerspruch erhoben und folgende Behauptungen aufgestellt:

a) Die Quantität (die Dauer) der lateinischen Vocale war unbestimmt. Die Unterscheidung zwischen bestimmten Längen und bestimmten Kürzen war eine künstliche und rein theoretische.

b) Die lateinischen Vocale unterscheiden sich im Wesentlichen nur ihrer Qualität (ihrem Klange) nach, d. h. je nachdem sie geschlossen oder offen ausgesprochen wurden (also z. B. die *e* in Präs. *vĕ́nit* und Perf. *vḗnit* unterscheiden sich wesentlich nicht durch die Verschiedenheit ihrer Quantität, sondern durch die Verschiedenheit ihrer Qualität: das *ĕ́* war = *ę*, das *ḗ* = *ẹ*).

c) Die geschlossenen Vocale wurden von der grammatischen, bzw. metrischen Theorie als Längen, die offenen dagegen als Kürzen aufgefasst.

d) Für die Entwickelung der lateinischen Vocale im Romanischen ist demnach nicht ihre Quantität (Dauer), sondern ihre Qualität (Klang) bestimmend gewesen.

---

1) Die Beschaffenheit romanischer Vocale zwingt auch häufig, die Quantität der ihnen zu Grunde liegenden vulgärlateinischen Vocale anders anzusetzen, als sie im Schriftlatein uns überliefert ist, so nöthigt z. B. ital. *uovo* zur Ansetzung eines vulgärlat. *ŏvum* für schriftlat. *ōvum*, franz. *meuble* (altfranz. *mueble*, *moeble*) zur Annahme eines vulgärlat. *mŏ(vi)bilis* für schriftlat. *mōbilis* (vgl. W. Förster, Zeitschr. f. rom. Phil. III 562; eine andere Erklärung giebt H. Schuchardt ib. IV 122). Denkbar wäre allerdings auch, dass der betreffende Vocal im Vulgärlatein zwar dieselbe Quantität besass, wie im Schriftlatein, aber abweichenden Klang (dass also z. B. das *o* in *ovum*, *mobilis* zwar lang, aber nicht — wie sonst *ō* — geschlossen, sondern offen ausgesprochen wurde: *ǭvum*, *mǭbilis*), vgl. unten Nr. 7.

5. Die (übrigens sehr scharfsinnig verfochtenen und keineswegs als müssige Einfälle zu betrachtenden) Behauptungen Böhmer's können als begründet nicht anerkannt werden, weil kein hinreichender Grund vorhanden ist, dem Latein den Besitz der festen Vocalquantität abzusprechen, denn a) die dem Latein urverwandten Sprachen besitzen eine solche (so namentlich das Sanskrit und das Griechische), und es ist nicht ersichtlich, weshalb sie im Latein nicht vorhanden gewesen sein sollte; b) es ist schwer denkbar, jedenfalls aber nicht nachweisbar, dass die lateinischen Grammatiker und Metriker consequent offene Vocale als Kürzen und geschlossene als Längen aufgefasst haben sollten; c) noch die romanischen Sprachen unterscheiden, allerdings mehr oder weniger scharf, zwischen Vocallängen und Vocalkürzen, es ist aber nicht glaubhaft, dass diese Unterscheidung eine Neuschöpfung sei.

6. Als richtig scheint jedoch angenommen werden zu müssen, dass im Lateinischen mit der Verschiedenheit der Quantität (Dauer) stets auch eine Verschiedenheit der Qualität (des Klanges) verbunden war, d. h. dass lange Vocale geschlossen, kurze offen klangen, dass also immer Vocallänge mit geschlossenem, Vocalkürze mit offenem Klange vereinigt war (vgl. § 8, Nr. 3). Ueber etwaige Ausnahmefälle vgl. oben Nr. 2, Anm. und unten Nr. 7.

7. Es kann demnach die Frage entstehen, ob die Quantität oder die damit verbundene Qualität eines lateinischen Vocales für dessen lautliche Entwickelung im Romanischen vorwiegend massgebend gewesen ist. Eine bestimmte Entscheidung hierüber abzugeben, ist unmöglich, weil eben immer einerseits Länge und Geschlossenheit, andererseits Kürze und Offenheit des Vocales verbunden waren, also immer dieselbe Combination vorliegt und folglich nicht sicher erkannt werden kann, welcher von beiden Factoren der einflussreichere war. Nur als Hypothese werde Folgendes bemerkt. Vereinzelt kommt es doch vor, dass ein langer lateinischer Vocal in einer romanischen Sprache sich so entwickelt hat, wie es sonst nur die entsprechende Kürze zu thun pflegt, z. B. lat. *fēria*: ital. *fiȩra* (vgl. *pĕdem*: *piȩde*), lat. *monastērium* (= μοναστήριον): ital. *monastȩro*, franz. *moustiȩr* (vgl. *ministērium*: *mestiȩro*, *métier*). Diese Anomalie ist sicherlich auf den Einfluss des in

der nachtonigen Silbe stehenden *ĭ* zurückzuführen (vgl. W. Förster, Zeitschr. für rom. Phil. III 516). Aber wie man sie auch erklären mag, jedenfalls ist anzunehmen, dass das *ḗ* entweder Quantität und Qualität zugleich veränderte (aus einem langen und geschlossenen zu einem kurzen und offenen wurde: *fę̄́ria*: *fę̆́ria*) oder dass es nur die Qualität wechselte, die Quantität aber beibehielt (also zwar statt des geschlossenen den offenen Klang annahm, aber die Länge bewahrte: *fę̄́ria*). Die erstere Annahme ist unwahrscheinlich, weil sie der Tendenz der vulgärlateinischen Betonung, den hochtonigen Vocal in offener Silbe zu dehnen, widerspricht (Kürzung des *ḗ* in *fḗria* zu *ĕ́* wäre nur dann möglich gewesen, wenn durch Consonantirung das *i* zu *j*, bzw. *g* die vorangehende Silbe geschlossen geworden wäre, vgl. altfranz. *fierge* = lat. *fḗriam*). Sonach muss man meinen, dass *ḗ* die Quantität beibehielt, aber den geschlossenen mit dem offenen Klange vertauschte. Die weitere Entwickelung des *ę* zu *ię* würde demnach auf den offenen Klang, nicht auf die Quantität (welche zu anderer Entwickelung disponiren würde) zurückzuführen sein. Ist es erlaubt, der so gewonnenen Beobachtung allgemeine Bedeutung beizumessen, so würde der Schluss gerechtfertigt sein, dass für die Entwickelung der vulgärlateinischen Vocale im Romanischen die Qualität wichtiger war, als die Quantität. Viel gewonnen ist übrigens mit dieser Einsicht nicht, da eben in der Regel durchaus eine bestimmte Quantität mit einer bestimmten Qualität verbunden auftritt und folglich die eine durch die andere bedingt zu sein scheint, woraus sich doch wohl ergiebt, dass beide auch gemeinsam auf die Entwickelung des betreffenden Vocallautes einwirkten.

Litteraturangaben: Der Streit, ob Klang oder Dauer massgebend gewesen ist, hat in den letzten Jahren die Romanisten lebhaft beschäftigt, wie das bei der Wichtigkeit der Frage ja begreiflich genug ist. Den eigentlichen Anstoss gab E. Böhmer durch seinen Aufsatz in den Rom. Stud. III (1878), 351 ff. Die darin aufgestellte Hypothese wurde ebenso lebhaft wie scharfsinnig bekämpft von ten Brink in seiner inhaltsreichen kleinen Schrift: Klang und Dauer. Strassburg 1879 (aber schon Ende 1878 erschienen); vgl. ausserdem namentlich H. Suchier in der Recension genannter Schrift in Zeitschr. f. rom. Phil. III 135 ff., G. Gröber in Zeitschr. f. rom. Phil. III 146 ff. und H. Schuchardt in Zeitschr. f. rom. Phil. IV 140. Die genannten Gelehrten verhalten sich sämmtlich ablehnend

gegen BÖHMER's Hypothese, von welcher man auch jedenfalls urtheilen muss, dass sie den an sich richtigen Gedanken, dass auch der Klang Einfluss auf die Lautentwickelung geübt hat, zu einseitig durchführt und dadurch ein falsches Princip constituirt. (Vertheidigt hat BÖHMER seine Ansicht in Rom. Stud. III, 609 ff. u. IV, 336 ff.).

§ 11. Methodische Grundsätze für das Studium des Lautwandels im Romanischen (bzw. vom Vulgärlateinischen zum Romanischen). Wenn irgend eine Disciplin der Philologie, so bedarf die Lehre vom Lautwandel der Innehaltung einer strengen Methode. In Bezug auf andere Disciplinen, wie Formenlehre, Syntax, Textkritik etc., ist selbstverständlich die Anwendung strenger Methode nicht minder Pflicht des Philologen, aber es ist doch in ihnen wenigstens denkbar und thatsächlich öfters geschehen, dass Forscher, ohne sich an methodische Grundsätze zu binden, sei es durch eine Art instinktiven Gefühles sei es durch eine geniale Divination zur Erkenntniss des Richtigen geleitet worden sind. Hinsichtlich der Lautlehre ist dies undenkbar: auf ihrem Gebiete ist für das freie Umherschweifen sei es auch noch so geistvoller Gedanken kein Raum. Wer im Reiche der lautlichen Erscheinungen zur Erkenntniss gelangen will, muss an strenge Regeln des Untersuchens und Prüfens sich binden und der Versuchung zu widerstehen wissen, subjective Einfälle zur Geltung bringen zu wollen. Namentlich muss man sich stets dessen bewusst bleiben, dass der Wandel der Laute eben nach festen Gesetzen und also nicht nach einem willkürlich spielenden Zufalle sich vollzieht.

Im Einzelnen erscheinen für das Studium des Lautwandels im Roman. besonders folgende Grundsätze als beachtenswerth:

1. Man darf nie vergessen, dass Laute und nicht Schriftzeichen (Buchstaben) das Objekt der Lautlehre, bzw. der Lautgeschichte sind, dass es sich folglich in derselben nicht um Buchstabenpermutationen, sondern um Lautwandelungen handelt. Allerdings bis zu einem gewissen Grade spiegelt sich der erfolgende und mehr noch der erfolgte Lautwandel auch in der Schrift wieder (vgl. oben § 7, 4, b), aber eben nur bis zu einem gewissen und zwar sehr beschränkten Grade. Ungemein häufig kommt es auf romanischem Gebiete vor, dass ein Laut zwar längst seine Beschaffenheit geändert hat oder

auch völlig geschwunden ist, dass aber gleichwohl der Buchstabe, der den früheren Lautwerth bezeichnete, erhalten geblieben ist. Wie irrig wäre es also, aus dem Beharren des Buchstabens folgern zu wollen, dass auch der ursprünglich durch ihn bezeichnete Laut erhalten sei (so wäre es beispielsweise eine arge Irrregel, zu sagen: »lat. auslautendes und gedecktes *n* hat sich im Französischen erhalten, z. B. *bene* = *bien*, *vendere* = *vendre*«, denn wenn auch allerdings hier *n* geschrieben wird, so ist es doch als liquider Laut thatsächlich nicht mehr vorhanden, sondern lebt nur noch in der Nasalirung des vorangehenden Vocales fort)! Auch sonst hüte man sich, Laute und Buchstaben ohne Weiteres mit einander zu identificiren, sage also z. B. nicht: »in der Entwickelung von *clara*: neufranz. *claire* ist lat. *ă* zu franz. *ai* geworden«, denn in Wahrheit ist *ā* keineswegs in (den Diphthong) *ai* übergegangen — oder doch, wenn dies vielleicht ursprünglich geschehen sein sollte, längst über diese Entwickelungsstufe hinausgeschritten —, sondern es hat den offenen *ę*-Laut angenommen, der im Neufranzösischen theils durch *e*, theils durch *è*, theils endlich (in etymologisirender Schreibweise) durch *ai* bezeichnet wird (vgl. *claire* mit *chère* = *cara*; altfranzösisch schrieb man ebensowohl *clere* wie *chere*). Also man lasse sich durch die Orthographie nicht täuschen! Zwar in so grobe Irrthümer, wie die eben fingirten Beispiele es sein würden, wird nicht leicht Jemand gerathen, indessen es giebt doch Fälle genug, wo die Orthographie (oder vielmehr Anorthographie) auch den Geübteren auf falsche Pfade locken kann.

2. Man halte es als Grundsatz fest, dass ein Laut nur in einen ihm physiologisch verwandten (z. B. eine tönende Explosiva in die entsprechende tonlose oder in die entsprechende Spirans, ein dentaler *n*-Laut in einen *d*-Laut, ein *v* in *u*), nicht aber, oder mindestens nicht unmittelbar, in einen ihm physiologisch völlig fernstehenden übergehen kann. Man nehme also nie Lautsprünge an; wo solche geschehen zu sein scheinen, ist — vorausgesetzt, dass zwischen den betreffenden Worten überhaupt ein Zusammenhang besteht — ein unorganischer, etwa auf Volksetymologie oder Analogiebildung beruhender Lautwechsel eingetreten.

3. In das Bereich der Lautlehre fallen unmittelbar nur

solche Worte, bzw. Wortformen, welche sich völlig organisch — also unberührt von gelehrtem Einflusse oder Analogiebildungstendenz oder volksetymologischer Umformung — entwickelt haben; unorganisch gebildete Worte und Wortformen können nur bezüglich derjenigen ihrer Laute Berücksichtigung finden, welche etwa doch organische Entwickelung aufweisen (man nehme z. B. neufranz. *matière*; es würde gänzlich verkehrt sein, aus diesem Worte folgern zu wollen, dass lateinische intervocalische Explosiva sich vereinzelt im Französischen erhalten habe, denn die Bewahrung des *t* ist lediglich Folge gelehrten Einflusses; dagegen ist der Uebergang des *ē* in *ię* ein organischer Vorgang). Worte rein gelehrter Bildung, Fremdworte und phantastisch gebildete Worte entziehen sich der Lautlehre völlig. Derartige Worte sind also für den Lauthistoriker unbrauchbares Material.

4. Zur Basis seiner Forschung muss der Lauthistoriker die romanischen Volkssprachformen, d. h. die Dialekte, nehmen, nicht die Schriftsprachformen, denn diese letzteren sind — ganz abgesehen davon, dass sie vielfach (wie im Französischen) aus einer Art Dialektmischung hervorgegangen sind und folglich nach verschiedenen Lauttendenzen gebildete Worte in sich enthalten — nicht nur massenhaft mit Worten gelehrter Bildung durchsetzt, sondern auch in ihrer Orthographie stark von gelehrtem Einflusse berührt worden, wodurch natürlich die Kluft zwischen Laut und Schrift noch weiter gemacht wird, als sie aus allgemeinen Gründen ohnehin es sein muss (man denke an Schreibweisen, wie neufranz. *poids* in Anlehnung an *pondus*, obwol zwischen beiden Worten kein Zusammenhang besteht, denn *poids* = *pē[n]sum*). Was die lebenden Schriftsprachformen anlangt, so tritt als weiterer ungünstiger Umstand noch hinzu, dass in denselben nicht selten Aussprachemoden beliebt werden, welche mit der organischen Lautentwickelung nichts zu schaffen haben, und dass überhaupt in ihnen die Aussprache theilweise künstlich theoretisch fixirt und von ihrer natürlichen Entwickelung abgelenkt, bzw. in dieser gehemmt wird.

Der Lauthistoriker wird also, soweit irgend thunlich, die Dialekte berücksichtigen müssen. Eine Berücksichtigung aller romanischen Dialekte wäre aber freilich weder praktisch ausführbar noch auch wissenschaftlich rathsam und richtig. Denn

unter den romanischen Dialekten giebt es zahlreiche, deren Entwickelung eine mehr oder weniger abnorme gewesen ist, weil sie unter dem Einflusse einer fremden Sprache erfolgte. Das Lautsystem eines derartigen Dialektes (wie z. B. des Anglo-Normannischen) kann nun zwar an sich, vom allgemein sprachwissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, sehr interessant sein, aber für die besonderen Zwecke der romanischen Lautgeschichte ist es doch nur mit grosser Vorsicht auszunutzen. Aehnliches gilt von Dialekten, welche, wie etwa die francoprovenzalischen, eine Mittelstellung zwischen zwei Sondersprachen einnehmen. Am geeignetesten zur Benutzung sind Dialekte, von denen anzunehmen ist, dass sie in Folge der Abgeschlossenheit und schweren Zugänglichkeit der betreffenden Landschaften von fremdem Einflusse nur wenig berührt worden sind und also sich völlig organisch zu entwickeln vermochten, so beispielsweise die rätoromanischen, die sardischen etc. Freilich wird der Forscher sich den Litteraturdenkmalen auch dieser Dialekte gegenüber kritisch verhalten müssen, denn dieselben können gefälscht oder durch die Schriftsprache oder durch einen anderen Dialekt beeinflusst worden oder auch nur in einer späteren, von der Zeit ihrer Abfassung entfernt liegenden Redaction erhalten sein. Man lege also der Lautforschung nur solche dialektische Litteraturdenkmale zu Grunde, deren Abfassungszeit, Abfassungsort und innere Unversehrtheit sich wenigstens annähernd sicher feststellen lassen. Dieser Anforderung entsprechen am besten datirte Originalurkunden, doch ist bei diesen zu berücksichtigen, dass das formelhafte Element in ihnen die Tendenz hat, ältere Lautverhältnisse auch dann zu conserviren, wenn dieselben sonst durch die fortschreitende Sprachentwickelung längst umgewandelt worden sind.

5. Die Bezeichnungen »Spanisch, Italienisch etc.« müssen in der wissenschaftlichen Lautlehre vorsichtig gebraucht und verstanden werden. Gemeinhin versteht man unter »Spanisch etc.« die spanische etc. Schriftsprachform, dass aber diese nur in bedingtem Masse Gegenstand der Lautlehre sein kann, wurde oben unter Nr. 4 erörtert. Will man aber unter »Spanisch etc.« die Gesammtheit der spanischen etc. Volkssprachformen (Dialekte) zusammenfassen, so ist dies zwar selbstverständlich berechtigt und gestattet, aber man wird in der

Lautlehre nicht allzu oft in die Lage kommen, den Ausdruck in solchem Sinne zu brauchen, denn da jeder Dialekt einer Sprache seine individuale Lautentwickelung hat, so sind Punkte, in denen sie alle zusammentreffen und hinsichtlich derer wieder die Gesammtsprache von den andern Sprachen abweicht, zwar vorhanden, aber nicht eben zahlreich. Jedenfalls hüte man sich, eine in einem oder mehreren einzelnen spanischen etc. Dialekten aufstossende Lautentwickelung schlechtweg als »spanisch etc.« zu bezeichnen, denn es kann dieselbe ja auf den, bzw. auf die betreffenden Dialekt(e) beschränkt und also nicht gemeinspanisch etc. sein[1]. »Spanisch etc.« darf man eine Lauterscheinung nur dann nennen, wenn sie in allen spanischen etc. Dialekten oder doch in der grossen Mehrzahl derselben auftritt.

6. Der Lauthistoriker hat genau zu prüfen, unter welchen Bedingungen ein Lautwandel sich vollzogen hat. Bei dem Lautwandel eines Vocales hat er also zu beobachten: a) dessen Betonung (ob hochtonig, nebentonig oder tonlos), b) dessen Quantität (ob lang oder kurz), c) dessen Qualität (ob geschlossen oder offen), d) dessen Stellung (ob An- oder In- oder Auslaut, ob in offener oder geschlossener Silbe, ob vor einfacher Consonanz oder vor Doppelconsonanz und in letzterem Falle, ob in lateinischer oder in romanischer Position), e) die Beschaffenheit des dem Vocal etwa vorangehenden oder nachfolgenden Consonanten. — Bei dem Lautwandel eines Consonanten ist zu beachten: a) dessen physiologische Beschaffenheit (ob Explosiva oder Spirans und wieder durch welche Art des Verschlusses, bzw. der Enge erzeugt), b) dessen Stellung (ob im An- oder

1) Die Scheidung der Begriffe Sprache und Dialekt dürfte überhaupt auf romanischem Gebiete noch einmal einer gründlichen Revision unterworfen werden müssen. Die herkömmliche Eintheilung der romanischen Sprachen in Italienisch, Französisch, Spanisch etc. ist unzweifelhaft richtig in Bezug auf die Schriftsprachformen; ob aber alle Volkssprachformen, welche man jetzt unter dem Namen »Italienisch etc.« als zu einer Sprache gehörig zusammenfasst, in der That eine solche Einheit bilden, das kann, wenigstens vom Standpunkte der Lautlehre aus betrachtet, als höchst zweifelhaft erscheinen, und es ist sehr denkbar, dass man künftig Sprachformen, welche man jetzt als Dialekte auffasst, als selbständige Sprachen betrachten oder doch theilweise die Dialekte anderen Sprachen, als jetzt üblich, subsumiren wird (z. B. bis jetzt als italienisch betrachtete Dialekte dem Französischen etc.). CANELLO's Abhandlung »Lingua e Dialetto« in dem Giorn. di Fil. romanza (I 2 ff.) geht auf diese Principienfrage nicht ein.

In- oder Auslaut, ob vor einem Vocal oder nach einem solchen, ob zwischen zwei Vocalen, ob vor, bzw. nach einem anderen Consonanten oder zwischen zwei Consonanten), c) die Beschaffenheit des dem Consonanten vorangehenden, bzw. nachfolgenden Vocales oder Consonanten.

Man muss sich eben stets dessen bewusst sein, dass ein Lautwandel in der Regel das Product mehrerer, sei es zusammenwirkender sei es einander entgegenwirkender Factoren ist, und dass es daher gilt, die Factoren zu erkennen, um das durch sie erzielte Product zu verstehen. Ein Lautwandel kann ein einfacher Vorgang sein (so z. B. wenn tonlose Explosiva [tenuis] in tönende [media] und diese wieder in Spirans übergeht: *p* : *b* : *v*), aber sehr häufig ist er ein complicirter Vorgang, bei welchem mehrere Lautgesetze concurriren, bzw. das eine zu Gunsten des anderen zurücktritt.

Man muss daher vorsichtig sein in der Aufstellung von Lautgesetzen: wollte man beispielsweise auf Grund der Gleichungen neufranz. *fis* = lat. *fēci*, neufranz. *merci* = lat. *mercēdem* als Lautgesetz formuliren, dass lat. *ē* im Französischen nicht nur zu *ei* (*oi*), sondern auch zu *i* werden könne, so würde dies nur scheinbar richtig sein. In Wirklichkeit verhält sich die Sache so, dass lat. *ē*, wenn keine störende Einwirkung anderer Laute stattfindet, im Französischen nur *ei* (*oi*) ergeben kann. In *fēci*, *mercēdem* aber ist der normale Vollzug dieses Lautwandels gestört worden, einerseits durch die Einwirkung des nachtonigen *i*, andererseits durch Einwirkung des dem *ē* vorangehenden assibilirten *c*, und nur in Folge dessen hat das *ē* sich dem Lautgesetze, unter dessen Herrschaft es sonst steht, entzogen und die abweichende Entwickelung zu *i* genommen. Es sind derartige Fälle selbstverständlich keine Ausnahmen von den Lautgesetzen, keine Abnormitäten, sondern nur Modificationen des einen Lautgesetzes zu Gunsten eines concurrirenden anderen.

§ 12. Charakteristik des Lautwandels der vulgärlateinischen Laute im Romanischen[1]. Die ein-

[1] Im Folgenden soll nicht im Mindesten eine romanische Lautlehre gegeben werden. Denn abgesehen davon, dass eine Encyklopädie die einzelnen Disciplinen der betreffenden Fachwissenschaft nicht eingehend behandeln kann, dürfte zur Zeit die Abfassung einer romanischen Lautlehre



zelnen vulgärlateinischen Laute haben in den einzelnen romanischen Sprachen sich in einer zum Theil sehr verschiedenen Weise entwickelt, so dass diejenigen Punkte, in denen alle romanischen Sprachen übereinstimmen, verhältnissmässig nur wenige sind. Man vergleiche z. B. die verschiedenen Lautgestaltungen, welche folgende beliebig herausgegriffene lateinische Worte in den romanischen Einzel(schrift)sprachen erhalten haben:

lat. *collĭgere* = ital. *cógliere*, *corre*, span. *cogér*, port. *colhér*, prov. *culhír*, franz. *cueillír*, rum. *culege* [cf. CIHAC, s. v.].

lat. *făkere* (*facere*) = ital. *fare*, span. *hacér*, port. *fazer*, prov. *fáire*, franz. *fęre* (geschrieben *faire*), rum. *face*, rätorom. *far*, *fa*, *fęr*, *fę*.

lat. *făctum* = ital. *fatto*, span. *hecho*, port. *feito*, prov. *fáit*, *fach*, franz. *fęt* (geschrieben *fait*), rum. *facut*, rätorom. *faitg*, *fatχ* (*χ* = deutsch *ch* in *ich*).

lat. *camĭsia* = ital. *camicia*, *camiscia*, span. port. prov. *camisa*, franz. *chemise*, rum. *cămesă* (*si* franz. *ch*), rätorom. *kamiza*, *kamiža* (*ž* = franz. *j*), *tχamiža*.

lat. *pŏpulus* = ital. *popolo*, span. *pueblo*, *puebro*, port. *povo*, prov. *pobol*, *poble*, altfranz. *peuble*, neufranz. *peuple*, rum. *popor*.

lat. *cănis* = ital. *cane*, span. *cane*, port. *cão*, prov. *can*, altfranz. *chen*, neufranz. *chien*, rum. *căne*, rätorom. *tšan* (*n* nasal).

lat. *fŏcus* = ital. *fuoco*, span. *fuego*, port. *fogo*, prov. *foc*, *fuoc*, *fuec*, franz. *feu*, rum. *foc*, rätorom. *föĕk*, *fiúk*, *fütχ* etc.

lat. *fŏlia* = ital. *foglia*, span. *hoja*, port. *folha*, prov. *folh*, *fuelh*, *folha*, *fuelha*, franz. *feuille*, rum. *foaie*, rätorom. *föi*, *foely* (*y* = deutsch *j*), *fuóya* etc.

lat. *jŭvenis* = ital. *giovine*, *giovane*, span. *joven*, prov. *jove*, franz. *jeune*, rum. *june*, rätorom. *džóin*, *dyúan*, *džuven* etc.

überhaupt noch nicht möglich sein, da es einerseits noch allzu sehr (namentlich in Bezug auf die Dialekte) an geeigneten Vorarbeiten fehlt, und da andrerseits eine Reihe principieller Vorfragen noch keine definitive Beantwortung erhalten hat.

Kurze Bemerkungen über Lautgeschichte und Lautverhältnisse jeder einzelnen romanischen Sprache werden im 3. Theile gegeben werden.

lat. *aqua* = ital. *acqua*, span. *agua*, port. *agoa*, prov. *aig(u)a*, altfranz. *aive*, *eve*, neufranz. *eau*, rum. *apă*, rätorom. *akua*, *ḗgua*, *ā́va*, *áua*, *ṓva* etc.

Derartige Beispiele liessen sich in grosser Menge aufführen, und die zu jedem einzelnen gehörigen Wortformen würden sich, wenn die Dialekte mit berücksichtigt würden, ganz unübersehbar häufen. Es ist eben festzuhalten, dass ein einzelner Laut in verschiedener Richtung hin entwickelungsfähig ist (z. B. lat. *c* vor hellem Vocal kann sich entweder in der Richtung nach *č* = *tsch* oder in der Richtung nach *ç* = *ß* entwickeln, ersteres ist z. B. im Italienischen, letzteres z. B. im Französischen geschehen), und dass von den vorhandenen verschiedenen Lautwegen die eine(n) Sprache(n) den einen, die andere(n) einen andern eingeschlagen hat (haben). Dadurch aber mussten natürlich die einzelnen Sprachen unter einander lautlich differenzirt werden; was aber von den Sprachen gilt, das gilt auch wieder von den einzelnen Dialekten einer jeden derselben.

Als gemeinsame Erscheinungen des Lautwandels im Romanischen lassen sich etwa folgende bezeichnen:

A. Vocalischer Lautwandel.

1. Der (vulgär)lateinische Hochton behauptet seine Stelle (vgl. oben § 9) und wirkt mehr oder weniger bestimmend auf die Wortgestaltung ein, indem in Folge des Uebergewichtes der Hochtonsilbe über die tieftonigen Silben die letzteren (bzw. ihre Vocale) vielfach Ausfall, bzw. Abfall erleiden. In Folge dessen zeigen die romanischen Worte in der Regel eine weniger umfangreiche Lautgestaltung, als die entsprechenden lateinischen, zumal da auch noch andere Lauttendenzen auf Zusammenziehung der Wortkörper hinwirken (man vgl. beispielsweise franz. *eau* mit *aqua*, span. *joven* mit *juvenem*, port. *povo* mit *populum*, ital. franz. prov. rum. *mangiare*, *manger*, *manjar*, *mănca* = *manducare*).

2. Klassisch lateinisches *ā́* und *ắ*, *ḗ* und *ĭ́*, *ṓ* und *ŭ́* ergeben im Vulgärlateinischen den gleichen Laut: *ā́* und *ắ* = *á*, *ḗ* und *ĭ́* = *ẹ́*, *ṓ* und *ŭ́* = *ọ́*, folglich haben *ā́* und *ắ* etc. im Romanischen die gleiche Entwickelung gehabt (vgl. lat. *pắr* mit franz. *pair*, d. i. *pẹr*, lat. *amā́rus* mit franz. *amẹr*; lat. *trḗs* mit franz. *trois*, lat. *fĭ́dem* mit franz. *fois*; lat. *nṓdo*

mit franz. *noue*, lat. *lŭpus* mit franz. *loup*. NB. lat. *ó* erscheint im Neufranzösischen allerdings vorwiegend als *eu*, letzteres aber hat sich erst aus *ou* entwickelt). Im Allgemeinen haben die genannten vulgärlateinischen Laute sich im Romanischen erhalten. — Lat. *ī* hat sich, von vereinzelten Ausnahmefällen abgesehen, im Romanischen durchweg erhalten (vgl. lat. *scrībo* mit ital. *scrivo*, span. *escribo*, port. *escrevo*, prov. *escrivo*, franz. *écris*, rum. *escrim*, rätorom. *škriže*). Klassisch lateinisches *ū* bleibt erhalten, ausgenommen im Französischen und Neuprovenzalischen (sowie in gallo-italischen und rätoromanischen Dialekten), wo es in *ü* übergeht (vgl. lat. *mūtum* mit ital. *muto*, span. port. *mudo*, prov. *mut*, rum. *mut*, aber franz. *muet* [*u* = *ü*] = *mūtettum*, rätorom. in einzelnen Dialekten *müt*, in andern *mut* und *met*, s. Gartner a. a. O. § 80; mailänd. *müt*). — Als allgemeine Regel lässt sich also aufstellen: Die betonten langen Vocale des klassischen Lateins (= die geschlossenen Vocale des Vulgärlateins) haben sich im Romanischen im Allgemeinen erhalten, ebenso *ă*. Eine scharf ausgeprägte Sonderstellung nimmt das Französische ein: in diesem wird *ā* (und *ă*) zu *ẹ* (vielleicht durch die Mittelstufe *ai*), *ē* und *ō* werden zu *ei* (*oi*) und *ou* diphthongirt, *ū* wird zu *ü* (vielleicht durch die Mittelstufe *ui*). Neigung zur Diphthongirung der langen Vocale des klassischen Lateins zeigt auch das Rätoromanische.

3. Klassisch lateinisches *ĕ* = vulgärlateinisches *ę* neigt (namentlich in offener Silbe) zum Uebergang in *ię* (vgl. lat. *pĕdem* mit ital. *piede*, span. *pié*, franz. *pied*, rätorom. *pié* [freilich nur im Dialekt von *Clauzetto*, sonst *pę*], vgl. auch lat. *pĕdica* mit rum. *piedică*). — Ueber *ĭ* und *ŭ* s. oben Nr. 2.

4. Klassisch lateinisches *ŏ* = vulgärlateinisches *ǫ* neigt (namentlich in offener Silbe) zum Uebergange in *uǫ*, woraus *ue* und daraus wieder *eu* = *ö* (im Französischen) sich entwickelt (vgl. lat. *nŏvus* mit ital. *nuovo*, span. *nuevo*, prov. *nueu*, franz. *neuf*. Im Rumänischen entspricht dem *ŏ* häufig *oa*, vgl. lat. *rota* mit rum. *roată*). Im Rätoromanischen entspricht dem *ŏ* häufig ein *ię*, vgl. lat. *nŏvum* mit rätorom. *nięf*; dass *ię* sich aber erst aus *uo*, *ue* entwickelt hat, ist nicht zu bezweifeln, da Zwischenformen sich finden (s. Gartner, Rätoroman. Grammatik § 48). Als allgemeine Regel lässt sich dem-

nach aufstellen: von den betonten kurzen Vocalen des klassischen Lateins (= offene Vocale des Vulgärlateins) neigen *ĕ* und *ŏ* zur Diphthongirung, *ĭ* wird zu *ẹ* (franz. in offener Silbe zu *ei*, *oi*), *ŭ* zu *ọ* (bleibt jedoch häufig *u*, namentlich im Rumänischen), *ă* bleibt erhalten.

5. Klassisch lateinisches *áe* entwickelt sich im Romanischen in der Regel nach Analogie von *ĕ* (vgl. lat. *caelum* mit ital. *cielo*, span. *cielo*, franz. *ciel*, rätorom. *tšel*, *tšięl*, *tšiẹl*, vgl. Gartner a. a. O. § 200). Vielfach beharrt jedoch *ae* als *ę* (so namentlich im Portugiesischen und Rumänischen).

6. Klassisch lateinisches *áu* wird meist zu *ǫ* monophthongirt, wie das schon innerhalb des Lateins selbst häufig geschehen war, doch behauptet sich vielfach auch der Diphthong, und zwar theils unverändert (so im Provenzalischen und Rumänischen), theils zu *ou* assimilirt (so im Portugiesischen und oft auch im Französischen).

7. Die nicht im Hiatus stehenden tonlosen Vocale des (Vulgär)lateins haben im Romanischen die Tendenz, sich in gleicher Weise zu entwickeln, wie die ihnen an Quantität und Qualität entsprechenden Hochtonvocale, nur dass sie der durch den Hochtondruck bewirkten Diphthongirung (*ĕ* zu *ię* etc.) nicht fähig sind; wo solche Diphthongirung doch auftritt (z. B. franz. *voyóns* = *vĭdḗmus*), beruht sie in der Regel auf Anbildung (*voyons* angebildet an *vois*, altfranzösisch noch *veons*). Die normale Entwickelung der tonlosen Vocale wird aber eben durch ihre Tonlosigkeit vielfach gestört. Erstlich sind sie häufig gänzlich getilgt worden, am häufigsten im Inlaut, und zwar besonders wieder nach der Tonsilbe in Proparoxytonis, wo schon im Lateinischen oft Synkope eintrat (*saeclum* für *saeculum* u. dgl. — vgl. *calidus* mit ital. span. *caldo*, franz. *chaud* u. dgl.), seltener im Anlaute und im Auslaute, mindestens sind hier die allen Einzelsprachen gemeinsamen Fälle wenig zahlreich (Abfall des anlautenden Vocals am häufigsten im Italienischen, vgl. z. B. ital. *chiesa* mit span. *iglesia*, port. *igresia*, franz. *église* etc.; Abfall des auslautenden Vocals am consequentesten durchgeführt im Französischen, Provenzalischen, Rumänischen und Rätoromanischen, doch erhält sich auch in diesen Sprachen auslautendes *a*, mindestens geschwächt zu *e*).

Ferner werden tonlose Vocale leicht durch den darauf folgenden Consonanten beeinflusst (so erklärt sich z. B. das *o* in ital. *dovere* nur aus Einwirkung des *v*: das *e* von *debere* hat sich der tönenden Lippenspirans *v* assimilirt, ähnlich *domani* = *de mane*, franz. *jumeau* = *gemellus*), ebenso durch den vorangehenden (z. B. das *e* in ital. *gennajo* = *januarius* ist eine Anpassung des *a* an das palatale *g*, ähnlieh verhält es sich mit dem ersten *i* in ital. *ciriegio* = *ceráseus*). Endlich finden sich zahlreiche Vertauschungen tonloser Vocale, welche nur aus durch nachlässige Aussprache veranlasster Verdumpfung sich erklären lassen (z. B. ital. *udire* = *audire*).

8. Lateinischer oder romanischer (d. h. erst durch Consonantenausfall entstandener) Hiatus wird gern getilgt, theils durch Contraction (vgl. z. B. neufranz. *sûr* mit altfranz. *se-ür* = lat. *se[c]urum*), theils durch Einschub eines *v*, bzw. *j* (vgl. ital. *piovere*, span. *llover* = lat. *plŭĕre*, franz. *pleuvoir* = **pluēre*; ähnlich auch altfranz. *crestiien* = *christianum*), oft aber war im Volkslatein der im klassischen Latein vorhandenene Hiatus nicht vorhanden, indem der ursprünglich zwischen beiden Vocalen stehende Consonant gewahrt wurde (z. B. ital. *traggo*, *struggo* u. dgl. setzt ein vulgärlat. **trago*, **strugo* voraus, vgl. die Perfecta *trac-si*, *struc-si*). Ueber tonloses *i* in Hiatusstellung vgl. Nr. 9.

9. Tonloses *i* (bzw. *e*) in Hiatusstellung hat den lateinischen Lautstand im Romanischen sehr wesentlich und in weitem Umfange verändert. Da aber in Bezug auf die hier in Frage kommenden Lauterscheinungen die einzelnen Sprachen oft sehr erheblich unter einander abweichen, so wird das Genauere auch erst bei Besprechung des Lautsystemes der einzelnen Sprachen erörtert, hier aber werden nur folgende allgemeine Bemerkungen gegeben werden können:

a) Die Combination *l* + tonloses *i* in Hiatusstellung ergiebt sogenanntes mouillirtes, d. h. palatalisirtes *l* (vgl. ital. *famiglia* mit lat. *familia*). In einzelnen Sprachen ist der L-Laut durch den I-Laut völlig verdrängt worden (vgl. z. B. span. *consejo*, neufranz. *conseil* mit lat. *consilium*). Zuweilen verhärtet sich *i* (*ĕ*) zu *g* (vgl. ital. *valga* mit lat. *valĕam*).

b) Die Combination *n* + tonloses *i* (*e*) in Hiatusstellung ergiebt sogenanntes mouillirtes, d. h. palatalisirtes *n* (vgl. z. B.

ital. *campagna*, franz. *champagne* mit lat. *Campania*). Zuweilen verhärtet sich *i* (*e*) zu *g* (vgl. z. B. ital. *rimango* mit lat. *remaneo*), und *g* kann wieder in den dem franz. *j* eigenen Laut erweicht werden (vgl. franz. *songe* mit lat. *somnium*).

c) Die Combination *t* + tonloses *i* (bzw. *ĕ*) in Hiatusstellung kann ergeben: α) *z*, bzw. *zz* (vgl. z. B. span. *dureza*, ital. *durezza* mit lat. *duritia*); β) *ç* (vgl. z. B. franz. *présence*, port. *presença* mit lat. *praesentia*); γ) *ss* (vgl. z. B. franz. *justesse* mit lat. *justitia*); δ) *s* (vgl. z. B. prov. *chanso* mit lat. *cantionem*); ε) den Laut des ital. *g* vor *i* und *e* (vgl. ital. *ragione* mit lat. *rationem*). — Ueber die vorkommende Attraction des *i* s. unten. Ueber die Erhaltung des *i* und Uebergang des *t* in *z* vgl. unten B. 6.

d) Die Combination *d* + tonloses *i* (bzw. *ĕ*) in der Hiatusstellung ergiebt: α) *z*, bzw. *zz*, vgl. z. B. ital. *orzo*, *mezzo* mit lat. *hordeum*, *medium*; β) den Laut des ital. *g*, bzw. *gg* vor *e* und *i* (vgl. z. B. ital. *giorno*, *oggi* mit lat. *diurnum*, *hodie*); γ) den Laut des franz. *j* (vgl. z. B. franz. *jour* mit lat. *diurnum*); δ) den Laut des span. *j* = *ch* in deutsch. *ach* (vgl. z. B. span. *jornada* mit lat. *diurnata*); ε) die Verhärtung *gg* (vgl. z. B. ital. *veggo* mit lat. *video*).

e) Die Combination *s* + tonloses *i* (*e*) in der Hiatusstellung ergiebt: α) *s* (vgl. z. B. ital. *chiesa* mit lat. *ecclesia*); β) den Laut des ital. *g* vor *e* und *i*, bzw. des port. *j* (vgl. ital. *cervigia*, port. *cerveja* mit lat. *cerevisia*). — Ueber vorkommende Attraction des *i* s. unten B. 6.

f) Die Combination *c* + tonloses *i* (*e*) in der Hiatusstellung kann ergeben: α) den Laut des ital. *c*, bzw. *cc* vor *i* und *e* (vgl. z. B. ital. *faccia* mit lat. *faciem*); β) *z*, bzw. *zz* (vgl. z. B. ital. *calzo*, span. *calza* mit lat. *calceum*); γ) *tz* (vgl. z. B. rum. *ghiatzę* mit lat. *glaciem*); δ) *ss*, bzw. *ç* (vgl. z. B. franz. *face* mit lat. *faciem*, port. *braço* mit lat. *brac[h]ium*).

g) Die Combination *g* + tonloses *i* (*e*) in der Hiatusstellung kann ergeben: α) den Laut des ital. *g*, bzw. *gg* vor *e* und *i* (vgl. ital. *saggio* mit lat. *exagium*); β) den Laut des franz. *j*, bzw. *g* vor *e* und *i* (vgl. franz. *prodige* mit lat. *prodigium*); γ) den Laut des span. *y* = deutsch *j* (vgl. span. *ensayo* mit lat. *exagium*); δ) Vocalisirung zu *i* (vgl. franz. *essai*

mit lat. *exagium*); ε) Verhärtung zu *gg* (vgl. ital. *fuggo* mit lat. *fugio*).

h) Die Combination *p* + tonloses *i* (*e*) in der Hiatusstellung kann ergeben: α) den Laut des ital. *cc* vor *i* und *e*, bzw. des span. *ch* (vgl. z. B. ital. *saccio* mit lat. *sapio*, span. *pichon* mit lat. *pipionem*); β) den Laut des franz. *ch* (vgl. z. B. franz. *sache* mit lat. *sapiam*). — Ueber vorkommende Attraction des *i* s. unten.

i) Die Combination *b* + tonloses *i* (*e*) in der Hiatusstellung kann ergeben: α) den Laut des ital. *g*, bzw. *gg* vor *i* und *e* (vgl. z. B. ital. *cangiare* mit lat. *cambiare*); β) den Laut des franz. *g* vor *e* und *i* (vgl. z. B. franz. *changer* mit lat. *cambiare*). — Ueber vorkommende Attraction des *i* s. unten.

k) Die Combination *v* + tonloses *i* (*e*) in der Hiatusstellung kann ergeben: α) den Laut des ital., bzw. port. *g*, bzw. ital. *gg* vor *i* und *e* (vgl. z. B. ital. *leggiero*, port. *ligeiro* mit lat. **leviarius*); β) den Laut des franz. *g* vor *i* und *e* (vgl. z. B. franz. *cage* mit lat. *cavea*).

l) In den Combinationen:

$$\text{Vocal (häufig Hochtonvocal) und} \left\{ \begin{matrix} t \\ s \\ r \\ p \\ b \\ v \end{matrix} \right\} + \text{tonloses } i \text{ in der Hiatusstellung}$$

kann *i* Attraction (Epenthese) in die (oft hochtonige) Vorsilbe erleiden und mit dem Vocal derselben einen Diphthong bilden, welcher in einzelnen Sprachen wieder der Monophthongirung fähig ist; nach *t* kann tonloses *i* den Wandel des *t* in *s* bewirken (vgl. oben c)) und zugleich selbst Attraction erleiden (vgl. z. B. franz. *liaison* mit lat. *ligationem*, prov. *occaiso* mit lat. *occasionem*, franz. *gloire* mit lat. *gloria*, franz. *juin* mit lat. *junius*, port. *aipo* mit lat. *apium*, altfranz. *caive* mit lat. *cavea*). Im Wesentlichen ist die Attraction des *i* auf das Provenzalische, Französische und Portugiesische beschränkt, und zwar erscheint sie am häufigsten nach *r*, *s* und *t*, dagegen nur sporadisch nach *p*, *b*, *v*.

10. Der Vocal *i* hat die Tendenz, die Beschaffenheit des hochtonigen Vocales der Vorsilbe zu ändern, und zwar *a* : *ę*,

ę : ẹ, ẹ : *i*, ǫ : ọ, ọ : *u* (*ü*), vgl. z. B. lat. Suffix *ari*(*um*, *-am*) mit ital. *iẹro* und *iẹre*, prov. *iẹr* und *ẹr*, franz. *iẹr*, port. *ẹr*, *éiro*, span. *-ẹro*, rätorom. *-ẹr*, nur rum. erhält sich *a* (z. B. *primaria*) vgl. rätorom. *cavęl* = *capillum* mit *cavẹl* = *capilli*; vgl. franz. prov. *fis*, port. *fiz*, span. *hize*, (nord)ital. (dialekt.) *fi* mit lat. *fẹci*; vgl. altfranz. *despǫille* (neben *despueille*) mit lat. *despǫliat*; vgl. ital. *nui* mit lat. *nọs*, altfranz. *tüit* mit lat. **tọtti*. Diese Einwirkung des *i* auf den Hochtonvocal der Vorsilbe lässt sich (namentlich in dem Wandel von *a* zu ę) mit dem deutschen Umlaut vergleichen und allenfalls auch mit diesem Namen benennen (W. Förster hat, Zeitschr. für rom. Phil. III, 481 ff., die betreffende Lauterscheinung eingehend besprochen und für sie den Namen »Vocalsteigerung« vorgeschlagen). Es ist übrigens dieser Umlaut im Romanischen nur eine Lautneigung, keineswegs ein Lautgesetz.

B. Consonantischer Lautwandel.

1. Anlauten können im Lateinischen alle einfachen Consonanten (vgl. unten Nr. 14), und im Romanischen ist in Bezug hierauf eine Aenderung nicht eingetreten. (Ueber complicirten Anlaut vgl. unten Nr. 12). Explosiva im Anlaut vor Vocal bleibt in der Regel erhalten (über die Aenderung der Qualität von *k*, *g* vor *e* und *i*, von *t* vor *i* vgl. u.), nur vereinzelt ist der unter 2 und 3 zu erwähnende Lautwandel erfolgt. Beachtenswerth ist die Abneigung des Spanischen gegen anlautendes *f* und seine Tendenz, diese Laute sowie zuweilen auch *g* in (später verstummtes) *h* zu schwächen (*hierro* = *ferrum*, *hermano* = *germanus*). Anlautendes *g* fällt vereinzelt auch im Portugiesischen ab (*irmão*). — Anlautende Liquida bleibt ungestört; zuweilen findet aber Umsprung der Liquida (*l* : *r* u. dgl.) statt.

2. Tonlose Explosiva zwischen zwei Vocalen hat die Neigung, tönend zu werden (»tenuis« *k*, *t*, *p* : »media« *g*, *d*, *b*), vgl. z. B. span. port. prov. rätorom. *sentida* mit lat. *sentitam*. Im Französischen ist die Explosiva völlig geschwunden (*sentie*). Das Italienische und das Rumänische dagegen sind auf dem Niveau des Lateins verharrt (*sentita*), das erstere freilich weist Ausnahmsfälle auf.

3. Einfache tönende — und zwar ebensowohl ursprüngliche wie erst aus tonloser entstandene (s. Nr. 2) — Explo-

siva zwischen zwei Vocalen hat die Tendenz, in die ihr nächst stehende Spirans, bzw. nächststehenden Vocal überzugehen (*b* : *v*, bzw. *u*, *d* : *z*, *g* : *j*, bzw. *i*), vgl. ital. port. *cavallo*, prov. *caval*, franz. *cheval*, rätorom. *kavál* mit lat. *caballus*, rum. *avea* mit lat. *habere*; vgl. prov. *auzir* mit lat. *audire*; vgl. franz. *payer*, *plaie*, *payen* mit lat. *pacare*, *plaga*, *paganus*. Im Französischen, Portugiesischen und Rumänischen tritt oft völliger Schwund der tönenden Explosiva ein, z. B. franz. *ouïr* mit lat. *audire*, port. *ver*, *caher*, franz. *voir*, *choir* mit lat. *videre*, *cadere*, rum. *cal*, pl. *cai* mit lat. *caballus*, *-i*.

Den Uebergang der tonlosen zur tönenden Explosiva und den der letzteren zur Spirans (*p* : *b* und *v*, *t* : *d* : *z*, *k* : *g* : *j*) kann man als ein Analogon zur germanischen Lautverschiebung bezeichnen, ohne dass man jedoch berechtigt wäre, beide Erscheinungen für ihrem Wesen nach identisch und für gleich bedeutsam zu erachten. Der Lautwandel der Explosiven ist im Romanischen weit weniger regelmässig und durchgreifend, als im Germanischen.

4. Geminirte Explosiva nimmt an den unter 2 und 3 angegebenen Lautwandelungen nicht Theil, sondern bleibt inlautend meist erhalten, während sie auslautend vereinfacht wird, vgl. z. B. ital. *tutti*, altfranz. *tuit*, mit lat. **totti*. Dasselbe gilt von geminirter Liquida, vgl. z. B. ital. *bello*, franz. *bel* mit lat. *bellus*. Oefters wird Gemination vereinfacht vgl. span. *meter* mit lat. *mittere*. Zuweilen tritt auch im Inlaut Vereinfachung ein, z. B. franz. *secouer* = lat. **succutare*, *secourir* = lat. **succurire* etc. In ital. *comune*, *comandare* ist dagegen nicht Vereinfachung, sondern Zusammensetzung mit *co* (nicht mit *con*) anzunehmen, vgl. lat. *conubium*, *conexus* etc.

5. In der Combination Explosiva und Liquida (namentl. Explosiva und *r*) erleidet die Explosiva häufig denselben Wandel, wie im Inlaute zwischen Vocalen, vgl. z. B. ital. *padre* mit lat. *patrem*, franz. *livre* mit lat. *librum*, franz. *double* mit lat. *duplicem*.

6. In der Combination *t* und tonloses *i* in der Hiatusstellung geht *t*, falls es nicht mit dem *i* zu einem Laute verschmilzt (vgl. oben A, 9, c), in den Laut *z* über, vgl. z. B. ital. *grazia* mit lat. *gratia*. Beispiele für diesen Lautwandel finden sich bereits im Volkslatein des 5. (nachchristlichen)

Jahrhunderts. Ueber die Lautentwickelung der Combination *d* + tonloses *i* in der Hiatusstellung vgl. oben A, 9, d).

Zuweilen wird *t* auch vor hochtonigem *i* + Vocal zu *z*, z. B. ital. *zio* = lat. *t(h)ius* (griech. ϑεῖος).

Im Rumänischen ist lat. *t* auch vor hochtonigem *i* (*e*) ohne folgenden Vocal in *z* (geschr. *ibenti*) übergegangen, z. B. *ti* (aus *tie*), spr. *zi* = lat. *tibi*, *terra* (auch *tiérra* und *tiéra* geschrieben), = lat. *terra* (dementsprechend geht im Rumänischen auch lat. *d* vor hochtonigen *i*[*e*] in den Laut *ç* über, z. B. *dieu*, *diéce* spr. ßeu, ßetsche = lat. *deum*, *decem*).

7. Lat. *k* (geschrieben *c* bzw. *qu*) vor hellen Vocalen (*e*, *i*, *ae*, *oe*) im Italienischen, Rumänischen und Rätoromanischen zu *c* = *tsch* palatalisirt, im Spanischen, Portugiesischen, Provenzalischen und Französischen zu *ç* assibilirt worden. Vgl. hierüber S. 68, § 8, Nr. 4, α) S. 68. Beispiele zu geben erscheint bei der Bekanntheit der Sache überflüssig.

Dem Französischen eigenthümlich ist der Uebergang von lat. *k* vor *a* in die Spirans *ch*.

8. Lat. *g* vor hellen Vocalen ist im Italienischen, (Spanischen), Provenzalischen und Rumänischen zu *ǵ* = dsch, im Französischen zu *j* = sch, im Rätoromanischen theils zu *ǵ*, theils zu (franz.) *j*, im Portugiesischen endlich zu einem Laute, der ungefähr zwischen franz. *j* und ital. *ǵ* in der Mitte liegt, palatalisirt worden. Im Spanischen hat sich aus dem palatalen Laute die Spirans *j* (früher auch *g* und *x* geschrieben) = deutschem *ch* in *doch* entwickelt. Sporadisch tritt lat. *g* (besonders, wenn ihm *n* oder *r* vorangeht) in *z* über. Vgl. über den Lautwandel des *g* oben S. 68, § 8, Nr. 4, β).

Dem Französischen eigenthümlich ist der Uebergang des lat. *g* vor *a* in *j* (*joie* = *gaudium*, *geline* = *gallina*). Sporadisch findet sich auch im Provenzalischen der entsprechende Lautwandel.

Begründet ist der Lautwandel des lat. *k* und *g* vor hellen Vocalen darin, dass vor diesen *k* und *g* linguodorsalpalatal — nicht, wie vor den dunkeln Vocalen, linguovelar — gebildet werden und in Folge dessen zum Uebergang in einen Zischlaut prädisponirt sind. Vgl. oben S. 34 ff. Kap. 2, § 8, VI und VII und die dazu gehörige Tabelle.

Ausführlich behandelt ist dieser interessante Lautprocess, zu welchem sich in vielen andern (namentlich auch in den germanischen und besonders wieder in den skandinavischen) Sprachen Analogien findet von Ch. Joret in dem Buche: Du C dans les langues romanes. Paris 1874, und von A. Horning, Zur Geschichte des lat. *C* etc. Halle 1883.

9. Lat. *j* ist häufig theils zu *ģ*, theils zu (franz.) *j* palatalisirt worden; im Spanischen hat sich der Palatal zu der Spirans *j* (s. oben Nr. 8) entwickelt (lat. *j* in *jocus* ist = *ģ*: ital. *giuoco*, prov. *joc*, port. *jogo*; = franz. *j*: franz. *jeu*, rum. *jocu*; = span. *j*: span. *juego*; lat. *juvenem* ergiebt rätorom. *dyoven* [*y* = deutsch *j*], und *džovin* [*ž* = deutsch *sch*], *žovin* etc.).

10. Sporadisch findet sich nicht selten Umsprung einer Liquida in die andere, z. B. *l* : *r*: franz. *épître* = lat. *epistola*, ital. *rosignuolo* = lat. **lusciniolus* u. a.; *l* : *n*: franz. *niveau* von lat. *libella* u. a.; *r* : *l*: ital. *albero* = lat. *arborem*, *r* : *n*: rum. *cunoňa* = lat. *corona* u. a.; *m* : *n*: franz. *nappe* = lat. *mappa* u. a.; *n* : *l*: ital. *Bologna* = lat. *Bononia*, franz. *orphelin* von lat. *orphanus* u. a.; *n* : *r* : rum. *fereastră* = lat. *fenestra*; *n* : *m* : franz. *venimeux* von lat. *venenum*.

11. Complicirte Consonanz kommt (abgesehen von griechischen Fremdworten) mit Ausnahme der Verbindungen Explosiva + Liquida, *s* + Explosiva und *f* + Liquida anlautend im Latein nicht vor; sie findet sich also anlautend auch im Romanischen nicht, doch ist zu bemerken, dass in Folge des Abfalls des ursprünglich anlautenden Vocals die Combination *s* + Explosiva in einzelnen Sprachen (namentlich im Italienischen) weit häufiger anlautet als im Lateinischen, vgl. z. B. ital. *stivale* mit lat. [*ae*]*stivale*.

Die anlautenden Consonantengruppen des Lateins werden im Romanischen meist unangetastet gelassen, wichtigere Ausnahmefälle sind nur folgende: *α*) Das Italienische (und Rumänische) pflegt in den Combinationen Explosiva + *l*, im Ital. auch *f* + *l* das *l* in *i* zu vocalisiren (*fiore* = *florem*, *piano* = *planum* etc. — rum. *chiar* = *clarus*, *chiaue* = *clavem*, *ghiacia* = *glaciem*, aber *flore*, *planu*, *blastemare*). *β*) Das Spanische verfolgt die Tendenz, anlautendes *cl*, *gl*, *pl*, *bl*, *fl* in palatalisirtes *l* (geschrieben *ll*) umzuwandeln (z. B. *llave*

= *clavem*, *llama* = *flamma*, *llano* = *planum* etc.). Sporadisch findet sich der gleiche Wandel auch im Portugiesischen, die Regel aber ist in dieser Sprache die Umwandelung der genannten anlautenden Combinationen in palatales *ch*, welches ungefähr franz. *ch* gleichwerthig ist (z. B. *chamar* = *clamare*, *chorar* = *plorare*). γ) Anlautendem *st*, *sc*, *sp*, *sm* wird im Spanischen, Portugiesischen, Provenzalischen und Französischen regelmässig ein *e* vorgeschlagen, z. B. span. *establo*, port. *estavel*, prov. *estable*, franz. *estable*, *étable* = lat. *stabulum*. Im Italienischen kann im gleichen Falle ein *i* vorgeschlagen werden, z. B. *istabile* neben *stabile*. δ) In (griechischen und germanischen) Worten, welche im Romanischen volksthümlich geworden sind, ist eine schwierige anlautende Consonantengruppe durch Vocaleinschub gelöst worden, z. B. ital. *pitocco* = griech. *πτωχός*, span. *coronica* = griech. *chronica*, franz. *canif* = deutsch *kneif* etc. Vgl. § 13.

12. Dagegen finden sich inlautend im Lateinischen zahlreiche Consonantencombinationen, welche theils wegen der annähernden Gleichartigkeit, theils wegen der grossen Ungleichartigkeit ihrer Bestandtheile verhältnissmässig schwer sprechbar sind. Vielfach sind allerdings derartige Combinationen durch die Lautentwickelung des Lateins selbst auf dem Wege totaler oder partieller Assimilation oder der Synkope etc. beseitigt worden (z. B. *possum* für *potsum*, *scriptus* für *scribtus*, *risi* für *ridsi* u. v. a.), vielfach aber haben sie sich, mindestens in der Schriftsprache, behauptet. Andere schwierige Combinationen entstanden durch den Ausfall tonloser, einzelne Consonanten trennender Vocale (z. B. *anma* aus *an*[*i*]*ma*, *camra* aus *cam*[*e*]*ra* *cinre* aus *cin*[*e*]*re*[*m*], *venr* — *habeo* aus *ven*[*i*]*r*[*e*] [*h*]*abeo* etc.).

Die romanische Lautentwickelung hat nun dahin gestrebt, sich dieser schwierigen Combinationen thunlichst zu entledigen, allerdings sind hierin, wie in andern Lautprocessen, die einzelnen Sprachen mit verschiedener Energie vorgegangen und haben oft verschiedene Wege eingeschlagen.

Die zur Tilgung schwerer Consonantencombinationen angewendeten Mittel sind namentlich:

a) Totale Assimilation, und zwar *A* progressive: α) *mn* : *mm*, z. B. franz. *nommer* = *nominare*. β) *td* : *tt*, z. B. ital. *netto* = *nit*[*i*]*dus*. γ) *st* : *ss*, z. B. franz. *angoisse* = *an-*

gustia. — B regressive α) *lr* : *rr*, z. B. ital. *vorrò* = *vol[e]r[e h]abeo.* β) palatalisirtes *l* und *r* : *rr*, z. B. ital. *corre* = *cogli[e]re* = *colligere.* γ) *nr* : *rr*, z. B. ital. *verrò* = *ven[i]r[e h]abeo.* δ) *dr* : *rr*, z. B. franz. *verrai* = *vid[e]r[e h]abeo.* ε) *cr* : *rr*, z. B. ital. *durre* = *duc[e]re.* ζ) *ct* : *tt*, z. B. ital. *fatto* = *factus.* η) *gd* : *dd*, z. B. ital. *freddo* = *frig[i]dus.* ϑ) *pt* : *tt*, z. B. *scritto* = *scriptus.* ι) *bt* : *tt*, z. B. ital. *dottare* = *dub[i]tare.* κ) *ps* : *ss*, z. B. ital. *gesso* = *gypsus*, *scrissi* = *scripsi.* λ) *bs* : *ss*, z. B. ital. *assolvere* = *absolvere.* μ) *vt* : *tt*, z. B. ital. *città* = *civ[i]tatem.* ν) *tl* : *ll*, z. B. *spalla* = *spat[u]la.* ξ) *mn* : *nn*, z. B. ital. *donna* = *dom[i]na.* ο) *gm* : *mm*, z. B. ital. *domma* = *dogma.* π) *tm* : *mm*, z. B. ital. *maremna* = *marit[i]ma.* ϱ) *gn* : *nn*, z. B. franz. *connaître* = *cognoscere.* σ) *rl* : *ll*, z. B. ital. *pel* = *per[i]l.* τ) *tr* : *rr*, z. B. franz. *errer* = *it[e]rare.*

Wie schon die angeführten Beispiele beweisen, macht das Italienische den ausgedehntesten Gebrauch von der totalen Assimilation, und es ist die Neigung zu diesem Lautprocess für das Italienische geradezu charakteristisch. Nicht hierher gehört jedoch die dem Italienischen eigene Verdoppelung ursprünglich einfacher Consonanz in Fällen, wie *fibbia* = *fib[u]la*, *doppio* = *duplum* etc., vgl. unten S. 99.

b) Partielle Assimilation. α) Tonlose Explosiva vor tönender wird tönend und tönende vor tonloser tonlos. Beide Wandelungen kommen nur selten vor, da das Romanische bei dem Zusammentreffen zweier Explosiven die totale Assimilation durchaus bevorzugt, also z. B. lat. *dub[i]tare* lieber in *dottare* als in *doptare* (bzw. *dobdare*) wandelt. β) *mt* : *nt*, *nd*, weil *n* dem *t* homogener als *m*, z. B. ital. *comte*, span. *conde* = *comitem.* γ) *np* : *mp*, weil *m* dem *p* homogener als *n*, z. B. *Giambattista* = *Giovann[i] Battista.*

c) Dissimilation. In weiterem Umfange findet sich, aber auch nur im Spanischen, die Dissimilation von *mm* zu *nm* durchgeführt, z. B. *inmoble* = *immobilis.* Vereinzelt kommen auch sonst noch Fälle der Dissimilation vor, z. B. ital. *ninfa* = *nympha*, prov. *arma* und *alma* = *an[i]ma.*

d) Wegfall des einen der beiden (bzw. der drei) Consonanten, z. B. des *n* in *nm* : franz. *âme* = *an[i]ma*; des *g* in *gn* : ital. *conoscer*, span. *conocer* = *cognoscere*; des *p* in

pt : span. *escrito* = *scriptum*; des *d* in *nd* : prov. *anar* = *andar*; des *ph* in *sphm* : franz. *blâme* = *blasph[e]mum*; des *t* in *stm* : altfranz. *esmer* = *aestimare* u. a. In weitem Umfange ist im Französischen *s* vor Explosiva und Liquida getilgt worden, z. B. *être* = *estre*, *île* = *isle* u. v. a. Die Combination *nct* wird zu *nt* vereinfacht (z. B. lat. *junctus* = ital. *giunto*, span. port. *junto*, prov. franz. *joint* [aus *joiñt*], rätorom. *żont* [*żunt*], nur im Rumänischen erhält sie sich oft (*junctu*).

e) Einschub eines Vocals zwischen zwei heterogenen Consonanten, so eines *i* zwischen *s* und *m* : ital. *biasimo* von *blàsphemum*, span. *calavera* von *calvaria*.

f) Einschub eines vermittelnden Consonanten zwischen zwei heterogenen Consonanten, so eines *b* zwischen *m* und *r*, z. B. franz. *chambre* = *cam[e]ra*, span. *hombre* = *hom[i]nem*, eines *t* oder *d* zwischen *n* und *r* und *l* und *r*, z. B. franz. *vaintre* (durch Analogiebildung *vaincre*) = *vin[ce]re*, *cendre* = *cin[e]rem*, *moudre* = *mol[e]re*.

g) Palatalisirung. α) *gn* : *ñ*, z. B. ital. *cignere*, span. *ceñir* = *cingere*. Im Französischen ist im entsprechenden Falle der palatalisirte Laut, weil er durch Vocalausfall mit *r* zusammenstiess, wieder entpalatalisirt worden, z. B. *ceindre* für *ceñre*, vgl. *ceignons*. β) *cl*, *gl* : palatales *l*, z. B. franz. *maille* = *mac[u]la*, *veiller* = *vig[i]lare*, *seille* = *sicla* = *sit[u]la*, *vieille* = *vecla* = *vetula* (s. S. 99). Am vollständigsten durchgeführt ist diese Palatalisirung im Französischen, Provenzalischen und Portugiesischen, im letzteren erscheint jedoch (wie im Anlaut, s. oben S. 95, Nr. 11) *ch*, z. B. *funcho* = *foeniculum*. Auch im Rätoromanischen ist sie das Uebliche, z. B. *džanóil*, *żanóly* etc. = *genuculum*. Im Spanischen hat aus dem mouillirten Laute sich *j* entwickelt, z. B. *hinojo* = *foeniculum*. Im Italienischen und Rumänischen aber ist die Combination *cl*, *gl*, wenigstens facultativ, noch einer andern Behandlung fähig: für *l* tritt *i* ein (wie im Anlaut, s. oben Nr. 12 β)) und im Italienischen wird ausserdem die Explosiva geminirt, z. B. ital. *vegghiare*, rum. *veghea* = *vigilare*, ital. *occhio*, rum. *ochiu* = *oculum*, ital. *orecchio* (neben *oreglia*), rum. *urechia* = *auriculum*, *-a*. Mundartlich erhält sich allerdings *cl* und *gl* im Rumänischen.

γ) Die Combination *tl* springt in *cl* um und entwickelt sich dann wie dieses, z. B. lat. *vetulus* : *vec[u]lus*, daraus ergiebt sich franz. *vieil*, prov. *vielh*, port. *vielho*, rätorom. *vely*, span. *viejo*, ital. *vecchio* (neben *veglio*), rum. *vechiu* (mundartlich aber auch *veclio*).

δ) Auch die Combination *pl* wird zuweilen wie *cl* palatalisirt, z. B. ital. *scoglio*, franz. *écueil* = *scopulus*. Im Italienischen ist indessen Regel, dass in *pl* und ebenso in *bl* für *l* ein *i* eintritt, die Explosiva aber geminirt wird (es wird also *pl*, *bl* analog dem *cl* in *orecchio* etc. behandelt), z. B. *doppio* = *duplum*, *bibbia* = *biblia*. Im Uebrigen bleibt *pl*, *bl* im Romanischen inlautend ziemlich unangetastet (über den Anlaut s. oben S. 95 f., Nr. 11).

ε) Dem Spanischen eigenthümlich ist die Palatalisirung des *ct* zu *ch*, z. B. *hecho* = *factum*, *dicho* = *dictum*.

h) Vocalisirung. α) *c* (*g*, *j*) : *i*, z. B. *fait* = *factum*, franz. *nueit*, *nuit* = *noctem*, franz. *conduit* = *conductum*, *mais* = *mag[i]s*. β) *p* (*b*, *v*) : *u*, z. B. span. *bautizar* = *baptizare*, *Ceuta* = *Septa*. γ) Gedecktes *l* : *u*. Diese Vocalisirung ist insbesondere im Französischen beliebt, z. B. *autre* = *alterum* (auch auslautendes *l* wird im Französischen in der Regel zu *u*, z. B. *château* = *castellum*).

Andere Vocalisirungen zur Lösung schwieriger Consonantencombinationen treten nur sporadisch auf, sind auch zum Theil zweifelhafter Art.

13. Im lateinischen Auslaut erscheinen am häufigsten die Vocale, ferner *m*, *s* und *t* (namentlich in Flexionsendungen), weniger häufig *n* und *r*, nur selten *b*, *d*, *t*, *c* (z. B. *ab*, *ad*, *caput*, *lac*), nie *p*, *g*, *f*, *v*. Durch Abfall der ursprünglich auslautenden Silben sind im Romanischen auch die im Lateinischen wenig oder gar nicht beliebten Laute in den Auslaut getreten, wenn auch meist nicht in demselben belassen worden.

Das Romanische bevorzugt im Allgemeinen vocalischen Auslaut, indessen wird auch consonantischer in weitem (freilich in den einzelnen Sprachen sehr verschiedenem) Umfange zugelassen. Am weitesten geht in Bezug hierauf das Französische, besonders wenn man berücksichtigt, dass auslautendes tonloses *e* in der üblichen Aussprache stumm ist, wogegen frei-

lich andrerseits auch beachtet werden muss, dass der im Auslaute stehende Consonant häufig keine lautliche Geltung mehr besitzt. Entschiedene Abneigung besitzt das Romanische gegen Auslaut auf geminirte Consonanz. Bemerkenswerth ist ferner die (im Provenzalischen am weitesten durchgedrungene) Tendenz, auslautende tönende Explosiva in tonlose und ebenso tönende Spirans *v* in die tonlose *f* übergehen zu lassen (vgl. prov. *trobar*, *gardar* mit *trop*, *gart*; lat. *brev*[*em*], *nav*[*em*] mit franz. *bref*, *nef*).

14. Das Kehlkopfreibegeräusch *h*, schon im Latein unbeliebt und getilgt, ist in den aus dem Lateinischen in das Romanische übergegangenen Worten völlig geschwunden. Auch da, wo es sich im Romanischen aus anderen Lauten neu entwickelt hat (wie im Spanischen aus anlautendem lat. *f* und *g*), oder aus dem Germanischen übertragen worden ist (wie im Französischen), ist es von der fortschreitenden Sprachentwickelung wieder beseitigt oder doch zum Kehlkopfplatzgeräusch (spiritus lenis) herabgedrückt worden. Nur in vereinzelten Dialekten ist der *h*-Laut noch erhalten.

15. Litteraturangaben. Der Wandel lateinischer Laute im Romanischen ist in seinem ganzen Umfange (mit einziger Ausnahme des Rätoromanischen) bis jetzt nur von Diez, Gramm. Bd. I, behandelt worden, aber, wie dies in einem Gesammtwerke gar nicht anders sein konnte, nur in den Hauptzügen und mehr oder weniger summarisch. Eingehende Einzeluntersuchungen sind nur erst wenige vorhanden; als die wichtigsten seien genannt: C. Joret, Du *C* dans les langues romanes. Paris 1874 — A. Horning, Zur Geschichte des lat. *C* vor *e* und *i* im Romanischen. Halle 1883 — W. Förster, Umlaut (eigentlich Vocalsteigerung) im Romanischen, in: Zeitschrift f. rom. Philologie III 481 ff. — Da die besseren Arbeiten über französische Lautlehre mehr oder weniger auch die übrigen romanischen Sprachen berücksichtigen, so sei hier auf den betreffenden Abschnitt des Theiles III verwiesen.

Anmerkung 1. Eine tabellarische Uebersicht über den Wandel der lateinischen Laute im Romanischen wird in den »Paradigmen zur romanischen Grammatik«, welche als Anhang zu Theil III dieser Encyklopädie erscheinen sollen, gegeben werden.

Anmerkung 2. Die berechtigtste und nächstliegende Art der Betrachtung des Wandels der lateinischen Laute im Romanischen ist die vom Latein ausgehende und bei dem heu-

tigen Lautstande des Romanischen endende. Möglich und unter Umständen lehrreich ist aber auch diejenige Betrachtungsweise, welche von dem heutigen Lautstande ausgeht und bei dem Latein endet, folglich die rückschauende genannt werden kann. DIEZ hat auch dieser Betrachtungsweise sich bedient, aber bei derselben mit feinem Takte jede Einzelsprache gesondert behandelt. Auch wir verweisen hierauf bezügliche Bemerkungen in die den Einzelsprachen gewidmeten Abschnitte des dritten Theiles dieses Werkes.

§ 13. Bemerkungen über die Entwickelung der germanischen Laute im Romanischen.

1. Das Lautsystem des Germanischen weicht im Vocalismus wie im Consonantismus nicht unwesentlich von demjenigen des Lateinischen, bzw. des Romanischen ab. Es musste demnach der Lautstand der in das Romanische übernommenen germanischen Worte mehr oder weniger modificirt werden, um die letzteren den Bedingungen ihrer neuen Umgebung anzupassen.

2. Die weitaus meisten germanischen Worte, welche dem romanischen Lautstande sich angepasst haben und dadurch zu festen Bestandtheilen des romanischen Wortschatzes geworden sind, traten vor Durchführung der zweiten (d. h. hochdeutschen) Lautverschiebung und des Umlautgesetzes in das Romanische ein; also in einer Lautgestalt, von welcher uns das Gothische das annähernd treueste Abbild aufweist (vgl. jedoch unten Nr. 3). Es ist demnach in erster Linie das Gothische heranzuziehen, wenn es der Feststellung des Lautwandels germanischer Worte im Romanischen gilt. Freilich aber darf man keineswegs meinen, dass alle in das Romanische übergegangene germanische Worte dem Gothischen entnommen seien. Es haben vielmehr die verschiedensten germanischen Sprachen, bzw. Dialekte (Ost- und Westgothisch, Suevisch, Alemannisch, Fränkisch, Longobardisch etc.) zur Zusammensetzung des germanischen Bestandtheiles im romanischen Wortschatze beigesteuert, freilich in sehr verschiedenem Masse. Bei unserer überaus lückenhaften Kenntniss der altgermanischen Idiome — denn es sind ja nur vom Gothischen umfangreichere Sprachdenkmale erhalten — ist es sehr schwer und oft genug geradezu unmöglich, zu bestimmen, welcher germanischen Sprache eine im Romanischen, bzw. in einer romanischen

Einzelsprache, sich findendes germanisches Wort zuerst entlehnt worden ist.

3. Germanische Laute, welche mit bestimmten romanischen sich deckten, sind im Allgemeinen ebenso wie diese letzteren behandelt worden, so hat sich z. B. langes *i* behauptet (*guisa* = *wisa*, *grigio* = *gris* etc.), während kurzes *i* zu *e* geworden ist (*fresco* = *frisc*, *feltro* = *filz* etc.), *au* (bzw. *ou*) ist zu *o* monophthongirt worden (*roba* = *raub*, *onire* = *haunjan* etc.). Wie die der Vocale, ist auch die Behandlung der germanischen Consonanten derjenigen der entsprechenden lateinischen ungefähr gleich. Als wichtigere Ausnahmen sind nur zu bemerken: a) germ. *k* hat (mit Ausnahme des Französischen) stets und germ. *g* oft seinen Lautwerth auch vor *e* und *i* bewahrt (vgl. ital. *chiglia*, *schiena* mit *kiel*, *skina*; *ghiera* mit *gêr*, dagegen ist *g* palatalisirt worden, z. B. in *Gerardo*, *geldra* = *gilde*, selbst vor *a* in *giardino*). b) Ursprüngliches *t* erscheint häufig, namentlich im Inlaut, als *z* (*zz*), indem die betreffenden Worte dem Hochdeutschen erst nach Eintritt der zweiten Lautverschiebung entnommen wurden (z. B. ital. *zaffo* = althochdeutsch *zapfo* für *tapfo*), doch fehlt es auch an Fällen des erhaltenen *t* nicht (z. B. *tirare* = goth. *tairan*, vgl. *zerren*). Germanische intervocale tonlose Explosiva wird seltener tönend, bzw. wird seltener syncopirt, als die lateinische (vgl. franz. *bateau*, *bouter* etc., dagegen franz. *guider* = *vitan*, *hadir*, *haïr* = *hatan*).

4. Germanische Laute, für welche im Romanischen eine Entsprechung nicht vorhanden war, sind entweder ganz beseitigt oder mit einem ungefähr entsprechenden romanischen Laute vertauscht worden. Völlig beseitigt worden ist namentlich *h* (und zwar sowohl isolirtes wie in *hl*, *hn*, *hr* complicirtes); nur im Französischen wurde es bewahrt, ist aber in der neueren Sprache zum Lautwerthe des spiritus lenis herabgesunken. Die dentale tonlose Spirans (*þ*) wurde anlautend in *t*, inlautend meist in *d* umgesetzt (vgl. ital. *trescare* mit goth. *thriscan*; ital. *F[r]ederigo* mit goth. *Frithareiks* u. v. a.). Die germanische Spirans *w* wandelte sich in *gu* (vgl. ital. *guarire*, *guerra*, *guisa* mit *warjan*, *werra*, *wisa*); für *sw* trat meist *su* ein (*Suevia*, *Suezia* etc.). Anlautendes *sm*, *sn* erhielt in den Sprachen Vorschlag eines *e*, wo lat. *s impurum* einen sol-

chen erhielt (vgl. franz. *élingue*, *émail* mit *slinga*, *smelz*); für *sl* trat *scl*, eventuell ebenfalls mit prosthetischem *e* ein (vgl. ital. *schietto* mit *sleht*, ital. *schiavo*, franz. *eslave* mit *slave* [?]). Complicirte Consonanz im Anlaut wurde öfters durch Vocaleinschub sprechbarer gemacht (vgl. franz. *semaque*, *chaloupe* mit *smak*, *sloep*).

5. Von den aus den altgermanischen Sprachen in das Romanische übergetretenen Worten sind wohl zu unterscheiden die aus dem neueren Deutsch, Englisch etc. übernommenen Worte. Dieselben haben sich nur zum Theil lautgesetzlich entwickelt; vielfach dagegen haben sie entweder ihre ursprüngliche Form annähernd treu bewahrt (z. B. franz. *bismuth*, *quartz*) und sind also wirkliche Fremdworte geblieben, oder sie haben volksetymologische Umgestaltung erfahren (z. B. franz. *choucroute* ist angebildet an *chou* und *croute*, so wenig dies auch dem Sinne entspricht).

Litteraturangabe. Eine kurze Darstellung des Wandels der germanischen Laute im Romanischen hat Diez, Grammatik Bd. I, gegeben. Eingehendere Untersuchungen fehlen, wenigstens solche, welche sich auf das Gesammtromanische erstreckten. Was Einzelsprachen betrifft, so sind, namentlich über die germanischen Elemente im Französischen, mehrfache Arbeiten vorhanden, welche an gehöriger Stelle namhaft gemacht werden sollen; wirklich erschöpfend und abschliessend ist aber keine von ihnen.

Da die romanischen Sprachen nicht bloss aus den germanischen, sondern auch — freilich in ungleich beschränkterem Umfange — aus den slavischen, keltischen, finnischen, semitischen etc. Sprachen Worte aufgenommen haben, so würde in der Theorie gefordert werden können, dass die romanische Lautlehre die Behandlung und Entwickelung auch dieser fremden Laute darzustellen habe. Praktisch aber kann dieser Forderung nur in vereinzelten Fällen, welche besser unter die Lautlehre der Einzelsprachen verwiesen werden, genügt werden, da viele der betreffenden Worte wirkliche Fremdworte geblieben sind und mithin das für die lautliche Betrachtung verfügbare Material ein sehr geringes ist und für die Aufstellung bestimmter Gesetze nicht zureicht. Am ehesten lassen sich noch für die Entwickelung der arabischen Laute im Romanischen sichere Normen auffinden; da indessen vorwie-

gend nur die westromanischen Sprachen von arabischem Einflusse berührt worden sind, so fällt die angedeutete Aufgabe der besonderen Lautlehre diesen Sprachen zu.

Viertes Kapitel.

Der Lautbestand.

§ 1. Begriff des Lautbestandes. Unter Lautbestand versteht man die Gesammtheit der innerhalb einer Sprachgruppe, bzw. einer Einzelsprache, Dialektgruppe oder eines Einzeldialektes in einer bestimmten Periode vorhandenen Laute.

Da jeder Lautbestand das Ergebniss der organischen Sprachentwickelung ist, so bildet er ein organisches Ganzes, dessen einzelne Elemente sich gegenseitig bedingen und durch bestimmte Beziehungen mit einander verkettet sind.

Da die Sprache in steter Entwickelung begriffen ist und also in keiner Periode ihres Lebens eine die weitere Entwickelung abschliessende Form aufweist, so stellt auch der Lautbestand keiner Sprachperiode jemals ein fest und allseitig abgeschlossenes System dar, sondern zeigt stets ebensowohl Reste früherer Zusammensetzung als auch die Keime einer späteren Gestaltung. Es können jedoch die einzelnen auf einander folgenden Lautbestände immer nur partiell, nicht total unter einander verschieden sein; naturgemäss ist die Verschiedenheit zwischen zwei Lautbeständen um so erheblicher, je grösser der sie trennende Zeitraum ist (z. B. besteht wohl zwischen dem französischen Lautbestande des 19. und dem des 12. Jahrhunderts eine wesentliche Differenz, nicht aber zwischen dem etwa des 19. und dem des 18. Jahrhunderts).

Der Lautbestand einer vergangenen Sprachperiode kann stets nur auf sprachgeschichtlichem Wege ermittelt werden, und unsere Kenntniss von demselben wird in Folge der Mangelhaftigkeit der sprachgeschichtlichen Ueberlieferung (vgl. oben Kap. 3, § 1) stets nur eine unvollständige sein können. Aendern wird sich dies erst dann, wenn Mittel gefunden sein werden, die von einer Generation gesprochenen Laute direkt



(etwa durch den Phonographen) den nachlebenden Generationen zu überliefern.

Der Lautbestand der Gegenwart wird durch mittelst des Gehöres vorgenommener Beobachtung (für welche man nach Analogie von »Autopsie« die Bezeichnung »Autakustie« bilden könnte) ermittelt.

Der Lautbestand der Zukunft kann auf Grund des Lautbestandes der Gegenwart und der in diesem sich zeigenden Lauttendenzen vermuthungsweise ermittelt werden; es bedarf aber nicht erst der Bemerkung, dass eine derartige vorausberechnende Construction lediglich den Werth einer Hypothese und zwar einer zwecklosen Hypothese haben kann.

§ 2. Der Lautbestand des Romanischen in der Gegenwart.

1. Der Gesammtlautbestand der gegenwärtig gesprochenen romanischen Sprachen entzieht sich bislang einer klaren Uebersicht und systematischen Betrachtung, da der Lautbestand vieler romanischer Dialekte entweder noch gar nicht oder doch noch nicht genügend wissenschaftlich untersucht und dargestellt worden ist. Die folgenden Bemerkungen beziehen sich daher im Wesentlichen nur auf die romanischen Schriftsprachen.

2. Der romanische Lautbestand ist ein verhältnissmässig einfacher, verglichen mit demjenigen der germanischen, slavischen und namentlich orientalischen Sprachen (um von anderen Sprachen, wie z. B. von denen der Hottentotenrasse, welche höchst eigenartige, Indogermanen wie Semiten und Turaniern ganz unbekannte Laute besitzen, völlig abzusehen). Die romanischen Laute sind mit wenigen Ausnahmen so beschaffen, dass sie auch von Nichtromanen mit nur mässiger Anstrengung der Sprachorgane erzeugt werden können. Es sind die romanischen Sprachen im Allgemeinen lautlich leicht sprechbar, eine Eigenschaft, welche ohne Zweifel für ihre weite Verbreitung förderlich gewesen ist.

3. Verglichen mit dem lateinischen Lautbestande, erscheint der romanische allerdings als ungleich complicirter, da er eine Reihe von Bestandtheilen (Nasalvocale, getrübte Vocale, sogenannte Zischlaute) besitzt, welche dem Lateinischen völlig fehlen. Freilich verhalten sich in dieser Beziehung die ein-

zelnen romanischen Sprachen sehr verschiedenartig zum Latein: während z. B. das Italienische (in seiner Schriftsprachform) dem lateinischen Lautbestande verhältnissmässig nahe geblieben ist, hat sich z. B. das Französische (auch in seiner Schriftsprachform) verhältnissmässig sehr weit von demselben entfernt. Das ausgesprochene Gesammturtheil über das Verhältniss des romanischen zu dem lateinischen Lautbestande ist demnach ein nur in bedingtem Masse richtiges.

4. Sämmtliche romanische Sprachen besitzen folgende Laute:

a) Die Stimmtonvocale *i*, *e*, *a*, *o*, *u* und zwar einerseits sowohl als Längen wie als Kürzen und andrerseits sowohl mit geschlossenem wie mit offenem Klange; endlich sowohl betont wie unbetont, bzw. dumpf.

b) Die Nasale *m* und *n*.

c) Die Liquidae *l* und *r*.

d) Die tönenden Explosivae *b*, *g* (palatal und velar), *d*.

e) Die tonlosen Explosivae *p*, *k* (palatal und velar), *t*.

f) Die tönenden Spiranten *s*, *v*.

g) Die tonlosen Spiranten *ç*, *f*.

h) Palatalisirtes *l* und palatalisirtes *n*.

Mit diesem einfachen Lautbestande begnügt sich aber keine der romanischen Einzelsprachen, sondern eine jede besitzt noch eine Reihe anderer Laute, von denen übrigens die meisten mehreren Sprachen angehören (s. Nr. 4).

5. Nur einzelne Sprachen besitzen z. B. folgende Laute:

a) Die Nasalvocale *ã*, *ẽ*, *ĩ*, *õ*, *ũ* (gutturalnasales *ã*, *ẽ*, *ō̃* [vgl. J. Storm, Engl. Philologie, S. 36] im Französischen; sämmtliche Nasalvocale im Portugiesischen, aber ihre Beschaffenheit wird verschieden angegeben: nach v. Reinhardstöttner, Port. Grammatik, S. 103, ist die Nasalität im Portugiesischen »von der französischen völlig verschieden, weil der Vocal seine Geltung beibehält und auch das *m* hörbar bleibt«; J. Storm dagegen, Engl. Philologie, S. 38, bemerkt: »Wesentlich derselben Art wie die französischen Nasalvocale scheinen mir die portugiesischen Nasale«, freilich fügt er hinzu: »ich habe sie aber nur flüchtig gehört«. Das Richtige dürfte sein, dass die Nasalvocale des Portugiesischen aus nasalem

Vocal und gutturalnasalem *n* bestehen, also nasale Lautcomplexe sind[1]. — Nasalvocale, bzw. Combinationen von Vocal und gutturalnasalem Consonant finden sich auch in norditalienischen Dialekten, besonders im Lombardischen).

b) Die getrübten Vocale *ö* (offen und geschlossen), *ü* (Französisch, rätoromanische, neuprovenzalische und norditalienische Dialekte). NB. franz. *ai* ist nicht als getrübter Vocal, sondern als *ę* aufzufassen.

c) Der getrübte Nasalvocal *ö̃* (Französisch).

d) Der Mittellaut zwischen *a* und *o*, d. h. der Laut des österreichischen, sich nach *o* hinneigenden *a* (Rumänisch).

e) »Ein dumpfes, durch die zusammengezogenen Kehlmuskeln gebildetes *i*« (Rumänisch, vgl. Maximu, Gramm. d. rom. Spr. S. 4; die lautphysiologische Beschreibung ist freilich sehr fragwürdig).

f) Die Diphthonge (bzw. durch Synärese als einsilbig geltende Vocalcombinationen):

áė, aé — áė, aé — áo, aó — áu, oú — éȧ, eá — éi, eí — éo, eó — éu, eú — ía, iá — íe, ié — ío, ió — íu, iú — óa, oá — óe, oé — ói, oí — óu, oú — úa, uá — úe, ué — úi, uí — úo, uó.

Die Diphthonge erscheinen in den einzelnen Sprachen in sehr verschiedener Anzahl und Häufigkeit; selten sind sie im Neufranzösischen (mit Ausnahme von *oi* = kurz *u* und *á*) und ganz fehlen sie im Rätoromanischen; häufig dagegen sind sie im Spanischen, Provenzalischen, Italienischen und Rumänischen, am häufigsten wohl im Portugiesischen. (Wenn v. Reinhardstöttner, Port. Grammatik, S. 100, bemerkt: »Diphthonge im eigentlichen Sinne des Wortes, d. h. zwei Laute, welche als einer klingen, giebt es im Portugiesischen nicht, da sämmtliche Diphthonge . . . . . getrennt gesprochen werden«, so fasst er den Begriff Diphthong in einem Sinne auf, der lautwissenschaftlich unstatthaft ist.)

---

1) Man bildet (nach Angabe meines mit dem Portugiesischen speciell vertrauten Kollegen W. Storck) die portugiesischen Nasalvocale, indem man zunächst den betreffenden Vocal rein nasal (wie im Französischen) ausspricht und demselben dann den durch linguovelaren Verschluss gebildeten *ng*-Laut nachklingen lässt, bei der Aussprache von *ão* und *ãa* folgt auf den *ng*-Laut noch ein ganz kurzes dumpfes *u*, bzw. *a* (*irmão* ungefähr = *irmaung*^{u}, *irmãa* ungefähr = *irmang*^{a}).

g) Die Nasaldiphthonge: *ĩe* (Französisch), *ãe, ão — ãi, ũi* (Portugiesisch) (port. *ãa* ist kein nasaler Diphthong).

h) Die tönende palatale Spirans *j* = engl. *y* in *yes* (Französisch, Rätoromanisch).

i) Die tönende linguopalatale Spirans *j* = franz. *j* in *jeu* und franz. *g* in *âge* (Französisch, Rätoromanisch, Portugiesisch).

k) Die tonlose linguopalatale Spirans *ch* = franz. *ch* in *chanter* (Französisch, Rätoromanisch).

l) Die tonlose linguovelare Spirans *ch* = deutsch *ch* in *ach* (Spanisch).

m) Die tönende und linguodentale tonlose Spirans (Rätoromanisch; GARTNER sagt über diesen Laut, Grammatik, S. XVIII: »δ tönender, ϑ tonloser Zischlaut, der hervorgebracht wird, während die Zungenspitze zwischen den beiden Zahnreihen steht. Englisches »weiches« und »hartes« *th* scheint mir mehr dem *v*, *f*, unser romanisches δ, ϑ mehr dem *z*, *s* ähnlich«. — Dem Laute der linguodentalen tönenden Spirans nähert sich auslautendes span. *d* in *ciudad* etc.).

n) Die tonlose palatale Affricata *ć* = ital. *c* vor *e* und *i* = *t* + franz. *ch* in *chanter* = deutsch *tsch* (Italienisch, Spanisch, Rumänisch, Rätoromanisch).

o) Die tönende palatale Affricata *ģ* = ital. *g* vor *e* und *i* = *d* + franz. *j* in *jeu* = deutsch *dsch* (Italienisch, Rumänisch, Rätoromanisch).

p) Das Kehlkopfreibegeräusch *h* (Rätoromanisch, einzelne italienische etc. Dialekte).

6. Im Silbenanlaut duldet das Romanische (abgesehen von Fremdwörtern) nur: a) Vocal, bzw. Diphthong; b) einfache Explosiva; c) einfache Spirans; d) einfache Liquida; e) palatales *l* (Spanisch); f) [palatales *n* (nur dialektisch)]; g) palatale Affricata *ć*, *ģ*; h) Explosiva + *l*; i) Explosiva + *r*; k) [Explosiva + *m* und Explosiva + *n* nur in Fremdworten und in Dialekten]; l) *f* + *l* und *f* + *r* (über *v* + *r* s. unten); m) *s* + Explosiva (nicht beliebter Anlaut, gewöhnlich durch Prosthese eines *e* vermieden); n) *s* + Spirans; o) *s* + *l* (selten und unbeliebt).

Der romanische Silbenanlaut ist demnach leicht und bietet der Aussprache keine Schwierigkeiten dar.

Von dem gemeinromanischen Silbenanlautgesetz entfernt sich (abgesehen von Dialekten) nur das Französische, indem dieses in der Combination: Consonant + tonloses *e* + Consonant das tonlose *e* häufig unterdrückt (z. B. *vrai* für *verai* = *veracem* [?], *p'tit* für *petit* etc.) und dadurch sonst nicht übliche Consonantenverbindungen anlauten lässt.

7. In mehrsilbigen Worten wird der Silbenauslaut durch Vocal oder einfache Consonanz gebildet. Die zusammentreffenden silbenauslautenden und silbenanlautenden Consonanten werden gern total oder partiell einander assimilirt (vgl. oben Kap. 3, § 12). In Folge dessen entsteht häufig geminirte Consonanz, für welche einzelne Sprachen (namentlich das Italienische) eine solche Vorliebe besitzen, dass sie öfters einfache Consonanz auch unorganisch geminiren. Geminirte Consonanz wird im Romanischen inlautend deutlich als solche ausgesprochen (bildet eine consonantische, bzw. liquide zweitheilige Länge, deren erster Bestandtheil der ersten, der zweite der zweiten Silbe zugemessen wird, z. B. *bel-lo*).

8. Wo consonantischer Wortauslaut gestattet ist, wird einfache Consonanz entschieden bevorzugt und demnach ursprüngliche Doppelconsonanz durch Synkope oder Vocalisirung des ersten Consonanten meist beseitigt. Geminirte Consonanz ist im Auslaut unstatthaft.

§ 3. Vocalquantität und Wortaccent.

1. Das Romanische besitzt Vocalquantität, d. h. es unterscheidet lange und kurze Vocale. Es ist jedoch, da der Wortaccent das entschiedene Uebergewicht über die Quantität erlangt hat, die Scheidung zwischen Vocalkürzen und Vocallängen ungleich weniger scharf und von ungleich geringerer Bedeutung für den Lautbestand und die Lautentwickelung, als im Lateinischen. In Folge dessen ist auch in den einzelnen romanischen Sprachen die Vocalquantität vielfach Gegenstand von Streitigkeiten und von spitzfindigen theoretischen Unterscheidungen geworden.

2. In Bezug auf die Quantitätsverhältnisse stimmen die einzelnen romanischen Sprachen nicht in allen Punkten mit einander überein. Eine ausgeprägte Sonderstellung nimmt namentlich das Französische ein, weshalb auch die folgenden Bemerkungen auf dasselbe keine Rücksicht nehmen.

3. Im Allgemeinen lassen sich für das Romanische folgende Quantitätsgesetze aufstellen:

A. Kurz sind: a) alle nicht hochtonigen Vocale; b) die hochtonigen Vocale im Wortauslaut; c) die hochtonigen Vocale vor wortauslautender einfacher Consonanz; d) die hochtonigen Vocale im Wortinlaut vor mehrfacher Consonanz (ausgenommen Explosiva + Liquida).

B. Lang sind: a) die hochtonigen Vocale im Wortinlaut vor einfacher Consonanz und Vocal; b) oft die hochtonigen Vocale im Wortinlaut vor Explosiva + Liquida.

4. Der Wortaccent behauptet mit wenigen Ausnahmen (vgl. oben Kap. 3, § 3) die Stelle, welche er bereits im (Volks)-lateinischen eingenommen hatte; er ist jedoch in Sprachen, welche (wie namentlich das Italienische) nach der Hochtonsilbe mehrere tonlose Silben zulassen, nicht, wie im Lateinischen, an die drei letzten Silben gebunden. Vorwiegend trifft der romanische Wortaccent Flexions- und Ableitungssilben. Daher Leichtigkeit des Reimes im Romanischen.

5. Die Intensität des Wortaccentes ist in den verschiedenen romanischen Sprachen verschieden; am stärksten dürfte sie im Italienischen, am schwächsten im Französischen sein.

§ 4. Die lautliche Verbindung der Worte.

Die romanischen Sprachen zeigen mehrfach die Tendenz syntaktisch eng verbundene Worte auch lautlich zu verbinden. Am weitesten durchgeführt ist diese Tendenz im Französischen, in welchem ein im Wortauslaut stehender Consonant vor einem vocalisch anlautenden Worte seinen Laut bewahrt und zu dem Anlaut des folgenden Wortes gezogen wird (die sogenannte Liaison). Auf der gleichen Tendenz der lautlichen Wortverbindung beruht die im Italienischen übliche Gemination eines anlautenden Consonanten, wenn das betreffende Wort mit einem vocalisch auslautenden verschmilzt (z. B. *o* + *vero* = *ovvero*, *e* + *pure* = *eppure*).

Ebenfalls als lautliche Wortverbindung ist es zu betrachten, wenn in Sprachen, deren poetische Rhythmik den Hiatus gestattet, der wortauslautende Vocal mit einem ihm folgenden wortanlautenden zu einer Silbe verschmilzt.

§ 5. Der ästhetische Werth (d. i. der Wohllaut) des romanischen Lautbestandes.

Das Urtheil über den ästhetischen Werth des Klanges einer Sprache ist in letzter Instanz immer ein subjektives und wird demnach je nach der Individualität des Urtheilenden stets verschieden lauten. Uebrigens dürfte nur demjenigen ein Urtheil gestattet sein, welcher die betreffende Sprache gründlich kennt und vielseitige Gelegenheit gehabt hat, dieselbe in den verschiedenen Arten der mündlichen Anwendung (familiäre Rede, freier Vortrag, Declamation, namentlich aber Gesang) durch eigenes Hören zu beobachten.

Als Bedingungen für den Wohlklang einer Sprache dürften aufzustellen sein: 1. Richtige Mischung zwischen Vocalen und Consonanten (als Regel, welche freilich nur ungefähre Geltung haben kann, ist anzusehen, dass das Verhältniss zwischen Vocalen und Consonanten etwa das von einem Drittel zu zwei Dritteln sei. — Sprachen [wie z. B. die Hawaii-Sprache], in denen Vocal mit Consonant fast regelmässig wechselt und Doppelconsonant kaum vorkommt, machen den Eindruck zerfliessender Weichlichkeit. Sprachen dagegen, in denen die Vocale von der Wucht der Consonanten erdrückt zu werden scheinen [wie in manchen slavischen Idiomen], erzeugen den Eindruck eines unruhigen Geräusches). 2. Vorhandensein von Diphthongen. 3. Reinheit der Vocale, also Fehlen von getrübten und nasalirten Vocalen. 4. Beschränkte Verwendung der Spiranten (namentlich der palatalen) und der palatalen Affricatae (*ć*, *ģ*). 5. Vermeidung schwieriger Consonantencombinationen im Anlaut und Auslaut der Silben. 6. Verhältnissmässige Intensität des Wortaccentes und dadurch ermöglichtes scharfes Hervortreten der hochtonigen vor den nicht hochtonigen Silben.

Diesen Bedingungen genügt unter allen romanischen Sprachen die (schrift)italienische verhältnissmässig am vollkommensten, wenn auch (wegen der ziemlichen Häufigkeit der palatalen Affricatae) nicht in unbedingtem Masse. Als ein besonderer Vorzug des Italienischen muss noch bemerkt werden, dass es häufig dem Sprechenden die Wahl zwischen vocalischem und consonantischem Auslaute lässt (z. B. *amare* oder *amar*) und ihm dadurch die Möglichkeit bietet, der Rede je nach Erforderniss eine weichere oder eine härtere Klangfarbe zu verleihen.

Am wenigsten genügt den Anforderungen des Wohlklanges das Französische, denn es ist diphthongenarm und dagegen reich an getrübten und nasalirten Vocalen, es besitzt in Folge der Ausstossung des tonlosen *e* zwischen zwei Consonanten zahlreiche harte Consonantenverbindungen, und endlich hebt es die Hochtonsilben nur schwach vor den nicht hochtonigen hervor, wie es denn überhaupt in Bezug auf die Wortbetonung sehr zu unmusikalischer Monotonie neigt. (Vgl. jedoch den Schlusssatz dieses Paragraphen.)

Wenn man Italienisch und Französisch als die beiden Endpunkte auf der Scala des romanischen Wohllautes betrachten kann, so nehmen die übrigen Sprachen eine Zwischenstellung ein, welche theils dem Italienischen, theils dem Französischen näher steht.

Dem Italienischen hinsichtlich des Wohllautes nahe stehen Spanisch, (Katalanisch und) Provenzalisch; die lautlichen Mängel des Französischen hinsichtlich des Klanges theilen mehr oder weniger das nasalenreiche Portugiesisch und das mit getrübten Vocalen ziemlich reich ausgestattete Rätoromanisch. Das Rumänische nimmt eine Sonderstellung ein: in seinem Consonantismus steht es dem Italienischen nicht allzu fern, in seinem Vocalismus dagegen zeigt es neben vielen gemeinromanischen Zügen Eigenarten, für welche in allen andern romanischen Sprachen die Analogien fehlen.

Zu beherzigen ist aber, dass sprachlicher Wohllaut ein relativer Begriff ist. Absolut wohllautend ist keine Sprache, ebensowenig entbehrt aber auch irgend eine absolut des Wohllautes. Eine jede Sprache enthält in ihrem Lautsysteme Factoren, welche Wohllaut, und Factoren, welche Missklang bedingen, und nur das Verhältniss der beiderseitigen Factoren ist in jeder Sprache ein anderes. Da aber die Factoren des Wohlklanges nie völlig fehlen, so ist auch in Sprachen, in denen viele Factoren des Missklanges sich finden, doch immer noch Wohlklang genug vorhanden, um der Aussprache einen gewissen Reiz und eine gewisse Anmuth zu verleihen. So wäre es denn eine arge Unwahrheit, selbst etwa das Französische und Portugiesische als hässlich klingend bezeichnen zu wollen, so berechtigt man auch ist, die Nasalvocale dieser Sprachen und manche andere Eigenart ihres Lautsystemes un-

schön zu finden. Dem g u t gesprochenen oder gesungenen Französisch, bzw. Portugiesisch wird kein Urtheilsfähiger die Anerkennung versagen, dass es in seiner Art schön klinge, wenn es auch den volleren Wohllaut des Italienischen oder des Spanischen nicht erreicht.

Fünftes Kapitel.

Die theoretische Fixirung der Aussprache (Orthoepie).

§ 1. Allgemeines. Ein Jeder, welcher mit normal gebildeten und normal functionirenden Sprechorganen begabt ist, spricht seine Muttersprache dann richtig aus, wenn die Angehörigen seines Heimathsortes und seiner Gesellschaftsklasse seine Aussprache für richtig halten und deren Eigenthümlichkeiten theilen. Es ist demnach j e d e dialektische Aussprache voll berechtigt, und wissenschaftlich völlig verkehrt würde es sein, die Aussprache einer einzelnen Landschaft oder einer einzelnen Stadt für die allein richtige und massgebende halten zu wollen.

Es existiren demnach so viele Aussprachsweisen einer Sprache, als es innerhalb derselben in einer bestimmten Zeitperiode (z. B. in der Gegenwart) verschiedene Dialekte giebt. Diese verschiedenen Aussprachsweisen sind einander gleichberechtigt, sofern nicht etwa eine derselben in Folge einer abnormen Entwickelung, z. B. beeinflusst durch eine benachbarte Fremdsprache, auch eine abnorme Gestaltung erhalten hat.

In Sprachen aber, in welchen eine Schriftsprachform entstanden und zur litterarischen Alleinherrschaft gelangt ist, hat sich mit der Schriftsprachform auch eine Aussprachform entwickelt, welche eine allgemein nationale Gültigkeit beansprucht und demgemäss die Tendenz hat, die dialektischen Ausspracheformen mehr und mehr zu verdrängen, mindestens in den litterarisch, bzw. schulmässig gebildeten Volksklassen. Die Durchführung dieser Tendenz wird durch das Steigen der Cultur eines Volkes naturgemäss begünstigt.

Die Ausspracheform der Schriftsprache beruht, wie diese letztere überhaupt, im Wesentlichen meist auf dem Dialekte

derjenigen Landschaft, bzw. derjenigen Stadt, welche die geistige und eventuell auch die politische Hegemonie innerhalb des betreffenden Volkes erlangt hat. Vielfach aber ist die Schriftsprache die künstliche Schöpfung autoritativer Festsetzung von Seiten einzelner Persönlichkeiten und Genossenschaften (Grammatiker, Akademieen etc.) und conventioneller Anbequemung an die von diesen aufgestellten Theorien, so sehr dieselben auch zuweilen den natürlichen Sprachtendenzen widerstreiten. In Folge dessen ist auch die Ausspracheform der Schriftsprache in vielen Punkten rein conventionell und in ihrem Wandel weit mehr, als eine Dialektaussprache, durch äussere Verhältnisse bedingt, in Einzelheiten zuweilen sogar dem Wechsel der Mode unterworfen.

Aus diesem Grunde muss das wissenschaftliche Studium der Lautverhältnisse und der Lautentwickelung einer Sprache vorwiegend die dialektischen Ausspracheformen berücksichtigen, da eben nur diese als normal und natürlich entwickelte gelten können.

Für das praktische Sprachstudium dagegen muss die Ausspracheform der Schriftsprache als die allein berechtigte gelten, da eben nur diese im Verkehr der gebildeten Klassen der gesammten Nation zur Anwendung gelangt.

In Sonderheit muss der Ausländer, welcher das Studium einer fremden Sprache aus praktischen Gründen betreibt, die Aneignung der Ausspracheform der Schriftsprache sich angelegen sein lassen, denn nur dadurch erlangt er die Fähigkeit, sich den Gebildeten der gesammten fremden Nation, also nicht bloss den Angehörigen eines einzelnen Dialektgebietes verständlich zu machen.

§ 2. Die Ausspracheformen der romanischen Schriftsprachen.

1. Die meisten romanischen Sprachen haben Schriftsprachen entwickelt, nämlich: die italienische, spanische, portugiesische, französische und (daco-)rumänische. Im Provenzalischen, welches in der Neuzeit durch das Französische aus dem öffentlichen Leben, dem höheren Gesellschaftsverkehre und der Wissenschaft verdrängt worden ist, ist eine allgemein gültige und fest normirte Schriftsprache noch nicht vorhanden. Das

Rätoromanische endlich befindet sich noch durchaus im Zustande dialektischer Spaltung und wird, schon aus äusseren Gründen, schwerlich jemals über denselben hinauskommen; indessen ist in einzelnen Dialekten der Ansatz zur Bildung einer Schriftsprachform gemacht.

2. Als schriftsprachliche Aussprachеform gilt in der Regel die der litterarisch gebildeten Kreise, bzw. die Bühnensprache, der betreffenden Hauptstädte. Für Italien ist die stadtflorentinische Aussprache massgebend, wenn auch theoretisch derjenigen von Rom in einzelnen Punkten der Vorzug gegeben wird. In Frankreich übt auch hinsichtlich der Aussprache Paris die thatsächliche Hegemonie aus, und es hat wenig zu bedeuten, wenn die Einwohner einzelner anderer Städte, bzw. Landschaften (Orléans, Angers, die Touraine) den Ruhm in Anspruch nehmen, das Französische am reinsten und feinsten auszusprechen. Zu beherzigen ist aber freilich, dass keineswegs die Aussprache der Masse der pariser Bevölkerung, sondern eben nur die der höher gebildeten Kreise als schriftmässig correkt gelten kann. Ebenso ist zu beherzigen, dass gerade diese correkte pariser Prononciation sehr viel Gekünsteltes, rein Conventionelles und der Mode Unterworfenes an sich hat und also sich am weitesten von den Normen der organischen und natürlichen Entwickelung entfernt.

3. Für den Ausländer ist der einzige Weg, sich die Aussprache einer romanischen Sprache anzueignen, bzw. dieselbe in ihren Einzelheiten genau kennen zu lernen, ein längerer Aufenthalt in dem betreffenden Lande. Der Verkehr mit in Deutschland lebenden Romanen (Franzosen, Italienern etc.) kann zwar sehr nutzbringend sein, vermag aber nie den Aufenthalt im romanischen Lande zu ersetzen. Freilich aber kann auch dieser Aufenthalt nur dann von vollem Nutzen sein, wenn er methodisch ausgenutzt wird. Man suche also während desselben jede passende Gelegenheit auf, um gut sprechen zu hören (namentlich lehrreich ist der Besuch des Theaters, öffentlicher Vorträge, der Predigten etc.).

Vorbedingung freilich für ein erfolgreiches Aussprachestudium ist, dass man sich zuvor die Fähigkeit erworben habe, die fremde Sprache richtig mit dem Ohre zu erfassen. Diese Kunst des Hörens ist keineswegs leicht und will erst durch

Beharrlichkeit erlernt sein. Wer zum ersten Male in ein romanisches Land kommt, wird, auch wenn er die betreffende Sprache theoretisch gut kennt und vielleicht selbst schon praktisch geübt hat, erst einiger Zeit bedürfen, um an die fremden Klänge sich zu gewöhnen und ihre wahre Eigenart zu erkennen. Auf die ersten Eindrücke ist gar nichts zu geben, sie verführen vielmehr stets zu Trugschlüssen, namentlich veranlassen sie eine übertriebene Meinung von der Eigenart und der Schwierigkeit der fremden Aussprache. Erst wenn man zu hören gelernt hat, ist man zu richtigem Begreifen befähigt, und erst dann vermag man auch in der Aussprache der Personen, welche man sprechen hört, das Allgemeingültige von dem Individuell-Zufälligen zu unterscheiden. Dass man das Letztere thue, ist von grosser Wichtigkeit. Beherzigen muss man aber überhaupt, dass niemals die Aussprache eines Individuums, und wäre es auch die eines hochgebildeten Mannes, als unbedingt richtig und massgebend gelten kann, denn gänzlich frei von kleinen individuellen Eigenarten der Aussprache ist Niemand, theils schon deshalb, weil im Bau der Sprachorgane zwischen den einzelnen Individuen kleine Verschiedenheiten bestehen (man denke z. B. an die Verschiedenheiten im Zahnbestande!), theils aber, weil auch von denen, welche von Jugend auf schriftmässig auszusprechen sich gewöhnt haben, doch ein Jeder unter einem gewissen mittelbaren Einflusse des Localdialektes seiner Heimath, bzw. seines Aufenthaltsortes steht. Die relativ correkteste schriftmässige Aussprache trifft man in der Regel bei Schauspielern (und namentlich wieder des tragischen Faches), da diese durch ihren Beruf genöthigt sind, sich möglichst aller individuellen wie dialektischen Idiotismen der Aussprache zu entwöhnen. Eben deshalb ist das Studium der Bühnenaussprache (wie etwa des Théâtre-Français) für praktische Zwecke ungemein empfehlenswerth und lehrreich; vom Standpunkt der wissenschaftlichen Lautlehre aus betrachtet, erscheint freilich die Bühnenaussprache als ein conventionelles Jargon, das nur aus äusseren Gründen eine Daseinsberechtigung beanspruchen kann. Noch Eins ist bei dem Aussprachestudium zu berücksichtigen: die Thatsache, dass in Bezug auf die Aussprache der subjectiven Willkür und einem fast zufälligen Schwanken ein zwar enger,

aber doch immerhin ein gewisser Spielraum gelassen ist, in Folge dessen sogar ein und dasselbe Individuum — und zwar selbst dann, wenn es über die Richtigkeit der Aussprache zu urtheilen und sich Rechenschaft zu geben vermag — gelegentlich dasselbe Wort verschieden ausspricht, so kann es beispielsweise leicht geschehen, dass selbst gebildete Deutsche das Wort »Tag« bald mit auslautender tönender Explosiva (»Taγ«), bald mit auslautender Spirans (»Taχ«) aussprechen. In gewissen Fällen wird man also verschiedene Aussprachsweisen als thatsächlich üblich gelten lassen müssen.

Anmerkung 1. Wer eine fremde Sprache zuerst sprechen hört, dem scheint es, als ob die Angehörigen des betreffenden Volkes (also z. B. die Franzosen) viel rascher sprächen, als seine eigenen Landsleute (also z. B. die Deutschen). Dieser Eindruck beruht wohl zumeist nur auf einer Täuschung, die dadurch veranlasst wird, dass der mit der fremden Sprache noch wenig Vertraute grössere Anstrengung aufwenden muss, um dem Gange der Rede zu folgen, als er dies in seiner Muttersprache nöthig hat. Im Durchschnitt dürfte, namentlich wenn man die Vergleichung auf Romanen und Germanen beschränkt, die Schnelligkeit der Rede bei allen Völkern die gleiche sein, aber freilich variirt sie unter den zu einem Volke gehörigen Einzelpersonen sehr beträchtlich nach Massgabe des Temperamentes und der geistigen Bildung. Genauere Beobachtungen über diese gewiss interessanten Dinge sind noch nicht angestellt worden. Unabhängig von der Schnelligkeit des Sprechens ist die Tendenz, die Endsilben der Worte zu verschlucken. Das Romanische ist durch die Stellung seines Accentes, welcher vielfach (im Französischen nahezu ausschliesslich) die letzte Silbe des Wortes trifft, gegen die schädigende Wirkung dieser Tendenz mehr geschützt, als andere (z. B. die germanischen) Sprachen, verdankt aber freilich diesen Schutz eben nur dem Umstande, dass bei der Umgestaltung der volkslateinischen Worte zu romanischen dieselbe Tendenz oft bereits soweit, als es eben möglich war (d. h. bis zur Hochtonsilbe), zur Durchführung gelangt war.

In der Aussprache eines Ausländers meint man oft ein »Singen« wahrzunehmen und hält sich daher für berechtigt, der betreffenden Sprache die besondere Eigenschaft eines sin-

genden Klanges beizulegen. Thatsache ist, dass jede Sprache eine bestimmte Durchschnittstonhöhe und in Folge dessen eine eigenartige Klangfarbe besitzt, welche naturgemäss dem daran nicht gewöhnten Ausländer auffallen muss, während der Sprachangehörige sich ihrer gar nicht bewusst ist. Uebrigens besteht eine derartige Tondifferenz nicht bloss zwischen Sprache und Sprache, sondern auch zwischen den verschiedenen Dialekten einer und derselben Sprache.

Anmerkung 2. Die Ausspracheform eines Dialektes (bzw. eines Patois) kann ebenfalls nur durch längeren Aufenthalt in der betreffenden Landschaft und sorgfältige Beobachtung der Aussprache der einzelnen Individuen constatirt werden. Als praktisch ist zu empfehlen, dass man sich von einzelnen Individuen eine Reihe bestimmter Worte, wie eine solche etwa von Gartner in der Rätoromanischen Grammatik, § 200 zusammengestellt ist, vorsprechen lässt und die verschiedenen Ausspracheweisen nach einem ganz bestimmten Principe schriftlich fixirt.

Zweites Buch.

Die Worte.

Erstes Kapitel.

Die Kategorien der Worte.

§ 1. Vorbemerkung. Das Romanische hat aus dem Latein ein vollständig ausgebildetes Wortsystem ererbt; dasselbe noch weiter auszubilden, bzw. wesentlich umzugestalten, war weder irgendwie nothwendig noch auch selbst möglich, wenn die Sprachentwickelung eine normale bleiben sollte. Das Romanische unterscheidet also dieselben Wortkategorien, wie das Lateinische; nur scheinbar besitzt es in dem (bestimmten und unbestimmten) Artikel eine im Lateinischen noch nicht vorhandene Wortkategorie: die sogenannten Artikel bilden keine neue Wortkategorie, sondern zeigen nur eine verallgemeinerte Anwendung bestimmter Worte schon vorhanden gewesener Kategorien.

Die formale (äussere) Unterscheidung von Worten verschiedener Kategorien durch verschiedene Endungen u. dgl. ist schon im Lateinischen eine sehr unvollkommene (z. B. Worten wie *amo*, *lēgi* [von *legere*] etc. kann man nicht ansehen, ob sie Verba oder Substantiva oder Adverbien sind; in Wirklichkeit sind sie ja Verba, aber der Form nach könnte *amo* recht wohl nom. sing. eines Substantivs nach der 3. oder dat., bzw. abl. sing. eines Substantivs nach der 2. Declination sein; fällt *lēgi* formal thatsächlich zusammen mit dem dat. sing. *lēgi* von *lex*, und könnte formal auch ein Adverb sein, vgl. *heri*). In Folge des vielfachen Schwundes der Endungen etc. ist aber im Romanischen die äussere Wortunterscheidung noch viel unvollkommener durchgeführt, als im Lateinischen.

Die Adjectiva haben im Lateinischen principiell gleiche Bildung mit den Substantiven, und das Romanische ist diesem Principe treu geblieben.

§ 2. Die Function der Worte. Die Function des Wortes innerhalb der Lautrede kann sein:

1. Ausdruck (genauer: Andeutung) eines Einzelbegriffes.

2. Ausdruck (genauer: Andeutung) einer Begriffsbeziehung.

3. Hindeutung auf einen Einzelbegriff, welcher innerhalb der betreffenden Lautrede entweder durch ein Wort der ersten Kategorie zum Ausdruck gebracht oder durch den ganzen Zusammenhang gegeben wird.

Von den Worten sind wohl zu unterscheiden die Wortformen, die Wortcomplexe (Composita) und die Wortverbindungen.

§ 3. Eintheilung der Worte. Auf Grund ihrer verschiedenen Function lasseu die Worte sich folgendermassen eintheilen:

A. Begriffsworte, d. h. Worte, welche einen Einzelbegriff zum Ausdruck bringen.

Der zum Ausdruck gebrachte Begriff kann sein:

a) Ein Substanzbegriff (Wortkategorie: Substantiva), und zwar wieder:

α) Ein individualer Substanzbegriff (Substantivkategorie: Eigennamen, also Personen-, Länder-, Städte-, Fluss-, Berg- etc. Namen).

β) Ein genereller Substanzbegriff (Substantivkategorie: Appellativa; hierher gehören z. B. die Benennungen der Thiere, Pflanzen, Steine etc. etc. etc. — Die durch Appellativa bezeichneten Substanzbegriffe sind entweder concreter oder abstracter Art).

Ueber die sogenannten nomina actoris und nomina actionis s. unten d) Anmerkung.

Ein Substanzbegriff kann in verschiedener Weise aufgefasst werden, nämlich:

α) Schlechthinnig, d. h. ohne dass er in einer unter β) etc. angegebenen Weise nuancirt würde.

β) In verkleinerndem Sinne, z. B. ital. *casa* Haus — *casina* kleines Haus (Deminutiva).

γ) In vergrösserndem Sinne, z. B. *casone* ein grosses Haus (Augmentativa).

δ) In verschlechterndem Sinne, z. B. ital. *casaccia* altes hässliches Haus (Deteriorativa).

Es können auch zwei verschiedene Auffassungen eines Substanzbegriffes mit einander combinirt werden, namentlich einerseits die verkleinernde mit der verschlechternden (z. B. ital. *casaccina* elendes kleines Haus) und andrerseits die vergrössernde mit der verschlechternden (z. B. ital. *casolaraccio* grosses garstiges Haus).

b) Ein Zahlbegriff (Wortkategorie: Numeralia).

Seinen eigentlichen Ausdruck findet der Zahlbegriff nur in den Cardinalzahlen.

Ein Zahlbegriff kann auch als Substanz aufgefasst werden (Numeralsubstantiva, wie »Einheit, Zweiheit« etc.). Ferner kann ein Zahlbegriff einer Substanz als Accidens beigelegt werden (Ordinalzahlen, Numeraladjectiva). Endlich kann ein Zahlbegriff auch in modalem Sinne auf einen Thätigkeitsbegriff bezogen werden (Zahladverbien).

c) Ein Accidens (Eigenschafts)begriff (Wortkategorie: Adjectiva).

Ein Accidensbegriff (Adjectiv) determinirt einen Substanzbegriff (ein Substantiv) entweder materiell oder formal. Im ersteren Falle wird dem Substantiv eine bestimmte, sei es concrete, sei es abstracte Eigenschaft attributiv beigelegt; im letzteren Falle wird der betreffende substantivische Einzelbegriff nur im Allgemeinen determinirt, die dazu verwandten Adjectiva (z. B. lat. *ullus*) lassen sich auch als Pronomina auffassen.

Ein Accidensbegriff lässt sich in derselben Weise, wie ein Substanzbegriff, verschieden auffassen, doch gelangt eine von der schlechthinnigen abweichende Auffassung selten zum sprachlichen Ausdruck, verhältnissmässig am häufigsten noch die verschlechternde Auffassung, durch welche die Vollkommenheit und Reinheit der betreffenden Eigenschaft eingeschränkt wird (z. B. franz. *blanc* — *blanchâtre* weisslich, d. h. nicht völlig weiss, sondern nur in das Weisse spielend, weisslich, bzw. schmutzig weiss).

Anmerkung 1. Ein Adjectiv kann auch als Substantiv gebraucht werden, da einerseits ein Accidens sich als Substanz auffassen lässt (Substantivirung des neutralen Adjectivs),

und da andrerseits ein Substanzbegriff, welchem eine bestimmte Eigenschaft in hervorragendem Grade beigelegt zu werden pflegt, aus dem Zusammenhange der Rede ergänzt werden kann (Substantivirung des masculinen und femininen Adjectivs). — Ueber die Berührung des Accidensbegriffes mit dem Thätigkeitsbegriffe s. die Anmerkung zu d).

Anmerkung 2. Ein Accidensbegriff kann auch durch Substantiva, welche mittelst Präpositionen, bzw. mittelst Suffixen mit dem zu determinirenden Substantiv in Beziehung gesetzt werden, zum Ausdruck gelangen (attributive Bestimmung).

d) Ein Thätigkeitsbegriff (Wortkategorie: Verba), und zwar wieder:

α) Ein Thätigkeitsbegriff, welcher eine Thätigkeit zum Inhalte hat, die in sich abgeschlossen ist und der Ergänzung durch einen Substanzbegriff (sprachlich: durch ein objektives Substantiv) nicht bedarf. (Verbalkategorie: Intransitiva.)

β) Ein Thätigkeitsbegriff, welcher eine in sich nicht abgeschlossene und der Ergänzung durch einen Substanzbegriff (sprachlich: durch ein objektives Substantiv) bedürfende Thätigkeit zum Inhalt hat. (Verbalkategorie: Transitiva.)

[γ) Ein Thätigkeitsbegriff der Kategorie β kann eine Thätigkeit zum Inhalt haben, welche sich auf das Subjekt, von dem sie ausgeht, auch wieder zurückbezieht. (Verbalkategorie: Reflexiva.)]

Ein Thätigkeitsbegriff kann in verschiedener Weise aufgefasst werden, nämlich:

α) Schlechthinnig, d. h. ohne dass er in einer der unter β) etc. genannten Weisen modificirt würde.

β) Mit Hervorhebung dessen, dass die betreffende Thätigkeit mit besonderer Energie vollzogen wird. (Verbalunterkategorie: Intensiva.)

γ) Mit Hervorhebung dessen, dass die betreffende Thätigkeit wiederholt, bzw. oft vollzogen wird. (Verbalunterkategorie: Iterativa, bzw. Frequentativa.)

δ) Mit Hervorhebung dessen, dass die betreffende Thätigkeit nur erst anfangsweise vollzogen wird, erst beginnt. (Verbalunterkategorie: Inchoativa.)

ε) Mit Hervorhebung dessen, dass die betreffende Thätigkeit nur gleichsam ansatzweise und mit geringer Intensität vollzogen wird, also zu einer energischen Durchführung nicht gelangt (vgl. z. B. deutsche Verba, wie »tändeln, witzeln, liebeln«). (Verbalunterkategorie: Deminutiva.) Vgl. auch unten Buch III, Kap. 2, § 5.

Ueber die sogenannte Modalitätsverba vgl. unten e) die Anm.

Anmerkung. Eine Thätigkeit lässt sich auch als abstrakte Substanz auffassen; durch diese Auffassung entstehen sprachlich die zu bestimmten Verbis gehörigen nomina actionis (es kann in denselben sowohl der Begriff der Thätigkeit neben dem der Substanz als auch der Begriff der Substanz neben dem der Thätigkeit hervorgehoben werden: ersteres geschieht durch die sogenannten Infinitive, letzteres durch die nomina actionis im engeren Sinne). Begrifflich wie formal stehen ferner in regelmässiger Beziehung zu den Verben die den Vollzieher einer Thätigkeit ausdrückenden Substantiva, die sogenannten nomina actoris. — Das Vollziehen einer Thätigkeit kann als das Accidens (die Eigenschaft) einer Substanz aufgefasst werden; sprachlich gelangt diese Auffassung zum Ausdruck in den Participien und Verbaladjectiven, in den ersteren tritt mehr der Thätigkeitsbegriff, in den letzteren mehr der Accidensbegriff hervor. Participien und Verbaladjectiva sind wieder der Substantivirung fähig, vgl. oben c) Anm. 1.

e) Ein Modalitätsbegriff (Wortkategorie: Adverbia).

Die Modalität bildet stets die nähere Bestimmung eines Thätigkeitsbegriffes (das Adverb supplirt das Verb, steht zu demselben in einem analogen Verhältnisse wie das Accidens zu dem Substanzbegriffe).

Der Modalitätsbegriff kann zum Ausdruck bringen:

α) Den Raum, } in welchem, bzw. in welcher eine Thätig-
β) Die Zeit, } keit vollzogen wird.

γ) Das Mittel, mit welchem eine Thätigkeit vollzogen wird.

δ) Der Intensitätsgrad, in welchem eine Thätigkeit vollzogen wird.

ε) Die Art und Weise (im engeren Sinne), wie eine Thätigkeit vollzogen wird.

(Locale, temporale, instrumentale Adverbien, Adverbien des Grades, Adverbien der Art und Weise.)

Anmerkung 1. Ein Modalitätsbegriff kann ausser durch Adverbien zum Ausdruck gelangen: α) durch Casus, bzw. durch präpositionale Casusumschreibungen (adverbiale Bestimmung); β) durch Verbalformen (Modi); γ) durch verbale Umschreibung (vgl. z. B. deutsch: »etwas gern thun« mit franz. »*aimer à faire qlch.*«), die zu solchen Umschreibungen verwandten Verba heissen Modalitätsverba.

Anmerkung 2. Ein Modalitätsbegriff kann sich zurückbeziehen auf einen ihm im Zusammenhang der Rede vorausgegangenen Substanzbegriff (relative Adverbien); in diesem Falle bringt das Adverb nur die Kategorie der Modalität (Raum, Zeit etc.) zum Ausdruck, während das vorausgegangene Substantiv die specielle Determination vollzieht.

B. Begriffsbeziehungsworte (Präpositionen, Conjunctionen).

Die Worte dieser Kategorie bringen zum Ausdruck:

a) Die zwischen zwei Einzelbegriffen bestehenden Beziehungen (Wortkategorie: Präpositionen). Diese Beziehungen können wieder sehr mannigfaltiger Art sein, namentlich:

α) Räumliche.

β) Zeitliche.

γ) Modale.

Anmerkung. Durch die Wortverbindung von Präpositionen mit Substantiven können sowohl Accidens- wie Modalitätsbegriffe (Adjectiva und Adverbia) umschrieben, bzw. ersetzt werden. Ueber die Ersetzung von Casus durch Präpositionen siehe den Abschnitt über die Wortformen.

b) Die zwischen einzelnen logischen Begriffsreihen (Sätzen) bestehenden Beziehungen (Wortkategorie: Conjunctionen). Logische Begriffsreihen (Sätze) können zu einander stehen:

α) In der Beziehung (dem Verhältnisse) der Beiordnung (Coordination, Parataxe).

β) In der Beziehung (dem Verhältnisse) der Unterordnung (Subordination, Hypotaxe).

Hiernach unterscheidet man auch coordinirende und subordinirende Conjunctionen.

C. Hindeutungsworte, d. h. Worte, welche, ohne eigentlichen begrifflichen Inhalt, auf einen Einzelbegriff hindeuten, vgl. oben § 2, 3. (Pronomina.)

1. Die Hindeutung kann sich beziehen:

a) Auf einen aus dem Zusammenhang der Rede sich selbstverständlich ergebenden und deshalb in der Regel durch ein Substantiv nicht ausgedrückten Begriff (derartige Hindeutung ist die Function der Personalpronomina, oft auch der Demonstrativpronomina).

b) Auf einen Begriff, welcher, bevor durch das Pronomen auf ihn hingedeutet wird oder aber auch nachdem dies bereits erfolgt ist, durch ein Substantiv ausgedrückt werden muss, falls er nicht aus dem Zusammenhang der Rede sich als selbstverständlich ergiebt (derartige Hindeutung ist die Function der Relativpronomina, der indefinitiven Pronomina, meist auch der Demonstrativpronomina).

c) Auf einen unbekannten Begriff, den der Sprechende eben erst ermitteln will. (Diese Hindeutung, welche in direkter und indirekter Form erfolgen kann, ist nur in der Frage möglich; vollzogen wird sie durch die interrogativen Pronomina.)

Anmerkung. Ein besonderes Pronomen wird meist angewandt, wenn auf den als Subjekt des Satzes fungirenden Begriff hingedeutet werden soll (Reflexivpronomen).

2. Die Hindeutung kann sich ferner beziehen:

a) Auf einen im gleichen Satze, wie das Pronomen, enthaltenen Begriff (in dieser Weise fungiren alle Pronomina mit Ausnahme der relativen).

b) Auf einen Begriff, welcher in einem andern Satze, als in welchem das hindeutende Pronomen sich befindet, enthalten ist; hier sind wieder zwei Fälle möglich:

α) Die beiden Sätze stehen zu einander im Verhältniss der Coordination.

β) Der Satz, in welchem das hindeutende Pronomen sich befindet, steht zu demjenigen, welcher den das Objekt der Hindeutung bildenden Begriff enthält, im Verhältnisse der Subordination, ist also ein von diesem abhängiger Nebensatz (eine derartige Hindeutung ist Function der Relativpronomina).

3. Die Hindeutung kann bezüglich ihrer Intensität sein:

a) Rein formal, d. h. nachdruckslos und eben nur dem Zwecke dienend, die Setzung des betreffenden Substantives zu umgehen.

b) Deiktisch, d. h. nachdrucksvoll, also nicht bloss das betreffende Substantiv ersetzend, sondern den betreffenden Begriff hervorhebend, bzw. determinirend.

Der deiktische Gebrauch ist auf bestimmte Pronomina (Demonstrativa, Determinativa) beschränkt, alle übrigen sind für sich allein zur Deixis unfähig. Die Deixis kann übrigens eine stärkere und eine schwächere sein; die letztere vollzieht das artikelhaft gebrauchte Demonstrativpronomen.

4. In dem Wesen der Hindeutungsworte (Pronomina) liegt es, dass sie, weil Vertreter von Substantiven, auch nur substantivisch gebraucht werden. Indessen sind vielfach die Pronomina auch fähig, sich nach der Weise von Adjectiven mit einem Substantiv zu verbinden, namentlich gilt dies von den deiktisch gebrauchten. Nichtdeiktische Pronomina, welche zur Determination eines Substantivs gebraucht werden (wie namentlich die indefinitiven Pronomina), können auch als Adjectiva formaler Function (vgl. oben A. c)) angesehen werden.

[Die Laute, bzw. Lautcomplexe, welche lediglich dem Ausdrucke einer Empfindung dienen (Interjectionen), üben keine Wortfunction aus, sind also keine W o r t e. Begriffsworte, namentlich Substantiva, können durch den Sprachgebrauch zu Interjectionen herabgedrückt werden.]

§ 4. **Bemerkungen über den Gebrauch der Wortkategorien im Romanischen.**

1. Die Wortkategorien sind (ebensowenig wie etwa die einzelnen Klassen des Thier- oder Pflanzenreiches) streng von einander getrennt, sondern es bestehen einerseits vielfach Uebergänge von der einen zur andern Wortkategorie, also Zwischenkategorien (so stehen z. B. zwischen Substantiv und Verb die Infinitive, zwischen Adjectiv und Verb die Participien, zwischen Adverbien und Pronominibus die relativen Adverbien etc. etc.), und andrerseits geschieht es nicht selten, dass ein Wort die Function eines zu einer andern Kategorie gehörigen übernimmt (so kann das Adjectiv fungiren als Substantiv, das Par-

ticip ebenfalls als Substantiv, öfters noch als Adjectiv, das Substantiv kann die Function eines Adverbs, auch die einer Präposition übernehmen etc.); nicht selten ist die erst später übernommene Function eines Wortes die einzig übliche desselben geworden, so dass die ursprüngliche völlig aufgegeben worden ist (man denke z. B. daran, dass das lateinische Substantiv *casa* im Französischen nur als Präposition *chez* fungirt). Vgl. auch unten Kap. 2, § 2, Nr. 9.

2. In Bezug auf den Gebrauch der Wortkategorien im Romanischen seien folgende (freilich nur ganz aphoristische) Bemerkungen gemacht:

a) In Folge seines analytischen Sprachbaues, namentlich in Folge des Verlustes der Declination, wendet das Romanische in weitem Umfange Präpositionen da an, wo synthetische Sprachen Casus brauchen.

b) Ebenfalls in Folge seines analytischen Baues, durch welchen das Fehlen einer grossen Zahl von im Lateinischen vorhanden gewesenen Conjugationsformen bedingt ist, wendet das Romanische in weitem Umfange Modalverba an.

c) In Folge vielfachen Abfalls, bzw. Verstummens der Personalendungen ist das Romanische zu einer weit häufigeren Anwendung der Personalpronomina in Verbindung mit den Formen des Verbum finitum genöthigt, als dies im Lateinischen der Fall ist. In Zusammenhang damit steht die Thatsache, dass im Romanischen das dem Lateinischen fehlende Personalpronomen der 3. Person durch Bedeutungsschwächung des Demonstrativs *ille* geschaffen worden ist.

d) Die Kategorie der Pronomina ist im Romanischen auch sonst wesentlich über den Kreis des Umfanges, den sie im Lateinischen ausfüllte, hinaus erweitert worden. Namentlich hat das Romanische auf dem Wege der Composition (*ecce* + *iste*, *ecce* + *ille*, *ille* + *qualis* etc.) eine Reihe von im Lateinischen nicht vorhandenen Demonstrativ- und Relativpronominibus geschaffen und hat sich Principien bezüglich des Gebrauches derselben ausgebildet, welche theilweise dem Lateinischen fremd sind (z. B. die Unterscheidung zwischen substantivischen und adjectivischen Demonstrativis). Ueberhaupt hat sich bezüglich der Kategorie der Pronomina das Romanische als recht schöpferisch erwiesen (man denke z. B. an die vielfach vollzogene

Scheidung der Formen der Personalpronomina in schwere und leichte Formen). Freilich sind andrerseits auch nicht wenige lateinische Formen in Wegfall gekommen, so namentlich die organischen Genetive der Personalpronomina, indessen werden dieselben (besonders in der Sphäre der dritten Person) sinnreich durch Adverbien (*inde* etc.) ersetzt.

e) Durch Bedeutungsschwächung des Demonstrativs *ille* hat sich das Romanische den bestimmten und durch Bedeutungsschwächung der Cardinalzahl *unus* den unbestimmten Artikel gebildet.

f) Der Gebrauch der Adjectiva ist im Romanischen im Vergleich zu dem Lateinischen ein etwas eingeschränkterer. Namentlich hat das Romanische die Neigung statt der Adjectiva, welche eine Quantität und einen Stoff, sowie statt derer, welche die Zugehörigkeit zu einem Lande oder Volke bezeichnen, durch Substantiva, bzw. substantivirte Adverbien zu ersetzen. Am schärfsten durchgeführt ist diese Tendenz im Französischen, welches namentlich die Adjectiva der Quantität völlig aufgegeben hat.

g) Sehr erweitert ist im Romanischen verglichen mit dem Latein die Function der Präpositionen (vgl. oben a)); dem entsprechend ist auch die Zahl der Präpositionen erheblich vermehrt worden (theils durch präpositionalen Gebrauch von Substantiv, theils durch präpositionale Verwendung von Adverbien, theils durch Verbindung mehrerer Präpositionen, bzw. von Präposition und Adverb).

h) Substantivirung ursprünglicher Participien ist im Romanischen sehr häufig (man denke z. B. an die Substantivirung starker Participialformen wie *vendita*, **rendita*, *responsa* u. v. a. zu franz. *vente*, *rente*, *réponse* etc., Bildungen, für welche sich aus allen romanischen Sprachen Analogien beibringen lassen).

Zweites Kapitel.

Die Wortbildung.

§ 1. Allgemeines.

1. Ueber das Wesen des Processes der Wortbildung vgl. Theil I, S. 34 f.

2. Worte (bzw. Wortstämme) werden gebildet: a) durch Verbindung der Wurzel mit einem Suffixe (primäre Wortbildung, primäre Worte); b) durch Verbindung eines primären Wortstammes (= Wurzel + Suffix) mit einem zweiten Suffixe (z. B. *am* + *a* + *bili* [*s*]) (secundäre Wortbildung, secundäre Worte); c) durch Verbindung eines secundären Wortstammes mit einem dritten Suffixe (z. B. *am* + *a* + *bili* + *tat* [*em*]) (tertiäre Wortbildung, tertiäre Worte), und so fort, denn es ist denkbar, dass ein tertiärer Wortstamm sich mit einem vierten Suffixe verbindet etc.

3. Da das Romanische eine abgeleitete Sprachform ist, so kann in ihm von primärer Wortbildung nicht die Rede sein. Der Begriff »Wurzel« ist überhaupt für die speciell romanische Grammatik nicht vorhanden. (Gänzlich verkehrt wäre es, ein Wort, wie etwa das franz. *cri*, für eine Wurzel halten und das Verb *crier* davon ableiten zu wollen, denn, um von allem Uebrigen ganz abzusehen, widerspricht schon die substantivische Bedeutung von *cri* dem Wesen einer Wurzel). Der romanische Grammatiker hat sich damit zu begnügen, die romanischen Worte auf ihre lateinischen (bzw. germanischen, arabischen etc.) Prototypen zurückzuführen; die Rückführung der lateinischen etc. Worte auf die betreffenden indogermanischen Wurzeln ist Aufgabe der lateinischen, bzw. germanischen Philologie und mehr noch der indogermanischen Sprachvergleichung.

§ 2. Die Principien der romanischen Wortbildung.

1. Ein sehr grosser Theil des romanischen Wortschatzes ist direkt aus dem Lateinischen übernommen, d. h. zahlreiche lateinische Worte sind in der durch die Gesetze des Lautwandels bedingten Form in das Romanische übergegangen (vgl. unten Kap. 3, § 1). Es fällt demnach die Bildung eines sehr

grossen Theiles des romanischen Wortbestandes in die vorromanische, d. h. in die lateinische Sprachperiode und folglich ausserhalb des Bereiches der speciell romanischen Lexikologie, vgl. auch unten Nr. 15.

2. Aus der angegebenen Thatsache folgt, dass in dem Romanischen, wie in jeder Tochtersprache, der Kreis der Wortbildung ein wesentlich engerer ist, als in Sprachen, welche noch die Fähigkeit besitzen, Worte unmittelbar aus Wurzeln zu bilden. Ja, will man den Begriff Wortbildung in seinem engsten Sinne fassen und auf die Bildung von Worten aus Wurzeln beschränken, so müsste man dem Romanischen die »Wortbildung« überhaupt absprechen und dürfte ihm nur die Fähigkeit der »Wortableitung« zuerkennen. Letztere Fähigkeit aber hat das Romanische jedenfalls in einem hervorragenden Masse bekundet und hat sogar eine geradezu erstaunliche Triebkraft in der Hervorbringung abgeleiteter Worte bewiesen.

3. Die Wortableitung ist im Romanischen eine viel regere und massenhaftere, als in dem Lateinischen, obwohl dieses letztere doch keineswegs abgeleitete Worte scheut. Begründet ist dies zu einem Theile in der durch die fortschreitende Culturentwickelung gebotenen Nothwendigkeit, für neue Begriffe, bzw. neue Begriffsmodificationen, auch neue Worte zu schaffen, zu einem anderen Theile in der das Romanische beherrschenden Tendenz, an Stelle einfacher lateinischer Worte Ableitungen zu setzen, deren grössere Lautfülle dem Lautwandel ein geeigneteres Substrat darbot und es ermöglichte, dass auch nach dem Schwunde bestimmter Laute und Silben noch ein fassbarer Wortkörper übrig blieb.

4. Zur Wortableitung bedient sich das Romanische im Wesentlichen (vgl. Nr. 5) der bereits im Lateinischen vorhandenen Suffixe, verbindet dieselben aber unbedenklich auch mit nichtlateinischen (d. h. germanischen und sonstigen fremdsprachlichen) Wortstämmen, so dass viele romanische Worte disparate Bestandtheile, z. B. germanischen Stamm und lateinische(s) Suffix(e), in sich vereinigen (vgl. z. B. die von franz. *blanc* [deutsch *blank*] abgeleiteten Worte *blanchir*, *blancheur*, *blanchissage*, *blanchisseur* etc.). Ebenso werden lateinische Suffixe, bzw. deren romanische Gestaltungen, sehr gewöhnlich mit Wortstämmen verbunden, welche nicht direkt aus dem Latei-

nischen übernommen, sondern erst im Romanischen aus lateinischem Substrate entstanden sind (man denke z. B. an französische Worte wie *faiseur*, *faisable* u. dgl.; dieselben haben kein lateinisches Prototyp, sondern sind gebildet aus dem französischen Wortstamme *fais*, der aus Formen wie *faisons*, *faisais*, *faisant* abstrahirt wurde, und den Suffixen *eur* = *a-tor*[*em*], *able* = *a-bil*[*em*]), vgl. Nr. 5.

5. Mit einem lateinischen Suffixe hat sich im Romanischen oft der demselben in zahlreichen Fällen vorausgehende Ableitungsvocal des Wortstammes unlösbar verbunden, so dass also eine Erweiterung des Suffixes stattgefunden hat (z. B. das französische Suffix *-able* in *faisable* etc. besteht aus dem lateinischen Suffix *-bilis* und dem ihm in Bildungen wie *ama-bilis* vorausgehenden Ableitungsvocal *a*; das französische Suffix *-eur* in *faiseur* entspricht lateinischem *-atór*[*em*], d. i. Suffix *tor*[*em*] und dem ihm in Bildungen wie *imperatór*[*em*] vorangehenden Ableitungsvocal *a*); es entsprechen demnach nur Bildungen wie *empereur* = *imperatorem*, *loueur* = *lo*[*c*]*atorem* etc., *aimable* = *amabilem*, *traitable* = *tractabilem* etc. wirklich vorhandenen oder doch denkbaren lateinischen Typen, während Bildungen wie *faiseur* [gleichsam **faciatorem*] und *faisable* [gleichsam **faciabilem*] nach Analogie der ersteren Kategorie geschaffene Neubildungen sind.

6. Schon im Lateinischen gab es »erstarrte« Suffixe, d. h. Suffixe, welche ihre begriffsdeterminirende Kraft eingebüsst hatten und in Folge dessen vom Sprachgefühle nicht mehr als Suffixe, sondern als Bestandtheile des Wortstammes aufgefasst wurden (man denke z. B. an Worte, wie *puella* = *puerula*, *stella* = *sterula*, *fabula* u. a., bei denen die durch das Suffix ursprünglich gegebene Modification der Bedeutung völlig geschwunden ist). Derartige Fälle sind im Romanischen noch weit zahlreicher vorhanden (man denke z. B. an französische Worte wie *abeille*, *soleil* etc., deren lateinische Typen *apicula*, **soliculus* etc. Deminutiva sind). Namentlich sind die schon im Lateinischen nur vereinzelt erscheinenden Suffixe (wie z. B. *-bra*) von der Erstarrung betroffen worden (vgl. z. B. franz. *paupière* = lat. *palpêbra* für *pálpebra*, wo das ursprüngliche Suffix auch lautlich ganz umgestaltet ist; auch etwa in *ténèbres* empfindet Niemand mehr die Endsilbe als Suffix). Derartige

erstarrte Suffixe sind, wie begreiflich, zur Wortableitung nicht mehr verwendbar, finden sich also nur in den direkt aus dem Latein übernommenen Worten.

7. Häufig findet sich im Romanischen die Erscheinung der »Suffixvertauschung«, vermöge deren ein im lateinischen Typus enthaltenes Suffix durch ein anderes ersetzt wird; wenn z. B. dem lat. *alt-are* franz. *aut-el* entspricht, so beruht dies auf Verdrängung des Suffixes *-are* durch das Suffix *-ale* (nicht etwa auf dem Lautwandel *r* : *l*), ebenso erklärt sich franz. *cruel* nur dadurch, dass das Suffix *-ēlis* (*crudelis*) mit *-alis* (also gleichsam **crudālis*) gewechselt hat. Veranlasst wird solcher Wechsel durch die Tendenz der Analogiebildung (*cruel* gebildet nach Analogie von *mortel* u. dgl.; *oisif* für *oiseux* = *otiosus* gebildet nach Analogie von *pensif* u. dgl., und zahlreiche ähnliche Fälle).

8. Schon im Lateinischen tragen in Folge der Beschränkung des Tones auf die drei letzten Silben die Suffixe meist den Wortaccent. Im Romanischen haben vielfach auch die im Lateinischen noch tonlosen Suffixe den Ton erhalten, zum Theil in Folge von Accentverschiebung (z. B. die Suffixe *-olus*, *-ia*, *-ĭnus*, vgl. z. B. ital. *figliuólo*, *compagnía*, *cristallíno* mit lat. *filiolum*, **compánia*, *cristállinus* [NB. Suffix *-ia* ist jedoch häufig tonlos geblieben, namentlich nach *t* und *d*, z. B. ital. *grázia*, *angóscia*, *invídia*, sowie im Italienischen in Eigennamen, z. B. *Alessándria*]), zum Theil (bei Substantiven) in Folge des Umstandes, dass das romanische Substantiv auf dem lateinischen Accusative beruht und dieser letztere bereits im Lateinischen im Gegensatze zum Nominative suffixbetont war (so z. B. bei den Substantiven auf *-tor*, z. B. ital. *fattóre* = *factórem*, aber *fáctor*). In tonlos gebliebenen Suffixen (wie z. B. *-bilis*), wenn sie überhaupt noch als Suffixe empfunden werden, trägt der vorangehende, ursprünglich zum Wortstamme gehörige (Ableitungs)vocal den Ton und wird als Bestandtheil des Suffixes betrachtet (so z. B. in den französischen Adjectiven auf *-able*, *-ible* etc.).

9. Eine Anzahl von romanischen Suffixen und Suffixgestaltungen sind im Latein nicht nachweisbar, also entweder Neuschöpfungen oder Entlehnungen (namentlich aus dem Germanischen). Hierher gehören z. B. die Suffixe *-att*, *-ett*,

-itt, *-ott*, die Suffixgestaltung *-ria* (*infanteria* u. dgl.), das Suffix *-ard* (= deutsch *hart*). Auch griechische Suffixe werden in latinisirter Gestaltung mehrfach für die romanische Wortbildung verwerthet (z. B. *-ίζειν* = *izare*, *-ισσα* = *issa*, *-ιστης* = *ista*). Befördert wurde das Eindringen derartiger Suffixe namentlich durch den Einfluss des Bibellateins.

10. Nicht selten haben die lateinischen Suffixe im Romanischen ihre determinirende Kraft verloren (so z. B. vielfach die Deminutivsuffixe) oder dieselbe, wenigstens in einzelnen romanischen Sprachen, verändert (so entspricht z. B. im Spanischen das lateinische Suffix *-ali* in der Bedeutung dem Suffix *-etum*, z. B. *olival* = *olivetum*; das Suffix *-amen* hat im Italienischen und Spanischen die ihm ursprünglich nicht zukommende collektive Bedeutung erhalten, z. B. sp. *leñame* = *lignamen*). Aus letzterer Angabe folgt, dass dasselbe Suffix in den verschiedenen romanischen Sprachen verschiedene Bedeutung haben kann (so determinirt z. B. das Suffix *-on* im Französischen und anderen Sprachen deminutiv, im Italienischen und anderen Sprachen augmentativ).

11. Wie schon im Lateinischen (vgl. Worte wie *agn-icell-ulus*), werden auch im Romanischen sehr häufig mehrere Suffixe mit einander verbunden (vgl. z. B. franz. *roi* + *t* + *el* + *et*, ital. *besti* + *ol* + *ucci* + *accia*).

12. Durch Anfügung von Suffixen an den Wortstamm kann abgeleitet werden:

a) Von einem Nomen ein neues Nomen (z. B. lat. *sol* — franz. *sol-eil* [*soliculus*], lat. *taurus* — franz. *taur-eau* [*taurellus*]). Vgl. Nr. 11.

b) Von einem Verbum ein neues Verbum (z. B. lat. *parere* — franz. *paraître* [*parescere*], lat. *clarere* — span. *clarecer* [*clarescere*]).

c) Von einer Partikel (namentlich Präposition) ein Verbum (z. B. *per* — franz. *percer*, *ab* + *ante* — ital. *avanzare*).

d) Von einer Partikel (namentlich Präposition) ein Substantiv (z. B. *intra* — franz. *entrailles*).

e) Von einem Verbum ein Substantiv (z. B. ital. *plorare* — *ploro*, franz. *appeler* — *appel*). Vgl. Nr. 14.

f) Von einem Nomen ein Verbum (z. B. ital. *cavallo* — ital. *cavalcare* [*caballicare*], *moneta* — franz. *monétiser* [*mone-*

tizare], *fructus* — ital. *fruttare* [*fructare* statt *fructuare*], franz. *brun* — *brunir*, franz. *blanc* — *blanchir*).

13. Eine eigene Art der Ableitung ist die Bildung von Substantiven (meist abstrakter Bedeutung) aus Verbalstämmen, vorwiegend der ersten schwachen Conjugation, z. B. *aestimare* — ital. *estimo*, *desiderare* — ital. *desiro*, franz. *désir*, *plorare* — ital. *ploro*, franz. *pleur*, *appellare* — ital. *appello*, franz. *appel*. Da im Französischen, welches substantivische Endungen (mit Ausnahme des femininen *-e*) überhaupt nicht besitzt, solche Endungen dem Verbalstamme nicht angehängt werden können, so machen die von Verbalstämmen abgeleiteten Substantive männlichen Geschlechts (wie *appel*, *cri*) den Eindruck reiner Stämme, ja selbst (wie *cri*) den Eindruck reiner Wurzeln, ein Eindruck, der aber freilich nur auf dem Scheine beruht. Vgl. über diese Bildung die unten im nächsten § am Schlusse zu nennende Schrift E. Egger's u. oben Nr. 3.

14. Vereinzelt findet sich der merkwürdige Vorgang, dass lateinische Verbalformen, welche durch das Kirchenlatein populär gemacht worden waren, den Ausgangspunkt für romanische Verbalbildungen abgegeben haben; so lehnt sich z. B. franz. *évanouir* an *evanuit* an (vgl. Suchier, in: Zeitschrift für romanische Philologie VI 426).

15. Nicht in das Bereich der romanischen Wortbildungs-, bzw. Wortableitungslehre gehören:

a) Die direkt aus dem Latein übernommenen Worte und zwar ebensowohl die Erbworte (*mots populaires*) wie die Lehnworte (*mots savants*), also Worte, wie z. B. einerseits franz. *chose* und andrerseits *cause*. Mit diesen Worten hat die lateinische Lexikologie sich zu beschäftigen, der romanischen Lexikologie fallen nur die Ableitungen (Derivata) dieser Worte zu, und zwar auch nur soweit, als sie sich nicht bereits im Lateinischen finden.

b) Die aus andern Sprachen (dem Germanischen, Arabischen, Griechischen etc.) entnommenen Lehnworte, wenn dieselben dem Romanischen nur lautlich angepasst sind, und wenn ihre ursprüngliche Gestaltung nicht durch Anfügung romanischer Suffixe modificirt worden ist.

c) Die durch Composition gebildeten Worte (die Lehre von der Bildung dieser ist eine besondere Disciplin, s. unten Buch IV).

d) Die aus einer Wortkategorie in die andere übergetretenen Worte, wie zu Substantiven gewordene Adjectiva (z. B. *soir*), Participia (z. B. *vente*), Infinitive (z. B. *baiser*), zu Präpositionen gewordene Substantiva (z. B. *chez*, *lez*) und Adverbia (z. B. *hors*) etc. Zu einem Theile fallen diese Worte mit den unter a) genannten zusammen, zu einem andern Theile ist ihre Bildung (so z. B. diejenige der substantivirten Participia) von der Wortformenlehre (Morphologie) zu behandeln.

Trotz der angegebenen Beschränkungen ist das Gebiet der romanischen Wortbildungs-, bzw. Wortableitungslehre ein sehr weites und die Zahl der für sie zur Verwendung gelangenden Suffixe eine sehr grosse.

Die Schöpfung absolut neuer, d. h. an keinen bereits vorhandenen lateinischen, bzw. fremdsprachlichen Stamm sich anlehnender Worte in den romanischen Sprachen ist zu bezweifeln, insoweit es sich nicht um die gelegentliche Erfindung von Worten handelt, welche auf scherzhafte oder sonstwelche drastische Wirkung berechnet sind.

§ 3. Ueber das Studium der romanischen Wortbildungslehre.

1. Da in das Gebiet der romanischen Wortbildungslehre nur diejenigen Worte fallen, deren Bildung nicht bereits im Lateinischen vollzogen war (vgl. § 2, Nr. 1 und 15), so ist eingehende Kenntniss der Mittel der lateinischen Wortbildung und des lateinischen Wortschatzes die nothwendige Voraussetzung für das Studium der romanischen Wortbildungslehre.

2. Die lateinische Wortbildungslehre ist noch nicht Gegenstand einer zusammenhängenden wissenschaftlichen Darstellung geworden (die unten genannten Werke von Johannsen und Düntzer sind nicht ausreichend). Skizzenhafte Darstellungen sind in den grösseren lateinischen Grammatiken gegeben (s. Theil I, S. 130). Mit Nutzen zu brauchen ist ausserdem: A. Vaniček, Etymologisches Wörterbuch der lateinischen Sprache. Leipzig 1874. 2. Ausg. 1881, und desselben Griechisch-lateinisches etymologisches Wörterbuch. Leipzig 1877. 2 Bde.

Nützliche Monographien über einzelne Punkte der lateinischen Wortbildungslehre sind (vgl. auch E. Hübner, Grundriss zu Vorlesungen über lateinische Grammatik. 2. Aufl. Berlin 1881. S. 35 ff.):

Johannsen, K. Th., Die Lehre von der lateinischen Wortbildung. Altona 1832 — Düntzer, H., Die Lehre von der lateinischen Wortbildung und Composition wissenschaftlich dargestellt. Köln 1836 — Döderlein, L., Lateinische Synonyme und Etymologien. Leipzig 1826/38. 6 Bde. Dazu Beilage: Die lateinische Wortbildung. Leipzig 1839 — Asbóth, O., Die Umwandlung der Themen im Lateinischen, eine sprachwissenschaftliche Untersuchung. Göttingen 1875 — Stünkel, G., De Varroniana verborum formatione. Strassburg 1875 — Hauschild, G. R., Die Grundsätze und Mittel der Wortbildung bei Tertullian. Leipzig 1876 — Lingnau, J. F., 1. De origine et ratione terminationum adiectivorum in *alis* (*aris*), *ilis*, *elis* et *ulis* desinentium. Königsberg 1829. 2. De origine et natura terminationis nominum in *men* et *mentum* exeuntium. 2 ptes. Braunsberg 1836/41. 3. De verbalibus quibusdam dubiae originis nominibus in *-men* et *-mentum* exeuntibus. 2 ptes. Braunsberg 1836/44 — Dziadek, De substantivis verbalibus in *io* et *us* desinentibus. Trzemesno 1847 — Cramer, A., Ueber die Verbalsubstantiva auf *tor* und *trix* bei Cicero. Cöthen 1848 — Kärcher, E., Adjectiva auf *-icius* und *-farius*, in: Handwörterbuch der lateinischen Sprache. Karlsruhe 1841/42. S. XII — Freund, W., *alis* und *aris*, in: Wörterbuch der lateinischen Sprache etc. Leipzig 1843/45. 4 Bde. Bd. I. S. XXXVII ff. — Aufrecht, Th., 1. Die lateinischen Suffixe *ceus* und *cius*, in: Kuhn's Zeitschrift II 210 ff. 2. Ueber die lateinischen Suffixe *-tia* und *-tio*, in: Kuhn's Zeitschrift VI 177 ff. — Ebel, H., 1. Das Suffix *-ans* und Verwandtes, in: Kuhn's Zeitschrift IV 321 ff. 2. Die Suffixe *-ion* und *-tion*, in: Kuhn's Zeitschrift V 420 ff. — Meyer, L., 1. Lateinische Adjectiva auf *idus*, in: Kuhn's Zeitschrift VI 371 ff. 2. *ti*, *tri*, *teri* lateinische Suffixe, in: Kuhn's Leitschrift VI 413 ff. 3. *an* im Griechischen, Lateinischen und Gothischen. Berlin 1880 — Schäffer, E., Ueber den Gebrauch der Derivata auf *-tor* und *-trix*. Prenzlau 1859/60 — Begemann, W., De suffixis latinis *t-or*, *ior* et *or*. Detmold 1867 — Winckler, De vi et usu vocabulorum *bundus* finitorum commentatio. Colberg 1869 — Bugge, G., Ueber den Ursprung der latein. Suffixe *clo*, *culo*, in: Kuhn's Zeitschrift XX 134 ff. — Aly, G. F., De nominibus *io* suffixi ope formatis. Leipzig 1873 — Bordellé, G., De ling. lat. adiectivis suffixo *to* a nominibus derivatis. Düsseldorf (Breslau) 1873 — Lissner, J., Ueber den Suffixcomplex *ti-li* im Lateinischen. Eger 1874 — Schmidt, Jos., Commentatio de nominum verbalium in *tor* et *trix* desinentium apud Tertullianum copia ac vi. Erlangen 1878 — Rönsch, H., Lateinische Substantivbildung auf *-ntium* u. *-tium*, in: Zeitschr. für die österreich. Gymnasien 1879. S. 51 ff. — Düntzer, H., Die lateinischen Suffixe *-tia*, *-tio*, in: Rhein. Mus. Bd. 34. S. 245 ff. — Gryczewski, De substantivis Latinorum deminutivis. Königsberg 1830 — Schwabe, L., De deminutivis graecis et latinis. Giessen 1859 — Müller, G., De linguae lat. deminutivis. Leipzig (Königsberg) 1865 — Kessler, Die lateinischen Deminutiva. Hildburghausen 1869 — Koch, H. A., Deminutiva bei Plautus, in: Rhein. Mus. Bd. 33. S. 97 ff. — Vogel, J., Die lateinischen Deminutiva auf einfaches *-ulus*, *-ula*, *-ulum* mit Beiziehung der nominalia verbalia gleichlautender Endung. Mitau 1876 — Paucker, C., 1. Die Deminutiva mit doppeltem *l*, in: Kuhn's Zeitschrift

XXIII 169 ff. 2. Die Deminutiva auf *-culus*, in: Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien. 1876. S. 595 ff. 3. Die verba frequentativa, in: KUHN's Zeitschrift XXVI 2 f. 4. Die verba denominativa auf *-are*, in: KUHN's Zeitschrift XXVI 243 ff. — JONAS, RICH., Zum Gebrauch der verba frequentativa und intensiva in der älteren lateinischen Prosa. Posen 1879.

3. Der uns überlieferte lateinische Wortschatz, über welchen der romanische Philolog einen Ueberblick besitzen oder sich doch mindestens erforderlichen Falles zu orientiren verstehen muss, ist in den grossen Wörterbüchern, namentlich in FORCELLINI's Thesaurus (s. Theil I, S. 131), in Bezug auf das Schriftlatein, freilich mit sehr ungleichmässiger Berücksichtigung der einzelnen Autoren, in leidlicher Vollständigkeit zusammengestellt. Für den romanischen Philologen ist es aber von Wichtigkeit, auch den ausserhalb des Schriftlateins, bzw. des klassischen Schriftlateins liegenden lateinischen Wortbestand, namentlich die vulgärlateinischen Worte, kennen zu lernen. Bis zu einem gewissen, freilich sehr beschränkten Grade bieten dazu die Möglichkeit, die von lateinischen Grammatikern zusammengestellten und mehr oder weniger vollständig überlieferten Wortverzeichnisse, Glossare und Etymologien, namentlich:

Der Auszug des Sextus Pompeius Festus (ca. 150 n. Chr. [?]) aus des M. Verrius Flaccus nicht mehr erhaltenem Werke »De verborum significatu« (ed. C. O. MÜLLER, Lipsiae 1839; vgl. TEUFFEL, Geschichte der römischen Litteratur, § 261). Die »Etymologiarum (originum) libri XX« des Isidorus Hispalensis von Sevilla (570—636 n. Chr.) (ed. F. W. OTTO in LINDEMANN's Corp. gramm. lat. Bd. III. Leipzig 1833, vgl. TEUFFEL, a. a. O. § 496). Die latein. Glossare, wie z. B. die Glossae des Placidus (ed. A. MAI in: Classici auctores etc. Bd. 3. Rom 1831) (vgl. G. LOEWE: 1. Quaestionum de glossariorum latinorum fontibus et usu particula. Leipzig 1874; 2. Prodromus corporis glossariorum latinorum, quaestiones de gloss. lat. fontibus et usu. Leipzig 1876; vgl. auch TEUFFEL, a. a. O. § 42, 5 und 99, 5 f., und E. HÜBNER, Grundriss zu Vorlesungen über die römische Litteraturgeschichte. 4. Aufl. S. 283 f.).

Angaben über den Wortbestand des Vulgärlateins findet man in den Theil I, S. 131 k) genannten Schriften.

Nutzbringend kann dem romanischen Philologen unter Umständen für die Wortforschung auch sein die Benutzung der für einzelne lateinische Autoren, bzw. Schriftwerke vorhandenen Speciallexika, bzw. Wortregister; es seien von diesen

folgende aufgeführt (nach E. Hübner, Grundriss zu Vorlesungen über lateinische Grammatik, S. 20 f.):

Zu Plautus in der Ausgabe von Weise (Quedlinburg 1838)
Zu Lucretius in der Ausgabe von Eichstädt (Leipzig 1801)
Zu Vergilius in der Ausgabe von Maesvicius (Leuwaarden 1717)
Zu Horatius in der Ausgabe von G. A. Koch (Hannover 1879)
Zu Horatius in der Ausgabe von Bentley (ed. Zangemeister. Berlin 1869)
Zu Ovidius in der Ausgabe von Eichert (7. Ausg. Leipzig 1878)
Zu Persius und Juvenal von O. Jahn (Leipzig 1843/51)
Zu Claudian in der Ausgabe von J. M. Gesner (1759)
Zu Cicero von M. Nizolius (Padua 1734) und
Zu den Reden Cicero's von H. Merguet (Jena, seit 1875);
Zu Caesar von O. Eichert (Hannover 1861)
Zu Sallustius von R. Dietsch (in seiner Ausgabe, Leipzig 1859)
Zu Curtius von O. Eichert (Hannover 1870)
Zu Livius von A. W. Ernesti (Leipzig 1827)
Zu Quintilian von E. Bonnell (Berlin 1834)
Zu Vitruvius von H. Nohl (Leipzig 1876)
Zu Sueton von Baumgarten-Crusius (in seiner Ausg. Bd. III. Leipzig 1818)
Zu Tacitus von W. Bötticher (Berlin 1830) und von Greef und Gerber (Leipzig, seit 1877).

4. Ist zu einem romanischen Worte, dessen ganze Lautgestaltung auf lateinischen Ursprung hinweist (wie z. B. altfranz. *estoveir*), ein lateinisches Ursprungswort nicht nachzuweisen, so berechtigt dies noch keineswegs zu dem Schlusse, dass ein solches Ursprungswort überhaupt nicht existire, und dass folglich das betreffende romanische Wort nichtlateinischen Ursprunges sei. Denn es ist zu erwägen, dass der lateinische Wortschatz uns nur zu einem Theile überliefert worden, zu einem andern Theile aber uns unbekannt ist, weil gewisse Worte entweder als nur in der niedrigsten Sprache üblich niemals schriftlich fixirt worden sein mögen oder, wenn sie hin und wieder zur litterarischen Fixirung gelangten, durch den Untergang der betreffenden Litteraturwerke auch selbst der Kenntniss der Nachwelt entzogen wurden. Es ist demnach sehr wohl möglich, dass in den romanischen Sprachen eine (vielleicht sogar nicht ganz geringe) Zahl von Worten lateinischen Ursprunges vorhanden ist, zu denen ein lateinisches Grundwort nicht nachgewiesen werden kann.

5. Naheliegend und verlockend ist die Annahme, dass diejenigen Bestandtheile des mittelalterlich lateinischen Wortschatzes, welche im antiken Latein nicht nachweisbar

sind, dagegen aber im Romanischen in entsprechender Bildung sich wiederfinden, unmittelbar aus dem Vulgärlatein, bzw. aus der römischen Umgangssprache sich herleiten. Zulässig ist diese Annahme allerdings dann, wenn die Gestaltung des betr. Wortes den lateinischen Sprachgesetzen genügt und wenn dessen Ableitung aus dem Germanischen etc. mit Sicherheit verneint werden kann. Aber sichere Erkenntniss ist damit noch keineswegs gewonnen. Denn wenn einem mittelalterlich lateinischen Worte ein entsprechendes romanisches gegenübersteht, so ist es freilich möglich, dass beide auf ein (nicht mehr nachweisbares) vulgärlateinisches Etymon zurückgehen, ebenso gut möglich ist aber auch, dass das mittellateinische Wort nur die Latinisirung des romanischen und folglich erst aus diesem hervorgegangen ist. Der letztere Fall dürfte sogar der bei weitem häufigere sein. Der mittelalterlich lateinische Wortschatz kann demnach nur mit Vorsicht und in grosser Beschränkung für die Zwecke der romanischen Lexikologie ausgebeutet werden.

Die vollständigste Zusammenstellung des mittelalterlich lateinischen Wortschatzes bietet: DUCANGE, Glossarium med. et inf. lat. (s. Theil I, S. 133). Von Nutzen sind auch die den einzelnen Bänden der PERTZ'schen Monumenta beigegebenen Wortindices. Man benutze auch mittelalterliche Vocubularien, wie: Olla Patella. Vocabulaire latin versifié avec glosses françaises, publié d'après un manuscrit de Lille p. A. SCHELER. Brüssel 1879.

6. Zu jedem romanischen Worte, dessen Stamm und Suffix(e) nachweislich lateinisch sind, lässt sich ein lateinisches Prototyp reconstruiren (z. B. zu franz. *blâmage*, *messager* ein lat. **blasphematicum*, **missaticarius*). Sehr verkehrt aber wäre die Annahme, dass diese Prototypen durchgängig im Latein wirklich existirt hätten; es sind dieselben vielmehr zu einem grossen Theile nur Analogiebildungen, bzw. Derivata von Analogiebildungen (so ist *blâmage* von *blâmer* abgeleitet nach Analogie von *voyage* etc., *messager* ist abgeleitet von *message*, welches selbst wieder eine Analogiebildung ist). Reconstruirte lateinische Prototypen, welche im Latein sich nicht nachweisen lassen, pflegt man durch Beifügung eines Sternchens zu kennzeichnen.

7. Ueber die Wortbildung im Romanischen haben gehandelt:

F. Diez in Bd. II der Gramm. (systematische Uebersicht der in der romanischen Wortbildung massgebenden Principien und der zur Verwendung kommenden Suffixe) und in der Einleitung zum Etymologischen Wörterbuch, sowie vielfach in den einzelnen Artikeln dieses Werkes, endlich in: Romanische Wortschöpfung. Bonn 1875 (»liefert eine nach dem Inhalte [nach 'Begriffsclassen'] geordnete Sammlung romanischer Wörter, worin das ursprüngliche, d. h. das lateinische Element in der Art angebracht ist, dass es jenem den Weg zeigt«. Diez stellt z. B. unter der Rubrik »Weltgebäude« die romanischen Bezeichnungen für Welt, Weltgegenden, Himmel, Sonne etc. zusammen. Das Büchlein — von dem grossen Meister geschrieben, als hohes Alter seine geistige Kraft bereits geschwächt hatte — ist mehr interessant, als wissenschaftlich werthvoll). — C. Michaelis, Studien zur romanischen Wortschöpfung. Leipzig 1876. (Die Verfasserin behandelt hauptsächlich die spanische und portugiesische Wortbildung) — R. Caix, Studi di etimologia italiana e romanza, osservazioni ed aggiunti al vocabulario etimologico delle lingue romanze di F. Diez. Florenz 1878 — M. Mirisch, Geschichte des Suffixes *-olus* in den romanischen Sprachen etc. Bonn 1882 (Diss.) — E. Egger, Les substantifs verbaux formés par l'apocope de l'infinitif etc. Paris 1875 — Genannt möge hier auch werden die, im Wesentlichen allerdings nur die französische Wortbildung berücksichtigende, Dissertation von J. Rothenberg, De suffixorum mutatione in lingua francogallica. Göttingen (aber Druckort Berlin) 1880 (vgl. über diese, trotz ihres lateinischen Titels deutsch abgefasste Schrift die inhaltsreiche Recension von G. Willenberg in: Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Litteratur. Bd. III, S. 558 ff.).

Die romanische Wortbildungslehre — wie die romanische Lexikologie überhaupt — bietet noch ergiebigen Stoff für viele und vielseitige Untersuchungen dar. Leider fehlt es für dieselben noch gar sehr an den erforderlichen Grundlagen und Vorarbeiten, namentlich an systematischen Zusammenstellungen des lateinischen und romanischen Materiales.

Drittes Kapitel.

Die Wortentlehnung.

§ 1. Allgemeines.

1. Der Wortschatz jeder Cultursprache besteht aus zwei Hauptmassen, nämlich: a) aus Erbworten, d. h. Worten, welche der Sprache von Anfang an zugehören, bzw. schon der Sprache, aus welcher sie hervorgegangen ist, zugehörten; b) aus Lehnworten, d. h. aus Worten, welche einer fremden —

sei es verwandten oder nicht verwandten — Sprache entlehnt sind.

2. Die Ursachen der Wortentlehnung sind mehrfache. Die gerechtfertigteste, freilich nicht die am häufigsten sich bethätigende, ist die, dass ein Volk, wenn es ihm ursprünglich fremde Begriffe von einem anderen Volke entlehnt, zugleich auch die in der betreffenden fremden Sprache zur Bezeichnung dieser Begriffe gebrauchten Worte mit übernimmt. Es ist leicht ersichtlich, dass die Zahl derartiger Lehnworte mit der steigenden Cultur eines Volkes immer mehr anwächst, da das Steigen der Cultur eine stetige Erweiterung des Gedankenkreises durch Aufnahme bis dahin fremder Begriffe und Anschauungen einerseits zur Voraussetzung und andererseits auch wieder zur Folge hat.

Mehr aber noch, als Culturverhältnisse, begünstigen geographische und politische Verhältnisse das Eindringen von Lehnworten. Schon die blosse geographische Nachbarschaft kann von mächtiger Wirkung sein, wie denn in der Regel Nachbarvölker in einem lebhaften Wortaustausche stehen, bei welchem freilich je nach Umständen Gewinn und Verlust sehr ungleich vertheilt sein können. Befindet sich von mehreren einander benachbarten Völkern das eine im Besitz einer Cultur, welcher der Cultur der anderen sei es im Allgemeinen sei es auf einzelnen wichtigen Gebieten wesentlich überlegen ist, so ist es in der Natur der Sache begründet, dass die in der Cultur tiefer stehenden Völker der Sprache des höher stehenden weit mehr Worte entleihen, als liefern werden. Aehnliches gilt auch von Völkern, welche, wenngleich nicht einander benachbart, doch einen regen Handelsverkehr untereinander pflegen. Am mächtigsten aber wird hinsichtlich ihres Wortschatzes eine Sprache durch eine andere dann beeinflusst, wenn das eine der beiden betreffenden Völker über das andere politisch herrscht, und zwar wird wieder besonders die mit Gebietsbesetzung verbundene Herrschaft, wie in allen anderen, so auch in sprachlicher Beziehung auf die Beherrschten einwirken.

Endlich kann die Neigung eines Volkes für das Ausländische und eine daraus sich ergebende thörichte Sprachmode das Eindringen von Lehnworten, welche, wenn solchen Ursprunges, besser »Fremdworte« genannt werden (s. u. Nr. 4), mächtig begünstigen.

3. Lehnworte, welche zur Bezeichnung von dem betreffenden Volke fremden Begriffen dienen (wie die Namen ausländischer Pflanzen, Thiere, Einrichtungen, Geräthschaften etc.), finden selbstverständlich in der Sprache, in welche sie eintreten, keine Erbworte gleicher Bedeutung vor. Die Lehnworte anderer Art dagegen, deren Uebernahme auf keiner Culturnothwendigkeit beruhte, haben mit den betreffenden Erbworten einen Kampf auszufechten, dessen Ausgang verschieden sein kann: das Lehnwort kann von dem Erbwort zurückgedrängt werden (wie z. B. im Deutschen soviele früher übliche französische Fremdwörter wieder entfernt worden sind), oder aber das Lehnwort kann seinerseits das Erbwort verdrängen (wie z. B. das deutsche »Wehr« das lateinische *bellum* aus dem Romanischen verdrängt hat) oder endlich beide Worte können sich neben einander behaupten und zu einander in das Verhältniss von Synonymen treten (vgl. z. B. französisch *ville* und *bourg* = Burg, *couteau* und *canif* = *kneif*, *pays* und *lande* etc.). Häufig nimmt in diesem Falle eines der beiden Worte eine geringschätzige Bedeutung an (man denke z. B. an französische Worte, wie *hère*, *hutte* u. a.).

4. Wenn Lehnworte in die eigentliche Volkssprache aufgenommen werden, so werden sie gemäss den Lautgesetzen der betreffenden Sprache lautlich umgestaltet und dadurch den Erbworten äusserlich angeglichen. Die Umgestaltung kann eine so vollständige und consequente sein, dass der fremde Ursprung von dem Sprachgefühle gar nicht mehr empfunden wird, sondern nur von dem mit der Sprachgeschichte Vertrauten auf wissenschaftlichem Wege erschlossen werden kann (so werden z. B. eben nur philologisch gebildete Franzosen den germanischen Ursprung von *gant*, *guerre*, *boulevard*, *fauteuil* u. v. a. kennen, ebenso wie nur philologisch gebildete Deutsche wissen, dass z. B. die meisten Benennungen der Gemüsse und Zierblumen [wie Möhren, Spinat, Rettig, Radieschen etc., Rose, Tulpe, Veilchen, Aurikel etc.] lateinischen Ursprunges sind). Lehnworte dagegen, welche, entsprechend der Abstractheit, Entlegenheit oder Raffinirtheit der durch sie bezeichneten Begriffe, nur in die Schriftsprachform oder gar nur in die Gelehrtensprache Eingang finden (vgl. jedoch auch Nr. 5), behalten entweder ihre ursprüngliche Form annähernd

bei (z. B. französisch *quartz*) oder sie fügen sich doch nur nothdürftig und scheinbar den fremden Lautgesetzen, am ehesten noch der fremden Betonung (hierher gehören z. B. die sogenannten *mots savants* des Französischen, s. u. § 2). Derartige das fremde Gepräge ganz oder theilweise festhaltende Lehnworte nennt man, da sie eben Fremdlinge in der betreffenden Sprache bleiben und von den Volksangehörigen als solche auch empfunden werden, bezeichnend »Fremdworte«. Die Zahl derartiger Fremdworte ist in einer Sprache um so grösser, je entwickelter in dem betreffenden Volke die Vorliebe für das Ausländische und je weniger entwickelt in ihm das nationale Selbstgefühl ist.

Der Besitz zahlreicher Lehnworte kann keiner Sprache zum Vorwurf gereichen. Wäre dies aber der Fall, so würde der Vorwurf alle Cultursprachen so ziemlich in gleichem Masse treffen (verhältnissmässig am wenigsten noch das Griechische), denn alle sind durch die Culturentwickelung zur Wortentlehnung geradezu gedrängt worden.

Der Besitz zahlreicher Fremdworte dagegen zeugt von einer gewissen nationalen Unselbständigkeit des betreffenden Volkes und verleiht dem Wortschatze desselben den Charakter der Buntscheckigkeit. Insofern freilich als Fremdworte zum Ausdruck wissenschaftlicher termini technici und zur Bezeichnung gleichsam internationaler Begriffe dienen, wird keine Cultursprache ihrer entrathen können. Der von dem modernen Nationalgefühle oft geforderte Kampf gegen die Fremdworte muss mit Besonnenheit und Mässigung geführt werden, wenn er nicht zu lächerlichen Absurditäten führen und schliesslich einen sprachlichen Rückschritt, damit aber auch einen Rückschritt in der Cultur zur Folge haben soll. Als sehr verkehrt müsste es bezeichnet werden, wenn man eine Verdrängung wissenschaftlicher termini technici anstreben wollte, welche in den Cultursprachen Europa's von Alters her allgemeines Bürgerrecht erlangt haben.

5. In den modernen Sprachen, namentlich auch in den romanischen, bilden eine eigene Klasse von Fremdworten die Bezeichnungen für die fremden Völkern entlehnten Genussmitteln (so hat sich das deutsche Wort für »Bier« in mehreren romanischen Sprachen eingebürgert, »Wermuth« ist im Italienischen,

»Schnaps« und »Kirsch« sind im Französischen einheimisch geworden etc.); zum Theil sind derartige Worte auffallend treu erhalten, zum Theil aber auch durch Volksetymologie wunderlich entstellt worden (z. B. »Sauerkraut« zu *choucroute*); mitunter werden fremde Worte zur Bezeichnung von Genussmitteln verwandt, welche ursprünglich eine derartige Bedeutung gar nicht besitzen (so z. B. das deutsche *bock* im Französischen).

6. In Folge des internationalen Zusammenhanges des organisirten Verbrecherthums zeigt das Verbrecherargot aller Länder eine grosse Menge von Fremdworten auf, meist allerdings in grauenhafter Verstümmelung. Aehnliches gilt von dem Argot, dessen sich die sittlich verwahrlosten Bevölkerungsklassen der grossen modernen Weltstädte bedienen. [Eingehender untersucht ist in dieser Beziehung auf romanischem Gebiete bis jetzt allerdings nur das pariser Argot].

§ 2. Die Lehnworte im Lateinischen.

1. Schon das Latein war reich an Fremdworten, namentlich an griechischen, da ja die Römer die wesentlichsten Bestandtheile der höheren Cultur und damit auch die betreffenden Worte den Griechen entlehnten (»Graecia capta ferum victorem cepit et artes Intulit agresti Latio«. Horat. Epist. II. 1, 156 f.). Ueber diese griechischen Fremdworte vgl. die Theil I, S. 130 d) genannten Werke.

2. Wesentlich vermehrt wurde die Zahl der griechischen Fremdworte im Lateinischen (und namentlich auch im Volkslatein) durch das Emporkommen des Christenthums, welches seine erste Organisation in den hellenisirten Ländern des Orientes empfing und dessen heilige Schriften entweder von vornherein in griechischer Sprache abgefasst oder doch (wie das Matthäusevangelium) frühzeitig in das Griechische übertragen worden waren. Als nun die christliche Kirche auch im lateinischen Occidente festen Fuss fasste, wurde damit zugleich ein grosser Theil der für kirchliche, bzw. religiöse Begriffe recipirten griechischen Worte in das Lateinische verpflanzt. Auch die lateinischen Uebersetzer der griechischen Bibeltexte behielten manches griechische Wort bei und veranlassten dadurch dessen Uebergang in das Volkslatein und weiter in das Romanische. So erklärt es sich, dass nicht wenige sehr übliche und allgemein verbreitete romanische

Worte auf griechische Etyma zurückgehen (um französische Formen anzuführen, denke man z. B. an *parler* = *parabolare* von *παραβολή*, *blâme* von *βλάσφημος*, *église* von *ἐκκλησία*, *aumône* von *ἐλεημοσύνη*, *prêtre* von *πρεσβύτερος*, *évêque* von *ἐπίσκοπος*, *coup* von *κόλαφος*).

3. Auch aus andern Sprachen — dem Keltischen, dem Germanischen, dem Hebräischen etc. — entlehnte das Latein mehr oder weniger zahlreiche Fremdworte, welche zum Theil ebenfalls von dem Romanischen übernommen worden sind.

§ 3. Die Lehnworte im Romanischen.

1. Erbworte sind im Romanischen alle unmittelbar aus dem Volkslatein übernommene und gemäss den Gesetzen der romanischen Lautentwickelung umgestaltete Worte. Lehnworte dagegen sind im Romanischen alle diejenigen Worte, welche das Romanische nicht aus dem Volkslatein ererbt hat.

2. Daraus folgt, dass als Lehnworte im Romanischen auch zu betrachten sind:

a) Die aus dem Latein in das Romanische übergegangenen Worte griechischer und sonstiger fremder Herkunft (also Worte wie z. B. franz. *épître*, *bourse*, *église*, *blâme*, *parler*, *gêner* [= *gehennare* von dem Namen des Thales Gehenna] etc.). Man kann diese Worte Erblehnworte nennen.

b) Die aus dem Schriftlatein auf gelehrtem Wege in das Romanische überführten Worte, die sogenannten *mots savants*, deren romanische Nichtursprünglichkeit meist schon durch ihre der lateinischen nahe gebliebenen Lautgestaltung (und überdies vielfach, namentlich im Französischen, durch die unorganische Verschiebung des Accentes auf die ultima) bekundet wird.

Das massenhafte Eindringen derartiger Worte wurde namentlich durch das Emporkommen der Renaissancebildung gefördert, durch welches ja überhaupt die Annäherung der romanischen Schriftsprachen an das Schriftlatein bewirkt wurde. Indessen sind auch schon vor der Renaissance schriftlateinische Worte auf gelehrtem Wege in das Romanische übertragen worden. Man kann diese Worte schriftlateinische Lehnworte nennen.

Häufig findet sich dasselbe lateinische Wort sowohl als Erbwort (in volksthümlicher Form) wie auch als Lehnwort (in ge-

lehrter Form) im Romanischen, bzw. in éiner romanischen Sprache (vgl. franz. *porche* und *portique*, *soucier* und *solliciter* u. v. a.). Derartige Wortpaare werden mit dem technischen Ausdrucke als *doublets* bezeichnet.

Zuweilen zeigt ein auf volksthümlichem Wege in das Romanische übergegangenes Wort doch eine den Lautgesetzen theilweise nicht entsprechende, dem Lateinischen nahe gebliebene Gestaltung (so z. B. franz. *livre* = lat. *lĭbrum*, wo also *i* dem lautgesetzlich geforderten Uebergange in *ei*, *oi* [vgl. *pĭperem* = *poivre*] sich entzogen hat). Es beruht dieser Vorgang darauf, dass die betreffenden Worte vorwiegend von den des Lateins Kundigen gebraucht und dadurch ihrer schriftlateinischen Form treuer erhalten wurden. Man kann derartige Worte Halblehnworte nennen.

3. Anlass zu dem Eindringen nichtlateinischer, bzw. nicht schon im Latein vorhandener Lehnworte in das Romanische gaben folgende Thatsachen:

a) Die romanischen Sprachen haben sich in Gebieten entwickelt, in denen ursprünglich andere, zum Theil dem Latein sehr fernstehende Sprachen (Keltisch, Iberisch, Rätisch, Dacisch etc.) gesprochen wurden. Aus diesen durch das Romanische verdrängten Sprachen sind in dasselbe mehr oder weniger zahlreiche Worte übergegangen.

b) Das Ländergebiet, in welchem die romanischen Sprachen sich entwickelten, wurde zur Zeit der Völkerwanderung fast in seinem ganzen Umfange von germanischen Volksstämmen besetzt, welche zum Theil (in Oberitalien, Gallien [namentlich Nordgallien], Pyrenäenhalbinsel) sich dauernd dort ansiedelten. Im Laufe der Zeit wurden diese Germanen allerdings romanisirt und vertauschten ihre angestammte Sprache mit dem betreffenden romanischen Landesidiome, dieses letztere jedoch wurde mehr oder weniger durch germanischen Einfluss berührt, und zwar namentlich in lexikalischer Hinsicht. So mischte sich, besonders in Gallien und Spanien, der romanische Wortschatz mit zahlreichen germanischen Elementen. In Nordfrankreich wiederholte sich eine solche Mischung in Folge der Festsetzung der Normannen.

Die aus dem Germanischen in das Romanische übergegangenen Worte bezeichnen — entsprechend der politischen

und socialen Stellung der Germanen in den romanischen Ländern — vorwiegend Begriffe des Kriegswesens, des Seewesens, der Verfassung, des Rechts etc.; vereinzelt werden jedoch auch zur Bezeichnung von Farben, abstrakten Begriffen etc. germanische Worte verwandt. Beachtenswerth ist ausserdem die Romanisirung zahlreicher germanischer Personennamen.

c) Die arabische Herrschaft auf der Pyrenäenhalbinsel und der mächtige Einfluss der arabischen Cultur auf die europäische Civilisation während des früheren Mittelalters hatte das Eindringen vieler arabischer Worte in die romanischen Sprachen zur Folge. Besonders betroffen wurde davon, wie erklärlich, das Spanische, das Portugiesische und das Sicilische.

Auch die Kreuzzüge leisteten der Einbürgerung arabischer und anderer orientalischer Worte in Süd- und Westeuropa Vorschub.

d) Das romanische Sprachgebiet auf der Balkanhalbinsel wurde von finnischen, albanesischen und slavischen Volksstämmen besetzt, bzw. umgrenzt. Die Folge davon war eine weitgehende Mischung des dortigen romanischen Idioms mit finnischen (namentlich türkischen), albanesischen und slavischen Worten.

e) Die romanischen Völker standen stets unter einander in nahen politischen und culturellen Beziehungen (namentlich die Franzosen, Provenzalen, Italiener, Spanier, Portugiesen) und in Folge dessen auch in einem lebhaften Wortaustausche.

f) Auch mit den übrigen Völkern Europa's, besonders mit den germanischen (und unter diesen wieder namentlich mit den Engländern und Deutschen) unterhielten die Romanen im Mittelalter sowohl wie in der Neuzeit rege Beziehungen, deren sprachliche Folge ein vielseitiger Wortaustausch war. Freilich bestehen in dieser Hinsicht zwischen den einzelnen romanischen Völkern erhebliche Unterschiede, namentlich dürften sich die Franzosen am regsten, die Provenzalen dagegen am wenigsten rege an der Entlehnung von Worten aus modern europäischen (nichtromanischen) Sprachen betheiligt haben.

g) Endlich sind, wie bekannt, die bedeutenderen romanischen Völker in politische und commercielle Beziehungen zu zahlreichen aussereuropäischen Nationen und Volksstämmen getreten und haben den Sprachen derselben einzelne Worte entlehnt.

§ 3. Classification der Lehnworte im Romanischen.

1. Für eine Eintheilung der Lehnworte in den romanischen Sprachen nach ihrem Ursprunge dürfte etwa folgendes Schema zu entwerfen sein:

A. Lehnworte lateinischen Ursprunges (Halblehnworte).

a) Dem Schriftlatein entlehnte Worte (*mots savants*), z. B. franz. *innocent* (vgl. *nuisant*), *cause* (vgl. *chose*), *solliciter* (vgl. *soucier*).

b) Worte lateinischen Ursprunges, welche eine romanische Sprache aus einer andern, bzw. aus dem Englischen entlehnt hat. Für das Französische lassen sich hierfür anführen z. B.: (provenzalischer Herkunft) *corsaire*, *mistral*, *croisade*, *cadenas* etc.; (italienischer Herkunft) *cavalerie*, *charlatan* (**circulatanus* [?]), *citadelle*, *concert*, *salade*, *sentinelle* etc.; (spanischer Herkunft *corridor*, *duègne*, *habler*; (portugiesischer Herkunft) *abricot*; — (engl.) *express*, *jury*.

B. Lehnworte nichtlateinischen Ursprunges (Volllehnworte).

a) Worte griechischen Ursprunges:

α) Griechische Worte, welche bereits im Lateinischen (bzw. im Kirchenlateinischen) Fremdworte waren (Erblehnworte), z. B. franz. *épître*, *bourse*, *parole*, *église*.

β) Auf gelehrtem Wege in das Romanische übertragene (alt)griechische, bzw. aus (alt)griechischen Bestandtheilen und nach (alt)griechischer Weise neugebildete Worte, z. B. franz. *télégraphe*, *photographie*, *nostalgie*.

γ) Spät-, bzw. neugriechische Worte, z. B. franz. *chicane* (*τζυκάνιον* [?]), *avanie* (*ἀβανία* [?]).

b) Worte, welche aus den dem Romanischen vorliegenden Landessprachen entlehnt sind. Hierher gehören die aus dem Keltischen, Iberischen, Rätischen, Getischen (?) in das Romanische übergetretenen Worte.

c) Worte germanischen Ursprunges:

α) Aus den altgermanischen Sprachen (Gothisch, Altnordisch, Fränkisch etc.) entlehnte Worte, z. B. franz. *auberge*, *boulevard*, *guerre*, *guérir*, *blanc*, *brun* etc.

β) Aus den modern germanischen Sprachen (namentlich aus dem Deutschen und aus dem Englischen) entlehnte Worte, z. B. franz. *lansquenet*, *sabre*, *schlague*, *renne*, *hamster*, *bismuth*, *cobalt*, *zinc* etc. — *budget*, *bill*, *club*, *redingote* etc.

d) Worte slavischen Ursprunges, z. B. franz. *calèche*, *steppe*, *cosaque*, *cravache*.

e) Worte magyarischen Ursprunges, z. B. franz. *hussard*, *dolman*, *shako*.

f) Worte orientalischen Ursprunges:

α) Worte hebräischer Herkunft (aus der Bibelsprache in das Romanische übergegangen), z. B. *éden*, *chérubin*, *gêne*, *pâque* etc.

β) Worte arabischer Herkunft: *α'*) aus dem mittelalterlichen Arabisch entlehnte Worte, z. B. franz. *alcôve*, *alcool*, *almanac*, *admiral*, *zéro*, *chiffre* etc. (NB. Zum Theil sind diese Worte zunächst nur in das Spanische übergegangen und erst durch dieses den übrigen romanischen Sprachen übermittelt worden.) *β'*) Aus dem neueren Arabisch entlehnte Worte, z. B. franz. *razzia*, *gourbi*, *goum*. Derartige Worte finden sich fast nur im Französischen, in welches sie in Folge der Eroberung und Colonisation Algiers Eingang erhielten.

γ) Worte indischer Herkunft, z. B. franz. *orange*, *nabab*, *paria*, *jongle*, *mousson*. Zum Theil sind derartige Worte durch Vermittelung des Portugiesischen, bzw. des Englischen, in die romanischen Sprachen eingeführt worden (so beruhen z. B. die romanischen Worte für den Begriff »Orange« zunächst auf dem port. *laranja* und erst dieses auf indischem *nagaranča* »Elephantenliebe«).

δ) Worte persischer Herkunft, z. B. franz. *échec* (wenn = pers. *schach*), *roc* (Thurm im Schachspiel).

ε) Worte chinesischer Herkunft, z. B. franz. *thé*.

ζ) Worte malayischer Herkunft, z. B. franz. *orang-outang*, *casoar*.

g) Worte amerikanischen Ursprunges, z. B. franz. *chocolat*, *ouragan*, *tabac*, *quinquina* etc. Zum Theil sind diese Worte durch Vermittelung des Spanischen den übrigen romanischen Sprachen zugeführt worden.

2. Ihrer lautlichen Gestaltung nach theilen sich die Lehnworte im Romanischen in drei Klassen:

a) Worte, welche den romanischen Lautgesetzen entsprechend umgestaltet worden sind und dadurch das Gepräge ihrer fremden Herkunft verloren haben (hierher gehören namentlich die aus den altgermanischen Sprachen entlehnten Worte und die griechischen Erblehnworte).

b) Worte, welche ihre fremde lautliche Gestaltung ganz oder annähernd beibehalten haben und in Folge dessen auch noch als fremde Worte empfunden werden, wie z. B. im Französischen die italienischen Worte *agio*, *bravo*, *libretto*, oder das deutsche Wort *trink-hall* (Fremdworte).

c) Worte, welche eine von den Lautgesetzen unabhängige, auf Volksetymologie oder willkürlicher Verstümmelung beruhende Umgestaltung erfahren haben, wie z. B. franz. *choucroute* = Sauerkraut, *frichti* = Frühstück.

3. Als eine ganz eigenartige Klasse von Lehnworten sind diejenigen romanischen Worte gelehrter Bildung (s. Nr. 1, A. a)) anzusetzen, welche nach Analogie fremder Sprachen eine Bedeutung angenommen haben, die ihnen in der betreffenden romanischen Sprache ursprünglich nicht zukommt. Französische Worte dieser Art sind z. B. *exhibition* im Sinne von »Ausstellung« (engl. *exhibition*), *adresse* im Sinne von »politische Zuschrift« (engl. *address*), *sélection* im Sinne von »Zuchtwahl« (engl. *selection*); *contributions* im Sinne von »Beiträge«, *culture* im Sinne von »Cultur, Civilisation« etc. Man könnte solche Worte in der betreffenden Anwendung »Bedeutungslehnworte« nennen.

Eine zusammenfassende Untersuchung über die Lehnworte oder auch nur über einzelne Kategorien der Lehnworte im Romanischen ist noch nicht geführt, bzw. nicht veröffentlicht worden. Dagegen giebt es mehrfache Monographien über die Lehnworte (und besonders wieder germanischen und arabischen Ursprunges) in den romanischen Einzelsprachen, namentlich im Französischen und im Spanischen. Dieselben werden in den betreffenden Abschnitten des 3. Theiles namhaft gemacht werden.

§ 4. Romanische Lehnworte in fremden Sprachen.

1. Zahlreiche romanische Worte sind als Lehn-, bzw. als Fremdworte in andere Sprachen, namentlich in die germanischen (und besonders wieder in die englische) und in die slavischen, übergegangen. Vielleicht dürften die Romanen sogar mehr Lehnworte gegeben, als empfangen haben. Nicht selten ist auch die Erscheinung, dass ein romanisches Lehnwort in

seiner romanischen Lautgestaltung als Fremdwort in diejenige Sprache zurückkehrt, welcher es ursprünglich angehörte (so z. B. die deutschen Fremdworte Garde, Bivouac, Fauteuil u. a.).

2. Die Betrachtung der romanischen Lehnworte in fremden Sprachen ist nicht Aufgabe der romanischen Philologie, sondern Aufgabe derjenigen Philologie, welche die betreffende nichtromanische Sprache zu ihrem Objekte hat.

3. Es kann indessen auch für die romanische Philologie lehrreich und werthvoll sein, die Lautgestaltung und die Schreibweise kennen zu lernen, welche romanischen Worten in fremden Sprachen zugetheilt worden ist, indem sich daraus unter Umständen Schlüsse auf den Lautstand und die Aussprache der romanischen Worte zur Zeit ihres Ueberganges in die fremde Sprache ziehen lassen. So sind z. B. für die Geschichte der französischen Laute wichtig die französischen (bzw. normannisch-französischen) Worte im Mittelgriechischen, im Mittelhochdeutschen, im Mittelniederländischen und namentlich im Englischen der Periode von der normannischen Eroberung bis auf Shakespeare. Selbst auch für die moderne Aussprache kann die Transscription romanischer Worte in fremden Sprachen manchen nützlichen Fingerzeig geben, so ist z. B. interessant die Wiedergabe des franz. *oi* durch *ua* im Russischen.

Viertes Kapitel.

Wortgeschichte, Etymologie und Sematologie[1].

§ 1. Begriff der Wortgeschichte.

1. Wie die Sprache in ihrer Gesammtheit, so haben auch alle ihre Bestandtheile, aus denen sie sich zusammensetzt, eine stetige Entwickelung und folglich auch eine Geschichte. Demnach giebt es auch eine Wortgeschichte.

2. Die Entwickelung eines Wortes kann eine zweifache sein: a) Entwickelung der äusseren, d. h. lautlichen Wortge-

---

1) Ueblicher als »Sematologie« ist der terminus technicus »Semasiologie«, Sematologie dürfte indessen die richtigere Bildung sein, wie man ja z. B. auch »Onomatologie« und nicht »Onomasiologie« sagt. Ueber den Begriff der Sematologie vgl. unten § 5.

staltung; b) Entwickelung des begrifflichen Wortinhaltes, d. h. der Wortbedeutung. Darnach giebt es eine äussere und eine innere Wortgeschichte.

3. Dass ein Wort im Laufe einer längeren Zeit die Lautgestaltung, welche es im Beginne dieser Periode besass, unverändert beibehält (wie z. B. das lat. *rosa*, *cantare* etc. im Italienischen), ist eine zwar nicht eben seltene, immerhin aber doch nur ausnahmsweise Erscheinung.

Weit häufiger geschieht es, dass ein Wort zwar lautliche Umgestaltungen, und zwar sogar sehr erhebliche, erleidet, aber doch seinen Begriffsinhalt, d. h. seine Bedeutung unverändert festhält (so sind z. B. die lateinischen Worte *pater*, *mater*, *frater*, *soror*, *rex*, *mensis*, *annus* u. v. a. im Französischen lautlich wesentlich umgestaltet worden, ohne dass doch ihre Bedeutung auch nur im geringsten abgeändert worden wäre).

Einzelne Worte (wie etwa *rosa*, *cantare* im Italienischen) beharren sowohl in ihrer Lautgestaltung wie in ihrer Bedeutung unverändert bis auf die Gegenwart, sind also geschichtslos. Solche Geschichtslosigkeit ist aber stets nur Ausnahme.

4. Die geschichtliche Entwickelung eines Wortes lässt sich entweder in absteigender oder in aufsteigender Weise betrachten. Absteigend ist die Betrachtung, wenn man von einer älteren (bzw. von der erreichbar ältesten) Lautgestaltung, bzw. Bedeutung eines Wortes ausgeht und nun deren Entwickelung bis zu einem bestimmten Zeitpunkte, eventuell bis zur Gegenwart herab verfolgt. Aufsteigend ist die umgekehrte Betrachtungsweise, welche von einer jüngeren (bzw. von der jüngsten, d. h. bei lebenden Sprachen von der gegenwärtigen) Lautgestaltung, bzw. Bedeutung eines Wortes zu der älteren, bzw. zu der erreichbar ältesten vorzudringen strebt. Die aufsteigende bildet, wenn sie sich auf die Lautgestaltung bezieht, die Disciplin der Etymologie; wenn sie dagegen die Bedeutung zu ihrem Objekte hat, einen Theil der Disciplin der Sematologie.

§ 2. Die Geschichte der Lautgestaltung der romanischen Worte (vgl. auch unten § 4).

1. Die beiden Endpunkte in der romanischen Wortgeschichte sind, soweit dieselbe Worte lateinischen Ursprunges

behandelt, einerseits das Latein, andrerseits die gegenwärtigen romanischen Schriftsprach-, bzw. Volkssprachformen. Bei Worten nichtlateinischen Ursprunges bildet den Ausgangspunkt der absteigenden Geschichtsbetrachtung diejenige Lautgestaltung des betreffenden Wortes, welche es in seiner Sprache zu der Zeit besass, als es aus derselben in das Romanische übertrat. Freilich ist diese Gestaltung nicht immer mit Sicherheit nachweisbar. Namentlich gilt dies von Worten germanischen Ursprunges, indem unsere Kenntniss der zur Zeit der Besetzung des romanischen Gebietes durch die Germanen gesprochenen germanischen Idiome (Langobardisch, Suevisch, Burgundisch, Fränkisch etc.) eine sehr unvollkommene ist. Meist wird man also auf das Gothische und auf das Altnordische zurückgehen müssen als auf diejenigen altgermanischen Sprachen, von denen wir die relativ vollständigste Kenntniss besitzen. Direkte Entlehnung aus dem Gothischen und aus dem Altnordischen ist freilich nur innerhalb bestimmter romanischer Sprachgebiete (einerseits Spanisch, Italienisch, Provenzalisch, andererseits Normannisch-Französisch) anzunehmen. In der Mehrzahl der Fälle, in denen ein germanisches Lehnwort im Romanischen einem gothischen oder altnordischen Worte entspricht, ist demnach das letztere nicht das unmittelbare Etymon des ersteren, sondern vertritt nur das nicht mehr zu ermittelnde eigentliche Ursprungswort.

2. Abgesehen von den unter Nr. 3 zu erwähnenden Ausnahmefällen erfolgt die lautliche Entwickelung der romanischen Worte lateinischen und germanischen Ursprunges durchaus nach Massgabe der Lautgesetze. Es fällt also die äussere Wortgeschichte zusammen mit der Lautgeschichte: an den Worten, weil sie eben Complexe von Einzellauten sind, vollziehen sich die Processe des Lautwandels. Die Sprachlaute erscheinen ja überhaupt in flectirenden Sprachen nicht isolirt, sondern nur innerhalb mehr oder weniger umfangreicher Lautcomplexe.

3. Eingeschränkt, bzw. aufgehoben oder doch beeinträchtigt wird die Wirksamkeit der Lautgesetze in der Wortentwickelung durch das Princip der Analogiebildung, der gelehrten Conservirung, und der Volksetymologie, vgl. oben Buch 1, Kap. 3, §2, Nr. 2 (S. 44 ff.). Auch durch den Process der Suffix-

vertauschung (vgl. oben S. 47 f.) wird der normale Gang der Lautentwickelung gestört.

4. Zuweilen sind aus einem Grundworte, indem dasselbe einmal nach Massgabe des einen, das andere Mal nach Massgabe eines anderen Lautgesetzes behandelt wurde, zwei romanische Worte hervorgegangen, wie z. B. aus lat. *justitia* franz. *justice* und *justesse*. Solche Doppelformen pflegen auch durch Verschiedenheit der Bedeutung auseinandergehalten zu werden (Wortdifferenzirung).

5. Eine wichtige Aufgabe der äusseren romanischen Wortgeschichte ist die Feststellung der zeitlichen Aufeinanderfolge der verschiedenen Erscheinungsformen in der lautlichen Gestaltung eines Wortes. Es werde dies an einem Beispiele kurz erläutert: neufranz. *choir* geht unzweifelhaft zurück auf lat. **cadēre*, *cădĕre*. Zur Entstehung von *choir* aus *cádere* haben — abgesehen von dem in das Gebiet der Flexionsgeschichte fallenden Uebertritt des *cádĕre* aus der starken Conjugation in die E-Conjugation — folgende Lautwandelvorgänge mitgewirkt: a) Abfall des auslautenden tonlosen *e* (*cadēr*), b) Uebergang des hochtonigen *ē* in *ei* (*cadeir*), c) Uebergang des *c* in *ch* (*chadeir*), d) Schwächung des tonlosen *a* in *e* (*chedeir*), e) Ausfall des intervocalischen *d* (*cheeir*), f) Uebergang des *ei* in *oi* (*cheoir*), g) Zusammenziehung des *eoi* in *oi* (*choir*). Selbstverständlich sind diese sieben verschiedenen Lautwandelvorgänge nicht gleichzeitig eingetreten, d. h. nicht mit einem Male ist aus **cadēre* *choir* hervorgegangen, sondern sie sind in mehr oder minder langen Zwischenräumen auf einander gefolgt, und die Lautgestaltung *choir* ist das Endergebniss einer langen Entwickelungsreihe, so dass also zwischen **cadēre* und *choir* so und so viele Zwischenstufen liegen, welche oben durch die in Klammern gesetzte Formen angedeutet sind. Es gilt nun eben Zahl, Beschaffenheit und Aufeinanderfolge dieser Zwischenstufen zu bestimmen und, wenn möglich, das wirkliche Vorhandengewesensein der letzteren durch Belege aus Texten nachzuweisen (nicht belegbare Gestaltungen, wie z. B. **chedeir*, müssen durch vorgesetztes Sternchen als solche gekennzeichnet werden). Nur durch consequente Anwendung dieses Verfahrens und durch die daraus sich ergebende Aufstellung einer Chronologie der Lautwandelvorgänge ist wirk-

liche Einsicht in das Wesen und in den Gang des Lautwandels überhaupt zu erreichen.

6. Bei Betrachtung der äusseren Geschichte der gemeinromanischen (d. h. in allen romanischen Sprachen vorhandenen) Worte fällt die Thatsache scharf in die Augen, dass die verschiedenen romanischen Sprachen dasselbe (lateinische) Wort entweder von vornherein nach verschiedenen Principien behandelt haben (vgl. z. B. ital. *fiore*, aber franz. *fleur* = *florem*, ital. *coricare*, aber franz. *coucher* = *collocare*, ital. *vengo*, aber franz. *viens* = *venio*, ital. *avuto*, aber franz. *eu* = **habūtum*) oder in der Behandlung desselben (lateinischen) Wortes anfangs, bzw. in Bezug auf einzelne Laute den gleichen Weg eingeschlagen, dann aber sich getrennt und folglich ebenfalls wieder verschiedene Ergebnisse erzielt haben (z. B. lat. **cadēre* wird zu ital. *cadēre*, span. *cader*, altspan. *caer*, port. *cahir*, prov. *cazer*, rum. *cadere*, franz. *choir*, rätorom. *tχẹt* [prt. pf.]; der Anlaut *ca* ist also in allen Sprachen, mit Ausnahme des Französischen und Rätoromanischen erhalten, in der Behandlung des intervocalischen *d* aber befolgen Italienisch, Altspanisch und Rumänisch ein anderes Princip, als Neuspanisch, Portugiesisch, Provenzalisch und Französisch, und diese vier letzteren Sprachen differiren wieder unter einander). Eben hierauf beruht zu einem wesentlichen Theile die Verschiedenheit zwischen den einzelnen Sprachen.

Der erste Anstoss zu der in den verschiedenen Sprachen verschiedenen Lautentwickelung desselben lateinischen Wortes muss durch die Eigenart des jeder romanischen Einzelsprache zu Grunde liegenden vulgärlateinischen Provinzialdialektes, bzw. durch die Eigenart der in dem Gebiete jedes romanischen Idiomes vor der Romanisirung gesprochenen Sprache (Keltisch, Iberisch etc.) gegeben worden sein. An klarer Einsicht aber in diesen wichtigen Vorgang fehlt es noch gar sehr.

7. Absolut neue, d. h. an keinen bereits vorhandenen Stamm sich anschliessende Worte dürften mit Ausnahme von schallnachahmenden Worten (Onomatopoieta), wie z. B. franz. *craquer*, *cric*, *cliquetis* (woran sich auch Worte wie *zigzag* etc. reihen lassen), nicht entstanden sein. Eine nur scheinbare Ausnahme bilden die Worte historischen Ursprunges (wie franz. *amphitryon*, *phaéton*, *silhouette*, *guillotine* etc.); vgl. über diese unten Kap. 6, § 2 h.

§ 3. Die Geschichte der Bedeutung der romanischen Worte (vgl. auch unten § 5).

1. Diejenigen lateinischen, bzw. germanischen etc. Worte, welche in das Romanische übergingen, besassen selbsverständlich eine bestimmte und begrenzte Bedeutung. Diese Bedeutung festzustellen, ist uns bei den Worten lateinischen Ursprunges, sofern sie durch die Litteratur in verschiedenartigen Textzusammenhängen überliefert sind, im Allgemeinen nicht allzuschwer, und der romanische Philolog findet in den besseren lateinischen Wörterbüchern diese Arbeit bereits vollzogen. Auch zur Feststellung der ursprünglichen Bedeutung der in das Romanische übergegangenen germanischen Worte fehlt es nicht an Mitteln (z. B. Vergleichung des gothischen Bibeltextes mit der Vulgata, bzw. mit dem griechischen Originale; germanisch [althochdeutsch etc.] -lateinische Glossare; Vergleichung der althochdeutschen, angelsächsischen etc. Uebersetzungen lateinischer Werke mit den Originalen; Vergleichung der germanischen Worte mit den entsprechenden im Lateinischen, Griechischen, Slavischen, Sanskrit etc.), aber freilich sind diese Mittel nicht immer zulänglich, zumal da eben mit dem misslichen Factor gerechnet werden muss, dass uns die germanischen Idiome, welche den romanischen Sprachen Lehnworte geliefert haben, mit Ausnahme des Gothischen, des Althochdeutschen, des Altnordischen und des Angelsächsischen nur sehr unvollkommen bekannt sind (vgl. oben § 2, 1, S. 144).

2. Vielfach haben die in das Romanische übergegangenen lateinischen, bzw. germanischen etc. Worte die Bedeutung, welche sie im Latein etc. besassen, unverändert bis zur Gegenwart beibehalten (Beispiele s. oben § 1, Nr. 3, S. 152). Vielfach aber ist die Bedeutung mehr oder weniger nuancirt, oft auch völlig geändert worden (man denke z. B. an den Bedeutungswandel, den lat. *comes*, *caballus*, *focus*, *jocus*, *mittere*, *collocare*, *tremere* u. v. a. oder germ. *warjan*, *want*, *weidanjan*, *weigaro* u. v. a., entweder in allen oder doch in einzelnen romanischen Sprachen erlitten haben, vgl. franz. *conte*, *cheval*, *feu*, *jeu*, *mettre*, *coucher*, *craindre*, *guérir*, *gant*, *gagner*, *guère*). Zuweilen ist der Bedeutungswandel ein so schroffer, dass er der oberflächlichen Betrachtung unerklärlich scheint (vgl. z. B. franz. *tuer* »tödten« von lat. *tutare* »schützen«; der Wandel

erklärt sich aus Verbindungen wie *tutare focum* u. dgl., eigentlich »das Feuer schützend bedecken«, dann »das Feuer durch Ueberdecken mit einem ihm die Luft benehmenden Gegenstande auslöschen«, also *tuer qlq.* eigentlich: »Jemand auslöschen, Jemandem das Lebenslicht ausblasen«).

3. Die innere Wortgeschichte hat nun die doppelte Aufgabe, die eingetretenen Bedeutungswandelungen nachzuweisen und dieselben zu erklären, in letzterer Beziehung also gleichsam die logischen Brücken aufzufinden, welche von einer Bedeutung zur andern hinüberleiten. Gelöst kann diese Doppelaufgabe nur werden durch sorgsame Beobachtung des Sprachgebrauches und insbesondere der Wortverbindung, denn ein Wort offenbart seine Bedeutung zumeist nur durch seine syntaktische Verbindung mit andern Worten. Die Geschichte des Bedeutungswandels ist vielleicht die schwierigste Disciplin der Philologie, jedenfalls ist sie diejenige Disciplin, deren Behandlung die höchste Feinfühligkeit, ausgebildetestes Beobachtungstalent und entwickelteste Combinationsgabe erfordert. Denn die Bedeutung ist gleichsam die Seele, das geistige Element des Wortes, während die Lautgestalt sich dem Leibe vergleichen lässt. In dem Bedeutungswandel liegt demnach ein psychologischer Process vor, ein solcher aber ist seinem Wesen nach complicirter und schwieriger zu beobachten und zu verstehen, als ein physischer Process, wie dies, wenigstens vielfach, der Lautwandel ist.

4. Für den Bedeutungswandel im Romanischen lassen sich etwa folgende Hauptkategorien aufstellen:

a) Veredelung des Wortsinnes (Bedeutungshebung): ein Wort, dem ursprünglich eine geringschätzige Bedeutung zukommt, verliert dieselbe und bezeichnet den betreffenden Gegenstand schlechthin, ohne jede herabsetzende Bedeutungsnuance.

Veredelt worden ist z. B. die Bedeutung der lateinischen Worte *caballus*, *carrus* (»Gaul«, »Karren«) im franz. *cheval*, *char* (vgl. z. B. auch franz. *maréchal*, *senéchal*).

Vergleicht man die romanischen Worte ihrer Bedeutung nach mit den entsprechenden im Schriftlatein, so findet man die Bedeutungshebung in weitem Umfange durchgeführt. Es ist dies darin begründet, dass viele Worte im Schriftlatein nur

in geringschätzigem Sinne angewandt wurden, während das Volkslatein sie in schlechthinniger Bedeutung an Stelle der dafür im Schriftlatein üblichen brauchte (also z. B. eben *caballus* für *equus*, *carrus* für *currus*). Ein derartiges Verhältniss besteht stets zwischen Volkssprachform und Schriftsprachform (im Deutschen zwischen Plattdeutsch und Hochdeutsch; daher die den Deutschen wunderlich anmuthende Erscheinung, dass im Holländischen — einem zur Schriftsprache erhobenen plattdeutschen Dialekte — Worte auch im erhabenen Style angewandt werden, welche man im Schriftdeutschen zu brauchen meidet, z. B. *spoeden* »eilen«, *bezoedeln* »beflecken« [in Verbindungen wie: *zich met overspel en moord bezoedeln* »sich mit Ehebruch und Mord beflecken«], *krijgen* »bekommen« etc.).

Als eine Bedeutungshebung lässt sich auch die im Romanischen ungemein häufige Erscheinung betrachten, dass lateinische Deminutiva schlechthinnige Bedeutung angenommen haben (franz. *soleil*, *abeille*, *corbeille* etc. etc.).

b) Vergröberung des Wortsinnes (Bedeutungssenkung): ein ursprünglich in edlem oder doch in schlechthinnigem Sinne gebrauchtes Wort nimmt eine geringschätzige Bedeutung an.

Bedeutungssenkung (zugleich freilich bei *palatium* auch Bedeutungserweiterung) hat z. B. stattgefunden, wenn lat. *palatium*, eigentlich »der Kaiserpalast« im Romanischen jeden Palast bezeichnet, oder wenn franz. *valet* (= *vasselet* von *vassallus*) die Bedeutung »Kammerdiener« angenommen hat. Besonders häufig ist Bedeutungssenkung bei Lehnworten germanischen Ursprunges eingetreten (vgl. franz. *hère*, *schlague*, *reitre*, *rosse*, *loustic* etc.).

c) Verallgemeinerung des Wortsinnes (Bedeutungserweiterung): die ursprünglich enger begrenzte Bedeutung eines Wortes wird über die ganze in Betracht kommende Begriffssphäre hin erweitert. Dies geschieht z. B., wenn lat. *mittere* »senden« im franz. *mettre* die ganz allgemeine Bedeutung »setzen, stellen, legen« annimmt, wenn *pagus* »Landbezirk, Gau« in franz. *pays* zur generellen Bedeutung »Land« gelangt, wenn lat. *inimicus* in franz. *ennemi* seinen Sinn verallgemeinert, wenn lat. *saltare* »tanzen« im franz. *sauter* zu »springen« wird (dies allerdings auch im Lateinischen die eigentliche Bedeutung,

vgl. *salire*), wenn *homo* im Französischen zu dem unbestimmten Pronomen *on* herabsinkt etc.

d) Beschränkung des Wortsinnes (Bedeutungsverengung): die ursprünglich über eine ganze Begriffssphäre ausgedehnte Bedeutung eines Wortes wird auf ein enges Gebiet derselben beschränkt, auf eine bestimmte Einzelheit specialisirt. Dies geschieht z. B. bei der Bedeutungsbeschränkung von franz. *épître*, *dôme*, *vêpre* etc. auf bestimmte kirchliche Begriffe (wie überhaupt sehr häufig die Verwendung eines Wortes als kirchlicher, bzw. religiöser terminus technicus die Bedeutungsbeschränkung desselben zur Folge gehabt hat; ein merkwürdiger Fall des Gegentheiles ist *parabola* »Gleichniss«, *parabolare* »im Gleichniss sprechen«, aber franz. *parole* »Wort«, *parler* »reden«). Andere Beispiele sind etwa: lat. *caro* »Fleisch« im Allgemeinen, aber franz. *chair* nur Fleisch noch lebender Geschöpfe (daher Fleisch als Genussmittel *viande*), lat. *ponere* »setzen, stellen, legen« ganz im Allgemeinen, aber franz. *pondre* nur »Eier legen«; lat. *volare* »fliegen«, franz. *voler* hat diese allgemeine Bedeutung allerdings bewahrt, daneben aber noch eine ganz specielle causative Bedeutung angenommen: »etwas fliegen machen«, d. h. »etwas heimlich entwenden, stehlen«, lat. *sedēre* »sitzen« ganz allgemein, aber neufranz. *seoir* fast nur noch »sitzen« von Kleidern im Sinne von »passen«, *ruga* »Runzel«, d. h. eine tiefliegende (Gesichts)linie, aber franz. *rue* »Strasse«, d. h. ein zwischen den Häusern hinlaufender und, von der Höhe derselben aus betrachtet, tiefliegender als Weg benutzter Streifen. — Hierher gehören auch Fälle, in denen sich bereits im Lateinischen eine specielle Wortbedeutung neben der allgemeinen entwickelt hat, z. B. *carmen* »Lied« im Allgemeinen, aber auch schon speciell »Zauberlied, Zauberformel«, daher franz. *charme* (unter Verlust der allgemeinen Bedeutung) »Zauber«, *charmer* »bezaubern«. — Sehr häufig besitzen Worte neben ihrer allgemeinen Bedeutung noch eine besondere prägnante, z. B. franz. *poudre* »Staub« und »Schiesspulver«, *verre* »Glas« und »Trinkglas«, *patron* »Schutzherr« und »Lehrherr« etc.

e) Entbildlichung des Wortsinnes (Bedeutungsfestigung): ein ursprünglich nur im bildlichen Sinne zur Bezeichnung eines Begriffes gebrauchtes Wort entäussert sich der

metaphorischen Kraft und befestigt sich als schlechthinniger Ausdruck für den betreffenden Begriff. Dies ist z. B. geschehen, wenn lat. *testa* »Scherben« im Französischen und Italienischen etc. zur Bezeichnung für »Kopf« geworden ist oder wenn franz. *chaut* = lat. *calet* (oder *callet*?) mit Aufgabe seiner eigentlichen Bedeutung den Sinn von »es ist daran gelegen« angenommen hat; ähnlich verhält sich z. B. auch franz. *chef* zu lat. *cap(ut)*.

f) Umsprung des Wortsinnes (Bedeutungsbeugung): ein Wort springt aus seiner ursprünglichen Bedeutungssphäre in eine andere benachbarte über, bezeichnet z. B. statt einer Handlung den Ort oder das Ergebniss der Handlung, statt eines Raumes den Inhalt dieses Raumes u. dgl. Hierher gehört z. B. der Bedeutungsübergang des lat. *focus* von »Feuerstelle, Heerd« zu »Feuer«. Indem derartiger Bedeutungsumsprung mehrere Male bei demselben Worte erfolgen kann, entfernt sich die schliesslich sich ergebende Bedeutung oft wesentlich von der ursprünglichen, vgl. z. B. lat. *tutare* und franz. *tuer* (s. oben S. 156 f.), lat. *sortire* für *sortiri* und franz. *sortir* (»loosen« — [aus der Urne, dem Helme] herausspringen [vom Loose] — »herausgehen«).

Der Bedeutungswandel kann übrigens auch ein combinirter sein, es kann z. B. gleichzeitig Veredclung und Entbildlichung des Wortsinnes stattfinden, wie dies z. B. in dem Bedeutungswandel von *testa* zu *tête* geschehen ist, denn die (ursprünglich nur bildlich gemeinte) Verwendung des Begriffes »Scherben« für den Begriff »Kopf« war eigentlich eine rein vulgäre und verächtlich gemeinte.

Neben den aufgeführten sechs Hauptkategorien des Bedeutungswandels bestehen innerhalb der einzelnen Wortkategorien, namentlich innerhalb derjenigen des Substantivs und derjenigen des Verbums, noch andere (z. B.: die abstrakte Bedeutung wandelt sich in die concrete oder umgekehrt; ein Ding wird als Person oder eine Person als Ding aufgefasst; ein intransitives Verbum wird transitiv, bzw. causativ etc. etc.).

Bedeutungswandel erfolgt auch durch Uebertritt eines Wortes aus einer Wortkategorie in die andere (vgl. z. B. *serum* und *soir*, *alba* und *aube*, *vermiculus* und *vermeil*, *casa* und *chez*).

Endlich kann Bedeutungswandel herbeigeführt werden durch die Anwendung eines Wortes in bestimmten Verbin-

dungen und wieder durch seine Lösung aus solchen Verbindungen (vgl. z. B. den Bedeutungswandel der lateinischen Substantive *passus* und *punctum* in franz. *ne ... pas*, *ne ... point* und wieder die verneinende Bedeutung von isolirtem, bzw. mit *du tout* verbundenem *pas*, *point*, ähnlich auch *personne*, *rien* etc.).

Des Bedeutungswandels fähig sind nicht bloss die Worte als solche, sondern auch die zur Wortbildung gebrauchten Suffixe (vgl. z. B. den Wandel in der Bedeutung des Suffixes *-ard* in Bildungen wie *richard*, *mouchard*; vgl. z. B. auch die verschiedene Bedeutung des Suffixes *-on[e]* im Französischen und Italienischen).

Die innere Wortgeschichte berührt sich also eng mit der Lehre von der Wortbildung.

5. Wie in der Behandlung der Lautgestalt, so sind auch hinsichtlich der Entwickelung der Wortbedeutung die romanischen Einzelsprachen vielfach verschiedene Wege gewandelt. In Folge dessen erscheint ein und dasselbe lateinische, bzw. germanische Wort in den verschiedenen Sprachen in verschiedener Bedeutung, vgl. z. B. lat. *captivus* »gefangen« = ital. *cattivo* »schlecht« = franz. *chétif* »armselig«; lat. *quaerere* »suchen« = franz. *quérir* = span. *querer* »lieben«; lat. *civitas* »bürgerliches Gemeinwesen« = ital. *città* »Stadt« = franz. *cité* »innere Stadt« etc.

6. Auch innerhalb einer einzelnen Sprache findet häufig Bedeutungswandel, namentlich durch Umsprung (s. oben Nr. 2 f) statt, so dass in einer jüngern (bzw. in der gegenwärtigen) Sprachperiode ein Wort andere Bedeutung angenommen haben kann, als sie ihm in einer älteren zukam; man denke z. B. daran, dass franz. *parterre* in der älteren Sprache die heute durchaus aufgegebene Bedeutung *rez-de-chaussée* besass, wie es denn überhaupt nur des Einblicks in ein besseres Lexikon einer romanischen Sprache bedarf, um zu sehen, wie viele noch vorhandene Worte in bestimmten Bedeutungen gegenwärtig veraltet sind.

[7. Romanische Worte, welche als Lehnworte in fremde Sprachen übergegangen sind, haben in denselben oft die Bedeutung beibehalten, welche sie zur Zeit ihres Uebertrittes be-

sassen — so z. B. im Deutschen »Parterre« — oder eine ganz andere Bedeutung angenommen, wie z. B. im Deutschen »Rouleau«, »Couvert« im Sinne von »Briefumschlag«. Es bedarf nicht erst der Bemerkung, dass derartige Worte bei dem praktischen Sprachstudium aufmerksam beachtet werden müssen.]

Zusammenhängende Untersuchungen über den Bedeutungswandel im Romanischen sind bis jetzt nicht veröffentlicht worden [angekündigt ist das Erscheinen einer Dissertation von HEIMBERT LEHMANN, Der Bedeutungswandel im Französischen. Erlangen (1884?). A. Deichert]. Gelegentliche, meist sehr feinfühlige Bemerkungen findet man in DIEZ' Etym. Wörterbuch, sowie in TOBLER's, FOERSTER's und Anderer Ausgaben altfranzösischer Gedichte. Für das Französische bietet LITTRÉ's Dict. reiches Material. Es ist lebhaft zu wünschen, dass sich die Aufmerksamkeit und die Forschung der romanischen Philologen mehr, als bisher geschehen, diesem Gegenstande zuwenden möchte, durch dessen Behandlung Einblicke von jetzt kaum geahnter Tragweite in das Geistesleben der Romanen gewonnen werden dürften. Eine erwünschte Vorarbeit zu einschlägigen Untersuchungen würde die Aufstellung folgender Wortregister sein: a) Verzeichniss derjenigen lateinischen Worte, deren Bedeutung in allen romanischen Sprachen unverändert geblieben ist; b) Verzeichniss derjenigen lateinischen Worte, deren Bedeutung in einigen romanischen Sprachen unverändert geblieben, in andern verändert worden ist; c) Verzeichniss derjenigen lateinischen Worte, deren Bedeutung in allen romanischen Sprachen verändert worden ist; d) Verzeichniss der in alle romanischen Sprachen übergegangenen Wörter germanischen Ursprunges mit Angabe ihrer Bedeutung. — Zur Vornahme solcher Arbeiten könnten sich mehrere Romanisten in der Art verbinden, dass ein jeder den Wortschatz einer Sprache durchmustert. Das Rätoromanische übrigens müsste wohl wegen der Unzulänglichkeit der vorhandenen lexikalischen Hülfsmittel vorläufig bei Seite gelassen werden. Selbstverständlich müssten alle gelehrten Worte lateinischen Ursprungs unberücksichtigt bleiben, da bei diesen die Beibehaltung der lateinischen Bedeutung rein conventionell ist. Besondere Aufmerksamkeit müsste in dieser Beziehung auf das Rumänische verwandt werden, da dies von mots savants geradezu wimmelt (ganz ähnlich wie das Neugriechische).

§ 4. Die Etymologie (vgl. auch § 2).

1. Sprachen, welche eine längere Entwickelungsbahn bereits durchlaufen haben, zeigen nie oder doch nur in seltenen Ausnahmefällen die ursprüngliche, d. h. die mit den Lauten der betreffenden Wurzeln übereinstimmende Lautgestaltung der Worte, es ist vielmehr diese letztere meist um so mehr umgeändert, je länger die durchmessene Entwickelungsbahn ist.

Ja, die Umänderung ist häufig eine so erhebliche, dass die spätere Lautgestaltung eines Wortes nicht bloss der ursprünglichen, sondern auch überhaupt der älteren völlig unähnlich geworden ist, und dass die Identität der älteren und der jüngeren Wortgestaltung(en) nur durch gelehrte Forschung erkennbar wird. Es gilt dies in besonders hohem Grade von Sprachen, welche, wie die romanischen, zu einer andern Sprache in dem Verhältnisse von Tochtersprachen stehen. Denn es ist in dem Entwickelungsgange einer »Tochtersprache« begründet, dass zwischen der Periode, in welcher die Muttersprache als solche sich auslebte (und aufhörte litterarisch gebraucht zu werden), und der Periode, in welcher die neue Sprache feste Gestaltung annahm (und eine Schriftsprachform zu entwickeln begann), eine Uebergangszeit liegt, in welcher die Sprachgestaltung sich in vollem Schwanken und in einem besonders lebendigen Processe sowohl der Auflösung wie der Neubildung befand. Eine solche Uebergangszeit aber ist der lautlichen Umgestaltung der Worte (bzw. Wortformen) besonders günstig, da in ihr die Wirksamkeit der Lauttendenzen und Lautgesetze nicht gehemmt wird durch die litterarische Wortfixirung. Auch dies gilt wieder in besonderem Masse von den romanischen Sprachen, indem in diesen sich erst verhältnissmässig spät Schriftsprachformen, und zwar zunächst auch nur dialektische, ausbildeten und indem die gemeinsame Muttersprache nicht das Schriftlatein, sondern das von der Litteratur mehr oder weniger ignorirte Volkslatein war.

2. Die Feststellung der ursprünglichen, bzw. der erreichbar ältesten Lautgestaltung eines Wortes ist die Aufgabe einer besonderen philologischen Disciplin, für welche die Bezeichnung »Etymologie« üblich geworden ist (Etymologie von ἔτυμος »wahr, ächt, gewiss«, also eigentlich »Wahrheitserforschung«, »Wahrheitslehre«, eine Benennung, die, wie man sieht, ursprünglich einen ganz allgemeinen und auf jede Einzelwissenschaft wie auf die Wissenschaft überhaupt anwendbaren Sinn besitzt).

3. Auf dem Gebiete der romanischen Sprachen würde es theoretisch Aufgabe der Etymologie sein, die Geschichte der Lautgestaltung der Worte (durch das Lateinische, bzw. durch das Germanische, Keltische etc. hindurch) bis auf die urarische

Lautgestaltung, bzw. bis auf die Wurzel zu verfolgen. Praktisch kann und muss die Aufgabe der romanischen Etymologie enger begrenzt und auf die Feststellung der lateinischen, bzw. germanischen, keltischen etc. Grundformen der romanischen Worte eingeschränkt werden. Der romanische Philolog genügt also seiner Pflicht, wenn er die unmittelbaren Ursprungsworte der romanischen Worte nachweist. Was darüber hinausliegt, fällt in das Arbeitsbereich der lateinischen, germanischen etc. Philologie, bzw. der vergleichenden Sprachforschung.

Da die Worte lateinischen Ursprunges die Hauptmasse des romanischen Wortschatzes bilden, so wird die Forschung des romanischen Etymologen in der Regel im Latein ihren Endpunkt finden.

4. Die Entwickelung der Lautgestaltungen der Worte erfolgt — falls nicht ausnahmsweise Analogiebildung oder volksetymologische Umbildung oder gelehrte An-, bzw. Rückbildung eingetreten ist — durchaus nach Massgabe der Lautgesetze. Daraus ergiebt sich für den Etymologen die Verpflichtung, in seiner Forschung sich streng an die Lautgesetze zu binden und Ausnahmen von denselben nur dann anzunehmen, wenn analogische, volksetymologische oder sonstige unorganische Bildung zweifellos nachgewiesen werden kann. Allerdings wird es auch sonst geschehen können, dass der Etymolog zur Annahme einer den Lautgesetzen nicht oder doch nicht allseitig genügenden Ableitung gedrängt wird, und die Berechtigung, derartige Ableitungen aufzustellen, darf nicht bestritten werden, schon aus dem Grunde nicht, weil unsere Kenntniss der Lautgesetze noch bei weitem keine vollständige ist und mithin erwartet werden darf, dass bei fortschreitender Erkenntniss manche bis jetzt regelwidrige Lauterscheinung sich einer Regel fügen wird (man denke z. B. daran, wie manches Räthsel der französischen Lautentwickelung durch das von Bartsch und Mussafia entdeckte, von W. Förster u. A. vervollständigte Gesetz über die Entstehung des altfranz. *-ie* aus betontem lat. *a* gelöst worden ist). Hin und wieder wird sich ein etymologisches Problem auch auf textkritischem Wege hinwegräumen lassen (wie z. B. das »zu einer gewissen Berühmtheit gelangte« *lincol* : *ọ* im Hildesheimer Alexius durch W. Förster's scharfsinnige Conjectur *licon* beseitigt worden ist, vgl. Rom. Studien

III 178 f.). Freilich aber darf von diesem Mittel nur ein sehr eingeschränkter und behutsamer Gebrauch gemacht werden.

5. Vor Allem hat der Etymolog sich zu hüten, Wortableitungen auf Klangähnlichkeit zu gründen (z. B. franz. *car* mit griech. *γάρ*, franz. *genou* mit lat. *gĕnu* zu identificiren), er wird im Gegentheile als Axiom festzuhalten haben, dass gleich, bzw. ähnlich klingende Worte in keinem Verwandtschaftsverhältnisse zu einander stehen, da die Lautentwickelung eine Aenderung der Laute und damit auch des Klanges bedingt. Ebensowenig darf, wie dies schon aus dem in Nr. 3 Gesagten hervorgeht, der Etymolog die Möglichkeit beliebiger Laut-, bzw. Buchstabenvertauschungen annehmen. Nur die Etymologie, welche von diesen beiden angegebenen Irrwegen sich fernhält, darf auf den Rang und die Geltung einer Wissenschaft Anspruch erheben, jede andere Etymologie aber ist eine blosse Spielerei, ein wüstes Experimentiren, bei welchem höchstens ab und zu einmal zufällig ein glücklicher Griff gethan wird.

6. Das Streben, den Ursprung der Worte zu erforschen, ist bei den europäischen Culturvölkern so alt wie das Sprachstudium überhaupt. Schon die griechischen und römischen Grammatiker waren sehr eifrig im Etymologisiren, und die scholastischen Sprachgelehrten des Mittelalters, sowie die Philologen der Renaissancezeit folgten ihnen hierin getreulich nach. Aber dem Betriebe der Etymologie fehlte eben so lange die wissenschaftliche Grundlage und damit die Bürgschaft des Erfolges, als er nicht durch die Beobachtung der Lautgesetze geregelt wurde.

7. Auf dem Gebiete der romanischen Philologie ist in wissenschaftlicher Weise die Etymologie zuerst von Diez geübt worden. Alle vorausgegangenen Versuche besitzen ein lediglich historisches Interesse, so namentlich die von französischen Gelehrten des 16. und 17. Jahrhunderts (z. B. Ménage) aufgestellten Etymologien (zahlreiche ergötzliche Proben derselben findet man in Scheler's Dict. d'étym. française citirt).

Seitdem in Diez' Etymologischem Wörterbuche der romanischen Etymologie eine feste Grundlage gegeben worden ist[1]),

1) Richtige und für seine Zeit überraschend klare Anschauungen über das Wesen der Etymologie hat bereits Turgot in der Diderot'schen En-

ist diese Disciplin eifrig gepflegt worden, freilich — wie sich dies übrigens leicht erklärt — weniger in systematischen Werken, obwohl es auch an diesen nicht fehlt, als in gelegentlichen Bemerkungen und Untersuchungen. Indessen ist noch Vieles zu thun übrig. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Worten harrt noch der befriedigenden etymologischen Erklärung, darunter selbst so gewöhnliche, wie z. B. franz. *trouver* und *diner*. Bei einer noch grösseren Anzahl von Worten kann zwar die Ableitung an sich nicht zweifelhaft sein, aber die lautliche Entwickelung ist noch unklar oder doch nicht völlig aufgeklärt (dahin dürften trotz aller Erklärungsversuche z. B. franz. *feu*, *tuile* u. a. gehören). Ueberaus wünschenswerth wäre die Zusammenstellung eines alphabetischen Verzeichnisses sämmtlicher (auf volksthümlichem Wege) in das Romanische übergegangenen lateinischen und germanischen Worte mit Angabe der verschiedenen Gestaltungen, welche sie in den romanischen Einzelsprachen, bzw. in deren Orts- und Zeitdialekten, angenommen haben, eventuell auch unter Beifügung ihrer im Romanischen gebildeten Derivata.

Der romanische Philolog wird zuweilen dazu gedrängt werden, lateinische Etyma anzusetzen, welche in der überlieferten lateinischen Litteratur unbelegbar sind (z. B. **stopēre* = franz. *estovoir*, rätorom. *stovair*). Die Berechtigung dieses Verfahrens ist unbestreitbar, aber man darf dasselbe doch nur als einen Nothbehelf und seine Ergebnisse nur als provisorische betrachten.

Die Werke von Diez, Caix, Michaelis u. A., welche die gesammtromanische Etymologie behandeln, sind oben S. 140 angegeben worden, vgl. auch Theil I, S. 156. Unter den romanischen Einzelsprachen ist namentlich die französische hinsichtlich der Etymologie eingehender behandelt worden (namentlich in den Werken von: Scheler, Dictionnaire d'étymologie française. Bruxelles. 2. éd. 1880 und Brachet, Dictionnaire étymologique de la langue française. Paris, seit 1869). — Die der romanischen Philologie gewidmeten periodischen Publicationen, namentlich die »Romania« und die »Zeitschrift für roman. Philologie«, bringen fast in jedem Hefte auch Beiträge zur Etymologie (besonders von G. Paris, P. Meyer, A. Tobler, W. Förster, H. Suchier, G. Baist, F. Settegast, F. Neumann, J. Cornu u. A.).

---

cyklopädie s. v. Etymologie ausgesprochen, vgl. Egger's Préface zu Brachet's Dict. étym., p. C.

§ 5. Die Sematologie (vgl. oben § 3).

1. Der Begriff der »Sematologie« kann in einem weiteren und in einem engeren Sinne aufgefasst werden. Im weiteren Sinne begreift man unter Sematologie die Lehre von der Bedeutung der Worte im Allgemeinen, im engeren Sinne beschränkt man den Ausdruck auf die Lehre von der Rückführung gegebener Worte auf ihre ursprüngliche Bedeutung. Sematologie im engeren Sinne ist also identisch mit der aufsteigenden Betrachtung der inneren Wortgeschichte.

2. Die Sematologie im weiteren Sinne des Wortes hat folgende Einzelaufgaben zu lösen:

a) Feststellung der ursprünglichen Bedeutung der romanischen Worte (als »ursprüngliche« Bedeutung gilt dem romanischen Philologen bei Worten lateinischen Ursprunges die lateinische, bei Worten germanischen Ursprunges die in den ältesten germanischen Sprachen zu ermittelnde Bedeutung. Die Feststellung der über das Latein, bzw. über das Gothische hinausliegenden Wortbedeutung ist Aufgabe der vergleichenden Sprachforschung).

b) Feststellung der Bedeutung(en) der romanischen Worte in einer bestimmten romanischen Einzelsprache und Sprachperiode (z. B. der französischen Worte in der gegenwärtigen Sprache). Bei Lösung dieser Aufgabe werden zwei Thatsachen besonders zu berücksichtigen sein, nämlich: α) Die meisten Worte vereinigen mehrere, oft sogar viele und anscheinend sehr abweichende Bedeutungen, bzw. Bedeutungsnuancen in sich (man denke z. B. an die vielfachen Bedeutungen von franz. *coup* und franz. *passer*); diese Vereinigung verschiedener Bedeutungen ist weder zufällig noch willkürlich, noch auch ist sie von Anfang an vorhanden gewesen, sondern sie hat sich historisch nach bestimmten psychologischen Gesetzen entwickelt, und eben diese Entwickelung und die ihr zu Grunde liegenden Gesetze gilt es nachzuweisen. β) Die verschiedenen Bedeutungen, bzw. Bedeutungsnuancen, in denen ein Wort gebraucht werden kann, treten meist nicht im isolirten Gebrauche des betreffenden Wortes, sondern nur in dessen Verbindung mit anderen Worten (z. B. Verbum + substantivisches Objekt, adjectivisches Attribut + Substantiv etc.) hervor. Um also die Bedeutungssphäre eines Wortes überschauen und beurtheilen

zu können, ist eingehende Berücksichtigung des Gebrauches der Wortverbindungen (Phraseologie) erforderlich, vgl. unten Buch V, Kap. 3, § 1 u. 2.

c) Unterscheidung bedeutungsverwandter Worte. Dieser Theil der Sematologie pflegt (unter der Bezeichnung »Synonymik«) als eine besondere philologische Disciplin aufgefasst und behandelt zu werden (vgl. unten Kap. 5).

3. Im engeren Sinne aufgefasst, bildet die Sematologie die Ergänzung der Etymologie: wie diese methodisch von der jüngeren zu der älteren Lautgestaltung der Worte emporsteigt, so jene von dem jüngeren zu dem älteren Bedeutungsinhalte der Worte. Leider aber sind für die Sematologie so sichere Stützen noch nicht aufgefunden worden, wie sie für die Etymologie in den Lautgesetzen gegeben sind.

Werke, welche die systematische Behandlung der romanischen Sematologie zu ihrem Gegenstande hätten, fehlen noch, und überhaupt ist von den einzelnen Theilen der Sematologie nur die Synonymik, jedoch nur die einzelsprachliche Synonymik, eingehender behandelt worden.

Fünftes Kapitel.

Die Synonymik.

§ 1. Begriff und Umfang der Synonymik.

1. Synonymik ist die Lehre von der begrifflichen Unterscheidung sinnverwandter Worte; sinnverwandt aber sind solche Worte, welche verschiedene Auffassungen eines und desselben (Haupt)begriffes zum Ausdruck bringen (synonym sind im Deutschen z. B. die Substantiva »Weg, Pfad, Steg, Strasse, Bahn, Gasse«, denn sie bezeichnen sämmtlich, ein jedes aber mit einer anderen Auffassung und Nuancirung, einen der öffentlichen Benutzung zum Gehen, Reiten und Fahren überlassenen Streifen Landes).

2. Die synonymische Wortunterscheidung kann in verschiedenem Umfange geübt werden, nämlich:

a) Die innerhalb einer Einzelsprache (z. B. der französischen) sich findenden begriffsverwandten Worte werden unterschieden.



b) Die innerhalb einer Sprachgruppe (z. B. der romanischen) sich findenden begriffsverwandten Worte werden unterschieden.

c) Die innerhalb zweier nicht zu einer Sprachgruppe gehöriger Sprachen (z. B. der französischen und der deutschen) sich findenden sinnverwandten Worte werden unterschieden.

d) Die innerhalb zweier Sprachgruppen, bzw. Sprachfamilien (z. B. der germanischen und der romanischen, der indogermanischen und der semitischen Sprachgruppe, bzw. Sprachfamilie) sich findenden sinnverwandten Worte werden unterschieden.

Es giebt demnach eine einzelsprachliche und eine sprachvergleichende Synonymik, die letztere aber kann in dreifachem Umfange geübt werden.

Wie selbstverständlich, bildet die Synonymik einen integrirenden Bestandtheil der Sematologie, vgl. oben S. 168.

3. Die Anzahl und die Beschaffenheit der innerhalb einer Sprache enthaltenen Synonyma geben einen werthvollen Massstab ab für die Erkenntniss und Beurtheilung des Geisteslebens des betreffenden Volkes. Je grösser die Reihe der für bestimmte Begriffe vorhandenen Synonyma ist, um so mehr muss natürlich das Volk, welches diese Synonyma unterscheidet, Anlass gehabt haben, die betreffenden Begriffe von verschiedenen Seiten aus aufzufassen und je nach dem Zusammenhange des Denkens bald diese bald jene Nuance derselben in der Rede hervorzuheben (man denke z. B. an die grosse Masse von Synonymen für den Begriff »Meer« im Angelsächsischen!). Ein derartiges Unterscheidungsvermögen aber setzt wieder das Vorhandensein einer regen und schöpferischen Phantasie voraus, sowie das Vorhandensein kritischen Verstandes. Man wird demnach aus der Zahl der Synonyma die geistige Beanlagung eines Volkes erschliessen dürfen. Zu weiteren Schlüssen berechtigt die Beschaffenheit der Synonyma. In der Cultur niedrig stehende Völker unterscheiden synonymisch vorwiegend nur concrete, bzw. materielle Begriffe, während hochstehende Völker vielfach auch abstracte Begriffe nach ihren Nuancen durch Synonyma zum Ausdruck bringen.

Die auf verschiedene Sprachen, bzw. Sprachfamilien sich erstreckende vergleichende Synonymik, welche freilich bis jetzt

erst wenig geübt worden ist, liefert nicht nur der Völkerpsychologie reiches Material zu werthvollen und interessanten Beobachtungen, sondern sie ermöglicht auch erst das volle Verständniss fremdsprachlicher Litteraturwerke. Nur selten nämlich decken sich die denselben (Haupt)begriff bezeichnenden Worte verschiedener Sprachen vollständig, in der Regel besteht vielmehr zwischen beiden eine synonymische Differenz (so sind z. B. lat. *rex* und deutsch »König« allerdings insofern gleichbedeutend, als beide Worte den höchsten Würdenträger innerhalb eines Volkes bezeichnen, aber das lat. *rex* hebt das Amt — die Herrschaft —, das deutsche »König« die edle Abstammung dieses Würdenträgers hervor). Obwohl nun allerdings in secundären, bzw. tertiären Sprachen, wie die romanischen es sind, in Folge lautlicher Umgestaltungen und des abschleifenden Sprachgebrauches sehr häufig die ursprüngliche nuancirte Bedeutung eines Wortes nicht bloss verblasst, sondern selbst ganz geschwunden und von dem Hauptbegriff absorbirt worden ist (so dass z. B. franz. *roi* schlechthin »König = oberste Persönlichkeit im Staate« bedeutet), so ist doch oft genug auch in solchen Sprachen die ursprüngliche Wortbedeutung noch hindurchzufühlen und erfordert deshalb Beachtung. Auch ist zu berücksichtigen, dass in Tochtersprachen ererbten Worten häufig eine in der Muttersprache noch nicht vorhandene Bedeutungsnuance gegeben wird (man denke z. B. an franz. *serf*, *raison*, *cité*, [*se*] *douter*, *seoir*).

Jedenfalls decken sich die in Bezug auf den Hauptbegriff einander entsprechenden Worte verschiedener Sprachen sehr häufig durchaus nicht vollständig, sind einander nicht congruent, sondern berühren sich nur in einem Theile ihres Umfanges (z. B. franz. *langue* und deutsch »Zunge« decken sich insofern, als sie beide ein Sprachorgan bezeichnen, aber franz. *langue* ist einer weiteren Anwendung in der Bedeutung »Sprache« fähig, als das deutsche Wort).

In dieser Thatsache beruht eine der Hauptschwierigkeiten, welche der Kunst des Uebersetzens sich entgegenstellen. Denn sehr häufig wird der Uebersetzer auf das sorgfältigste zu erwägen haben, durch welches Wort das zu übersetzende Wort so wiederzugeben sei, dass die Bedeutung, welche letzteres in dem betreffenden Textzusammenhange besitzt, treu und scharf

zum Ausdruck gelange, und zwar wird es oft genug gar nicht möglich sein, eine völlig befriedigende Wahl zu treffen. Darin eben ist es begründet, dass auch die beste Uebersetzung nie das Original zu ersetzen vermag. Es tritt noch hinzu, dass die Sprachen, selbst sich nahestehende, auch im bildlichen Gebrauche der Worte sehr von einander abweichen (so verwendet z. B. der Franzose *entrailles* in bildlichem Sinne = Gemüth, während das deutsche »Eingeweide« so nicht gebraucht werden kann).

Die vergleichende Synonymik besitzt demnach nicht nur ein sehr hohes psychologisches und ethnologisches Interesse, sondern auch eine eminent praktische Bedeutung. Es ist lebhaft zu wünschen, dass ihr grössere Aufmerksamkeit zugewandt werde, als bis jetzt geschehen. Eine Fülle interessanter Einzelaufgaben harrt auf diesem Gebiete noch der Bearbeitung, Aufgaben, die zum Theil tief in die Culturgeschichte eingreifen (z. B. Untersuchungen über Gebrauch und ursprüngliche, bzw. gegenwärtige Bedeutung der Synonyma für die Begriffe »Geist, Gemüth, Edelsinn, — Gespenst, Dämon — Held, Krieger, Kampf — gut, böse, lieblich — lieben, verabscheuen, kämpfen, arbeiten etc.« in den romanischen Sprachen, eventuell mit Vergleichung der germanischen Sprachen).

4. Die einzelsprachliche Synonymik besitzt ebenfalls neben ihrer wissenschaftlichen Bedeutung eine hervorragend praktische Wichtigkeit, denn durch sie wird der dem jedesmaligen Zusammenhange der Rede angemessene Gebrauch der Worte geregelt. Es ist geradezu unmöglich, ohne (sei es theoretisch oder durch praktische Uebung erworbene) Kenntniss der Synonymik einer Sprache diese richtig zu sprechen und zu schreiben. Die Fehler, und zwar gerade die drastischsten Fehler, welche bei dem Gebrauche einer fremden Sprache begangen werden können, beruhen auf Unkenntniss der Synonymik (man denke sich z. B., welchen Unsinn es ergeben muss, wenn ein Ausländer die deutschen Synonyma »essen, speisen, fressen, verschlingen etc.« mit einander verwechselt).

§ 2. Die Synonyma im Romanischen.

1. Das Schriftlatein besass für zahlreiche Begriffe lange Reihen von Synonymen (man denke z. B. an die Synonyma für die Begriffe »glauben«, »sagen«, »verstehen« etc. — »Volk«, »Land«, »Fluss« etc.). Aber keine von diesen Reihen dürfte

vollständig in das Romanische übergegangen sein (so ist z. B. in der Synonymenreihe für »Fluss« *amnis* völlig ausgefallen, in derjenigen für »Land« *ager* etc.). Es ist vorauszusetzen, dass bereits im Volkslatein viele der im Schriftlatein vorhandenen Synonyma fehlten, denn ein nicht für litterarische Zwecke verwandtes Idiom hat vielfach gar kein Bedürfniss, Begriffe synonymisch zu zerspalten.

2. Haben sich aus dem Lateinischen nicht so viele Synonymenreihen in das Romanische vererbt, als bei voller Erhaltung der schriftlateinischen Synonyma geschehen sein würde, so hat doch das Romanische aus anderen Quellen sich eine reiche Fülle von Synonymen angesammelt. Diese Quellen sind:

a) Wortableitung (so stellt sich z. B. neben franz. *voir* = *verus* und *vrai* = *veracem* [?] das neu gebildete *véritable*; das verlorene lat. *senectus* wird im Französischen ersetzt durch die Neubildung *vieillesse*, gleichsam **vetulitia*; in die Reihe der Synonyma für »Fluss« tritt das im Lateinischen noch nicht vorhandene *rivière* ein etc.).

b) Aenderung der Wortkategorie (so hat sich das Französische z. B. durch den adjectivischen Gebrauch von Substantiven mehrfach Synonyma für Farbenbegriffe geschaffen, man denke etwa an *paille* »strohgelb« neben *jaune* = *galbinus* »gelb« schlechthin, oder man denke daran, wie durch den Uebertritt von *casa* in die Kategorie der Präpositionen das Französische ein Synonymum zu den sonstigen Präpositionen, welche den Begriff der Nähe ausdrücken, gewonnen hat).

c) Aenderung der Wortbedeutung (so ist z. B. lat. *carmen* = franz. *charme*, indem es die Bedeutung »Zauber« annahm [s. oben S. 159], im Französischen zu einem Synonym von *attrait* und *enchantement* geworden, lat. *partire* und *sortire*, ursprünglich in ihrer Bedeutung gänzlich geschieden [»theilen« und »losen«], sind in Folge eingetretenen Bedeutungswandels einander synonym: »abreisen« und »fortgehen«).

d) Uebernahme lateinischer Worte auf gelehrtem Wege, d. h. Bildung sogenannter *mots savants* (so sind z. B. im Französischen die *mots savants docte* und *érudit* neben *savant* und *sage* getreten, *probable* neben *vrai-*

semblable, *censure* neben *blâme*, *débile* neben *faible*, *altérer* neben *changer* etc.).

e) Uebernahme germanischer Worte (vgl. z. B. im Französischen *orient* und *est*, *fierté* und *orgueil*, *bourg* und *ville*, *hôtel* und *auberge*, *jardin* und *verger* etc.).

f) Uebernahme von Fremdworten (vgl. z. B. franz. *chevalier* und *cavalier*, *parler* und *habler*, *voiture* und *wagon*, *cas* und *hazard*).

3. Aus den genannten Quellen hat sich in das Romanische ein gewaltiger Strom von Synonymen ergossen, wenn auch in die verschiedenen Einzelsprachen in verschiedener Intensität. Den grössten Reichthum von Synonymen dürften als die am meisten litterarisch gepflegten Sprachen das Französische, das Italienische und das Spanische besitzen, den geringsten dagegen die rätoromanischen Idiome. Es fehlt hierüber noch durchaus an vergleichenden Zusammenstellungen und an eingehenden Untersuchungen. Für die wichtigeren Einzelsprachen dagegen sind wenigstens treffliche synonymische Wörterbücher vorhanden, welche an geeigneter Stelle namhaft gemacht werden sollen.

Sechstes Kapitel.

Der Wortbestand.

§ 1. Begriff des Wortbestandes.

1. Unter Wortbestand versteht man die Gesammtheit der in einer Sprache (oder Mundart), bzw. Sprachgruppe in einer bestimmten Periode vorhandenen Worte jeder Bildung und jedes Ursprunges.

2. Aus der gegebenen Definition folgt, dass der Wortbestand innerhalb einer Sprache (Mundart), bzw. Gruppe von Sprachen (Mundarten) ein zeitlich wechselnder ist, d. h. dass innerhalb einer bestimmten Sprachperiode (z. B. der gegenwärtigen) Worte vorhanden sind, welche in einer früheren noch nicht vorhanden waren, bzw. in einer späteren nicht mehr vorhanden sind. Es befindet sich, wie die Sprache in ihrer Gesammtheit, so auch der Wortbestand in stetigem Flusse; vergleichen lässt sich das Ent-

stehen und Schwinden der Worte in der Sprache mit dem Emporspriessen und Welken der Blätter eines reichbelaubten Baumes (cf. Horat. A. P. 60 ff.: Ut silvae foliis pronos mutantur in annos, Prima cadunt, ita verborum vetus interit aetas, Et iuvenum ritu florent modo nata virentque).

3. In Sprachen, welche eine Schriftsprachform entwickelt haben, besteht zwischen dem Wortbestande dieser und demjenigen der Volkssprachform eine mehr oder weniger erhebliche Differenz. In Bezug auf die Quantität der Worte dürften die beiderseitigen Wortbestände einander ungefähr gleich sein, denn wenn die Schriftsprache zahlreiche gelehrte oder halbgelehrte Worte bildet, so hält die Volkssprache dagegen mit Zähigkeit viele von der Schriftsprache aufgegebene Worte fest. Dagegen weichen hinsichtlich der Qualität der Worte Schriftsprache und Volkssprache von einander ab. Die erstere ist reicher in Bezug auf Worte für abstrakte Begriffe, während die letztere Worte für viele Concreta (z. B. Pflanzen, Gesteine, Krankheiten etc.) besitzt, für welche es in der Schriftsprache an einem allgemein recipirten und verständlichen Ausdruck fehlt (darin ist es ja begründet, dass weniger bekannte Pflanzen etc. in der Schriftsprache mit den wissenschaftlichen, lateinischen Namen benannt zu werden pflegen).

4. Culturereignisse können den Wandel des Wortbestandes in bestimmte Bahnen leiten, bzw. dem Wortbestande neue Quellen des Anwachsens erschliessen (so hat z. B. das Emporkommen der Renaissancebildung das massenhafte Eindringen gelehrter Worte in das Romanische veranlasst). Der Wortbestand einer Schriftsprache ist auch einer gewissen theoretischen Regelung durch Grammatiker, Lexikographen, Sprachgesellschaften, einflussreiche litterarische Cirkel etc. fähig.

5. Innerhalb der Volkssprachform variirt der Wortbestand nicht unwesentlich nach den einzelnen Berufs- und Gesellschaftsklassen. Jede durch irgendwelche Interessengemeinschaft verbundene Bevölkerungsgruppe besitzt einen zum Theil eigenartigen Wortbestand und Wortgebrauch (so z. B. die Angehörigen eines bestimmten Handwerkes, die Arbeiter in einer bestimmten Industriebranche, die Soldaten, die Studenten etc., aber auch die gewerbsmässigen Bettler, Verbrecher etc.). Die technische Bezeichnung eines solchen Gruppenwortdialektes ist

Argot. Innerhalb des Argot unterscheidet man wieder zwei Schichten: das sogenannte *slang*, das Argot einzelner Berufsklassen und Lokalbevölkerungen (z. B. der Vorstädter in Paris), und das sogenannte *cant*, das Argot der Verbrecher etc. Das Argot pflegt um so entwickelter und vielgetheilter zu sein, je höher die Cultur des betreffenden Volkes ist und je schärfere Gegensätze zwischen den einzelnen Gesellschaftsklassen bestehen. Viele Worte des Argot, namentlich des *cant*, beziehen sich auf gemeine Dinge und tragen deshalb den Stempel der Gemeinheit, keineswegs aber sind alle Worte des Argot als gemein zu betrachten, oft sind sie vielmehr zur Bezeichnung der betreffenden Begriffe recht angemessen und treffend gebildet, daher auch zum Eintritt in die Schriftsprache befähigt.

§ 2. Die Elemente des Wortbestandes im Romanischen.

1. Die Elemente, aus denen der romanische Wortbestand sich zusammensetzt, sind die folgenden:

a) Ererbte lateinische Worte (*mots populaires*).

b) Von ererbten lateinischen Worten neugebildete Ableitungen.

c) Durch Differenzirung eines lateinischen Wortes entstandene Worte (wie z. B. aus lat. *justitia* sich neben *justesse* ein *justice* entwickelt hat).

d) Auf gelehrtem Wege übernommene lateinische Worte (*mots savants*).

e) Die von den *mots savants* neugebildeten Ableitungen.

f) Die verschiedenen Kategorien der Lehn- und Fremdworte (vgl. oben S. 145 ff.).

Hierzu treten noch:

g) Die schallnachahmenden Worte (Onomatopoieta), wie z. B. franz. *craquer*, *cric*, *cliquetis* etc.

h) Die sogenannten historischen Worte; man versteht darunter ursprüngliche Nomina propria (Personen-, Länder- und Städtenamen), welche in Folge irgend welcher historischer Zufälligkeiten zu einer appellativen Bedeutung gelangt sind, wie z. B. der Heroenname Amphitryon im Französischen in Folge des gleichnamigen Lustspieles Molière's zur Bezeichnung eines »liebenswürdigen Wirthes« geworden ist, vgl. auch z. B. *phaéton*, *silhouette*, *fiacre* etc. Häufig ist nicht der Eigenname

selbst, sondern das davon gebildete Femininum Appellativ geworden, z. B. *guillotine*, *mansarde*, *nicotine* (von Guillotin, Mansard, Nicotin). Oft werden von Substantiven historischen Ursprunges wieder Verben und Adjectiva abgeleitet, z. B. *guillotiner*.

2. Unter den einzelnen Bestandtheilen des romanischen Wortschatzes sind die aus dem Latein ererbten Worte der wesentlichste, sie bilden den eigentlichen lexikalischen Grundstock der Sprache und haben für die assimilirende Umgestaltung der Lehnworte die Norm abgegeben.

3. Das Romanische hat keineswegs den gesammten Wortbestand des Volkslateins als Erbe übernommen, sondern nur einen Theil desselben. Zahlreiche lateinische Worte, welche unzweifelhaft auch in dem *sermo rusticus* ganz gebräuchlich waren, fehlen in allen romanischen Sprachen, sind also völlig untergegangen (z. B. *vir*, *bellum*, *ager*, *ignis*, *janua* etc.; *vis*, *osculum*, *conubium* etc.; *canus*, *dives*, *magnus* etc.; *migrare*, *nare*, *spectare* etc.; unter den Partikeln bemerke man namentlich den Verlust von *ut*, *nam*, *quia* u. a.). Theils mag die lautliche Gestaltung dieser Worte Anlass gewesen sein, weshalb sie aufgegeben wurden (Wörter von geringem Umfange wie *ignis*, *puer* u. dgl. waren eben deshalb nicht recht erhaltungs- und widerstandsfähig und mussten daher solchen Worten weichen, deren Lautkörper geeigneter war, den Process der Lautwandelungen zu überstehen, ohne in ihrem Bestande auf ein unbrauchbares Minimum reducirt zu werden); theils mag das unbewusste Streben der Sprache dahin gegangen sein, dem Entstehen von zahlreichen Homonymen, deren Vorhandensein immer ein Hemmniss der Verständlichkeit bildet, durch Unterdrückung des einen Wortes vorzubeugen (so würden z. B. lat. *vĭrum* und *vērum*, *bellum* »Krieg«, und *bellus* »schön« im Romanischen die gleiche Lautgestaltung haben erhalten müssen und es würde demnach die Unbequemlichkeit entstanden sein, dass zwei gleichlautende Worte in ganz verschiedener Bedeutung existirt hätten; vermieden ist dieser Uebelstand durch den Untergang von *vĭr* und *bellum*); theils endlich mag in einzelnen Fällen eine eingetretene Aenderung in der Auffassung gewisser Begriffe auch eine Aenderung im Wortgebrauche nach sich gezogen haben (man

denke z. B. an den Ursprung des französischen Wortes *truie* = lat. *troja*, d. i. eigentlich ein gebratenes Schwein, dessen Inneres mit kleinen Vögeln oder dgl. angefüllt ist [wie das trojanische Pferd mit Kriegern], es wird also mit diesem Worte die »Sau« als das trächtige, fruchtbare Thier aufgefasst, während den dadurch verdrängten Worten *sus* und *scrofa* andere Auffassungen zu Grunde liegen). Noch andere Gründe haben zum Wortverluste mitgewirkt. So das Streben, Synonyma hinwegzuräumen, für deren Verwendung die einfache Volkssprache — denn eine solche war ja das Romanische während der ersten Jahrhunderte seines Bestehens — kein Bedürfniss besass (so wurden z. B. *urbs* und *oppidum* beseitigt, da *civitas* und *villa* ausreichten; ähnlich schwand z. B. *vulnus* neben *plaga* u. v. a.). Ferner wich manches lateinische Wort vor dem entsprechenden germanischen, so im Französischen *hircus* vor *bouc*, *vulpes* vor *renard*. Endlich trat zuweilen ein Onomatopoieton statt des im Lateinischen üblichen Wortes ein, z. B. im Französischen *coq* für *gallus*.

Eine Art von Wortverlust wurde dadurch herbeigeführt, dass gewisse Worte von der Kirche sozusagen mit Beschlag belegt und dadurch dem profanen Gebrauche entzogen wurden (so z. B. *verbum*, *vesper*, theilweise auch *domus*).

Bei der ganzen Frage nach dem Verhältnisse zwischen dem romanischen und dem lateinischen Wortschatze ist selbstverständlich immer im Auge zu behalten, dass das Romanische auf das Volkslatein sich gründet. Es muss daher durchaus als natürlich erscheinen, dass eine ganze Reihe von im Schriftlatein sehr gewöhnlichen Worten durch solche verdrängt worden sind, welche dem Volkslatein eigenthümlich waren und in der Schriftsprache nur sehr beschränkte, bzw. nur gelegentliche Verwendung fanden (z. B. *testa* für *caput*, *bucca* für *ōs*, *caballus* für *equus* etc.).

4. In die Function der verloren gegangenen Worte sind andere eingetreten, wofern nicht durch die Umwandelung der Culturverhältnisse (Aufhören des heidnischen Cultus, der Gladiatorenkämpfe, der Sklaverei etc.) Wort und Begriff zugleich ausser Cours gesetzt wurden.

Für die Worte, welche ihrer Lautbeschaffenheit oder ihres geringen Lautumfanges wegen sich nicht zu behaupten ver-

mochten, traten synonyme Worte von umfangreicherem Lautkörper und grösserer Widerstandsfähigkeit ein (z. B. *homo* für *vir*, *focus* für *ignis*, *diurnum* für *dies*, *donare* für *dare*, *aeramen* für *aes*, *sperantia* für *spes*, *battalia* für *pugna* etc.). Namentlich ersetzten die Deminutiva, ihre nuancirte Bedeudeutung mit der schlechthinnigen vertauschend, die Primitiva (ein besonders auf französischem Gebiete, aber auch sonst häufiger Vorgang, vgl. *soleil*, *abeille*, *corbeille*, *oreille*, *oiseau*, *genou[il]* etc. = *soliculus*, *apicula*, *corbicula*, *auricula*, *avicellus*, *genuculum* etc.). Ebenso traten bei den Verben häufig die lautvolleren Derivata und Composita (s. unten) an Stelle der Primitiva (vgl. z. B. franz. *casser* = *quassare* von *quatere*, *pousser* = *pulsare* von *pellere*, *chasser* = *captiare* von *capere* etc.; man denke auch an die Inchoativbildungen in der 2. schwachen Conjugation). Diese Wortverschiebung dürfte übrigens nicht bloss den angegebenen lautlichen, sondern auch einen innern sematologischen Grund haben: die volleren Wortformen erschienen eben wegen ihrer Lautfülle geeigneter zum Begriffsausdrucke, als die lautlich matteren und durch den langen Gebrauch gleichsam abgenutzten und entkräfteten Primitiva. Zu einer solchen (selbstverständlich unbewusst bleibenden) Anschauung musste namentlich leicht eine bäuerliche Bevölkerung gelangen, wie diejenige, welche das Volkslatein und das Urromanische sprach. Bauernidiome lieben kräftige, lautlich robuste und volle, sozusagen massive Worte. Die Neigung übrigens, Derivata an Stelle der Primitiva zu schieben, zeigt sich auch im Schriftlatein, in welchem mehrfach Deminutiva, Frequentativa etc. in schlechthinniger Bedeutung fungiren (z. B. *stella* = *sterula*, *puella* = *puerula*, *oc-ulus*, *tractare*, *mac-tare* etc.). Auch die Erscheinung ist häufig genug, dass Composita die Simplicia verdrängt haben (so ist z. B. im Französischen nur *recevoir*, *percevoir* etc., aber nicht *cevoir* = **capĕre*, nur *construire*, aber nicht *étruire* = *struire* für *struere* erhalten).

Nicht selten haben Worte germanischen Ursprunges die Stelle verlorener lateinischer Worte eingenommen (vgl. franz. *guerre*, *guérir*, *gagner*, *blanc* etc.).

In einzelnen Fällen hat das Griechische verlorene lateinische Worte ersetzt (z. B. *verbum* durch *parab[o]la*).

5. Die romanischen Einzelsprachen besitzen nur einen verhältnissmässig kleinen gemeinsamen Wortbestand. Es beruht dies nicht allein auf ihrer verschiedenartigen Mischung mit fremdsprachlichen Elementen, in Folge deren z. B. das Spanische besonders viele arabische, das Französische besonders viele keltische und germanische Worte in sich aufgenommen hat, sondern in sehr erheblichem Masse auch auf der Thatsache, dass zahlreiche lateinische Worte nur in einzelnen Sprachen (bzw. auch nur in einer Sprache) sich erhalten haben, während sie in die anderen nicht übergegangen oder doch aus ihnen früh wieder verschwunden sind (z. B. lat. *arare* »pflügen« hat sich nur im Rumänischen und im Portugiesischen erhalten, in den übrigen Sprachen, theilweise auch im Portugiesischen, wird es durch *laborare* oder *cultivare* vertreten; lat. *casa* ist in den meisten Sprachen das übliche Wort für »Haus« geworden, nur im Französischen ist dafür *mansionem maison* herrschend geworden, während *casa* = *chez* die Function einer Präposition übernommen hat; lat. *canis*, das sonst überall sich behauptet hat, ist im Spanischen durch *perro* verdrängt worden; für den Begriff »Papier« verwenden einige Sprachen, z. B. das Italienische, *charta*, andere, z. B. das Spanische, Portugiesische und Französische, *papyrus*; *frater* und *soror* sind im Spanischen und Portugiesischen durch *germanus*, *-a* [*hermano*, *-a*, *irmão*, *-ãa* verdrängt worden etc. etc.). Vermehrt wird die zwischen den einzelsprachlichen Wortbeständen vorhandene Differenz noch dadurch, dass dasselbe lateinische Wort zwar in alle oder doch in mehrere Sprachen übergegangen ist, aber bald die ursprüngliche Bedeutung bewahrt, bald eine andere angenommen hatte, z. B. lat. *captivus* = span. *cautivo* gefangen, ital. *cattivo* schlecht, franz. *chétif* elend, lat. *quaerere* = span. *querer* lieben, aber franz. *quérir* suchen). Endlich sind auch in der Schaffung von Worten für neu aufgekommene Begriffe die verschiedenen Sprachen vielfach verschiedene Wege gegangen, z. B. »Eisenbahn«: franz. *chemin de fer*, ital. *ferrovia* oder *strada ferrata*, span. *ferro carril* oder *camino de hierro*, port. *linha ferrea* oder *caminho de ferro*; »Zündhölzchen«: franz. *allumette*, ital. *fiammifero*, span. *pajuela*, port. *mecha* etc.

Es bestehen demnach zwischen den romanischen Einzel-

sprachen sehr erhebliche lexikalische Differenzen, und es ist zu einem Theile eben hierin begründet, dass jede Einzelsprache einen individualen Charakter besitzt und als selbständige Sprache angesehen werden muss.

6. Soweit sich die Geschichte des romanischen Wortbestandes zurückverfolgen lässt, bietet dieselbe das Schauspiel sich aneinanderreihender Wandelungen dar. Man kann sich diese Wandelungen auf einfache Weise recht deutlich veranschaulichen. Man nehme einen altromanischen Text, z. B. das Rolandslied (in der Redaction O) und unterstreiche auch nur auf einigen Seiten alle diejenigen Worte, welche später entweder völlig aus der Sprache geschwunden sind oder doch ihre Bedeutung wesentlich verändert haben. Man wird finden, dass die Zahl solcher Worte weit beträchtlicher ist, als man wohl meist vorauszusetzen pflegt. Dasselbe Experiment wird, auch wenn es auf Texte späterer Jahrhunderte angewandt wird, ein ähnliches Resultat ergeben; freilich wird, je näher man der Neuzeit kommt, die lexikalische Differenz immer geringer werden, aber wahrnehmbar wird sie doch selbst auch dann noch sein, wenn der durchmusterte Text erst durch ein Jahrhundert von der Gegenwart getrennt ist. Das erwähnte Experiment lässt sich übrigens in ebenso instructiver Weise auch umkehren, nur ist es dann schwerer durchzuführen: man nehme einige Seiten eines modernen Textes und unterstreiche alle diejenigen Worte, welche etwa in der Sprache des 16. Jahrhunderts entweder noch nicht vorhanden waren oder eine wesentlich andere Bedeutung hatten.

7. Der Wortbestand des Romanischen ist bis jetzt vorwiegend nur in Bezug auf die Etymologie Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung gewesen (vgl. oben S. 166), während die Sematologie mehr nur gelegentlich behandelt worden ist. Schmerzlich vermisst werden noch eingehende Untersuchungen über das Verhältniss des romanischen Wortbestandes zu dem lateinischen — nur Diez hat in seiner herrlichen Einleitung zur Grammatik der romanischen Sprachen ausführlich darüber gehandelt —, sowie Untersuchungen über das Verhältniss der Wortbestände der romanischen Einzelsprachen zu einander.

Der Wortbestand einer jeden romanischen Einzelsprache ist für praktische Zwecke in mehr oder weniger zahlreichen, mehr oder weniger voll-

ständigen und mehr oder weniger gut angelegten Wörterbüchern alphabetisch zusammengestellt worden. Für einzelne Sprachen, namentlich für die französische und die italienische, sind wissenschaftliche Wörterbücher vorhanden, in denen die Geschichte und die Gebrauchsweite eines jeden verzeichneten Wortes wenigstens skizzenhaft dargestellt ist (für das Französische kommt namentlich in Betracht LITTRÉ's Dictionnaire, für das Altfranzösische speciell das im Erscheinen begriffene Dictionnaire GODEFROY's. für das Neufranzösische speciell das Dictionnaire de l'Académie; für das Italienische TOMMASEO-BELLINI, Dizionario della lingua italiana, daneben das Dizionario dell' Accademia della Crusca; für das moderne Italienisch speciell RIGUTINI-FANFANI, Vocabolario italiano della lingua parlata; für das Provenzalische ist RAYNOUARD's Lexique de la langue romane noch immer das vollständigste Werk; für das Spanische ist Hauptwerk das Dicionario de l'Academia; für das Portugiesische VITERBO's »Elucidario« (behandelt freilich nur die alte Sprache); für das Rumänische das Dictionariulu limbei romane dupo insarcinarea data de societatea academica romana elaboratu ca proiectu de A. T. LAURIANU si J. C. MASSIMU. 2ti. Bucaresci 1876/79; für das Rätoromanische fehlt ein zusammenfassendes Wörterbuch, das relativ umfassendste ist CARISCH's Taschenwörterbuch der rätoromanischen Sprache in Graubünden, besonders der Oberländer und Engadiner Dialekte. Chur 1848).

Vollständigkeit ist von keinem Wörterbuche zu erwarten, denn in Rücksicht auf den Wortbestand der Vergangenheit macht die Lückenhaftigkeit der Ueberlieferung, in Rücksicht auf den der Gegenwart die unendliche Massenhaftigkeit des Materiales und die fortwährend neue Worte zeugende Wortschöpfung die Vollständigkeit unmöglich. Ueber Lexika vgl. auch unten S. 186.

§ 4. Die Eigennamen.

1. Die Eigennamen (Ortsnamen, Personennamen) bilden innerhalb einer jeden Sprache einen sehr interessanten und wichtigen Bestandtheil des Wortschatzes. Nicht zum wenigsten ist dies auch im Romanischen der Fall.

2. Die Ortsnamen beharren meist mit grosser Zähigkeit und überdauern in Folge dessen vielfach das Volk, von dem sie geschaffen wurden und dessen Sprache sie angehörten (man denke z. B. an die zahlreichen slavischen Ortsnamen in ehemals slavischen, aber schon seit langen Jahrhunderten germanisirten Landschaften Deutschlands); solche aus einer abgelaufenen Geschichtsperiode stammende Ortsnamen ragen in die Sprache des neuen Volkes, welches das betreffende Land besetzt hat, als fremdartige Trümmer der Vorzeit hinein und

sind meist schon in ihrer Lautgestaltung leicht als Fremdlinge zu erkennen, wenn sie nicht, was allerdings häufig geschehen, der neuen Sprache volksetymologisch angeglichen worden sind.

3. Das romanische Sprachgebiet, Italien nicht ausgenommen, wurde in vorromanischer, bzw. in vorlateinischer Zeit von etruskisch, oskisch, messapisch, keltisch, rätisch, iberisch etc. sprechenden Volksstämmen bewohnt. Diese Volksstämme wurden romanisirt, ihre Sprachen wichen dem Latein, aber die diesen Sprachen zugehörigen Ortsnamen behaupteten sich, wie die betreffenden Orte selbst, zum grossen Theile bis zur Gegenwart (so dürfte z. B. die grosse Mehrzahl der französischen Ortsnamen, Flussnamen u. dgl. mit eingeschlossen, keltischen Ursprunges sein, man denke etwa daran, dass sich in den Namen *Nantes*, *Rheims*, *Paris*, *Périgord*, *Saintonges* etc. die Namen der bei Cäsar oft genannten gallischen Stämme *Namnetes*, *Remi*, *Parisii*, *Petrocorii*, *Santoni* erhalten haben). — Die Besetzung des romanischen Sprachgebietes durch germanische Volksstämme (Franken, Normannen, Langobarden etc.) hat das Aufkommen mancher germanischer Ortsnamen, bzw. die Bildung von Ortsnamen mit germanischen Suffixen zur Folge gehabt (namentlich ist in dieser Hinsicht die Normandie germanisirt worden, wo sich Ortsnamen finden, denen man in Niederdeutschland und England wieder begegnet [z. B. *Bec*, *Ham*]). — Ausländische Orts- (und Länder-) Namen haben in den romanischen Sprachen eine mehr oder weniger tiefgreifende lautliche Umgestaltung erfahren, namentlich solche, welche benachbarten bekannteren Ländern angehörten und folglich in die Sphäre auch des gewöhnlichen Sprachgebrauches einbezogen wurden.

4. In Bezug auf die Personennamen unterscheiden sich die romanischen Sprachen wesentlich und in charakteristischer Weise von dem Latein. Die im Lateinischen gerade am meisten üblichen Namen (wie *Gaius*, *Titus*, *Mucius*, *Quintus*, *Octavus* etc. [NB. die Verwendung von Ordinalzahlen als Personennamen ist eine wunderliche Eigenart des Lateins]) sind zum grossen Theile aufgegeben worden. In die dadurch entstandene Lücke sind namentlich eingetreten, was die Vornamen anlangt: a) hebräische und griechische, der Bibel und Heiligengeschichte entlehnte Namen (z. B. Josephus, Maria, Petrus, Mag-

dalena, Johannes etc.); b) germanische Namen (z. B. Heinrich, Ludwig, Reinwald, Reinhard etc.). — Die romanischen Familiennamen lehnen sich vielfach an Ortsnamen an oder sind aus ursprünglich scherzhaft oder liebkosend oder verächtlich gebrauchten Benennungen hervorgegangen; der specielle Nachweis des Ursprunges ist oft sehr schwierig.

5. Die Etymologie, bzw. die Deutung der romanischen Eigennamen bildet keinen integrirenden Bestandtheil der romanischen Philologie, sondern eine Disciplin der Culturgeschichte.

§ 5. Zusammenfassende Bemerkungen über den Wortbestand. Es dürfte nützlich sein, die in den voranstehenden Kapiteln, bzw. Paragraphen über den Wortbestand des Romanischen gemachten Bemerkungen noch einmal übersichtlich und kurz zusammenzufassen.

1. Der Wortbestand des Romanischen setzt sich zusammen: a) aus Erbworten (lateinischen Ursprunges); b) aus von lateinischen Stämmen, bzw. von deren romanischen Gestaltungen sich ableitenden Worten (so sind z. B. aus lat. *nūbem*, bzw. dessen französischer Gestaltung *nue* hervorgegangen: franz. *nuage* = **nubaticum*, *nuageux* = **nubaticosus*, *nuager* = **nubaticarius*, *nuaison* = **nubationem*, *nuance* = **nubantia*, *nuancer* = **nubantiare*, *nuée* = **nubata*, *nuelle* = *nubella*, *nuer* = **nubare*. Von diesen sämmtlichen Worten dürften höchstens *nubaticum* und *nubella* bereits im Volkslatein vorhanden gewesen sein, alle übrigen sind an *nue* und *nuage* sich anlehnende Neubildungen); c) aus Lehnworten im weitesten Sinne dieses Ausdrucks (eigentliche Lehnworte germanischen, arabischen etc. Ursprunges, gelehrte Lehnworte lateinischen und griechischen Ursprunges, Fremdworte); d) aus Ableitungen von Lehnworten (vgl. z. B. franz. *guerrier*, *guerroyer*, *guerroyeur* von *guerre* »Wehr«); e) aus schallnachahmenden Worten (Onomatopoieta); f) aus sogenannten »historischen« Worten (vgl. oben S. 175f.). — Unter diesen verschiedenen Elementen bilden die Erbworte zwar vielleicht nicht das umfangreichste, jedenfalls aber das bedeutendste. Vgl. oben S. 176.

2. Das Romanische hat nur einen Theil des (volks)lateinischen Wortschatzes übernommen, und zwar hat jede romanische Einzelsprache eine eigenartige Auswahl getroffen, so dass häufig

eine (einige) ein lateinisches Wort bewahrt hat (haben), welches von den andern fallen gelassen worden ist.

Auch hinsichtlich des Ursprunges und der Zahl der Lehnworte, namentlich der germanischen, weichen die einzelnen romanischen Sprachen erheblich unter einander ab, und ebenso geht eine jede hinsichtlich der Wortschöpfung selbständige Wege.

Diese Thatsachen sind wesentliche Ursachen der zwischen den romanischen Sprachen hinsichtlich des Wortschatzes bestehenden Verschiedenheit. Dazu treten noch die Abweichungen im etymologischen und sematologischen Wandel, s. unten Nr. 3 und 4. Vgl. oben S. 162 ff. u. 167 ff.

3. Die auf volksthümlichem Wege in das Romanische übergegangenen lateinischen (und ebenso germanischen etc.) Worte haben ihre Lautgestaltung den Lautgesetzen entsprechend geändert. Aeusserlich betrachtet, hat die Lautänderung eine Kürzung des Wortumfanges zum Ergebniss gehabt (vgl. z. B. franz. *sûr*, *âge*, *choir* mit lat. *securum*, *aetaticum*, **cadēre* für *cadĕre*).

Der lateinische Accent hat in der Regel seinen Platz behauptet, so dass Accentverschiebung meist ein Anzeichen gelehrter Herübernahme des betreffenden Wortes ist (vgl. z. B. franz. *portique* neben *porche* mit lat. *pórticum*); jedoch ist auch bei volksthümlichen Worten Accentverschiebung zuweilen zweifellos, ebenso Verlust der hochtonigen Silbe (so z. B. bei dem artikelhaft und proklitisch gebrauchten lat. *illum*, *illam* = franz. *lo*[*le*], *la*; bei dem als Titel gebrauchten lat. *dom*[*i*]-*na*[*m*] im Provenzalischen, vgl. A. Thomas in der Rom. XII 585 ff.).

Man kann Worte in Bezug auf ihre lautliche Entwickelung mit Münzen vergleichen, welche durch den häufigen Gebrauch sich abgreifen und abschleifen und sowohl ihr ursprüngliches Gepräge mehr und mehr verlieren als auch in ihrem Bestande verringert werden.

Zuweilen wird die Lautentwickelung eines Wortes dadurch gehemmt, dass dasselbe vorwiegend nur in litterarischen Kreisen gebraucht und in Folge dessen der schriftlateinischen Form näher erhalten wird (halbgelehrte Worte; vgl. z. B. franz. *livre* = *librum*). Zuweilen lenkt die Volksetymologie ein Wort von der normalen Laufbahn ab (wenn z. B. lat. *ordinare* zu

franz. *ordonner* wird, so ist dies gewiss in Folge einer durch die Bedeutung des Wortes veranlassten Anlehnung an *ordre* und *donner* geschehen). Sehr häufig werden Lautgesetze von der Tendenz der Analogiebildung durchkreuzt (z. B. franz. *je parle*, *nous aimons* für *je parole*, *nous amons*, weil einerseits *parlons*, *parlez* etc., andrerseits *j'aime*, *tu aimes* etc.). Vgl. oben S. 44 f.

4. Die ursprüngliche Bedeutung eines ererbten Wortes hat sich in vielen Fällen unverändert erhalten, oft aber ist sie auch wesentlich verändert worden (vgl. z. B. lat. *focus* Heerd, aber franz. *feu* Feuer — lat. *nausea* Seekrankheit, Ekel, aber franz. *noise* Lärm — lat. *casa* Hütte, aber franz. *chez* bei). Auch innerhalb der einzelnen Sprachperioden finden sich häufig Bedeutungswandelungen (so bedeutet z. B. altfranz. *eschec* »Beute«, aber neufranz. *échec* »Missgeschick«; *repaire* bedeutet altfranzösisch »Rückkehr ins Heimathsland, Heimath«, neufranzösisch nur »Schlupfwinkel, Zufluchtsort« etc. Vgl. oben S. 161.

Auch in Bezug auf ihre Bedeutung lassen die Worte sich mit Münzen vergleichen, denn wie diese im Laufe der Zeit ihren Werth, so können jene ihren begrifflichen Inhalt ändern. Mitunter sinken ursprünglich vollwichtige Worte gleichsam zu geringwerthigen Scheidemünzen herab (so Substantiva zu Präpositionen, Appellativa zu leeren Titeln etc.).

5. Die Bedeutung eines Wortes ist je nach dem Zusammenhange der Rede, in welchen es gestellt ist, erheblicher Nuancirungen fähig (namentlich die Verba je nach dem Objekte, mit welchem sie verbunden sind).

6. Vielfach dienen mehrere Worte innerhalb einer Sprache, bzw. Sprachgruppe zum Ausdruck desselben (Haupt)begriffes, ein jedes derselben aber fasst den Begriff von einer andern Seite auf, besitzt also eine eigenartige Bedeutungsnuance (Synonyma). Vgl. oben S. 168 ff.

7. Der Wortbestand ist innerhalb jeder Sprache in stetem Wandel begriffen: Worte entstehen und Worte verschwinden, bzw. veralten; Worte verlieren ihre alte Bedeutung und vertauschen sie gegen eine neue.

8. Zwischen dem Wortbestande der Schriftsprachform und demjenigen der Volkssprachform besteht in allen roma-

nischen Sprachen, welche eine litterarische Entwickelung gehabt haben, eine erhebliche Differenz.

9. Die Lexikologie der romanischen Sprachen ist ein nur erst wenig durchgearbeitetes Gebiet. Was darüber veröffentlicht worden ist, bezieht sich nahezu ausschliesslich auf die Etymologie. Es sind demnach in der romanischen Lexikologie die meisten Aufgaben erst noch zu lösen, ja es gilt, selbst erst die Grundlagen der lexikalischen Wissenschaft innerhalb der romanischen Philologie zu schaffen. Geschehen würde dies, wenn einmal folgende Zusammenstellungen gemacht würden [1]:

a) Systematische Zusammenstellung derjenigen lateinischen Worte, welche auf volksthümlichem Wege in das Romanische übergegangen sind, und zwar α) der Worte, welche in alle, und β) der Worte, welche nur in einzelne romanische Sprachen übergegangen sind.

b) Systematische Zusammenstellung derjenigen germanischen Worte, welche auf volksthümlichem Wege in das Romanische übergegangen sind, und zwar α) der Worte, welche in alle, und β) der Worte, welche nur in einzelne romanische Sprachen übergegangen sind.

c) Systematische Zusammenstellung derjenigen Begriffe, für deren Ausdruck die verschiedenen romanischen Sprachen verschiedene Worte gewählt haben (wie z. B. »Stadt« theils durch lat. *villa*[*m*], theils durch *civitate*[*m*], »Haus« theils durch *casa*[*m*], theils durch *domu*[*m*], theils durch *mansione*[*m*], »lieben« theils durch *amare*, theils durch *quaerere* ausgedrückt wird etc.).

Innerhalb der Einzelsprachen wäre von höchster Wichtigkeit die Abfassung guter Specialwörterbücher, bzw. Wortindices zu den einzelnen bedeutenderen Litteraturwerken, bzw. zu den grösseren Complexen von solchen, vgl. hierüber die

---

1) Vorbedingung für weitergreifende lexikalische Untersuchungen auf romanischem Gebiete ist die Ziehung einer Grenzlinie zwischen Lateinisch und Romanisch, bzw. die Feststellung eines Zeitpunktes, von welchem ab die Spracherscheinungen (und zwar selbstverständlich nicht allein die lexikalischen) als romanisch und nicht mehr als lateinisch zu betrachten sind. Wir werden über diesen wichtigen Punkt unten in Buch VI (Die Sprachgeschichte) handeln.



in Theil I, S. 199 f. gemachten Bemerkungen. Selbstverständlich können derartige lexikalische Arbeiten aber nur dann wissenschaftlichen Werth und Nutzen haben, wenn sie wissenschaftlich angelegt sind und das betreffende Material in thunlichster Vollständigkeit zusammenfassen.

Verdienstlich wären endlich Untersuchungen über Ursprung und Form der romanischen Eigennamen (Ländernamen, Flussnamen, Ortsnamen, Personennamen, vgl. oben § 4), bzw. die Zusammenstellung von einzelsprachlichen Namensverzeichnissen. Interessant würde es auch sein, genauer zu beobachten, in welchem Umfange und in welcher Weise die romanischen Einzelsprachen sich fremdsprachliche Eigennamen angeeignet und lautlich angeglichen haben.

Drittes Buch.

Die Wortformen.

Erstes Kapitel.

Begriff und Art der Wortformen.

§ 1. Begriff der Wortformen.

1. In der zusammenhängenden Rede werden Begriffe zu einander in Beziehung gesetzt. Diese begrifflichen Beziehungen müssen sprachlich irgendwie zum Ausdruck gelangen, widrigenfalls die Rede unverständlich bleibt oder doch ihr Sinn nur errathen werden kann. Es dürfen also die Worte nicht einfach aneinandergereiht, sondern es müssen die zwischen ihnen bestehenden begrifflichen Beziehungen irgendwie zum Ausdruck gebracht werden. In den synthetischen Sprachen geschieht dies entweder durch die organische Verbindung des Wortstammes mit einem Suffixe oder aber durch die Verbindung eines begriffausdrückenden Wortes mit einem eine Begriffsbeziehung ausdrückenden (Präposition, Hülfsverb).

Durch die organische Verbindung eines Wortstammes mit einem Suffixe entsteht eine Wortform.

2. Je nach den verschiedenen begrifflichen Beziehungen, in welche sie innerhalb der Rede gestellt werden, können substantivische, adjectivische, pronominale (in voll flectirenden Sprachen auch numerale) und verbale Wortstämme mit verschiedenen Suffixen verbunden werden, sind also einer mehr oder weniger ausgedehnten Flexion fähig.

3. Das System der nominalen Flexion wird unter dem Namen Declination (vgl. unten die Anmerkung), das System der verbalen Flexion wird unter dem Namen Conjugation begriffen. Das verbale Flexionssystem ist weit umfangreicher, als das nominale.

4. Die nicht zur Kategorie der Nomina und Verba gehörigen Worte (Partikeln, bzw. Adverbien, Präpositionen, Conjunctionen) besitzen nur je eine Wortform (also z. B. das Adverb *bene*, die Präposition *ad*, die Conjunction *ut* erscheinen eben nur in dieser Form, sind jeder Flexion unfähig).

5. Man hat darnach zu unterscheiden:

a) Mehrformige Worte (Substantiva, Adjectiva, Pronomina, theilweise auch die Numeralia — Verba).

b) Einformige Worte (Adverbien, Präpositionen, Conjunctionen, theilweise auch die Numeralia). NB. Präpositionen und Conjunctionen können trotz ihrer Einformigkeit doch zum Ausdruck verschiedener Begriffsbeziehungen gebraucht werden, indem sie der Verbindung mit verschiedenen Casus, bzw. der Verbindung mit verschiedenen Prädicatsformen fähig sind (man denke z. B. an die Verbindung des lat. *in* bald mit dem Accusativ, bald mit dem Ablativ, an die Verbindung des lat. *ut* bald mit dem Indicativ, bald mit dem Conjunctiv). Durch die mögliche Steigerung der Adverbien entstehen nicht Wortformen, sondern Worte (vgl. unten die Anmerkung). Uebrigens werden im Lateinischen und im Romanischen die Adverbien nicht gesteigert, sondern es treten die Neutra der adjectivischen Comparationsformen dafür ein.

6. Die Einzelform eines mehrformigen Wortes (z. B. der Casus eines Nomens) fungirt häufig als einformiges Wort, d. h. als Adverb oder Präposition oder Conjunction (man denke z. B. an lat. *partim*, *causā*, *quare* u. a.).

7. Auch in Sprachen, in denen die Formensynthesis sehr reich entwickelt ist, werden doch bei weitem nicht alle vorkommenden begrifflichen Beziehungen durch Wortformen ausgedrückt, sondern zahlreiche derselben werden durch Combination des Nomens mit einer Präposition, bzw. des Verbs mit einem Modalverb zum Ausdruck gebracht.

Anmerkung. Durch die Verbindung nominaler Wortstämme mit Suffixen, welche zur Unterscheidung des (persönlichen, bzw. grammatischen) Geschlechtes dienen, entstehen, genau genommen, nicht Wortformen, sondern Worte, und es gehört folglich die Lehre von dieser Verbindung eigentlich in die Wortbildungslehre, praktische Rücksichten rechtfertigen jedoch ihre Einbeziehung in die Formenlehre. Ebenso verhält es sich mit

der Verbindung adjectivischer (zuweilen auch substantivischer) Wortstämme mit Suffixen, welche zum Ausdruck der Steigerungsgrade dienen.

§ 2. Die Wortformen im Romanischen.

1. Das Lateinische besass ein verhältnissmässig umfangreiches System synthetischer Formen, namentlich auf dem Gebiete der Conjugation. Indessen weist doch das Latein, verglichen mit dem ihm urverwandten Sanskrit und Griechisch, nicht unerhebliche Lücken in seiner Formensynthese auf und zeigt, selbst in seiner schriftsprachlichen Form, eine sehr deutlich hervortretende Neigung zur analytischen Formenumschreibung. Vgl. Theil I, S. 117.

2. In den aus dem Latein hervorgegangenen romanischen Sprachen hat die schon im Latein, bzw. im Volkslatein, belangreiche analytische Tendenz mit immer wachsender Intensität fortgewirkt; nur in den romanischen Schriftsprachformen (nicht aber in den Volkssprachformen) hat die seit dem Emporkommen der Renaissancebildung versuchte Anlehnung an das Schriftlatein das Fortschreiten der Analyse in einzelnen Fällen gehemmt.

3. In Folge des Wirkens der analytischen Tendenz sind im Romanischen nur noch Trümmer des lateinischen Formenbaues erhalten, und es müssen in Folge dessen zahlreiche Begriffsbeziehungen, welche das Latein durch Wortformen auszudrücken vermochte, mittelst analytischer Formenumschreibung ausgedrückt werden. Die romanischen Sprachen sind analytische Sprachen.

4. In einzelnen Fällen sind aus analytischen Wortcombinationen scheinbar wieder synthetische Wortformen hervorgegangen (dies gilt namentlich von der romanischen Futurbildung und von der Ableitung der Adverbien von Adjectiven: *amare* + *habeo* = ital. *amerò*, *clara* + *mente* = ital. *chiaramente*).

5. Nominale und verbale Begriffsbeziehungen, für welche ihm synthetische Formen fehlen, ersetzt das Romanische durch feststehende analytische Wortverbindungen. Da dieselben völlig die Functionen von Wortformen übernommen haben, so darf man sie als »analytisch gebildete Wortformen« bezeichnen,

wenn auch freilich ein solcher Ausdruck eigentlich einen logischen Widerspruch in sich schliesst.

6. Wir unterscheiden demnach im Folgenden (wie schon in Theil I S. 93):

a) Synthetisch gebildete Wortformen.

b) Analytisch gebildete Wortformen.

Zweites Kapitel.

Die synthetisch gebildeten Wortformen[1]).

§ 1. Die synthetischen Formen des Substantivs.

A. Die geschlechtsunterscheidenden Formen

(vgl. oben Kap. 1, § 1 Anm.).

1. Das Latein unterschied hinsichtlich des Geschlechtes bei dem Substantive zwei, bezw. drei Kategorien:

a) Geschlechtige Substantiva, und zwar

α) Substantiva männlichen Geschlechtes.

β) Substantiva weiblichen Geschlechtes.

b) Geschlechtslose Substantiva (neutra).

Die Unterscheidung des persönlichen Geschlechtes beschränkte sich nicht auf lebende Wesen (Personen, Thiere), sondern wurde auch auf einen grossen Theil der Sachbegriffe ausgedehnt (grammatisches Geschlecht). Selten dagegen wurde ein persönlicher Begriff als geschlechtslos aufgefasst, und es war mit solcher Auffassung stets eine verächtliche oder schmeichelnde oder tändelnde Bedeutungsnuance verbunden (vgl. Worte wie *scortum*, *Glycerion* u. dgl.).

Im classischen Schriftlatein sind Geschlechtsschwankungen selten, im Volks- und Spätlatein dagegen häufig, d. h. dasselbe Wort wird in derselben Form bald in diesem bald in jenem

---

1) Abweichend von dem üblichen grammatischen Gebrauche beginne ich die Uebersicht der Wortformen nicht mit dem bestimmten Artikel, sondern weise diesem seinen Platz bei den demonstrativen Pronominibus an. — *Uebrigens werde hier ausdrücklich daran erinnert, dass im Folgenden dem Zweck entsprechend, den eine Encyklopädie verfolgen muss, nur eine Uebersicht über die romanische Flexion, keineswegs aber eine romanische Formenlehre gegeben werden soll.*

Geschlechte gebraucht oder es erhält derselbe Wortstamm bald diese bald jene Endung (z. B. bald *-us*, bald *-um*) und ändert dem entsprechend das Genus. Zu beachten ist auch der öftere Wandel des Geschlechtes bei Deminutivis, z. B. *rana*, aber *ranunculus*.

2. Ein grosser Theil der lateinischen Substantive wurde durch bestimmte Endungen, bzw. Wortstammausgänge, als zum männlichen oder weiblichen Genus gehörig, bzw. als geschlechtslos gekennzeichnet. Die praktische Grammatik des Lateins bestimmt demnach das Genus nach der Endung, ist aber freilich genöthigt, zahlreiche Ausnahmen von den Regeln anzuerkennen.

Ueber das Genus im Allgemeinen und über das Genus im Lateinischen insbesondere vgl. NEUE, Lateinische Formenlehre I², S. 1 ff. 593 — RINNE, Das grammatische Geschlecht vom allgemeinen sprachlichen Gesichtspunkt aus dargestellt. Zeitz 1854 — H. STEINTHAL, Die Genera des Nomens, in: KUHN, Beiträge etc. I 292 ff. — A. SCHLEICHER, Die Genusbezeichnung im Indogermanischen, in: KUHN, Beiträge etc. III 92 ff. — F. MÜLLER, Das grammatische Geschlecht, in: Sitzungsberichte der Wiener Akademie, Philos.-hist. Klasse XXXIII 373 ff. — A. F. POTT, Grammatisches Geschlecht, in: ERSCH und GRUBER, Encyklopädie, Sect. I, Thl. 62, 393 ff. — J. H. OSWALD, Das grammatische Geschlecht und seine sprachliche Bedeutung. Paderborn 1866 — F. HEERDEGEN, Ueber lateinische Genusregeln. Erlangen 1873.

Im Romanischen sind die geschlechtslosen Substantive (neutra) des Lateins sämmtlich geschlechtig geworden. Das Romanische kennt also keine substantivischen Neutra mehr, während es bei dem Adjectiv das Neutrum wenigstens begrifflich unterscheidet und bei dem Pronomen auch noch einzelne neutrale Formen besitzt.

Lateinische Neutra, welche eine Singularform besassen, sind im Romanischen in der Regel zu Masculinen geworden (*membrum* = ital. *il membro*, *corpus* = ital. *il corpo*, *cor* = ital. *il cuore*, *mare* = ital. *il mare* etc.)[1]; lateinische Neutra,

---

1) Schon in Folge des Lautwandels mussten die grosse Mehrzahl der lateinischen Singularformen des Neutrums mit entsprechenden Masculinformen zusammenfallen, z. B. lat. *templum* konnte italienisch nur *tempio*, französisch nur *temple* ergeben, aber auch ein **templus* hätte keine andere Gestaltung annehmen können. Gleichwohl darf man keineswegs annehmen, dass etwa ital. *tempio*, franz. *temple* u. dgl. sozusagen latente



welche pluralia tantum waren oder wurden, sind durch die Endung *-a* zu den Femininis hinübergeleitet worden, womit meist auch der Uebergang in die Singularform verbunden war (*animalia* = franz. *aumaille*, *arma* = franz. *une arme*, *claustra* = ital. *chiostra*, *gaudia* = franz. *joie*, *folia* = span. *hoja*, *mirabilia* = franz. *merveille*, *battalia* = franz. *bataille* etc. Hierher gehören auch die entweder sicher oder vermuthlich aus lateinischen Participien neutr. plur. hervorgegangenen, bzw. nach deren Analogie gebildeten Substantiva, wie franz. *vente* = *vendita*, *réponse* = *responsa*, *espérance* = *sperantia* etc.).

Fälle, dass lateinische Neutra Singularis in einzelnen romanischen Sprachen zu dem Femininum übertraten, sind nicht ganz selten, namentlich im Französischen (z. B. *oleum* = franz. *huile* fem., *stabulum* = franz. *une étable*, *mare* = franz. *la mer*, *studium* = franz. *une étude* [?], *folia* = span. *la hoja*, ital. *foglia*, franz. *feuille*. Für das Französische mag vielfach die Endung massgebend gewesen sein).

Im Italienischen sind zahlreiche Neutra Pluralis formal noch erhalten, z. B. *le dita*, *le ginocchia*. Im Altfranzösischen finden sich lateinische Neutra plur. öfters im acc. pl. ohne *-s* (*cuntre dous deie* Rol. O. 444); ein Fortbestehen des substantivischen Neutrums kann aber auch für das Altfranzösische nicht angenommen werden (Meister's Annahme in »Die Flexion im Oxforder Psalter«, S. 87 ff., bedarf der Berichtigung).

Vgl. A. Mercier, De neutrali genere quid factum sit in gallica lingua. Paris 1879 — * W. Meyer. Die Schicksale des lateinischen Neutrums im Romanischen. Halle 1883 — E. Appel, De genere neutro intereunte in lingua latina. Erlangen 1883 (Münchener Dissertation).

4. Die geschlechtigen Substantiva des Lateins haben im Romanischen in der Regel ihr Geschlecht bewahrt, jedoch haben diejenigen Substantiva, welche Ausnahmen von den schriftlateinischen Genusregeln bilden, oft das Geschlecht der unter die betreffende Endungsgenusregel fallenden Substantiva angenommen; Uebereinstimmung zwischen den einzelnen Sprachen findet hierin freilich nicht statt (z. B. *arbor* fem. = port. *ar-*

Neutra seien, d. h. dass das Neutrum begrifflich zu existiren fortgedauert habe und nur formal dem Masculinum gleich geworden sei. Die Pluralformen *i tempi*, *les temples* = *illi* **templi*, *illos* **templos* verbieten eine solche Hypothese (*illa templa* hätte * *le tempia* [vgl. *le dita* etc.], *la temple* ergeben müssen).

vore fem. [zuweilen auch masc.], aber span. *arbol*, prov. *albre*, franz. *arbre* masc.). Geschlechtsvertauschungen sind auch sonst nicht ganz selten (so wird z. B. *flos* in allen Sprachen, mit Ausnahme des Italienischen, fem.). Anlass zur Geschlechtsvertauschung mag theils durch eine veränderte Anschauung des betreffenden Begriffes theils durch Angleichung an das Geschlecht des entsprechenden germanischen Wortes, theils und zumeist aber durch die Tendenz, Worten gleicher Endung auch gleiches Genus zu geben, veranlasst worden sein.

Merkwürdig ist der im Französischen, Provenzalischen, Rumänischen (oft auch im Altspanischen und vereinzelt im Portugiesischen) erfolgte Uebertritt der lateinischen Masculina auf *-or*, *-oris* (*dolor, color, honor* etc.) zum Femininum. Eine befriedigende Erklärung dieses Vorganges ist noch nicht gegeben. Zuletzt hat darüber gehandelt Horning in der Ztschr. f. rom. Phil. VI 439 ff.

5. Aeusserlich an Endungen erkennbar ist im Romanischen die Geschlechtsverschiedenheit nur in sehr beschränktem Umfange, am meisten noch in den Sprachen, welche, wie Italienisch und Spanisch, auslautendes *o* für das Masculinum und *a* für das Femininum zulassen. Im Französischen kann wenigstens als praktische (freilich mit sehr zahlreichen Ausnahmen durchsetzte) Regel gelten, dass Substantiva auf tonloses *-e* Feminina, alle übrigen Masculina sind.

6. Persönliche Wesen besitzen im Romanischen in der Regel das ihnen zukommende Geschlecht, doch bewahren Feminina auf *-a*, bzw. auf *-e* auch in der Anwendung auf männliche Personen oft das weibliche Genus (z. B. ital. *la sentinella, la scorta, la spia*).

7. Für Begriffe, welche an sich die Anwendung auf beide Geschlechter gestatten oder selbst erfordern, ist gleichwohl im Romanischen, bzw. in den romanischen Einzelsprachen oft nur ein Wort vorhanden oder doch nur ein Wort der gewöhnlichen Sprache geläufig (so fehlt z. B. im Französischen ein Femininum zu *auteur, écrivain, peintre* etc.; *chien* wird im gewöhnlichen Leben auch der weibliche Hund genannt, *cheval* bezeichnet das Pferd schlechthin ohne Rücksicht auf das Geschlecht. Ueberhaupt herrscht bei Thiernamen das commune Genus vor). Häufig ist das Femininum ein erst später dem Mas-

culinum zur Seite gestelltes mot savant (vgl. z. B. *impératrice* mit dem volksthümlichen *empereur*, *cantatrice* mit *chanteur*).

Einzeluntersuchungen über die Geschlechtsverhältnisse und den Geschlechtswandel in den einzelnen romanischen Sprachen und im Verhältnisse von Romanisch und Lateinisch fehlen noch mit Ausnahme der oben S. 193 angeführten. Derartige Untersuchungen würden sehr verdienstlich und auch nicht allzu schwer zu führen sein.

B. Die Declination und Pluralbildung.

1. Das Lateinische besass eine ausgebildete substantivische Declination, welche zwei Numeri (Singular und Plural) mit je fünf, bzw. sechs Casus (Nominativ, Genitiv, Dativ, Accusativ, Ablativ, Locativ) umfasste. Formal fallen freilich verschiedene Casus oft zusammen (namentlich der Dativ mit dem Ablativ, in der 3., 4. und 5. Declination, der Accusativ Pluralis mit dem Nominativ etc.; in der Volkssprache fielen in der 2. Declination nach Schwund des auslautenden *-s*, bzw. *-m* Nominativ und Accusativ Singularis zusammen). Die Casusunterscheidungen waren demnach vielfach nur begrifflich.

Als Wortform für die Anrede (Vocativ) bediente sich das Latein theils des nackten Wortstammes (*mensa*, *serve*) theils (im Singular oft, im Plural stets) des Nominativs (*rex*, *reges*).

Die im Lateinischen zur Anwendung gelangenden Casussuffixe sind bei den verschiedenen Kategorien der Substantiva verschieden. Darnach unterscheidet man praktisch mehrere Declinationen. Als Princip der wissenschaftlichen Eintheilung der lateinischen Declination dient aber der Auslaut des Stammes; darnach unterscheidet man:

A-Declination (= 1. Declination)
O-Declination (= 2. Declination)
U-Declination (= 4. Declination)
E-Declination (= 5. Declination)
I-Declination (z. B. *nocti, noctis nocts nox*) }
Consonantische Declination (z. B. *reg-s rex*) } (= 3. Declination)

Aus dem aus Nr. 2 sich ergebenden Grunde besitzt die lateinische Casusbildung für den Romanisten ein nur geringes direktes Interesse; es genüge, von den Monographien über dieselbe nur die bedeutendste zu nennen: F. Bücheler, Grundriss der lateinischen Declination. Leipzig 1866 (ins Französische übersetzt von L. Havet. Paris 1875). 2. Ausg. mit Zusätzen des Verfassers, unter Benutzung der französischen Uebersetzung

besorgt von J. WINDEKILDE. Bonn 1879. — Ueber die Einzelheiten der lateinischen Casusbildung und des Vorkommens der verschiedenen Casusformen findet man reichhaltige Angaben in NEUE's Formenlehre.

2. Im Volkslatein machte sich im Laufe seiner Entwickelung mehr und mehr die Tendenz geltend, das synthetische Declinationssystem zu zerstören und die obliquen Casus (mit Ausnahme des Accusativs) durch analytische Umschreibungen zu ersetzen. In Folge dessen findet man in den spätlateinischen, bzw. frühmittelalterlichen Urkunden (z. B. der Merovingerzeit) sowie in den von des Schriftlateins wenig kundigen Autoren verfassten Litteraturwerken jener Zeit (z. B. in Gregors von Tours Chronik) die Declination bereits in arg zerrüttetem Zustande und wilden Wirrwarr im Casusgebrauche. Befördert wurde die Zerstörung des Declinationssystemes und namentlich die Reducirung der Casus des Singulars auf eine Form (vgl. unten Nr. 4) durch die Wirkung der Lautgesetze, vermöge deren auslautendes *s* und *m* schwanden und auslautende oder in den Auslaut tretende Vocale (namentlich *i*) vielfach zu *e* geschwächt wurden.

Vgl. H. D'ARBOIS DE JUBAINVILLE, La déclinaison latine en Gaule à l'époque mérovingienne. Paris 1872 — L. STÜNKEL, Die Sprache der lex romana Utinensis (den vollständigen Titel sehe man Theil I, S. 133), in: Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik. Suppl. 8. Leipzig 1876.

3. Das Romanische besitzt — abgesehen von dem unter Nr. 6 zu besprechenden Ausnahmefalle — nur je eine Wortform des Substantivs für den Singular und den Plural; nicht selten sind sogar auch Singular und Plural gleichlautend (so z. B. im Italienischen bei den Substantiven, welche auf einen mit dem accento grave versehenen Vocal auslauten; im Französischen bei den Substantiven auf *s*, *x*, *z*, und übrigens besteht im Französischen der Unterschied der beiden Numeri meist nur noch in der Schrift, nicht mehr in der Aussprache).

Die einzige Wortform des Singulars wie des Plurals fungirt: a) als Casus des Subjects (Nominativ); b) als Casus des accusativischen Objects (Accusativ); c) als Anredeform (Vocativ); d) als präpositionaler Casus; in letzterer Eigenschaft dient sie in Verbindung mit bestimmten Präpositionen zur Umschreibung des nicht mehr vorhandenen Genetivs, Dativs und Ablativs.

Das Romanische besitzt demnach keine Declination.

4. Die Wortform des Substantivs für den Singular beruht nur in vereinzelten Fällen auf dem lateinischen Nominativ (*homo* = ital. *uomo*, aber franz. *homme* = *hominem*; *soror* = ital. *suora*, span. *sore*, franz. *sœur*, rum. *sora*); in der Regel ist als Ursprungscasus der Accusativ anzusetzen, dessen auslautendes *m* ja (mit Ausnahme weniger Fälle) schon früh geschwunden war, so entspricht also z. B. ital. *ragione*, span. *razon*, port. *ração*, prov. *raso*, franz. *raison*, lateinischem *ratione[m]*.

Die Erscheinung, dass der Accusativ der alleinige Casus ist, bzw. dass er auch in die Function des Nominativs eintritt, findet sich auch in andern Sprachen (so treten z. B. im vulgären Neugriechisch ἐλπίδα, πατρίδα, γλυκύτητα etc. für ἐλπίς, πατρίς, γλυκύτης etc. ein und mit Verschiebung des Numerus sogar ὁ ἀγῶνας für ἀγών, vgl. Sanders, Neugriech. Gramm. § 25. — Im Holländischen kann nur der Accus. mit Präpositionen verbunden werden).

Zwei Umstände sind übrigens hinsichtlich des Entstehens der romanischen Wortform des Singulars zu beachten: a) Der lateinische Nominativ war schon deshalb wenig lebensfähig, weil in ihm (namentlich bei Substantiven der sogenannten 3. Declination) der Wortstamm häufig in Folge des Antretens von *-s* lautlich verstümmelt worden war, während er im Accusativ (sowie in den andern obliquen Casus) verhältnissmässig unversehrt sich erhielt (vgl. *pars* mit *parti-m*, *partem*, *nox* mit *noctem*, *rex* mit *regem* etc.). b) Die Erhebung des Accusativs zur einzigen Wortform des Singulars mag dadurch begünstigt worden sein, dass nach Abfall des auslautenden *m* der Accusativ vielfach mit andern Casus lautlich zusammenfiel (z. B. *servo[m]* für *servum* fiel mit dem Dativ und Ablativ zusammen, ebenso mit dem seines *-s* verlustig gewordenen Nominativ *servo[s]*, *nocte[m]* mit dem Ablativ und, indem *i* zu *e* sich schwächte, auch mit dem Dativ; überhaupt hatte der Abfall der ursprünglichen Endungsconsonanten, bzw. die Schwächung der Endungsvocale zur Folge, dass die formalen Unterschiede zwischen den einzelnen Casus schwanden).

Vgl. F. D'OVIDIO, Sull' origine dell' unica forma flessionale del nome italiano. Firenze 1873 (eine geistvolle und scharfsinnige Untersuchung, deren Tendenz und Ergebniss aber freilich als irrig bezeichnet werden muss).

5. In der Bildung der einzigen Wortform für den Plural haben die verschiedenen Einzelsprachen verschiedene Wege eingeschlagen.

Im Italienischen liegt der Pluralform der lateinische Nominativ zu Grunde. Feminina, welche der lateinischen 1. Declination angehörten, bilden den Plural auf *-e* = lat. *-ae* (*rose*, *cose* etc.), für alle übrigen Substantiva (Masculinum und Femininum), soweit sie überhaupt der Pluralbildung fähig sind, ist der Nominativ Pluralis der lateinischen 2. Declination massgebend geworden (*medici*, *padri*, *madri*, *paesi* etc.). Lateinische Neutra, die zu Masculinis geworden sind, haben häufig als Nebenform zu dem analogischen Plural auf *-i* den alten Plural auf *-a* bewahrt, der als Femininum gilt (*le ciglia* neben *i cigli* von *il ciglio* etc.; in der älteren Sprache auch *tempora* neben *tempi* von *tempo* etc. und analogische Bildungen wie *fruttora* für *frutti*). Zwischen beiden Pluralformen ist häufig Bedeutungsdifferenzirung eingetreten. — Der Pluralbildung aus grammatischem Grunde unfähig sind die auf accentuirtem Vocale auslautenden Substantiva (*rè*, *città* etc.), es kann bei ihnen also der Pluralbegriff nur durch den Artikel zum Ausdruck gelangen.

Die Pluralform des Spanischen und Portugiesischen gründet sich consequent auf den lateinischen Accusativ (span. *los poeta-s*, *las hija-s*, *los hijo-s*, *los padre-s*, *las madre-s*, *los pié-s*, *los rey-es*, *las flor-es*, *los dios-es* [= lat. *deus* + *-os*], *voz* — *voces*, *reloj* [*relox*] — *relojes* etc. — port. *grammatica-s*, *irmãa* — *irmãa-s*, *fim* — *fins*, *cristal* — *cristaes*, *batel* — *bateis*, *funil* — *funis*, *caracol* — *caracoes*, *deos* — *deoses*, *irmão* — *irmãos*, *Alemão* — *Alemães*, *barão* — *barões* etc.). Die principiell gleiche Pluralbildung ist auch dem Katalonischen eigen.

Das Rätoromanische bevorzugt sehr entschieden die accusativische Pluralbildung (*štat-s* = *aestates*, *buk-s* = **beccos*, *úmęnts* = *homines*, *žǫuves* = *juvenes* etc.), doch finden sich in einzelnen Mundarten auch nominativische Bildungen

auf *i* (z. B. Nons. *ǫmni*, Vigo *ǫ́męny* = *homines*, Amp. *utsiéi* von *utsęl* = *avicellus*). Vgl. Gartner a. a. O. § 106.

Die Pluralbildung im Rumänischen gründet sich wie die des Italienischen auf den lateinischen Nominativ, und zwar:

a) Auf die Endung *-ae* = rum. *e* der 1. lateinischen Declination, z. B. *mama* (mit Art. *mam'a*) — *mame(-le)*, *sté* mit Art. *stéoa*; NB. *sté* = *stel[l']a)* — *stele(-le)*. Es hat jedoch nur ein Theil der zur 1. lateinischen Declination gehörigen Substantiva diese Bildung sich bewahrt, ein anderer, sehr beträchtlicher Theil ist zur *i*-Bildung übergetreten.

b) Auf die Endung *-i* = rum. *i* der Masculina der 2. lateinischen Declination (z. B. *calu(-lu)* [= *caballum illum*] — *cali(-li) cai-i* [= *caballi illi*], *pomu(-lu)* — *pomi(-i)*, *verme(-le)* — *vermi(-i)*, *cárte(-a)* — *càrti(-le)*. Dieser Bildung folgen alle Substantiva, soweit sie nicht den drei andern Klassen angehören; denn ursprünglich nur für die auf Masculina der 2. lateinischen Declination beruhenden berechtigt, ist sie durch Analogie auch auf Substantiva anderer Declinationen übertragen worden.

c) Auf die Endung *-a* = rum. *e* der Neutra der 2. lateinischen Declination, z. B. *lemnu(-lu)* — *lemne-(le)*; dieser ursprünglich nur für Neutra berechtigten Bildung (*lemnu*, *lemne* = *lignum*, *ligna*) schliessen sich zahlreiche ursprüngliche Masculina und Feminina an, z. B. *degetu(-lu)* — *degete(-le)*, *acu(lu)* — *ace(-le)*. Der Singular dieser Substantiva gilt im Rumänischen durchweg als Masculinum, der Plural als Femininum. (Es entsprechen diese Bildungen den italienischen Neutris auf *-a*: *degete-le* = *le dita*.)

d) Auf die Endung *-ora* = rum. *uri* (Anlehnung an den Plural auf *-i*) der lateinischen Neutra auf *-us*, *-oris*, z. B. *timpu(-lu)* — *timpuri(-le)*. Auch diese Bildung ist weit über den Kreis ihres lateinischen Bereiches hinausgedrungen (z. B. *nasu-lu* — *nasuri-le*, *respunsu-lu* — *respunsuri-le*), wozu vielleicht die Derivata auf *-orium* (z. B. *promontorium*) beitrugen. Ueber das Genus beider Numeri der Substantiva dieser Bildung, gilt das von denen der Kategorie c) Bemerkte.

Ueber die Pluralbildung des Französischen und Provenzalischen siehe Nr. 6.

6. Das Altfranzösische und das Altprovenzalische besitzen noch einen Rest von Declinationen, indem sie bei gewissen umfangreichen Kategorien von Substantiven in beiden Numeris oder doch im Singular einen Casus rectus (= Nominativ) und einen Casus obliquus (= Accusativ, Präpositional; vgl. auch unten Nr. 7) unterscheiden. Diese Kategorien von Substantiven sind:

a) Substantiva mit festem Accente.

α) Substantiva, welche im Lateinischen zur 2. und zur 4. Declination gehören mit Ausnahme derer, deren auslautender Stammconsonant *s*, *z*, *x* ist.

Paradigma:

sg. c. r. *ans* (= *an*[*nu*]*s* [?]) pl. c. r. *an* (= *an*[*ni*])
pl. c. r. *an* (= *an*[*num*]) pl. c. o. *ans* (= *an*[*no*]*s*).

Das unterscheidende Zeichen einerseits für den Casus rectus des Singulars und andrerseits für den Casus obliquus des Plurals ist also *-s*.

Unorganisch ist das Nominativ *-s*[1]) jedenfalls bei Substantiven, welche lateinischen Substantiven auf *-er* entsprechen, vgl. *livres* Buch mit *liber*, bzw. *librum*.

β) Masculina und Neutra, welche im Lateinischen zur 3. Declination gehören. Die Declination ist derjenigen der unter α) angeführten Substantiva gleich und beruht auf Analogiebildung an diese.

Paradigma:

sg. c. r. *reis* (= *rex*) pl. c. r. *rei*
sg. c. o. *rei* pl. c. o. *reis*.

γ) Nach Analogie der den Casus rectus des Singulars mit *-s* bildenden Substantiva nehmen auch die Feminina der 3. lateinischen Declination im Casus rectus Singularis ein (unorganisches) *-s* an.

---

1) Nach allgemeiner Annahme wird der Casus rectus Singularis der *s*-Declination dem lateinischen Nom. Sing. Masc. der 2. Declination gleichgesetzt. Da aber feststeht, dass das auslautende *s* des Nom. Sing. der O-Stämme im Vulgärlatein frühzeitig verstummte (vgl. Corssen, Ueber Aussprache etc. I² 285 ff., Bücheler, Grundriss der lateinischen Declination S. 10 f.), so muss es erlaubt sein, daran zu zweifeln, dass sich dieses *-s* in einer romanischen Sprache erhalten habe.

Paradigma:

sg. c. r. *flors* (gleichsam *flor*[*em*] + *s*) pl. c. r. *flors* (= *flor*[*e*]*s*)
pl. c. o. *flor* (= *flor*[*em*]) pl. c. o. *flors* (= *flor*[*e*]*s*).

b) Substantiva mit beweglichem Accente[1].

α) Substantiva, welche sich gründen auf lateinische Nomina actoris auf *-'tor*, *-tóris*.

Paradigma:

sg. c. r. *emperaire*[*s*], *emperere*[*s*] (= *imperátor*)
sg. c. o. *emperadór*, *empereór* (= *imperatórem*)
pl. c. r. *emperadór*[*s*], *empereór*[*s*] (= *imperatóres*)
pl. c. o. *emperadórs*, *empereórs* (= *imperatóres*).

Das (unorganische) *-s* im Casus rectus des Singulars, sowie das eventuelle Fehlen des (organischen) *-s* im Casus rectus des Plurals beruht auf Analogiebildung an die Substantiva mit festem Accente der Kategorien α) und β).

In diese Klasse tritt auch lat. *sóror*, *sorórem* ein: prov. *sor*, *serór*, *serors*, franz. *suer*, *serour*, *serours*.

β) Substantiva, welche sich gründen auf lateinische, bzw. latinisirte Substantiva (persönlichen Begriffes) auf *-'o*, *-ónis*.

Paradigma:

sg. c. r. *bar*, *ber* (= *báro*), *companhs*, *compains* (= **compánio*)	pl. c. r. *baró*, *barón* (= *barónes*), *companhó*, *compagnon* (= **companiónes*)
sg. c. o. *baró*, *barón* (= *barónem*), *companhón*, *compagnón* (= **companiónem*)	pl. c. o. *barós*, *baróns* (= *barónes*), *companhós*, *compagnons* (= *companiónes*).

Ueber das *-s* im Casus rectus des Singulars und das Fehlen des *-s* im Casus rectus des Plurals gilt die unter α) gemachte Bemerkung.

γ) Vereinzelte Substantiva, welche lateinischen Imparisyllabis der 3. Declination entsprechen, z. B.:

sg. c. r. *sénher*, *sendre*, *sire* (= *sénior*) pl. c. r. *senhór*, *seignór* (= *senióres*)

1) Vereinzelte Fälle dieser Flexion finden sich auch im Rätoromanischen, vgl. GARTNER, a. a. O. § 99 u. 107.

sg. c. o. *senhór*, *seignór* (= *seniórem*) pl. c. o. *senhórs*, *seignórs* (= *senióres*).

Das *-s* im Casus rectus Pluralis fehlt nach Analogie der *s*-Declination.

Andere Fälle, z. B. prov. *ábas*, *abát*, *neps*, *nebót* etc., franz. *énfes*, *enfánt*, *niez*, *nevó* etc.

Dagegen sind der Declination unfähig und besitzen nur je eine, auf dem lateinischen Accusativ beruhende Form für Singular und Plural die im Lateinischen zur 1. Declination gehörigen Substantiva (z. B. Singular *corona*, *corone*; Plural *coronas*, *corones*). Nur im Französischen bilden einige dieser Substantiva, vorwiegend Eigennamen, einen unorganischen Accusativ auf betontes *-ain*, z. B. *Berte* — *Bertain*, *ante* (= *amitam*) — *antain*, *pute* — *putain*. Der Accent scheint zu verbieten, diese Formen dem lateinischen Accusativ gleichzusetzen.

Im Neufranzösischen und Neuprovenzalischen ist die Form des Casus rectus geschwunden und der auf den lateinischen Accusativ sich gründende Casus obliquus ist einzige Wortform geworden, welche also auch als Casus rectus fungirt. (Ausnahmsweise ist bei dem Singular einiger Substantive der gegentheilige Vorgang erfolgt: der Casus rectus hat den Casus obliquus verdrängt, z. B. franz. *sœur* = *sóror*, *fils* = *filius*, *pâtre* = *pastor* etc.).

In Folge dessen, dass der Casus obliquus einziger Casus geworden ist, zeigt der neufranzösische Plural die Endung *-s* (bzw. *x* = *ls* etc.) überall, wo diese lautgesetzlich möglich ist.

Das Neuprovenzalische, früher ebenso verfahrend wie das Neufranzösische, hat gegenwärtig das Plural-*s* meist aufgegeben[1].

7. Von dem lateinischen Genetiv, Dativ und Ablativ finden sich im Romanischen nur ganz vereinzelte und erstarrte

---

1) Als Beweis hierfür seien einige Stellen aus F. Mistral's »Avans-Prepaus« zu A. Mathieu's »la Farandoulo« (2. Ausg. Paris 1868) angeführt: p. 8 *faire la casso i lèbre, i counièu, i perdigau* = *faire la chasse aux lièvres, aux lapins, aux perdreaux*; p. 10 *li cantaire i'an pas manca* = = *les chanteurs ne lui ont pas manqué*; *passè li mountagno* = *il passa les montagnes*; p. 14 *touti lis an* = *tous les ans* (Cas. rect.), *nòstis antiqui liberta* = *nos antiques libertés*; p. 18 *sièis enfant* = *six enfants*; p. 22 *I'anas trouva de chato, de flour e de poutoun; e s'amas li poutoun, li flour e li chato* ... = *Vous allez y trouver des jeunes filles, des fleurs et des baisers; et si vous aimez les baisers, les fleurs et les jeunes filles* ...

Ueberbleibsel. Genetive sind z. B. span. *Martes*, *Jueves*, *Viérnes* = *Martis*, *Jovis*, *Veneris*; altfranz. *Francor[um]*, *paienur* (= *paganorum*) etc., neufranz. *Chandeleur* = *candelorum* für *candelarum*. Ein ursprünglicher Dativ ist bekanntlich das moderne Wort. *omnibus*. Der Ablativ von *mens* hat sich in der adverbialen Verbindung mit Adjectiven erhalten, z. B. *chiaramente*; zu Adverbien gewordene Ablative sind auch z. B. *oggi*, *hoy*, *hui* = *hodie*; altfranz. *ouan*, span. *ogaño* = *hoc anno*, *or* = *hora* u. a. m.

Im Altfranzösischen konnte in bestimmten Fällen der Casus obliquus ohne Casuspräposition als Genetiv und Dativ fungiren.

8. Als Anredeform (Vocativ) verwenden Altfranzosen und Altprovenzalen in der Regel den Casus rectus (vgl. A. Beyer in Ztschr. f. rom. Phil. VII 23 ff.). Die übrigen Sprachen brauchen ihre einzige Casusform auch vocativisch. Nur das Rumänische besitzt einzelne Reste des lateinischen Vocativs (*Petre*, *doamne* etc.).

§ 2. Die synthetischen Formen des Adjectivs.

A. Das Genus.

1. Das Latein besass in Bezug auf die Genusunterscheidung drei Kategorien von Adjectiven: a) Adjectiva, welche zwei geschlechtige Formen (d. h. je eine für das Masculinum und für das Femininum) und eine geschlechtslose Form besassen (Adjectiva dreier Endungen auf *-us*, *-a*, *-um*; *-er*, *-a*, *-um*; *-er*, *-is*, *-e*). b) Adjectiva, welche eine geschlechtige und eine ungeschlechtige Form besassen (Adjectiva zweier Endungen auf *-is*, *-e*). c) Adjectiva, welche nur eine Form besassen und an denen folglich keinerlei Genusbezeichnung zum Ausdruck gelangte (Adjectiva einer Endung auf *-x*, *-s* etc.).

2. Da die lateinischen neutralen Substantiva im Romanischen durchweg entweder zu dem Masculinum oder zu dem Femininum übergetreten sind, so musste auch die neutrale Form des Adjectivs im Romanischen schwinden. Es hat sich jedoch das Romanische die Fähigkeit bewahrt, einen Accidensbegriff abstrakt aufzufassen und damit das betreffende Adjectiv zu einem Substantiv neutraler Beschaffenheit zu er-

heben; für das nicht vorhandene Neutrum des Adjectivs tritt in diesem Falle das Masculinum ein (z. B. *le sublime* »das Erhabene«).

3. In Folge des Schwundes der neutralen Form sind im Romanischen die dreiformigen lateinischen Adjectiva zweiformig und die zweiformigen lateinischen Adjectiva einformig geworden (lat. *bonus*, *bona*, *bonum*, aber ital. nur *buono, buona*; lat. *mortalis*, *mortale*, aber ital. nur *mortale*).

Die Adjectiva auf *-er*, *-a*, (*-um*) sind, weil der Accusativ das Substrat für die einzige romanische Wortform lieferte (ital. *libero* = *liberum*, nicht = *liber*, vgl. unten B. 1), mit denen auf *-us*, *-a*, (*-um*) zusammengefallen, und die (auch im Schriftlatein sehr seltenen) Adjectiva auf *-er*, *-is*, (*-e*) sind theils in die Kategorie der Adjectiva auf *-us*, *-a*, theils in diejenige der einformigen Adjectiva übergegangen (z. B. lat. *acer*, *acris*, [*acre*] ergiebt ital. *acre* und *agro*, *a*).

4. Die Adjectiva auf *-o*, *-a* (französisch Masculinum ohne Endung z. B. *bon*, Fem. *-e*, z. B. *bon*[*n*]*e*) haben eine analogische Anziehungskraft auf die einformigen ausgeübt und manche derselben entweder zum vollen Uebertritte (vgl. lat. *pauper* mit ital. *povero, a*; lat. *vetus* mit ital. *vieto*, *a*) oder doch zur Bildung eines Femininum auf *-a*, bzw. *-e* veranlasst (z. B. port. *commum*, *commua* [es wird jedoch auch *commum* noch als Femininum gebraucht]; kat. *cortes*, *cortesa*; rum. *greu* und *grea* = *gravis*). Das Letztere ist im weitesten Umfange im Neufranzösischen geschehen: die im Altfranzösischen noch einformigen (weil lateinischen Adjectiven auf *-is*, [*-e*] entsprechenden Adjectiva) sind durchweg zweiformig geworden (z. B. altfranz. *granz*, aber neufranz. *grand*, *grande*; ebenso altfranz. *mortels*, aber neufranz. *mortel*, *mortelle*. Nur in vereinzelten Verbindungen hat sich die alte Form auch für das Femininum behauptet, z. B. *grand' faim*, wobei der Apostroph nur dem Unverstande der französischen Grammatiker sein Dasein verdankt).

B. Declination und Pluralbildung.

Die romanische Declination, bzw. die Bildung der einzigen Casusform, und die Bildung des Plurals der Adjectiva ist die gleiche wie bei den Substantiven, vgl. also oben § 1.

C. Steigerung.

1. Die Lehre von der Steigerung der Adjectiva bildet einen Bestandtheil der Wortbildungslehre und kann nur aus praktischem Grunde in die Wortformenlehre einbezogen werden.

2. Das Latein, wie jede indogermanische Sprache, kann die Grundform (den Positiv) des Adjectivs zweifach steigern, besitzt also zwei Steigerungsgrade, den Comparativ und den Superlativ (*altior*, *altissimus*). Der Superlativ fungirt auch als Elativ (*altissimus* »der höchste« und »sehr hoch«, in letzterer Bedeutung Elativ).

Die lateinische Volkssprache steigerte zuweilen auch Substantiva, z. B. *oculissimus* (bei Plautus).

3. Im Lateinischen, bzw. im Schriftlatein, wurde die Steigerung organisch, d. h. durch Verbindung des adjectivischen Wortstammes mit bestimmten Suffixen, vollzogen. Jedoch auch im Schriftlatein sind bestimmte Kategorien von Adjectiven der organischen Steigerung unfähig und ersetzen dieselbe durch die analytische Verbindung des Positivs mit *magis* und *maxime*. Weit gewöhnlicher noch war die analytische Bildung der Comparationsgrade im Volkslatein, bzw. im Spätlatein; in derselben Sprachform war auch die Verstärkung des Comparativs und Superlativs durch Gradadverbien (*multo*, *nimio*, *aliquantum* etc., *longe*, *oppido*, *perquam* etc.) sehr üblich, diese Steigungen sind dafür beweisend, dass die Comparationsformen in ihrer Bedeutung sich abschwächten und folglich für ihre Function mehr oder weniger ungeeignet wurden.

Vgl. Neue, Formenlehre II², S. 102. 688 — Corssen, Aussprache II², S. 215. 550 — E. Förstemann, De comparativis et superlativis linguae graecae et latinae. Nordhausen 1844 — F. Weihrich, De gradibus comparationum linguarum sanscritae graecae latinae gothicae. Giessen 1869 — Ph. J. Gonnet, Degrés de signification en grec et en latin d'après les principes de la grammaire comparée. Paris 1876 — G. B. Gandino, Studi di latino antico. II. Della forma del comparativo nell' antico latino e specialmente nel latino di Plauto, in: Riv. di Filol. VI 453 ff. — * E. Wölfflin, Lateinische und romanische Comparation. Erlangen 1879, und: Zur lateinischen Gradation, in: Archiv für lateinische Lexikographie I 93 ff.

4. Den organischen Comparativ des Lateins hat das Romanische bis auf geringe Reste aufgegeben. Die analyti-

sche Umschreibung desselben ist in den verschiedenen Sprachen verschieden, nämlich:

a) im Spanischen, Portugiesischen, Katalanischen und Rumänischen erfolgt sie durch die Combination von *magis* (span. *mas*, port. *mais*, kat. *mes*, rum. *mai*) + Positiv;

b) im Italienischen, Französischen, Provenzalischen und Rätoromanischen erfolgt sie durch die Combination von *plus* (ital. *più*, franz. *plus*, prov. *plus*, *pus*, rätorom. *plü*) + Positiv.

Von den organischen Comparativformen des Lateins haben sich vorwiegend nur die sogenannten unregelmässigen (*melior*, *pejor*, *major*, *minor* etc., bzw. deren Accusative) erhalten, vielfach jedoch auch nur als gelehrte Sprachformen (so etwa *mineur* im Franz.: *l'Asie mineure* u. dgl.) und auf bestimmte Bedeutungen beschränkt. Erhalten sind grösstentheils auch die lateinischen Comparative *anterior*, *posterior* u. dgl., sie werden aber von dem romanischen Sprachgefühle nicht mehr als Comparative aufgefasst und construirt.

Einen verhältnissmässig reichen Bestand an aus dem Latein übernommenen Comparativen besassen das Altfranzösische und das Altprovenzalische (franz. *forçor*, *gensor*, *greignor* etc., prov. *aussor*, *nualhor*, *largor* etc.); die neueren Sprachformen haben diese Comparative meist aufgegeben; beachtenswerth ist, dass mehrere der im Französischen gebliebenen dem lateinischen Nominativ entsprechen (*pire*, *moindre* = *pejor*, *minor*, dagegen *meilleur* = *meliorem*).

Ein interessanter Fall organischer Doppelcomparation ist franz. *plusieurs* = **plusiores*, **pluriores*.

5. Die organische lateinische Superlativbildung auf *-issimus*, bzw. *-errimus*, *-illimus* (letzteres in der Regel jedoch durch *-issimus* verdrängt, z. B. ital. *facilissimo*) hat sich im Italienischen, Spanischen, Portugiesischen und Rätoromanischen erhalten (NB. französische Formen wie *généralissime*, *éminentissime* etc. sind künstliche Bildungen; altfranzösisch jedoch findet sich *cherisme*, *hautisme* u. w., ebenso altprov. *carisme*, *altisme* u. w.), die betreffenden Formen fungiren aber nur in der Bedeutung eines Elativs (z. B. ital. *bellissimo* »sehr schön«, n i c h t »der schönste«). Uebrigens kann (im Französischen und Provenzalischen m u s s) der Elativ auch

durch Vorsetzung eines Gradationsadverbs (z. B. franz. *fort*, *bien*, *assez* etc.) vor den Positiv ersetzt werden.

Der eigentliche Superlativ wird in allen romanischen Sprachen ersetzt durch den mittelst des sogenannten bestimmten Artikels (nur im Rumänischen mittelst des Demonstrativpronomens *celu*, *cea*) determinirten Comparativ.

Die sogenannten unregelmässigen lateinischen Superlative haben sich zum Theil erhalten (z. B. ital. *ottimo*, *pessimo* u. dgl.) und können theilweise auch noch als eigentliche Superlative fungiren, doch haben Bildungen wie *intimus*, *postumus* vielfach jede superlativische Bedeutung abgelegt.

Analogische Bildungen, wie z. B. ital. *buonissimo* neben *ottimo*, sind namentlich im Italienischen nicht selten.

Auffallend ist das gänzliche Fehlen organischer Superlativbildungen im Rumänischen.

6. Steigerung von Substantiven (s. oben Nr. 1) findet sich im Romanischen sporadisch, besonders im Italienischen (*servissimo*, *padronissimo*), indessen nur in der vulgären Sprache und mit beabsichtigter übertreibender, eventuell komisch wirkender Tendenz.

§ 3. Die synthetischen Formen der Pronomina.

Vorbemerkungen. Die Flexion der Pronomina zeigt, verglichen mit derjenigen der Substantiva und Adjectiva, im Lateinischen, wie in allen indogermanischen Sprachen, mancherlei auffällige Formen (man denke z. B. an Dative wie *mihi*, *tibi*, *huic*, *illi* etc., an die Genetive Singularis auf *-us*, bzw. *-ius* u. dgl.). Begründet ist dies in folgenden Thatsachen:

1. Die pronominale Declination bedient sich zum Theil anderer Suffixe, als die Declination der Substantiva und Adjectiva.

2. Der häufige Gebrauch, welchem die Pronomina (besonders die Personalpronomina) unterliegen, scheint — entgegengesetzt dem, was man sonst auf dem Gebiete der Flexion beobachtet — der Erhaltung der Formen günstig zu sein.

3. Mehrfach be uhen die lateinischen Pronomina auf verdunkelter Zusammensetzung, so *hic* = *hi-ce*, *is-te*.

Auch im Romanischen weist die pronominale Flexion manches Auffällige und Abnorme auf, und die Entwickelung

der Formen ist häufig auf Bahnen erfolgt, die von denen sehr abweichen, welche sonst von der nominalen Declination betreten worden sind.

Jedenfalls ist das Gebiet der Pronominaldeclination dasjenige, auf welchem das Romanische sich am zähesten in der Festhaltung des lateinischen Formenbestandes und andrerseits am fruchtbarsten in der Schöpfung neuer Formen erwiesen hat.

A. Die Personalia.

In Bezug auf die Flexion der Personalia sind namentlich folgende Thatsachen hervorzuheben:

1. Das Latein besass keine Personale der 3. Person (der Nominativ desselben wurde meist durch die Personalendung des Verbs, eventuell durch ein Demonstrativ ausgedrückt; für die Casus obliqui traten diejenigen von *is, ea, id,* bzw. in Beziehung auf das Subjekt des Hauptsatzes oder desselben Satzes *sui, sibi se* ein).

Das Romanische, schon deshalb, weil in ihm die Personalendungen entweder geschwunden oder ihrer Kraft beraubt waren, des Pronomens der 3. Person bedürftig, hat sich ein solches geschaffen, indem es die Bedeutung des Demonstrativs *ille* abschwächte. Der Nominativ und Accusativ Singularis des Masculinum der 3. Person fungirt im Italienischen Spanischen (und Portugiesischen) auch in neutraler Bedeutung. Ob franz. *il* in seiner neutralen Function auf lat. *illud* oder *ille* zurückgeht, ist noch nicht völlig klargestellt, doch dürfte Horning's Annahme (vgl. Rom. Stud. IV 229 ff.), dass *il* = *ille*, mindestens erwogen werden müssen (vgl. dagegen Groeber in Ztschr. f. rom. Phil. IV 463). Im Provenzalischen fungirt als Neutrum neben *el* gewöhnlicher *o* = *hoc.* Auch das Rumänische besitzt neutrales *o* (vgl. Barcianu, Gramm. der rom. Spr. S. 102). Ob rätoromanisches *e* (vor Vocalen *ed*), dessen Anwendung übrigens nur eine beschränkte ist (vgl. Andeer, Rätorom. Elementargramm. S. 69), aus *el* entstanden ist, bleibe dahingestellt, wenig glaublich ist es aber.

Im Italienischen, Französischen, Provenzalischen, Rumänischen (und Rätoromanischen) hat sich der Genetiv *illorum* erhalten und die Function des Accusativs, bzw. Dativs Pluralis des Pronomens der 3. Person, theils in absoluter und con-

junctiver Verwendung (s. Nr. 4), theils nur in letzterer übernommen. In denselben Sprachen finden sich als Casus obliquus des Singulars (im Italienischen, Französischen und vereinzelt auch im Provenzalischen) die Formen *lui* für das Masculinum und *lei[s]* für das Femininum; die erstere ist wohl Analogiebildung an *cui* (*illui* für *illi*), die letztere aber wohl aus *illae* (Dativ Singularis Feminini für *illi*) entstanden, es bedarf jedoch die Frage nach der Herkunft dieser eigenartigen Formen noch genauerer Untersuchung.

2. Das romanische Personale entbehrt der Genetivformen (auch der Genetiv *illorum* fungirt nicht in dieser Bedeutung). Der Genetiv muss also, wie beim Substantiv, analytisch durch Verbindung der Accusativ(Dativ-)form mit der Casuspräposition *de* umschrieben werden. Das Rumänische verwendet, originell genug, das Possessiv in Verbindung mit der Präposition *a* als Genetiv (*a meu* etc.), ein Verfahren, welches das Gegenstück zu dem bildet, durch welches das Deutsche, Englische etc. das ihnen fehlende Possessiv ersetzen.

3. Dativ und Accusativ sind nur bei dem Pronomen der 3. Person formal unterschieden, und auch da meist nur in der proklitischen Verbindung mit dem Verbum; bei der 1. und 2. Person hat der ursprüngliche Accusativ auch die Function des Dativs übernommen.

4. Der lateinische Accusativ ist vielfach in einer vollen (starken) und in einer gekürzten oder sonstwie geschwächten Form erhalten (vgl. lat. *me* = franz. *moi* und *me*, lat. *nos* = ital. *noi* und *ne* [wenn letzteres nicht besser = *inde* zu erklären], lat. *illos* = span. *ellos* und *los* etc.). Die volle Form wird absolut, d. h. ausserhalb unmittelbarer Verbindung mit dem Verbum (also isolirt und in Verbindung mit Präpositionen), die geschwächte Form dagegen nur in proklitischer, bzw. enklitischer Verbindung mit dem Verbum gebraucht; doch weichen in dieser Beziehung die einzelnen Sprachen sehr unter einander ab, und auch innerhalb einer jeden einzelnen unterliegt die Auseinanderhaltung der »schweren« und »leichten« Formen ziemlich verwickelten Gebrauchsregeln.

Im Französischen ist die Scheidung der absoluten und der conjunctiven Formen auch auf den Nominativ ausgedehnt worden, indem ausserhalb der Verbindung mit dem Verbum

die Casus obliqui *moi*, *toi*, *lui*, *eux* auch als Nominative fungiren.

5. Der lateinische Ablativ *me*, *te* (und *se*) hat sich im Italienischen, Spanischen und Portugiesischen in Verbindung mit der nachgesetzten Präposition *cum* erhalten (ital. *meco*, span. und port. mit pleonastischer Doppelung der Präposition *conmigo*, *commigo*); dass aber der Ablativ als solcher gar nicht mehr empfunden wird, beweisen die Bildungen *vosco* etc.

6. Die Formenbildung der Personalia weist manche interessante Abnormitäten auf (vgl. die Vorbemerkung zu diesem §), in keiner Sprache aber in solchem Masse wie im Rumänischen (so z. B. die Verstärkung von *elu* und *ea* durch *însu* [= *ipsum*??]). Auch das Rätoromanische zeigt manches sehr Bemerkenswerthe, so z. B. die Möglichkeit, den leichten Formen ein *a* vorzuschlagen; *am* = *m(e)*, *at* = *t(e)*, *ans* = *nus*, *as* = *vus*, [*as* = *s(e)*]; vgl. ANDEER, a. a. O. S. 22; der Ursprung des *a* ist noch nicht aufgehellt, es mit der Präposition *a* zu identificiren, dürfte nicht statthaft sein.

7. Beachtenswerth ist die namentlich im Französischen und Italienischen scharf hervortretende Neigung des Romanischen, statt des Genetivs und Dativs (bzw. deren Umschreibungen) des Pronomens der 3. Person in Bezug auf unbelebte Dinge locale Adverbien (*inde*, *ibi* = ital. *ne*, *vi*; franz. *en*, *y*) zu verwenden.

8. Ueber das unbestimmte Pronomen der 3. Person vgl. unten B. 3.

B. Das Reflexivum.

1. Das lateinische Reflexiv *se* ist in allen romanischen Sprachen erhalten und fungirt zugleich auch für das aufgegebene *sibi*. Im Verhältniss zum Lateinischen ist im Romanischen die Anwendungssphäre des Reflexivs erheblich eingeschränkt worden, indem es nur noch auf das Subjekt desselben Satzes, nicht auch auf das Subjekt des übergeordneten Hauptsatzes sich zurückbeziehen darf.

2. In Bezug auf die Formenbildung folgt *se* ganz der Analogie von *me* und *te*, doch ist es der Pluralbildung unfähig. Formendoppelung von *se* hat in den Sprachen statt, in denen sie bei *me* und *te* erfolgt ist.

3. Syntaktisch zeigt der Gebrauch des Reflexivs in einzelnen Sprachen manches Bemerkenswerthe. So wird *se* im Italienischen, Spanischen, Portugiesischen nominativisch im Sinne eines unbestimmten Personale der 3. Person verwandt (ital. *si dice*, span. *se dice*, port. *dize-se* = man sagt; das Französische hat sich durch Bedeutungsschwächung des Substantivs *homo* ein entsprechend unbestimmtes Personale, *on*, geschaffen). Im Französischen kann *soi* nominativische Verbindung mit *même* eingehen. Allen romanischen Sprachen gemeinsam ist die Neigung, durch das Reflexiv den Passivbegriff zu umschreiben (*ce mot s'emploie* = *ce mot est employé*).

Das Neufranzösische vermeidet die Beziehung des absoluten Reflexivs *soi* auf einen persönlichen Begriff und selbst auch auf abstracte Begriffe und bevorzugt in diesem Falle das Pronomen der 3. Person.

C. Die Possessiva.

1. Die lateinischen Possessiva sind im Romanischen erhalten; *suus* ist zum schlechthinnigen Possessiv der 3. Person geworden (während es im Lateinischen sich nur auf das Subjekt beziehen durfte, sonst aber *eius* angewendet werden musste); ausserdem verwenden das Italienische, Provenzalische, Französische, Rätoromanische und Rumänische den Genetiv *illorum* (= *loro*, *lor*, *lur*, *luro*, *leur*) als Possessiv der 3. Person in Bezug auf mehrere Besitzer, franz. *leur* ist sogar der Pluralbildung fähig: *leurs*, gleichsam *illor[um] -os*.

2. Wie bei den Personalibus, so sind auch bei den Possessivis vielfach Doppelformen — leichtere und schwerere — gebildet (z. B. span. *mio*, *tuyo*, *suyo* neben *mi*, *tu*, *su*; franz. *mien*, *tien*, *sien* neben *mon*, *ton*, *son*). Die volleren Formen stellen entweder die lautgesetzlichen Entwickelungen der lateinischen Formen dar (wie z. B. span. *mio*) oder es sind Ableitungen aus denselben (wie z. B. span. *tuyo*, franz. *mien*); die leichteren Formen entsprechen entweder den lateinischen (wie z. B. altfranz. *mes*, *mon* = *meus*, *meum*) oder es sind unorganische Kürzungen derselben (wie z. B. span. *mi*, *tu*, *su*). Die Possessiva des Plurals (*noster*, *vester*, *illorum*) erscheinen meist nur in einer Form.

In der Formenbildung der Possessiva ist die Wirkung analogischer Anziehung vielfach zu beobachten (man denke z. B. daran, dass franz. *tien*, *sien* nach Analogie von *mien* gebildet sind).

3. Die Gebrauchsunterscheidung zwischen den leichten und schweren Formen ist in den verschiedenen Sprachen verschieden, zuweilen schwankt sie innerhalb derselben Sprache (so namentlich im Altfranzösischen). Im Allgemeinen lässt sich jedoch die Tendenz beobachten, die leichten Formen auf die unmittelbare, proklitische Verbindung mit dem Substantiv zu beschränken; im Neufranzösischen ist dies streng durchgeführt.

4. In einzelnen Sprachen (namentlich im Italienischen und Altfranzösischen) nimmt das Possessiv, bzw. die schwere Form desselben, den bestimmten Artikel vor sich.

D. Die Demonstrativa und Determinativa.

1. Lat. *hic*, *haec*, *hoc* ist als Demonstrativ völlig geschwunden, was sich aus der Schwerfälligkeit und bizarren Bildung namentlich seiner Singularformen erklärt. In der Function eines neutralen Personalpronomens hat sich *oc* = *o* im Provenzalischen und Rumänischen erhalten, im Provenzalischen überdies auch als Bejahungspartikel *oc* und in dem Compositum *so* = *ecce hoc*. Ausserdem finden sich Formen von *hic* in adverbialen Verbindungen bewahrt, z. B. span. *pero* = *per hoc*, altfranz. *oïl* = *hoc ille* (nicht *illud*), *ouan* = *hoc anno*, vielleicht auch *or* = *ha*[*c*] *hora*; der altlat. Abl. *ho* (ohne deiktisches *c*[*e*]) liegt vor in *oggi*, *hui* etc. = *hodie*.

2. Lat. *ille*, *illa* (*illud*) ist in allen Einzelsprachen erhalten, aber die demonstrative Function hat es, wenn isolirt, überall aufgegeben (nur im Spanischen ist ein Rest derselben erhalten) und hat sich in seiner Bedeutung einerseits zum bestimmten Artikel, andererseits zum Personale der 3. Person abgeschwächt (vgl. oben A. 1); der Genetiv *illorum* ist vielfach zum Possessiv geworden (s. oben C. 1).

Der bestimmte Artikel ist also im Romanischen, ebenso wie im Griechischen und im Germanischen, aus einem Demonstrativ hervorgegangen und zeigt öfters, namentlich in den älteren Sprachgestaltungen (Altfranzösisch etc.), noch etwas von der ursprünglich demonstrativen Kraft.

Der bestimmte Artikel verbindet sich im Rumänischen enklitisch mit dem Nomen (Typus *homo ille*)[1], in allen übrigen Sprachen proklitisch (Typus *ille homo*). Auf der proklitischen Verbindung des bestimmten Artikels mit dem Nomen (und ebenso des Accusativ Singularis des Pronomens der 3. Person) beruht es, dass die tonlosen Schlusssilben *-le*, *-la*, *-lu*[*m*], *-los*, als Artikelformen erhalten sind, während die Tonsilbe *il-* nur vereinzelt (im Italienischen und Spanischen) sich behauptet hat. Merkwürdig sind die portugiesischen Artikelformen *o*, *a*, *os*, *as*, in denen das *l*(*l*) völlig geschwunden ist.

Ausserdem ist lat. *ille* erhalten im altfranz. *oïl*, *nenil*.

3. Lat. *ipse* ist erhalten in ital. *esso*, span. *ese*, *esa*, *eso*, port. *esse*, *essa*, *isso*, prov. *eps*, *eis*, vgl. auch das italienische Compositum *stesso* = *iste ipsum*; in den drei erst genannten Sprachen ist die determinative Bedeutung zur demonstrativen, selbst auch zur personalen abgeschwächt (span. *ese* »jener«, port. *esse* »dieser da«, ital. *esso* »er«). Im Französischen findet sich *ipse* nur in Compositis: *même* = *metipsimus*, altfranz. *eneslepas* = *in ipso illo passu*. Ob rum. *însu* auf *ipsum* zurückzuführen ist, bleibe dahingestellt.

4. Lat. *iste* ist erhalten in ital. *esto* (veraltet), span. *este*, port. *este*, prov. *est*, rum. *estu*.

5. Lat. *is*, bzw. *id* ist nur erhalten in ital. *desso* = *id* + *ipsum*, vielleicht auch rum. *densu* = *id ipsum*[?].

6. Die auf einfache lateinische Formen sich gründenden romanischen Demonstrativa gehören meist nur einzelnen Sprachen an und sind auch zum Theil in diesen veraltet und wenig gebraucht; das Französische besitzt sogar kein einziges einfaches Demonstrativ.

Die üblichen romanischen Demonstrativa sind gebildet durch die Verbindung des deiktischen Adverbs *ecce*, bzw. *eccu*[*m*] (vgl. ital. *ecco*), mit *ille*, bzw. *iste* und *ipse*, so ital. *quello* = *ecce* + *illum*, *questo* = *ecce* + *istum*; span. *aquel*, *aqueste*, *aquese*; port. *queste* (veraltet), *aqueste* (veraltet); *aquelle*; prov. *cest*, *acest*, *cel*, *aquel*; franz. *cil*, C. obl. *cel*, *cist* (neufranz. *cet*, *ce*), C. obl. *cel*; rätorom. *quaist*, *quel*; rum. *cestu*,

1) Ein Analogon zu dieser Stellung des Artikels bieten die skandinavischen Sprachen dar.

celu, acestu, acelu. Sämmtliche Pronomina haben entsprechende Feminina und können ausserdem meist das Masculinum neutral brauchen; dazu treten in einzelnen Sprachen noch auf *ecce* + *hoc* beruhende Neutra: ital. *ciò*, prov. *so*, franz. *ço*, *ce*.

Nach Analogie von lat. *cui* (s. unten), bzw. *lui* sind gebildet ital. *costui* = *eccu[m]* + **istui*, *colui* = *eccu[m]* + **illui*, prov. *celui* = *ecce* + **illui*; franz. *cestui*, *celui*; rum. *ellui*, *estui*, *densui*. Nach *loro* sind gebildet ital. *costoro*, *coloro*; rum. *elloru*, *estoru*, *densoru* (vgl. Laurianu si Massimu, Diction. limb. rom. I 1044); nach *lei* ital. *colei*, *costei*; altfranz. *celei*, *cestei*.

Im Neufranzösischen hat *celui* das einfache *cil*, *cel* völlig verdrängt, während *cestui* von *cist* (*cest*) verdrängt worden ist; *celui* kann sich mit den deiktischen Adverbien *ci* = *ecce hic* und *là* = *illac* verbinden, ebenso das neutrale *ce*.

7. Sämmtliche Demonstrativa haben für Singular und Plural nur je eine Form; nur im Altfranzösischen werden bei dem Masculinum Casus rectus und Casus obliquus unterschieden: *cist*, *cest*, *cil*, *cel*, *cist*, *cez*, *cil*, *cels* (*ceux*); beachtenswerth ist dabei der lautlich begründete Wechsel der Vocale: *cist* = *ecce iste* — *cest* = *ecce istu[m]*.

E. Die Relativa.

1. Von lat. *qui*, *quae*, *quod* sind folgende Formen erhalten:

a) Lat. *qui* = ital. *chi* (wird nur auf persönliche Begriffe bezogen, aber auch mit dieser Beschränkung nur selten verwandt; meist fungirt auch als Nominativ *che*); altspan. *qui*; [portugiesisch ganz selten *qui*]; prov. *qui*; franz. *qui*; rätorom. *chi*; das Rumänische hat das Pronomen verloren. *Qui* fungirt überall zugleich als Plural.

b) Lat. *quod* = ital. *che*; span. *que*; port. *que* (*o que*); prov. *que*; franz. *que(d)*; rätorom. *che*; rum. *ce*. *Che* etc. fungirt überall als neutrales Relativ.

c) Lat. *quem* = ital. *che*[1]); span. *que*; port. *que*; prov. *que*; franz. *que*; rätorom. *que*; rumänisch verloren. Ital. *che* und

1) Denkbar ist, dass ital. *che* etc., welches hier = *quem* angesetzt wird, aus *quod* sich herleitet, dass also das Neutrum auch für die persönlichen Geschlechter eingetreten sei.

span. und port. *que* haben neben ihrer ursprünglichen accusativischen auch die nominativische Function übernommen, nicht selten geschah dies auch im Altprovenzalischen und Altfranzösischen. Ueberall aber vertritt *que* auch die aufgegebenen Formen des Accusativs Pluralis.

Im Spanischen, Katalanischen und Portugiesischen hat sich *quem* noch in anderer Form, nämlich mit erhaltenem Nasal, behauptet (*quien*, *quin*, *quem*) und fungirt auch nominativisch; span. *quien* ist der Pluralbildung fähig (*quienes*, gleichsam *quem* + *os*), während port. *quem* unveränderlich ist; kat. *quin* bildet das Femininum *quina*.

d) *cui* ist im Italienischen, Provenzalischen und Altfranzösischen erhalten und fungirt als allgemeiner Casus obliquus, kann (nicht aber muss) daher auch ohne Casuspräposition zum Ausdruck des Genetivs und Dativs verwandt werden.

e) *cuius* ist im Spanischen und Portugiesischen als zweiformiges relatives Possessiv erhalten (span. *cuyo*, *a*, port. *cujo*, *a*), schon volkslateinisch war *cuius*, *a*, *um* üblich, vgl. Virg. Ecl. III 1: *cuium pecus*?

2. Neben den unmittelbar auf lat. *qui*, bzw. *quem*, *quod*, *cui* beruhenden Relativis fungirt im Romanischen — aber (mit Ausnahme des Rumänischen) mehr in den Schriftsprach-, als in den Volkssprachformen — das durch den Artikel determinirte *qualis* als Relativ: ital. *il quale*, span. *el cual*, port. *o qual*, prov. *lo quals*, franz. *li quels*, *lequel* (mit dem neufranzösischen analogischen Femininum *laquelle*), rätorom. *il qual* (mit dem analogischen Femininum *la quala*), rum. *care(le)*, Fem. *care(a)*; das Rumänische verfügt über kein anderes persönliches Relativ.

3. Statt der relativen Pronomina verwenden die romanischen Sprachen gern, wenn es syntaktisch möglich ist, relative Adverbien. Im Französischen wird das relative Localverb *dont* = *de unde* in so weitgehendem Umfange als Ersatz des (präpositionalen) Genetivs verwandt, dass es für die praktische Grammatik geradezu als Genetiv gilt.

F. Die Interrogativa.

1. Bei der engen begrifflichen Beziehung, welche durch die indirekte Frageconstruction zwischen Relativis und Interrogativis hergestellt wird, berühren und vermengen sich beide

Pronominalkategorien in allen Sprachen auch hinsichtlich ihrer Formen. So ist es namentlich im Romanischen schwer, ja unmöglich, zu unterscheiden, ob gewisse Formen auf solche von lat. *qui* oder *quis* zurückgehen.

2. Auf Formen von lat. *qui* oder *quis* beruhen:

a) Auf *quī* (nicht *quĭs*): ital. *chi*, altspan. *qui*, prov. *qui*, franz. *qui*, rätorom. *chi*, rum. *cine* (jedenfalls in *ci* + *ne* = *qui* + *nĕ*, da das neutrale *ce* daneben steht). *Chi* etc. fungirt überall für beide persönliche Genera, beide Numeri und sowohl als Casus rectus wie als Casus obliquus; als Neutrum entspricht ihm *che* etc.

b) Auf *quod* (nicht auf *quĭd*): ital. *che*, span. *qué*, port. *que*, prov. und franz. *que*, rätorom. *che*, rum. *ce*; fungirt als Neutrum zu *chi* etc.

c) Auf *cui*: ital., prov. und altfranz. *cui*; fungirt als Casus obliquus, vgl. oben E, d).

d) Auf *cuius*: span. *cuyo*, port. *cujo*; fungirt als Adjectiv, vgl. oben E, e).

e) Auf *quid*: franz. *quoi*.

f) Auf *quem*: span. *quien*, port. *quem*.

3. Das auf lat. *qualis* beruhende ital. *quale*, span. *cual*, port. *qual*, prov. *quals*, franz. *quels*, *quel* (*quelle*), rätorom. *qual*, rum. *care* fungirt (wie im Lateinischen *qualis* selbst) als adjectivisches (attributives und prädikatives) Interrogativ; mit dem Artikel determinirt wird es als Interrogativ zum Ausdruck des partitiven Verhältnisses gebraucht.

G. Die Bildung der sogenannten indefiniten Pronomina fällt in das Gebiet der Wortbildungslehre und kann hier nicht erörtert werden, um so weniger, als der Begriff der »indefiniten« Pronomina, bzw. dessen Unterscheidung von dem Begriff des Adjectivs einerseits und des Substantivs andrerseits, sehr unbestimmt und unsicher ist. In der Bildung ihrer Wortformen stimmen die sogenannten Indefinita mit dem Adjectiv, bzw. Substantiv überein; mehrere sind nur einformig, so z. B. franz. *autrui*, *nului* (beides Analogiebildungen an *cui*), ebenso ital. *niente*, franz. *rien*, wenn man sie den Indefiniten beizählen will, u. dgl.

§ 4. Die synthetischen Formen der Numeralia (vgl. auch unten Buch IV, Kap. 2, § 4).

1. Die Flexion der Kardinalzahlen war schon im Latein eine sehr beschränkte, ist aber im Romanischen noch mehr eingeengt worden[1]: Die Casusbildung ist (mit Ausnahme bei *unus* im Altfranzösischen und Altprovenzalischen) gänzlich aufgegeben, Reste von Genus- und Pluralunterscheidung finden sich nur in folgenden Fällen: a) *unus* wird überall als zweiformiges Adjectiv behandelt (vgl. unten). b) *duo* unterscheidet Masculinum und Femininum noch im Altitalienischen (*dui, due*), im Port. *dous, duas*, im Rum. *doi, doue*. (Geschlechtsunterscheidung bei *ambo* findet man span. und port. *ambo, ambas*; prov. *ambs, ambas*; rum. *ambi, ambe*.) c) Die dem Französischen eigenthümlichen multiplicativen Combinationen mit *vingt*, wie *quatre-vingt*, nehmen, wenn attributiv vor einem Substantiv stehend, Plural-*s* an, ebenso verhält es sich mit *cent*. d) 200, 300 etc. 900 erscheinen nur in Pluralform im Spanischen, Portugiesischen (zugleich mit Geschlechtsunterscheidung: span. *do[s]cientos, -as* etc.) und Rumänischen (100 = *suta*, 200 = *doue sute*, gleichsam *dua centa*, also n. pl.), nur in Singularform im Italienischen und Rätoromanischen. Im Französischen erhält *deux cent* etc. in attributiver Stellung vor dem Substantiv Plural-*s*. Das Provenzalische zeigt Pluralform und kann Casus rectus und Casus obliquus unterscheiden: *cen cens, dui cen dos cens* etc. e) Lat. *mille* = 1000 bleibt Singular mit Ausnahme des Rumänischen (1000 = *un'a miia*, d. i. *milia*) und des Rätoromanischen (*milli*); im Französischen steht neben *mille* die gekürzte Form *mil*. In 2000 etc. tritt die Pluralform ein im Italienischen (*due mila*), im Rätoromanischen (*milli*) und im Rumänischen (*due mii*); im Provenzalischen schwankt der Gebrauch (*dos mil* neben *dos mil[i]a*); Französisch, Spanisch und Portugiesisch kennen nur den Singular (*deux mille, dos mil, dous mil*).

unus wird in allen Sprachen als unbestimmter Artikel verwandt; im Spanischen und Altfranzösischen kann es in dieser Eigenschaft einen Plural bilden.

1) Die Zehner von 40—90 setzen im Provenzalischen, Französischen, Rätoromanischen und Italienischen Formen voraus, deren Accent nach rückwärts verschoben ist (*trìginta, quadràginta* etc.), Spanisch und Portugiesisch sind dem Latein treu geblieben (vgl. oben S. 64). Im Rumänischen werden diese Zahlen durch Combination der Einer mit *dieci* (Plural von *diece*) gebildet: *doue dieci, treidieci.*

2. Das Italienische kann *quattro*, *cinque* etc. bis *nove* substantivisch im Plural brauchen (*tre cinqui* drei Fünfen). Originell ist im Italienischen der substantivische Gebrauch von *ducento* etc. zur Bezeichnung des mit der betreffenden Zahl geschriebenen Jahrhunderts von 1200 ab (*ducento* = 1200—1299 n. Chr.).

3. Die romanischen Sprachen haben die Neigung bei fortlaufender Zählung von zu gleicher Begriffskategorie gehörigen Substantiven (Tage des Monats, Fürstennamen etc.) die Kardinalzahl statt, wie im Lateinischen, die Ordinalzahl zu brauchen.

4. Die Ordinalzahlen werden, wie schon im Lateinischen, als Adjectiva behandelt.

§ 5. Die synthetischen Formen des Verbum finitum.

Vorbemerkung (Eintheilung der Verba).

I. Eintheilung der Verba nach dem begrifflichen Inhalte.

1. Begriffsverba, d. h. Verba, welche den Begriff einer Handlung zum Ausdruck bringen.

a) Schlechthinnige Begriffsverba, d. h. Verba, welche den Begriff einer Handlung schlechthin zum Ausdruck bringen, ohne denselben nach irgend einer Richtung hin näher zu bestimmen, bzw. zu modificiren.

Nach der Beschaffenheit der ausgedrückten Handlung sind wieder zu unterscheiden, z. B. Verba der Bewegung, Verba der Wahrnehmung, Verba der Aeusserung, Verba des Wollens etc. etc.

Die durch ein Begriffsverb ausgedrückte Handlung kann sein α) eine solche, deren Vollzug nur momentan von statten geht, sich also über einen relativ längeren Zeitraum nicht erstrecken kann (z. B. erblicken, erfassen u. dgl.); β) eine solche, deren Vollzug sich über einen relativ längeren Zeitraum erstrecken und also Zuständlichkeit besitzen kann (z. B. stehen, sitzen, halten u. dgl.).

b) Determinirte Begriffsverba, d. h. Verba, welche den nach irgend einer Richtung hin determinirten und nuancirten Begriff einer Handlung zum Ausdruck bringen, z. B. hervorheben, dass die Handlung erst in der Entwickelung be-

griffen ist (Inchoativa), oder dass sie wiederholt, bzw. häufig vollzogen wird (Iterativa, Frequentativa), oder dass sie mit besonderer Energie vollzogen wird (Intensiva) etc.; eine eigenartige hierher gehörige Kategorie bilden die Verba causativa, welche das Geschehen-, bzw. das Erfolgenlassen einer Handlung ausdrücken (*le soleil mûrit les fruits* = »die Sonne lässt die Früchte reifen«), also einen Doppelbegriff in sich schliessen. Hierher gehören auch die Desiderativa (wie z. B. *esurio, abiturio*).

2. (Formalverba oder) Hülfsverba, d. h. Verba, welche, — sei es immer, sei es in bestimmten Verbindungen — keinen eigenen Begriffsinhalt besitzen, bzw. denselben nicht zur Geltung bringen, sondern nur ein anderes Verb generell, temporal oder modal determiniren, d. h. den Ausdruck eines Genus oder Tempus oder Modus ermöglichen, für welches (welchen) in der betreffenden Sprache zwar die Vorstellung vorhanden ist, eine synthetische Form aber fehlt.

a) Generelle Hülfsverba, d. h. Verba, welche zum Ausdruck eines verbalen Genus dienen; im Romanischen gehören hierher *esse* und *venire*, mittelst deren das Passiv ersetzt wird.

b) Temporale Hülfsverba, d. h. Verba, welche zum Ausdruck eines Tempus (Zeitstufe, Zeitart) dienen; im Romanischen gehören hierher *habere, esse, tenere*, mittelst deren präteritale Tempora auf combinatorischem Wege gebildet werden.

c) Modale Hülfsverba, d. h. Verba, mittelst deren Modalitäten einer Handlung ausgedrückt werden, für deren Ausdruck synthetische Formen entweder gänzlich fehlen oder doch nur für gewisse Tempora vorhanden sind. Hierher gehören im Romanischen z. B. *habere* (Infinitiv + *habeo, habebam* zum Ausdruck der vom Standpunkt der Gegenwart, bzw. der Vergangenheit aus betrachtet nur ideal vorhandenen, d. h. erst bevorstehenden Handlung), *debere* (= franz. *devoir* etc.), *facere, laxare* (= franz. *laisser*) u. a.

NB. Die Hülfsverba können zugleich auch Begriffsverba sein und also bald in der einen, bald in der andern Function gebraucht werden, so dienen beispielsweise *esse* und *habere* im Romanischen nicht bloss zur Bildung zusammengesetzter Tempora, sondern können auch in der selbständigen und vollen

begrifflichen Bedeutung »sein = existiren«, bzw. »haben« = »besitzen« gebraucht werden.

II. Eintheilung der Verba nach dem Subjekt der Handlung.

a) Persönliche Verba, d. h. Verba, welche eine von einer bestimmten Person (gleichviel ob dieselbe durch ein Substantiv ausdrücklich benannt oder durch ein Pronomen, oder durch ein Personalsuffix nur angedeutet wird) vollzogene Handlung ausdrücken.

b) Unpersönliche Verba, d. h. Verba, welche eine Handlung ausdrücken, deren Vollziehung einer bestimmten Person begrifflich nicht wohl beigelegt werden kann und deren Subjekt mithin unbestimmt gelassen und höchstens grammatisch und formal durch das geschlechtslose Personalpronomen angedeutet zu werden pflegt.

NB. Wie leicht begreiflich, überwiegt die Zahl der persönlichen bei weitem diejenige der unpersönlichen Verben. Häufig ist übrigens ein und dasselbe Verb sowohl des persönlichen wie auch des unpersönlichen Gebrauches fähig.

III. Eintheilung der Verba nach der Zielfähigkeit der Handlung.

a) Intransitive Verba, d. h. Verba, welche eine in sich abgeschlossene, der Einwirkung auf eine Person oder einen Gegenstand nicht fähige Handlung ausdrücken, also Verba, welche ein Objekt nicht zu sich nehmen können.

b) Transitive Verba, d. h. Verba, welche eine Handlung ausdrücken, welche, um zum praktischen Vollzuge zu gelangen, auf eine Person oder einen Gegenstand gerichtet sein müssen, also Verba, welche im Zusammenhange der Rede ein Objekt zu sich nehmen müssen.

Nach der Art des Objektes lassen sich hier wieder unterscheiden: α) Verba, welche sowohl ein persönliches als auch ein sachliches Objekt zu sich nehmen können (hierher gehört die grosse Masse der Transitiva); β) Verba, welche, wenigstens in ihrer eigentlichen Bedeutung, nur mit einem persönlichen Objekte verbunden werden können (wie z. B. die Verba, welche sich auf das Heirathen u. dgl. beziehen); γ) Verba, welche nur mit einem sachlichen Objekte verbunden werden können (wie z. B. »singen, schreiben« etc.).

Nach dem **Casus** des Objektes sind zu unterscheiden: α) Verba, welche nur ein accusativisches (oder direktes) Objekt zu sich nehmen; β) Verba, welche nur ein **nicht** accusativisches (indirektes) Objekt zu sich nehmen, deren Objekt also im Genetiv, Dativ oder Ablativ steht (z. B. lat. *meminisse* — *mederi* — *uti*); im Romanischen muss, da von den genannten Casus nur der Dativ und auch dieser nur bei einigen Personalpronominibus gebildet werden kann, das indirekte Objekt mittelst der sogenannten Casuspräpositionen (*de*, *ad*) mit dem Verbum verbunden werden, es ist also seiner Form nach ein präpositionales Objekt. γ) Verba, welche ein direktes **und** ein indirektes Objekt zu sich nehmen können. δ) Verba, welche in einer bestimmten Bedeutung ein accusativisches, in einer andern ein indirektes Objekt zu sich nehmen.

IV. **Eintheilung der Verba nach ihrer Flexion.** Hierüber wird unten unter E gehandelt werden.

A. **Die Genera des Verbums.**

1. Von den möglichen Generibus des Verbs besitzt das Latein nur für das Activ ein vollständig durchgebildetes System synthetischer Formen, für das Passivum dagegen ein solches nur im Präsensstamm (Präsens, Imperfect) und im Futur [1]). Die Präterita des Passivs können nur durch Umschreibung gebildet werden.

2. Das Romanische hat sämmtliche im Latein vorhandene synthetische Passivformen aufgegeben, so dass die analytische Umschreibung der einzig mögliche Ausdruck für den Passivbegriff geworden ist (vgl. unten Kap. 2, § 2). Die synthetischen Verbalformen, über welche das Romanische verfügt, gehören also sämmtlich dem Activ an. Die lateinischen Deponentia sind, soweit überhaupt erhalten, zu Activen geworden.

B. **Die Personalendungen des Verbums.**

Die 1. Person zeigte im Lateinischen entweder noch die alte Personalendung *-m* (*amabam* etc.), oder hatte dieselbe bereits eingebüsst (*amo* etc.). Im Romanischen ist *-m* durchweg aufgegeben; *-o* ist erhalten im Italienischen, Spanischen, Por-

1) Ob die lateinischen Passivformen in Wahrheit synthetisch sind oder nicht, ist eine Frage, welche hier vollständig unerörtert gelassen werden darf.

tugiesischen, zu *-u* geschwächt im Rumänischen, völlig aufgegeben im Provenzalischen, Rätoromanischen und Französischen. (Das *-e* in neufranz. *aime* beruht auf Anbildung an *aimes*, *aime*.) — 2. Person Singularis lat. *-s* ist erhalten im Spanischen, Portugiesischen, Provenzalischen, Französischen (und theilweise im Rätoromanischen), nicht erhalten ist es im Italienischen, Rätoromanischen und Rumänischen (s. unten); lat. *-sti* (*amasti*) ist vollständig erhalten im Italienischen, als *-st* im Rätoromanischen, als *-si* im Rumänischen; im Italienischen und Rumänischen hat das *-i* dieser Endung, welche eigentlich nur dem Perfect zukommt, die Endung *-s* der übrigen Tempora verdrängt. — 3. Person Singularis *-t* ist erhalten im Französischen (mit Ausnahme des Perfects und des Präsens der 1. und 3. schwachen Conjugation [das *-t* in *parle-t-il*, *parla-t-il* etc. beruht auf Analogiebildung an *parlait-il*, *dort-il* etc.] und einzelner Formen, z. B. *a* von *avoir*, folglich auch des Futurs), in den übrigen Sprachen ist es durchweg geschwunden. — 1. Person Pluralis lat. *-mus* ist erhalten als *-mos* im Spanischen und Portugiesischen, als *-mo* im Italienischen, als *-mes* und *-ns* im Französischen, als *-mu* im Rumänischen, als *-m* im Provenzalischen, als *-n* im Rätoromanischen. — 2. Person Pluralis lat. *-tis* ist erhalten als *-ti* im Rumänischen, als *-te* im Italienischen, als *-tes* und *-ts* = *z* im Französischen, als *-tz* im Provenzalischen, als *-des* und *-is* im Spanischen und Portugiesischen, als *-ts*, *-de* und *-is* im Rätoromanischen (vgl. Gartner a. a. O. § 159 u. 163). — 3. Person Pluralis lat. *-nt* ist erhalten als *-nt* im Französischen, als *-n* im Spanischen und Provenzalischen, als Nasalvocal (*-ão*, *-em*) im Portugiesischen, als *-n(o)* im Italienischen, als *-n* im Rätoromanischen (oft aber verloren), verloren im Rumänischen. Ihre deiktische Kraft haben die Personalendungen in den romanischen Sprachen, namentlich in den modernen Gestaltungen derselben, mehr oder weniger eingebüsst, so dass die Bezeichnung der Person durch Hinzufügung des Personalpronomens vielfach üblich und in einzelnen Sprachen, namentlich im Neufranzösischen, geradezu nothwendig geworden ist.

C. Die Modi des Verbums (vgl. auch B).

1. Von den möglichen Modis des Verbs besitzt das Lateinische den Indicativ, den Conjunctiv, (der freilich seiner Formen-

bildung nach oft ein Optativ ist) und den Imperativ. Innerhalb des hier allein zu berücksichtigenden Activs entspricht jeder synthetischen Indicativform eine synthetische Conjunctivform, mit Ausnahme des Futurs I, dessen Conjunctiv nur durch analytische Umschreibung gebildet werden kann (*amaturus sim*), und des Futurs II, für dessen fehlenden Conjunctiv der Conjunctiv Perfecti eintritt.

2. Die begriffliche Unterscheidung der drei lateinischen Modi hat das Romanische sich durchweg gewahrt, aber der lateinische Bestand an synthetischen Formen zum Ausdruck dieser Modi ist im Romanischen erheblich verringert worden (vgl. oben B). Die verhältnissmässig wenigste Einbusse hat der Indicativ erfahren. Vom Conjunctiv hat sich nur der Conjunctiv Präsentis und Plusquamperfecti behauptet, letzterer mit Verschiebung seiner Bedeutung zum Conjunctiv Imperfecti. Die lateinische Form der 2. Person Singularis Imperativi hat sich meist behauptet, vereinzelt wird sie aber durch die 2. Person Singularis Conjunctivi vertreten (z. B. franz. *sois*). Für die 2. Person Pluralis ist meist die 2. Person Pluralis Indicativi (zuweilen Conjunctivi) eingetreten, nur im Spanischen (*cantad*) und im Portugiesischen (*cantai*) ist die 2. Person Pluralis Imperativi erhalten, doch dürfte bezüglich des Portugiesischen vielleicht ein Zweifel erlaubt sein.

Bezüglich des syntaktischen Gebrauches der Modi ist zu bemerken, dass im Vergleich mit dem Latein die Anwendungssphäre des Indicativs im Romanischen beträchtlich erweitert und diejenige des Conjunctivs dem entsprechend eingeengt worden ist.

D. Die Tempora des Verbums.

1. Die lateinischen Tempora (des Activs) sind in leidlicher Vollständigkeit, deren Grad freilich in den einzelnen Sprachen ein verschiedener ist, in das Romanische übergegangen; gänzlich verloren ist nur das erste Futur, doch ist dasselbe durch eine glückliche Combination ersetzt worden (vgl. unten Nr. 3). Es besitzt demnach noch das Romanische eine synthetische Conjugation von nicht unerheblichem Umfange und zeichnet sich in dieser Beziehung vortheilhaft vor den germanischen und slavischen Sprachen aus, in denen der Formenbau des Verbums dermassen zerstört worden ist, dass die ersteren nur

noch über zwei Tempora, die letzteren aber nur über ein Präsens und Reste eines Aorists verfügen, während sie das Präteritum durch das Particip ersetzen müssen.

2. Erhalten sind im Romanischen folgende Tempora, bzw. Modi des Aktivs:

a) Präsens, Indicativ überall erhalten, ebenso der Conjunctiv (in seiner Formenbildung aber vielfach der Analogie des Indicativs folgend). — Imperativ, 2. Person Singularis meist erhalten (vgl. oben S. 223), 2. Person Pluralis nur im Spanischen und Portugiesischen [?] erhalten, sonst überall durch die betreffende Person des Indicativs (vereinzelt des Conjunctivs) ersetzt.

b) Imperfectum, Indicativ überall erhalten — Conjunctiv überall verloren (das Rätoromanische bildet sporadisch zu dem Indicativ Imperfecti *purtávęl* den Conjunctiv *purtávi* nach Analogie des Conjunctivs Präsentis *pǫrti*, vgl. GARTNER a. a. O. § 163).

c) Perfectum, Indicativ überall (ausgenommen im Macedo-Rumänischen) erhalten (mit der Function des Perfectum historicum = Aorist)' — Conjunctiv überall verloren, mit Ausnahme des Macedo-Rumänischen, wo er als bedingendes Futurum fungirt.

d) Plusquamperfectum, Indicativ erhalten: α) im Portugiesischen (hat seine ursprüngliche temporale Bedeutung bewahrt, kann aber auch als Perfectum historicum und als Conditional fungiren); β) im Spanischen (fungirt in alten Denkmälern noch häufig in seiner eigentlichen Bedeutung, in der neueren Sprache meist nur als Conditional); γ) im Provenzalischen (fungirt als Conditional, nur vereinzelt in der Bedeutung des Perfectum historicum, bzw. des Perfectum praesens, vgl. FOTH in seiner unten zu nennenden Schrift, Rom. Stud. II 255); δ) im Altfranzösischen (erscheint nur in den ältestęn Denkmälern und auch in diesen nur sporadisch, öfters in eigentlicher, meist in historisch perfectischer, einmal in conditionaler Function, vgl. FOTH l. l.); in allen übrigen Sprachen ist es verloren. — Conjunctiv überall erhalten, fungirt aber (abgesehen vom Rumänischen) überall, mit nur vereinzelten Ausnahmen, als Conjunctiv Imperfecti (im Rätoromanischen findet sich neben *purtás* = *portassem* sporadisch

die Bildung *purtási* nach Analogie des Conjunctiv Präsentis *pǫrti*, also der Conjunctiv eines Conjunctivs, vgl. Gartner a. a. O. § 163).

e) Das Futurum I, überall aufgegeben (nur im Altfranzösischen vereinzelte Reste).

f) Das Futurum exactum, nur im Spanischen, Portugiesischen erhalten: span. *cantare*, altspan. *cantaro*, port. *cantar* (fungirt als Conjunctiv Futuri).

Völlig verloren sind von den Temporibus, bzw. Modis des lateinischen Activs im Romanischen also nur der Conjunctiv des Imperfectum und des Futurum I[1]).

3. Das verlorene Futurum I wird im Romanischen (mit Ausnahme des Rumänischen) durch die Combination Infinitiv + Präs. Ind. von *habere* ersetzt, z. B. *cantare* + *habeo*; *habere* fungirt in dieser Verbindung als Modalverb, ungefähr gleich bedeutend mit *debere*: etwas zu thun haben = etwas thun müssen, thun sollen. Die Combination lässt sich mit der bekannten Umschreibung des Futurum im Englischen vergleichen. *Habeo* etc. ist im Romanischen mit dem Infinitive fest verwachsen, so dass diese Combinationen (wie ital. *canterò*, span. *cantaré*, port. *cantarei*, prov. *cantarai*, franz. *chanterai*, rätorom. *cantarà*) den äusseren Eindruck synthetischer Formen machen; trennbar sind die beiden Bestandtheile nur im Altspanischen und Altportugiesischen (vereinzelte Fälle finden sich auch im neueren Portugiesischen). Voranstellung von *habeo* vor den Infinitiv findet sich im Sardischen. — Das Rumänische umschreibt das Futurum mittelst *volo* + Infinitiv, wobei *volo* dem Infinitiv sowohl vorangehen als auch nachfolgen darf (*voiu ará* und *ará voiu*).

Analog der futuralen Combination Infinitiv + *habeo* bildete das Volks-, bzw. das Spätlatein auch die imperfectische Combination Infinitiv + *habebam*, welche ebenfalls in alle romanischen Sprachen (mit Ausnahme des Rumänischen) überging und zu einer scheinbar synthetischen Form verwuchs.

1) Der Conjunctiv Perfecti ist nicht völlig verloren, denn abgesehen davon, dass es denkbar wäre, dass das spanisch-portugiesische Futurum exact. (*cantare*, *cantar*) trotz des altspan. *cantaro*, dessen *o* ja durch Analogiebildung entstanden sein könnte, auf dem Conjunctiv Perfecti und nicht auf dem lateinischen Futurum exact. beruhte, so ist diese Form zweifelsohne im Macedo-Rumänischen erhalten.

Das Italienische zeigt neben der imperfectischen die perfectische Combination Infinitiv + **habei* (f. *habui*) also *canterei* neben *cantaria*; die perfectische Combination ist die übliche, die imperfectische findet sich nur in der 1. und 3. Person Singularis und 3. Person Pluralis. Die syntaktische Function dieser Verbindung(en) ist die eines Imperfects des Futurs. Ueber das allmählige Aufkommen dieses Tempus im Spätlatein (namentlich bei christlichen Autoren, wie Tertullian), seine ursprüngliche Bedeutung und die weitere Entwickelung derselben vgl. die interessante und gelehrte Erörterung von FOTH, Roman. Stud. II 256 ff.

E. Die Flexion des Verbs.

1. Die Personalendungen und zu einem grossen Theile auch die Tempus- und Modussuffixe sind bei allen lateinischen Verben die gleichen, aber die Gestaltung des Verbalstammes kann verschieden sein, und hierin ist die Verschiedenheit der Verbalflexion, d. h. das Vorhandensein mehrerer Conjugationen, begründet. Es ist folgende Eintheilung zu machen:

a) Der Verbalstamm ist unerweitert, d. h. er zeigt die wurzelhafte Form (selbstverständlich freilich nicht die ursprüngliche arische, sondern die nach lateinischen Lautgesetzen modificirte Gestaltung der Wurzel, also z. B. nicht *as*, sondern *es*, nicht *ragh*, sondern *reg*). Die Endungen (d. h. Personalendungen, Tempus- und Modussuffixe) treten unmittelbar oder doch nur mit Hülfe eines sogenannten Bindevocals an den Stamm an, unmittelbar z. B. *es-t*, *fer-s*, *fer-t*, *vul-t* etc., mit Bindevocal z. B. [*e*]*s-u-m*, *fer-o-*[*mi*], *fer-i-mus*, *fer-u-nt*, *reg-i-s*, *reg-i-t* etc.

Die hierher gehörigen Verba heissen Wurzelverba oder starke Verba (es sind die in der praktischen Grammatik zur 3. Conjugation gehörigen Verba).

b) Der Verbalstamm ist durch Antritt eines sogenannten Ableitungsvocales erweitert. Der Ableitungsvocal kann sein:

α) ein *ā*, z. B. *am-ā* (A-Conjugation = 1. Conjugation)
β) ein *ē*, z. B. *del-ē* (E-Conjugation = 2. Conjugation)
γ) ein *ī*, z. B. *aud-ī* (I-Conjugation = 4. Conjugation)

Die hierher gehörigen Verba heissen Vocalverba oder schwache Verba.

Die starken Verba sind in allen Formen des Präsens und Futurums stammbetont (über die Betonung des Perfectums s. unten, das Imperfectum ist flexionsbetont), bei den schwachen Verben herrscht die Flexionsbetonung bei weitem vor, auf den Stamm fällt der Hochton nur im Singular und in der 3. Person Pluralis der zweisilbigen Verba (*amo*, *laudo* etc.) der A-Conjugation und der dreisilbigen Verba der E- und I-Conjugation (*doceo* etc., *audio* etc.).

Hieraus ergiebt sich, dass das Lateinische zwei Hauptconjugationen besitzt, die starke und die schwache, von denen die letztere wieder in drei Klassen sich scheidet.

Von diesen beiden Conjugationen besitzt die schwache das entschiedene Uebergewicht in der Sprache und hat die Tendenz, analogisch auf die starke einzuwirken, d. h. die starken Verba zu sich herüber zu ziehen. Diese Tendenz ist auch im Schriftlatein soweit vorgedrungen, dass die meisten starken Verba wenigstens einen Theil ihrer Formen schwach bilden, namentlich das Imperfectum Indicativi (z. B. *fer-ē-bam*, *reg-ē-bam* ist gebildet wie *del-ē-bam*).

Vielfach findet sich eine weitgehende Mischung beider Conjugationen, d. h. zahlreiche Verba bilden innerhalb des einen Tempusstammes (Präsensstamm, Perfectstamm, Supin- oder Participialstamm) ihre Formen stark, innerhalb des andern schwach, vgl. z. B. *doc-e-o* etc. schwach (wie *del-e-o*), aber *doc-ui* (nicht *doc-ē-vi*), *doc-tum* (nicht *doc-ē-tum*) stark.

Die praktische Grammatik betrachtet mit Recht die Verba, welche sämmtliche Formen schwach bilden (wie *amare*, *delere*, *audire*) als regelmässige, diejenigen dagegen, welche vorwiegend oder doch theilweise ihre Formen stark bilden (wie *regere*, *plicare*, *docere*), als unregelmässige; übertrieben wird diese an sich praktisch richtige Theilung, wenn Verba wie *delēre*, *flēre* u. dgl., nur weil sie weniger zahlreich sind, als die Verba wie *docēre*, *monēre* u. dgl., zu den unregelmässigen gezählt, die allerdings zahlreichen Mischverba *docēre* etc. aber als regelmässige hingestellt werden.

Die Verschiedenheit der starken und der schwachen Con-

jugation tritt am augenfälligsten in der Bildung des Perfects hervor.

Die starke Perfectbildung wird, bzw. in der 1. Person Singularis Indicativi, auf folgende verschiedene Weisen vollzogen:

a) *-i* tritt an den reduplicirten Verbalstamm, z. B. *cu-curr-i*, *mo-mord-i*, *ce-cin-i*, *de-d-i* etc. Diese Perfectbildung ist im Lateinischen in völligem Schwunde begriffen, nur etwa 30 Verba gehören ihr an.

b) *-i* tritt an den Verbalstamm, der Wurzelvocal desselben wird gedehnt, z. B. *fac-io* — *fēci*, *cap-io* — *cēpi*, *lĕg-o* — *lēgi*, *vĕn-io* — *vēni*.

c) *-si* tritt an den Verbalstamm, z. B. *dic* — *dic-si dixi*, *reg* — *reg-si rexi*, *man-eo* — *man-si*, *rid-eo* — *rid-si risi*, *aug-eo* — *aug-si auxi*.

d) *-ui* (nach Vocalen *vi*) tritt an den Verbalstamm, z. B. *plic-o* — *plic-ui*, *mon-eo* — *mon-ui*, *frem-o* — *fremui*, *pa-sco* — *pa-vi* etc.

Die schwache Perfectbildung erfolgt ausnahmslos durch Anfügung des Suffixes *-vi* an den mittelst des Ableitungsvocals erweiterten Verbalstamm, z. B. *amā-vi*, *delē-vi*, *audī-vi*, durch die (im Schriftlatein wenigstens in der 2. Person Singularis, 2. und 3. Person Pluralis häufig vorkommende) Synkope des intervocalischen *v* bildete das Volkslatein die Formen **amai* etc., **delei* etc., *audii* etc.

Zu bemerken ist noch:

Im Schriftlatein sind die 1. und 3. Person Singularis und 1. Person Pluralis des starken Perfects stammbetont, die 2. Person Singularis und 2. und 3. Person Pluralis dagegen flexionsbetont: *réxi*, *rexísti*, *réxit*, *réximus*, *rexístis*, *rexérunt*. Die Volkssprache neigte dazu, die 1. Person Pluralis flexionsbetont und die 3. Person Pluralis mit gekürztem *e* stammbetont werden zu lassen: *réxi*, *rexísti*, *réxit*, *rexímus*, *rexístis*, *réxĕrunt* (derartige Formen zuweilen auch im Schriftlatein: *obstupui, stĕtĕruntque comae*, *vox faucibus haesit*).

Bei der contrahirten Form der 3. Person Pluralis des schwachen Perfects wurde der Accent auf den Ableitungsvocal zurückgezogen.

Zusammenstellung der vorkommenden Formen der lateinischen Verben (namentlich auch der selteneren) bei Neue, Lateinische Formenlehre, in Bd. II. — Sonst sind für das wissenschaftliche Studium des Formenbaues des lateinischen Verbs namentlich folgende Werke zu empfehlen: F. Bopp, Ueber das Conjugationssystem der Sanskritsprache etc. Frankfurt a. M. 1816, und: Vergl. Grammatik des Sanskrit etc. 3. Ausg. Berlin 1868/71 — * G. Curtius, Die Bildung der Tempora und Modi im Griechischen und Lateinischen sprachvergleichend dargestellt. Berlin 1846. (Die Neubearbeitung des Buches u. d. T.: Das Verbum der griechischen Sprache etc. 2. Aufl. 1877/80 lässt leider das Latein unberücksichtigt) — H. Merguet, Die Entwickelung der lateinischen Formenbildung etc. Berlin 1870, und: Ueber den Einfluss der Analogie und Differenzirung auf die Gestaltung der Sprachformen. Königsberg 1877 — R. Westphal, Die Verbalflexion der lateinischen Sprache. Jena 1872 — E. Lübbert, Grammatische Studien (behandelt in auch für den Romanisten überaus lehrreicher und interessanter Weise Bildung und Gebrauch des Conjunctivs Perfecti und Futuri exact.).

2. Als gemeinsame Züge der romanischen Verbalflexion lassen sich folgende hervorheben:

a) Die Personalendungen sind im Wesentlichen erhalten, haben aber ihre deiktische Kraft vielfach eingebüsst, so dass häufig, z. B. im Neufranzösischen, die Anwendung der Personalpronomina nothwendig geworden ist. (Im Neufranzösischen ist die Erhaltung der Personalendungen eine rein graphische, vgl. *tu aim[es]*, *ils aim[ent]*; nur scheinbar ist Personalendung das *t* in *aime-t-il?*, *aima-t-il?*, *aimera-t-il?* u. dgl.; in Wirklichkeit beruht es auf analogischer Anbildung an *punit-il?*, *dort-il?* u. dgl., vgl. G. Paris, Rom. IV 438, A. Tobler, Franz. Versbau, S. 52.)

b) Die starke Conjugation ist noch erheblich mehr eingeschränkt worden, als es bereits im Lateinischen geschehen war, und es hat sich folglich das Gebiet der schwachen Conjugation entsprechend erweitert. Diese Einschränkung, bzw. Erweiterung ist weniger dadurch erfolgt, dass starke Verba völlig in die schwache Conjugation eingetreten wären — obwol auch dies vereinzelt geschehen ist —, als dadurch, dass bestimmte Flexionsformen der starken Verba, namentlich die 1. und 2. Person Pluralis Präsentis, das Imperfectum Indicativi (dies schon im Lateinischen) und oft auch der Infinitiv, nach Analogie der schwachen Verba gebildet werden.

Es giebt demnach im Romanischen kein einziges durch-

weg starkes Verbum mehr[1]). Selbst Verba, welche recht vorzugsweise als starke Verba betrachtet zu werden pflegen, bilden doch nur etwa die Hälfte ihrer Formen stark; z. B. ital. *fare* = *facere* hat nur folgende starke Formen: *fo*, *fai*, *fà*, *fate* (wobei aber zu bemerken ist, dass diese Formen, obwol zweifellos stark, doch Anlehnung an die 2. schwache Conjugation *amo*, *amai*, *ama*, *amate* zeigen), *fanno*, *fare*, *feci*, *fece*, *fecero*, *fatto* (*facesti*, *facemmo*, *faceste*, *facessi* etc. müssen, schon wegen ihres Stammvocals *a*, als schwach betrachtet werden), schwach gebildet sind dagegen *facciamo*, *faceva* etc., zusammengesetzte Bildungen aber sind *farò*, *farei* — franz. *recevoir* hat folgende starke Formen: *reçois*, *reçois*, *reçoit*, (*recevons* = **recipúmus* [?]), *reçoivent*, *reçoive*, *reçoives*, *reçoive*, *reçoivent*, *reçus*, *reçus*, *reçut*, *reçûmes*, *reçûtes*, *reçurent*, *reçusse*, *reçusses*, *reçût*, *reçussent* [in Summa also 19], diesen stehen gegenüber die schwachen Formen: *recevons*, *recevez*[2]), *recevions*, *receviez*, *recevoir* (= **recip-ē-re*, für *recipěre*), *recevant*, *recevais* etc., *reçussions*, *reçussiez*, *reçu* (= **recipūtus*) [in Summa also, die Personen des Imperfectum Indicativi mitgezählt, 15].

Folglich darf man, genau genommen, im Romanischen nicht von einer starken Conjugation, sondern nur von starken Flexionsformen sprechen. Starke Flexionsformen können sein: 1. Das Präsens mit Einschluss des Infinitivs; (starke Bildung des ganzen Präsens dürfte jedoch nirgends vorkommen, namentlich werden die 1. und 2. Person Pluralis fast immer schwach gebildet, ebenso das Particip, doch finden sich allerdings auch vereinzelt starke Bildungen in diesen Formen, z. B. franz. *sommes* = *sumus*, *êtes* = *estis*, *faites* = *facitis*, ital. *essente*). — 2. Die im Romanischen erhaltenen Formen des lateinischen Perfectstammes, nämlich das historische Perfect und das Plusquamperfect. — 3. Das Particip Perfecti Passivi.

Die Verluste, welche die starke Conjugation in ihrer romanischen Entwickelung erlitten hat, werden dadurch nicht

1) Selbst *esse* zeigt vereinzelte schwache Formen, vgl. ital. *eravamo*, franz. *étais* = * *stēbam* u. dgl. Es kann jedoch *esse* im Romanischen noch am ehesten als Typus eines rein starken Verbums gelten.

2) Denn *recevéz* ist natürlich nicht gleich *recipitis*, sondern folgt der Analogie der 1. schwachen Conjugation (**recipatis*).

ausgeglichen, dass vereinzelt schwache Formen zur starken Bildung übergetreten sind (so namentlich Infinitiva der E-Conjugation, z. B. ital. *ridère* = lat. *rid-ē-re*; oft auch die stammbetonten Formen des Präsens von Verben der E- und I-Conjugation, vgl. z. B. franz. *tiens*, *viens*, *pars*, *sens* mit lat. *ten-e-o*, *ven-i-o*, *part-i-o[r]*, *sent-i-o*).

c) Die vier Bildungsweisen des starken lateinischen Perfectums (s. oben S. 228) sind im Romanischen noch zu erkennen, jedoch ist die schon im Lateinischen absterbende reduplicirende nur noch in wenigen Spuren vorhanden (z. B. ital. *diedi*, *stetti*, rum. *dedi* und *dedei* u. a.); zum Theil sind die lateinischen reduplicirenden Verba völlig geschwunden, wie z. B. *canere*, zum Theil sind sie zu einer anderen Perfectbildung übergetreten, wie *cucurri* zu **cursi* = ital. *corsi* und **currui* = franz. *courus* (die Betonung der Endsilbe beruht auf Anlehnung an die 1. und 2. Person Pluralis). Indessen haben reduplicirende Formen wie *credidi*, *vendidi* wohl die Entstehung der italienischen Bildungen wie *credetti*, *vendetti* veranlasst (für die Accentuation muss die 3. Person Pluralis **credíderunt*, für *credidērunt*, s. oben S. 228, massgebend gewesen sein); möglicherweise gehören hierher auch die altfranzösischen Perfecta auf *-ié* (*abatié* u. dgl.).

Durch den Wegfall der reduplicirenden Bildung besitzt das Romanische nur noch drei Klassen des starken Perfects: a) Perfecta auf *-i* (fehlen im Daco-Rumänischen gänzlich); b) Perfecta auf *-si* (die hierher gehörigen Perfecta haben im Daco-Rumänischen zwar das *s* beibehalten, aber die schwache und flexionsbetonte Endung *-ei* angenommen, z. B. *scri-s-ei* = *scripsi*); c) Perfecta auf *-ui*.

Diese Eintheilung hat jedoch nur theoretischen, bzw. sprachgeschichtlichen Werth. Denn der Bestand der einzelnen lateinischen Perfectklassen hat sich in keiner Sprache unverändert erhalten, es sind vielmehr überall beträchtliche Verschiebungen eingetreten. Die *i*-Klasse, schon im Lateinischen wenig zahlreich, hat überall Einbusse gelitten und ist meist auf *feci*, *vidi*, *veni*, **teni* für *tenui* beschränkt worden, während z. B. *cepi* mit seinen Compositis, oft auch *respondi*, *prehendi*, *occīdi*, *cecīdi*, *bibi* u. a. zur *-si* oder *ui*-Klasse oder in die E- oder I-Conjugation eingetreten sind (vgl. franz. *re-*

çus, *bus*, ital. *ricevei*, franz. *répondis*, *pris*, ital. *occisi*); neu eingetreten sind in diese Klasse ausser *tenui*, das der Analogie von *veni* folgte, nur vereinzelte Perfecta, so z. B. ital. *seppi* = *sapui*. Die *ui*-Klasse hat im Italienischen, Spanischen und Portugiesischen, auch im Altfranzösischen viele Verba an die *si*-Klasse abgegeben, während sie umgekehrt im (Neu-) Französischen, Provenzalischen und Rumänischen sich auf Kosten der *si*-Klasse bedeutend erweitert hat. Das Rätoromanische bildet das Perfectum der starken Verba durchweg flexionsbetont auf *-et*, also *podet*, *volet*, *fet*, *tgnet*, *avet* (= *potuit*, *voluit*, *fecit*, *tenuit*, *habuit*) nach Analogie von *amet*, *vendet*, Bildungen, die man wohl am füglichsten dem ital. *vendetti* gleichstellt (vgl. Andeer, Rätorom. Gr. S. 36 ff.); dieser Analogie schliesst sich auch *füt* an, wenn man es nicht unmittelbar auf *fuit* zurückführen will.

Auch in der lautlichen Umbildung der Form des lateinischen starken Perfects sind die einzelnen Sprachen verschiedene und mitunter sehr eigenthümliche Wege gegangen, häufig sind die lateinischen Formen bis zur Unkenntlichkeit umgewandelt. So verhärtet das Italienische *v* vor *i* zu *b*, z. B. *crebbi* = *crevi*, *conobbi* = *cognovi*, lässt (was allerdings mehr nur ein graphischer Wandel ist) *-cui* zu *-cqui* werden z. B. *gacqui* = *jacui*; eine Sonderstellung nimmt das Italienische auch dadurch ein, dass es nur die 1. und 3. Person Singularis und 3. Person Pluralis stark, die übrigen aber schwach bildet (*crebbi*, *crebbe*, *crebbero*, aber *crescesti*, *crescemmo*, *cresceste*). Im Spanischen und Portugiesischen werden die wenigen der *ui*-Klasse treugebliebenen Perfecta durch Attraction umgeformt (vgl. span. *cupe*, port. *coube* = **capui*; span. *tuve*, port. *tive* = *tenui*). Im Provenzalischen ist das Perfect der *ui*-Klasse theils mit Attraction gebildet, z. B. *saup* = *sapui*, theils, und häufiger, durch eine ganz eigenartige Bildung auf *c* verdrängt worden, z. B. *dec* (*deguist*, *dec deguém*, *deguétz*, *dégron*) = *debui*, *poc* = *potui*, *dolc* = *dolui* u. a., auch Verba der *i*-Klasse folgen dieser Bildung, z. B. *crec* = *crevi*, *moc* = *movi*, *correc* = **curri*; eine befriedigende Erklärung dieser ganz eigenartigen Formen fehlt noch (zu erwarten ist sie von der bis jetzt — 4. April 1884 — noch nicht erschienenen, aber angekündigten Schrift: K. Meyer,

die provenz. Gestaltung der vom Perfectstamm gebildeten Tempora des Lat. = E. Stengel, Ausgaben u. Abhdlgn. etc. Heft 12; werthlos ist die Dissertation von E. Schenker, Ueber die Perfectbildung im Prov. Aarau 1883, vgl. Literaturbl. f. germ. u. rom. Phil. Bd. V [1884], Sp. 72). Im Französischen haben die starken Perfecta eine ganz eigenartige Entwickelung genommen: das Altfranzösische hielt noch die (volks)lateinische Betonung fest, also z. B. *dis*, *desis*, *dist*, *desimes*, *desistes*, *distrent* = *dixi*, *dixisti* etc., das Neufranzösische dagegen betont bei den Verben der *i*- und *si*-Klasse stets den Stammvocal (*dis*, *dis*, *dit*, *dímes*, *dítes*, *dirent*, ebenso *ris* etc.), bei denen der *ui*-Klasse stets die Flexionssilbe (*voulús* etc.); bemerkenswerth ist noch, dass im Neufranzösischen die Perfecta ganzer Kategorien von Verben, welche in der älteren Sprache noch stark waren, in die schwache Conjugationen übergetreten sind, so namentlich die Perfecta der Verba auf *-ng* (z. B. *jung-si* = *junxi*, altfranz. *joins*, aber neufranz. *joignis*, gleichsam **jungivi*; selbstverständlich hat eine derartige lateinische Form nie existirt, sondern das neufranzösische Perfectum ist nur eine Anbildung an *joignons* etc.), die Perfecta der Composita von *ducere* (*duxi*, altfranz. *duis*, aber neufranz. *conduis-is*, gleichsam **conducivi*) u. a. So haben im Neufranzösischen nur die wenigen Verba der *i*-Klasse die für die starke Conjugation charakteristischen stammbetonten Perfecta bewahrt. Im Daco-Rumänischen bewahren die Verba der *si*-Klasse, wie schon bemerkt, zwar das *s*, nehmen aber die schwache und flexionsbetonte Endung an: die *ui*-Klasse ist durch den Uebertritt zahlreicher Verben, welche in andern Sprachen das Perfect schwach bilden (wie z. B. *vendere*) erweitert worden, ihre Formen sind, wie im Neufranzösischen, sämmtlich flexionsbetont (*vindúi*). [Ueber die Perfectbildung der *ui*-Klasse im Französischen vgl. die grundlegende Abhandlung H. Suchier's, die Mundart des Leodegarliedes, in: Zeitschr. f. rom. Phil. Bd. II S. 255 ff.). Ueber die Perfectbildung der ursprünglich starken Verba im Rätoromanischen wurde bereits oben (S. 232) gesprochen.

d) Die im (Schrift)latein im Wesentlichen noch vorhandenen Scheidungen zwischen starker und schwacher Conjugation einerseits und den einzelnen schwachen Conjugationen

andrerseits sind im Romanischen zum grossen Theile aufgehoben worden. Nicht bloss ist eine beträchtliche Anzahl ursprünglich starker Verba schwach geworden (freilich nur wenige in allen Sprachen), sondern es hat auch in weitem Umfange Mischung der Conjugationen stattgefunden, welche freilich auch schon dem Latein nicht fremd war (vgl. *doc-e-o*, aber *doc-ui*, *haur-i-re*, aber *haus-i* u. dgl.). Es giebt überhaupt im Romanischen kein einziges Verbum, welches alle seine Formen nach dem gleichen Conjugationstypus bildet; am reinsten hat sich noch die A-Conjugation erhalten, indessen finden sich doch auch in ihr aus andern Conjugationen entlehnte Formen, so beruht z. B. das *i* in ital. *amiamo* auf Anbildung an die I-Conjugation (*sentiamo*, welches seinerseits wieder das *a* der Endung aus der A-Conjugation übernommen hat); franz. *aimons* ist aller Wahrscheinlichkeit nach nicht = *amamus*, welches etwa **amains* hätte ergeben müssen (vgl. *les mains* mit *manus*), sondern = **amúmus*, also eine Anbildung an das starke *sumus*; jedenfalls aber ist das Imperfect *aimais* nicht = *amābam*, sondern = **amēbam*, folgt also der Analogie von *punissais* = *puniscēbam*, und dasselbe ist in Bezug auf *sentais* = **sentēbam* für *sentiebam* zu erwähnen (vgl. auch unten d)).

Im Einzelnen werde noch Folgendes bemerkt, ohne jedoch irgendwie eine vollständige Skizze der romanischen Conjugation geben zu wollen.

Die starke Bildung hat vielfach im Infinitiv und im Präsens (ausgenommen 1. und 2. Person Pluralis) die schwache verdrängt, im Infinitiv besonders in der E-Conjugation (man denke an die zahlreichen italienischen und französischen Verba auf *-ĕre*, bzw. *-re*, welche lateinischen auf *-ēre* entsprechen, z. B. *rispóndere*, *ridere*, *árdere*, *tórcere* etc.), im Präsens in der E- und I-Conjugation (vgl. z. B. ital. *temo* mit *tim-e-o*, franz. *réponds* mit *respond-e-o*, ital. *parto*, franz. *pars* mit *part-i-o*[*r*] etc.). Andrerseits ist häufig der Infinitiv von Verben, welche sonst, soweit die Sprachentwickelung dies gestattete, der starken Conjugation treu blieben, in die schwache E-Conjugation übergetreten (vgl. ital. *sapēre*, franz. *savoir* mit *sapĕre*, franz. *recevoir* = **recipēre* für *recipĕre* u. a.). — In der 1. und 2. Person Pluralis Conjunctivi Präsentis ist das *i* der I-Conjugation im Italienischen und Französischen, bzw. Neufranzösischen auf

alle Conjugationen, im Italienischen überdies in der 1. Person Pluralis auf den Indicativ, übertragen worden (*sentiamo*, *sentions* = *sentiamus*, darnach *amiamo*, *aimions*, *temiamo*, *perdiamo*, *perdions* etc.); das Gleiche ist im Französischen bezüglich der 1. und 2. Person Pluralis Imperfecti Indicativi geschehen (*aimions*, *aimiez*, *punissions*, *punissiez*, *vendions*, *vendiez* nach Analogie von *sentions*, *partions* etc.). — In der Bildung des Imperfects Indicativi schliesst, wie schon im Lateinischen, die starke Conjugation sich durchweg der E-Conjugation an (lat. *reg-ē-bam* wie *del-ē-bam*), soweit diese im Imperfect sich erhalten hat, sonst der I-Conjugation. Die drei schwachen Imperfectausgänge *-ābam*, *-ēbam*, *-ībam* sind nur im Italienischen neben einander erhalten (*amava*, *temeva*, *sentiva*). Im Spanischen, Portugiesischen und Provenzalischen ist *-ēbam* durch *-ībam* verdrängt worden (*vendia*, *partia*). Im Französischen ist *-ēbam* alleinherrschend geworden (*chantais*, *punissais*, *vendais*, *partais* = **cantēbam*, *puniscēbam*, **vendēbam*, **partēbam*), die Bildung *-ābam* hat sich nur in der ältesten Sprache in vereinzelten Formen erhalten (altburg. *amevet* u. dgl., norm. *chantoue* u. dgl.); die Bildung *-ībam* endlich ist für die 1. und 2. Person Pluralis massgebend geworden (*partions*, *partiez* = **partibamus*, **partibatis*, darnach auch *chantions*, *chantiez*, *punissions*, *punissiez*, *vendions*, *vendiez*), wenn man nicht etwa annehmen will, dass *ē* zu *i* geworden sei, dass also *vendions* = **vendebamus* sei, eine Annahme, die grosse Bedenken gegen sich haben dürfte. Im Rätoromanischen ist die Imperfectbildung höchst eigenartig: *-ibam* ist die einzige Endung geworden, aber in der A-Conjugation behauptet sich vor derselben das *a* (also *ama-iva*), und nach Analogie der A-Conjugation bilden wieder die ursprünglich zur E- und zur starken Conjugation gehörigen Verba ihr Imperfect (also *vend-a-iva*, vgl. ANDEER, a. a. O. p. 30). Aehnlich verhält es sich im Rumänischen: *-ābam* ist auf alle Verba übertragen, aber diejenigen, welche ursprünglich *-ēbam*, *-ībam* hatten, bewahren das *e* vor dem *a*, und ihrer Analogie folgen wieder die Verba auf ursprüngliches *-ībam* (*cunt-am*, *vind-eám*, *mintz-eám*; denkbar wäre freilich auch, dass das *a* in *vind-eám*, *mintz-eám* das *a* in *-bam* sei, doch ist die Analogiebildung wahrscheinlicher). — Die drei Ausgänge des schwachen Perfects *-āvi*, *-ēvi*, *-īvi* sind im Italienischen er-

halten (*amai*, *temei*, *sentii*). Im Spanischen und Portugiesischen ist *-ēvi* durch *-īvi* verdrängt (*parti*, *vendi*), *-āvi* hat sich behauptet, nur in der 1. Person Singularis ist die Endung *-é*, bzw. *-ei* eingetreten (sp. *canté*, pt. *cantei*, 2. Person *cantaste* etc.), welche wohl als Anbildung an *hé*, bzw. *hei* und das damit gebildete Futurum zu betrachten ist. Im Provenzalischen hat sich *-īvi* behauptet und *-ēvi* hat *-āvi* verdrängt (*cantéi*, *vendéi*, *parti*). Das Französische hat *-āvi* für die 1. schwache Conjugation, *-īvi* für die 2. und 3. (*chantai*, *punis*, *vendis*). Das Rätoromanische bildet die schwachen Perfecta auf *-et* und *-it* (*amet*, *vendet*, *sentit*, s. Andeer, a. a. O. p. 30), worüber zu vergleichen oben S. 232. Im Rumänischen sind *-āvi* und *-īvi* erhalten (*cantái*, *mintzii*), *-ēvi* dagegen ist verloren; zahlreiche in andern Sprachen bezüglich der Perfectbildung zur E- oder I-Conjugation gehörige, bzw. in diese übergetretene Verba bilden das Perfect auf *-úi* (z. B. *vindúi*).

e) Unter den schwachen Conjugationen hat sich die A-Conjugation verhältnissmässig überall am reinsten und in ihrem numerischen Bestande an Verben am vollkommensten erhalten; einzelne Einbussen hat allerdings auch sie erlitten, so hat sie namentlich im Französischen das Imperfect verloren und bildet es nach Analogie der E-Conjugation. Eine sehr eigenartige Bildung zeigt die A-Conjugation im Rumänischen, indem zahlreiche Verba derselben in den stammbetonten Formen des Präsens Indicativi und Conjunctivi das Suffix *-ez* annehmen (z. B. von *lucra*: *lucr-ez-u*, *lucr-ez-i*, *lucr-ez-a*, *lucrà-mu*, *lucr-áti*, *lucr-ez-a*); hervorgegangen ist *-ez* aus lat. *-iz-o* (*batez-u* = *baptizo*) und *-atio* (*meditez-u* = **meditatio*), und die grosse Mehrzahl der betreffenden Verba ist als Anbildung an die Verbalsubstantiva auf *-atio* zu betrachten. — Die E-Conjugation hat sich nur in Trümmern erhalten, die allerdings in einzelnen Sprachen noch erheblich genug sind und namentlich das Imperfect und Perfect umfassen (Näheres s. oben unter Nr. 2); im Spanischen und Portugiesischen wird auch das Präsens Indicativi mit Ausnahme der 1. Person Singularis nach der E-Conjugation gebildet, im Rumänischen die 3. Person Singularis und die 1. und 2. Person Pluralis, im Provenzalischen die 2. Person Singularis (jedoch nur facultativ, denn *vens* neben *vendes*) und die 1. und 2. Pluralis. Wo sich die E-

Bildung im Präsens Indicativi nicht erhalten hat, ist statt ihrer die starke Bildung, bzw. die Bildung nach der A-Conjugation eingetreten. Besonders bemerkenswerth ist, dass im Rätoromanischen das Präsens Indicativi der Verben, welche anderwärts noeh Reste der E-Bildung zeigen, mit Ausnahme der 1. Person Singularis (und einzelner Infinitive, wie *tmair* = *timēre*, *avair*, *podair*, *stovair* etc.) durchweg der Analogie der A-Conjugation folgen (*vend*, *vendast*, *venda*, *vendain*, *vendaivat*, *vendan*, vgl. Andeer, a. a. O. S. 30). Ueber analogische Einwirkung der E-Conjugation auf andere Conjugationen, namentlich im Französischen, vgl. oben S. 235. — Eigenthümliche Schicksale hat das Präsens der I-Conjugation erlitten. Im Spanischen und Portugiesischen sind ihr nur die 1. und 2. Person Pluralis Indicativi treu geblieben, die 2. und 3. Person Singularis und 3. Person Pluralis sind zur E-Conjugation, die 1. Person Singularis ist zur starken Conjugation übergetreten, ebenso der Conjunctiv (*parta* nach *venda*). Aehnlich ist es im Rätoromanischen ergangen, nur mit dem Unterschiede, dass die 2. und 3. Person Singularis und 3. Person Pluralis der A-Conjugation folgen. Im Italienischen, Provenzalischen, Rumänischen und Französischen sind die einfachen Verba auf *-ire* mehr oder weniger durch ihre inchoativen (im Präsensstamm der starken Conjugation folgenden) Derivata auf *-i-scere*, bzw. *-e-scere* aus dem Präsens verdrängt worden. Im Italienischen und Rumänischen hat die Inchoativbildung das ganze Präsens mit Ausnahme der 1. und 2. Person Pluralis Indicativi, Conjunctivi und Imperativi (und des Infinitivs, Particips und Gerund.) ergriffen, im Provenzalischen auch die 1. und 2. Person Pluralis des Conjunctivs; am weitesten hat sieh die Inchoativbildung im Französischen ausgedehnt, indcm sie auch das Imperfect Indicativi und das Particip Präsentis erfasst hat. Die von der Inchoativbildung aus dem Präsens nicht verdrängten Verba der I-Conjugation bilden ihre Formen theils stark (vgl. namentlich franz. *pars*, *pars*, *part*, *partent* u. dgl.), theils nach Analogie der E- oder der A-Conjugation, doch haben im Italienischen und Rumänischen die 1. u. 2. Person Pluralis ihr *i* behauptet (im Französischen wenigstens im Conjunctiv).

f) Aus den in den vorstehenden Abschnitten gemachten Angaben, so skizzenhaft gehalten dieselben auch nur sein konnten, erhellt doch zur Genüge, dass keine einzige latei-

nische Conjugation im Romanischen in ihrem Bestande intakt geblieben ist, sondern dass überall Mischung der verschiededenen Conjugationen stattgefunden hat. Es sollte daher die wissenschaftliche romanische Grammatik die hergebrachte Schematisirung, durch welche so ungleichartige Bildungen, wie z. B. franz. *pars*, *partons*, *partais*, *partis*, zu einer rein äusserlichen Einheit zusammengefasst werden, aufgeben und den Muth besitzen, zu erklären, dass innerhalb jeder Einzelsprache bestimmte Formen eines und desselben Verbums, bzw. einer und derselben Kategorie von Verben, nach diesem, andere Formen wieder nach jenem Conjugationsprincip gebildet werden. Die Eintheilung in starke und schwache Conjugation(en) würde dabei keineswegs aufzugeben, sondern nur gleichsam im Querdurchschnitt, statt, wie bisher, im Längendurchschnitt durchzuführen sein, z. B.:

Flexion von neufranz. *partir*.

Starke Formen: praes. ind. sg. 1 *pars* (= **parto*), 2 *pars* (= **part-ĭ-s* nach *lĕg-ĭ-s*), 3 *part* (= **part-ĭ-t*), pl. 1 *partons* (= **part-ŭ-mus* nach *sŭmus* [?]), 3 *partent* (= **part-ŭ-nt*), conj. sg. 1 *parte* (= **part-ă-m* nach *lĕg-ă-m*), 2 *partes*, 3 *parte*, pl. 3 *partent*, imp. sg. 2 *pars*.

Schwache Formen: a) nach der A-Conjugation praes. ind. pl. 2 *partez* (= **partatis*), imp. pl. 2 *partez*, part. und gerund. *partant* (= **partantem*, **partando*) — b) nach der E-Conjugation impf. ind. *partais* (= **partēbam*) etc. — c) nach der I-Conjugation praes. conj. pl. 1 *partions*, 2 *partiez*, inf. *partir*, impf. ind. 1 u. 2 pl. *partions*, *partiez*, perf. *partis* (= **partivi*) etc., impf. (= plusqpf.) conj. *partisse* etc., part. praet. *parti*.

Es ist selbstverständlich, dass eine derartige Eintheilung zunächst nur wissenschaftliche Berechtigung besitzt, für praktische Unterrichtszwecke u. dgl. aber unbrauchbar ist. Es dürfte jedoch kein unlösbares Problem der Pädagogik sein, die wissenschaftliche Eintheilung auch praktisch nutzbar zu machen. Jedenfalls bedarf die Darstellung der Conjugation auch in der Schulgrammatik noch einer durchgreifenden Reform.

g) Aus fremden Sprachen, namentlich aus dem Germanischen, in das Romanische übergetretene Verba folgen in ihrer Conjugation der Analogie der ursprünglich zur lateinischen A- und I-Conjugation gehörigen Verben. Hierdurch, sowie durch

den Eintritt zahlreicher ursprünglich zur starken oder zur E-Conjugation gehörigen Verben haben die genannten Kategorien ein sehr erhebliches numerisches Uebergewicht über diejenigen Verben gewonnen, welche gemeinhin als die Fortsetzung der E- und der starken Conjugation betrachtet werden.

Es ist demnach die Conjugationsweise der Verben, welche in der Mehrzahl ihrer Formen (namentlich im Perfect) an die lateinische A- und I-Conjugation sich anschliessen, die einzig wirklich lebenskräftige und, vom praktischen Gesichtspunkte aus betrachtet, regelmässige (im Italienischen müssen auch die E-Verba, wie *temere* hierher gezählt werden), während diejenigen Verba, welche charakteristische Formen (namentlich das Perfect) noch stark bilden, einen archaischen Charakter an sich tragen und von der Praxis als unregelmässig betrachtet werden müssen.

h) Der Lautwandel erfordert, dass in Verben, deren Stammvocal ein hochtoniges ĕ oder ŏ ist, derselbe in den stammbetonten Formen in *ie*, bzw. *uo* diphthongirt werde. Die Analogiewirkung jedoch, welche die flexionsbetonten Formen vermöge ihres numerischen Uebergewichtes auf die stammbetonten ausüben, hat die Diphthongirung vielfach, in einzelnen Sprachen (Portugiesisch, Provenzalisch, Rumänisch) sogar völlig verhindert. Das Italienische führt die Diphthongirung in ziemlich weitem Umfange durch (*niego neghiamo*, *pruovo proviamo*), ebenso das Spanische (*niego negamos*, *pruobo probamos*), das letztere überträgt sie vielfach auch auf das *e* und *o* der Ableitungssuffixe (so z. B. in *alentar*, *vergonzar*). Im Rätoromanischen wechselt *ĕ* mit *ai* (*saint sentin*) und *o* mit *ö* (*stögl stovair*, *vögl volair*). Im Französischen ist Diphthongirung sehr beliebt (*tiens tenons*, *veux voulons*), wenn auch in der neueren Sprache im Vergleich zur älteren erheblich eingeschränkt (so z. B. aufgegeben bei *trouver*, *prouver* u. a.).

Im Französischen spaltet sich auch lautgesetzlich regelrecht stammbetontes ĭ und ē zu *ei* = *oi* (*reçois recevons*, *dois devons*, altfranz. *voi veons* etc.), wobei bemerkenswerth, dass häufig die stammbetonten Formen trotz ihrer Minderzahl die flexionsbetonten angezogen haben (so neufranz. *vois* und *voyons*, *emploie* und *employons* etc.). In *amare* wechselt altfranz. *ai* und *a* (*j'aim*, aber *amons*), neufranzösisch ist *ai* überall durchgedrungen mit Ausnahme des substantivirten Particips *amant*.

Hierher gehört auch der Wechsel der E-Laute in *cèle celóns, appelle appelóns* etc.

Ein verwandter Lautvorgang ist, dass im Rumänischen hochtoniges *a* in den flexionsbetonten Formen zu *ă* (= dumpfes *ĕ*) sich schwächt, z. B. *cáscu căscàmu*, sogar in dem Diphthong *áu*, z. B. *láudu lăudàmu*.

i) Die Erscheinung, dass Formen verschiedener, in ihrer Bedeutung verwandter Verbalstämme sich zu einem begrifflichen Ganzen verbinden (wie z. B. im Deutschen »sein, bin, gewesen«) ist, wie schon im Lateinischen, so auch im Romanischen selten; der wichtigste Fall ist *esse(re), fui*, wozu im Romanischen noch *status*, bzw. **stēbam* (= *étois, étais*) tritt. Im Rumänischen mischt sich auch *fieri* mit *esse*. Nur scheinbar ist die Mehrstämmigkeit in *vadere* : *vadāre* : *vandāre* : [*v*]*andare* : *anar* : *aler* : *aller*.

Die Gesammtconjugation des Romanischen ist bis jetzt nur wenig Gegenstand der Untersuchung und Darstellung gewesen, während die Conjugation der Einzelsprachen, ganz besonders des Französischen, schon vielfach und eingehend behandelt worden ist. Die beste Darstellung der gemeinromanischen Conjugation ist immer noch die von Diez, Gr. II gegebene. Sehr werthvoll, jedoch einer Neubearbeitung ebenso bedürftig wie würdig ist A. Fuchs' Monographie: Die unregelmässigen Verben in den romanischen Sprachen. Halle 1849. Eine durch Inhalt wie Methode gleich vortreffliche und in mancher Beziehung geradezu grundlegende Schrift ist die Abhandlung von K. Foth, Die Verschiebung der lateinischen Tempora in den romanischen Sprachen, in: Böhmer's Romanische Studien II, S. 243—335. Strassburg 1876. Die Präsensbildung des Romanischen hat in ebenso gelehrter wie scharfsinniger und anregender Weise behandelt A. Mussafia in der (in den Abhandlungen der Wiener Akademie der Wissenschaften erschienenen) Schrift: Zur Präsensbildung im Romanischen. Wien 1883. Vgl. dazu die gehaltvolle Recension von H. Schuchardt im Litteraturblatt. Bd. V (1884), Sp. 61. — Die auf die Conjugation der Einzelsprachen bezüglichen Schriften werden in Theil III genannt werden.

§ 6. Die synthetischen Formen des Verbum infinitum.

1. Von dem verhältnissmässig reichen Formenbestande des lateinischen Verbum infinitum haben sich im Romanischen allgemein nur erhalten der Infinitiv Präsentis Activi, das Particip Präsentis, der Ablativ des Gerundiums und das Particip Perfecti Passivi.

2. Die lateinische Endung des Infinitivs ist *-rĕ*, welcher in der starken Conjugation der sogenannte Bindevocal *ĕ*, in

den schwachen Conjugationen die Ableitungsvocale *-ā*, *-ē*, *-ī* vorangehen (*reg-ĕ-re*, *amā-re*, *delē-re*, *audī-re*). Das auslautende *ĕ* des Infinitivs hat sich nur im Italienischen, und auch da nur facultativ, erhalten (*cantare*, daneben aber auch *cantar*), sonst ist es überall weggefallen, wo dies lautlich möglich war (erhalten ist es also in starken Infinitiven da, wo combinirte Consonanz vorausgeht, z. B. franz. *vendre*, *tistre*, *coudre* etc.). Das *r* der Endung ist im Rumänischen in Schrift und Laut, im Französischen in den A-, E- und I-Infinitiven im Laut weggefallen (abgesehen von bestimmten Fällen der Liaison). Wie überhaupt die lateinischen Conjugationen im Romanischen durcheinander geschoben sind, so hat auch der Infinitiv die ihm eigene Conjugationsform oft gegen eine andere vertauscht: starke Infinitive sind schwach, schwache stark geworden (z. B. lat. *sap-ĕ-re* = ital. *sap-ē-re*, franz. *savoir*, aber lat. *rid-ē-re* = ital. *ridĕre*, franz. *rire* etc. etc.), auch innerhalb der schwachen Conjugationen haben, namentlich zu Gunsten der A-Conjugation, Vertauschungen stattgefunden.

Die Verschiebung des starken Infinitivs zu einem schwachen und umgekehrt bedingt keineswegs auch eine Verschiebung der übrigen Formen des betreffenden Verbs, so gehören z. B. zu dem schwachgewordenen Infinitiv ital. *sapēre*, franz. *savoir* zahlreiche starke Formen; es ist jedoch wahrzunehmen, dass der Uebertritt eines schwachen Infinitivs zur starken Form (z. B. *ridēre* : *ridĕre*) meist auch die Präsensbildung beeinflusst (*rido*, *ris* = *rideo*), und hierin ist zumeist der in weitem Umfange stattgefundene Untergang des Präsens der E-Conjugation begründet.

Im Portugiesischen ist dem Infinitiv die Möglichkeit eigenthümlich, in Bezug auf die 2. Person Singularis und auf die Personen des Plurals die Personalendungen des Verbum finitum anzunehmen (*cantar*, c a n t a r e s, *cantar*, c a n t a r m o s, c a n t a r d e s, c a n t a r e m, z. B. Cam. Lus. X str. 142: *Concedido | vos é saberdes os futuros feitos* »es ist euch vergönnt, die künftigen Thaten zu erfahren«, vgl. v. Reinhardstöttner, a. a. O. S. 217).

3. Im Gerundium fielen bereits im Latein die E-Conjugation und die starke Conjugation zusammen (*delendo* und *regendo*), so dass nur die drei Ausgänge *-ando*, *-endo*, *-iendo*

vorhanden waren, diese drei Ausgänge sind nur im Portugiesischen erhalten (*cantando*, *vendendo*, *partindo*); in den übrigen Sprachen ist analogische Vereinfachung eingetreten; im Italienischen und Provenzalischen wird *-iendo* von *-endo* angezogen (*partendo*), im Spanischen umgekehrt *-endo* von *-iendo* (*vendiendo*); im Französischen hat *-ando* beide andere Endungen verdrängt (*vendant*, *partant*), im Rätoromanischen ist wenigstens *-endo* dem *-ando* gewichen (*vendant*) und ebenso im Rumänischen (*temêndu*, NB. das *ê* ist rein graphisch, lautlich hat *ê* denselben Werth wie *â* in *arându*, d. h. den Werth eines »dumpfen, durch die zusammengezogenen Kehlmuskeln [*sic!*] gebildeten *i*«, vgl. J. Maximu, a. a. O. p. 4). Dass das romanische Gerundium inflexibel ist, wird, wie selbstverständlich, durch seinen Ursprung bedingt. Das Gerundium hat im Romanischen seine syntaktische Function erheblich erweitert und ist in weitem Umfange an die Stelle des Particips Präsentis getreten.

4. Die formale Entwickelung des Particips Präsentis ist derjenigen des Gerundiums ganz analog. Die Dreizahl der Ausgänge *-antem*, *-entem*, *-ientem* hat sich nirgends behauptet, sondern ist auf die Zweizahl (*-antem* und *-entem* oder *-antem* und *-ientem*) oder auf die Einzahl (*-antem*) reducirt worden. In seiner syntaktischen Function wurde das Particip Präsentis vielfach von dem über seine ursprüngliche Sphäre (des *ablativus instrumenti* und *modi*) hinausgreifenden Gerundium angefochten. Im Portugiesischen und Rumänischen ist es in diesem Kampfe so völlig unterlegen, dass es aus der Sprache geschwunden ist; im Spanischen und Französischen hat es dem Gerundium die eigentlich participialen Functionen überlassen und sich selbst auf die Rolle eines Verbaladjectivs beschränken müssen. Als Verbaladjectiv hat das Particip Präsentis häufig seine Bedeutung in eigenartiger und kühner Weise nuancirt, man denke z. B. an neufranzösische Verbindungen, wie *café chantant, argent comptant, chemin roulant* u. a.

5. In der Bildung des Particips Perfecti Passivi scheiden sich im Lateinischen scharf die starke und die schwache Conjugation (vgl. *fac-tus*, *lae[d]-sus* mit *am-ā-tus*, *del-ē-tus*, *aud-ī-tus*). Im Romanischen sind die starken Bildungen vielfach mit schwachen vertauscht worden, doch haben sich die

aus ihren eigentlichen Functionen verdrängten starken Participien häufig als Substantiva erhalten (z. B. franz. *vente*, *rente*, *tente* etc. = *vendita* etc., während als Participien *vendu* etc. = *vendūtus* fungiren), ganz vereinzelt hat durch Analogie bewirkte Neuschöpfung starker Participien stattgefunden (z. B. *offer-tus* für *oblatus* nach *apertus* u. dgl.). Von den drei schwachen Ausgängen *-ātum*, *-ētum*, *-ītum* ist *-ētum* als Participialsuffix völlig aufgegeben (mit Ausnahme vereinzelter Fälle, wie *toleites* im altfranz. Rol. Text O. 2490) und nur noch sporadisch in ganz zu Adjektiven gewordenen Participien erhalten (z. B. franz. *coi* = *qu[i]ētus*). Dagegen hat in den meisten Sprachen (Italienisch, Provenzalisch, Französisch, Rätoromanisch, Rumänisch) der Ausgang *-ūtum* (im Lateinischen nur bei starken Verben zu finden, deren Stamm auf *ŭ* auslautet, z. B. *imbūtus*, contrahirt aus *imbŭ-ĭ-tus*, also eigentlich eine starke Bildung, welche erst in Folge der Contraction den Anschein einer schwachen erhält) sehr erheblich an Terrain gewonnen und hat namentlich bei ursprünglich starken Verben, deren Stamm consonantisch auslautet, den Ausgang *-tum* verdrängt (*ricevuto*, *reçu* gleichsam **recip-ūtum* für *receptum*). Im Spanischen und Portugiesischen, denen *-ūtum* fehlt, folgen die betreffenden Verben der I-Bildung (*recibido*). Die erhebliche Erweiterung der syntaktischen Functionen des Particips Perfecti Passivi im Romanischen, vermöge deren es (wie im Germanischen) auch als einfaches Particip Präteriti fungirt und zur analytischen Umschreibung bestimmter Tempora der Vergangenheit und des Passivs gebraucht wird, hat es bedingt, dass im Romanischen ein Particip Perfecti Passivi auch von Verben gebildet wird, welche im Lateinischen ein solches nicht besassen (z. B. von **volēre*, **potēre* = *velle*, *posse*) und zum Theil, wie z. B. *venire*, ihrer Bedeutung nach gar nicht besitzen konnten.

Häufig wird das Particip Perfecti Passivi rein adjectivisch gebraucht, wobei vielfach seine Bedeutung eigenartig nuancirt, namentlich in die Sphäre des Aktivs verschoben wird, man denke z. B. an franz. *entendu* »erfahren«, ital. *avveduto* »umsichtig«, span. *bien hablado* »beredt« u. a. (derartige Bedeutungsverschiebung schon im Latein nicht selten, vgl. *cautus*, *discretus* u. a.). Im Italienischen steht vielfach neben

dem Particip Perfecti Passivi ein aus dem Verbalstamm neugebildetes Verbaladjectiv, z. B. *privo* neben *privato*.

6. Sonstige lateinische Participialbildungen, wie das Particip Futuri Activi und die Bildungen auf *-bundus* (*moribundus* u. dgl.), finden sich im Romanischen nur ganz vereinzelt erhalten, und zwar zum Theil nur in Folge gelehrter Entlehnung, doch fehlt es dem Romanischen nicht an Mitteln, die nicht vorhandenen Formen durch Umschreibung zu ersetzen, man denke z. B. an französische Wendungen, wie *devant mourir* = *moriturus* oder an italienische und spanische Verbindungen wie *casa da vendere* = *domus vendenda*, *bestias por domar* = *belluae domandae*.

7. Im Rumänischen haben die Verbaladjectiva auf *-torius* eine weite Ausdehnung gewonnen und die Function des geschwundenen Particips Präsentis übernommen (*cantatoriu* = *cantans* neben *cantându* = *cantando*).

8. Von dem lateinischen Supinum bewahrt nur das Rumänische in der Möglichkeit, das Particip Perfecti, d. h. in diesem Falle eben das ursprüngliche Supinum, mit der Präposition *de* zu verbinden, eine Spur.

§ 7. Die einformigen Wortklassen.

1. Unter einformigen Wortklassen versteht man die Adverbien, Präpositionen, Conjunctionen und, freilich nur bedingungsweise, die Interjectionen. Sämmtliche zu dieser Kategorie gehörigen Worte können nur in je einer Form erscheinen, sind also jeder Flexion unfähig (die scheinbaren adverbialen Comparative, wie *meglio*, *più*, franz. *mieux*, *plus* u. dgl. sind in Wahrheit Neutra der adjectivischen Comparative. — Doppelformen, wie franz. *guères* neben *guère*, beruhen nicht auf Flexion, sondern auf rein mechanischen Lautvorgängen). Streng genommen würden auch die Singularia und Pluralia tantum der Substantiva, die meisten Cardinalzahlen, die Infinitive und die Gerundien als einformige Worte zu bezeichnen sein.

2. Die Adverbien. Von den nicht von Adjectiven abgeleiteten, sondern erstarrte Nominalcasus u. dgl. darstellenden einfachen Adverbien des Lateins (wie z. B. *raro*, *passim*, *carptim* u. dgl.) sind im Romanischen zahlreiche theils gänzlich theils doch in einzelnen Sprachen geschwunden und durch

adverbiale Composita ersetzt worden, so tritt z. B. neben *sempres* = *semper* im Altfranzösischen *ades* = *adipsum* und *tot jor*, im Neufranzösischen ist *semper* völlig durch die Composition *tou(s)jours* verdrängt, man vgl. etwa auch *hodie* (altfranz. noch *hui*) mit neufranz. *aujourd'hui* = **ad illum diurnum de hodie*, also eine sehr umständliche Combination; vgl. ferner etwa *mox* mit franz. *bientôt*, *sur-le-champ*, *à l'instant*, ital. *tosto*; *diu* mit ital. *molto*, *gran tempo*; *saepe* mit ital. *sovente*, franz. *souvent* = *subinde*; *paulatim* mit ital. *a poco a poco*, franz. *peu à peu*, prov. *cada pauc*; *ut* »wie« mit ital. *como*, *come*, franz. *comme* = *quomodo* [?] u. v. a. Indessen ist doch die Zahl der allgemein oder wenigstens in einzelnen Sprachen erhaltenen lateinischen Adverbien auch nicht ganz gering, man denke z. B. an *ecce*, bzw. *eccum* = port. *eis*, altfranz. *eis*, *ez*, ital. *ecco* etc.; *ubi* = ital. *ove*, franz. *où*; *ibi* = ital. *vi*, franz. *y* etc. etc. Allerdings aber sind die Fälle der Erhaltung doch nur mehr als Ausnahmen zu betrachten, und als Regel ist hinzustellen, dass das Romanische die Tendenz besitzt, die einfachen lateinischen Adverbien durch Compositionen, bzw. durch Combinationen (mit Präpositionen oder mit Adjectiven oder mit beiden verbundene Substantiva u. dgl.) zu ersetzen. Es ist ja überhaupt romanische Neigung, für die lateinischen einfachen Worte vollere zu brauchen (man denke z. B. an die häufige Vertretung einfacher Substantiva durch Deminutiva, einfacher Verba durch Composita, an die Ersetzung des einfachen *ille* und *iste* durch *ecce* + *ille* und *ecce* + *iste* u. dgl.). Die adverbialen Compositionen sind oft recht complicirt, man denke z. B. an Bildungen, wie franz. *désormais* = *de ex* (*ha*[*c*]) *hora magis*. — Die zu Adjectiven gehörigen Adverbien auf *-e* (eigentlich erstarrte Ablative) sind mit wenigen Ausnahmen (namentlich *bene* und *male*; die Bildungen auf *-esce* im Rumänischen wie *frâncesce* zu *frâncescu* = *francisce* [?], freilich ist sehr zweifelhaft, ob diese Bildungen denen auf *-e* entsprechen), diejenigen auf *-ter* durchweg geschwunden; ihre Stelle vertreten die betreffenden Adjectiva verbunden mit dem Ablativ *mente*, es tritt also z. B. *clara mente* = ital. *chiaramente*, franz. *clairement* (im Spanischen noch trennbar: *clara y sutilmente*) etc. für *clare* ein. Nur das Rumänische kennt diesen Ersatz nicht, sondern ver-

wendet (neben den Adverbialbildungen auf *-esce*) das Masculinum, genauer das mit diesem gleichlautende ursprüngliche Neutrum der Adjectiva adverbial, eine Möglichkeit, deren sich in beschränktem Umfange, bzw. in bestimmten Fällen und Verbindungen auch die übrigen Sprachen bedienen (franz. *parler haut* u. dgl.). An auffallenden Bildungen mit *-mente* fehlt es nicht (z. B. franz. *comment* = *quomodo* [?] + *mente*, *impunément*, d. i. das adverbiale *impune* + *mente* u. dgl.). Auch mit den Ablativen anderer Substantiva, als *mente*, können Adjectiva und Pronomina sich adverbial verbinden, z. B. altfranz. *mar* = *mala hora* (so wenigstens am wahrscheinlichsten zu erklären), altspan. *agora* = *hac hora*. — Neugeschaffen haben die romanischen Sprachen sich eine feste Bejahungspartikel, theils aus dem lat. *sic* (Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Rätoromanisch, in einzelnen Wendungen auch im Französischen), theils aus dem Pronomen *hoc* (Provenzalisch; im Französischen combinirt mit *ille* : *o[c]il*, woraus *oui*, ursprünglich nur Bejahungspartikel in Bezug auf die 3. Person, im ältesten Französisch findet sich vereinzelt auch noch *oje* = *hoc ego* u. dgl.). Das Rumänische hat sich seine üblichste Bejahungspartikel *da* aus dem Slavischen entlehnt. Eigen ist dem Romanischen, besonders aber dem Französischen, die Neigung, die Negationspartikel (*non*, im Französischen zu *ne* geschwächt, wohl als Analogiebildung zu den Prokliticis *me*, *te*, *le* u. dgl.) durch zu reinen Adverbien herabgesunkene Substantiva (*passus*, *punctum*, *mica*, *gutta* etc.) zu verstärken, was theilweise dazu geführt hat, dass die betreffenden Substantiva auch isolirt als Negationsadverbien fungiren können; im Französischen besitzen sie zugleich die Geltung und die Construction von Quantitätsadverbien (*pas*, *point d'argent* etc.).

Zuweilen fungiren im Romanischen ganze Sätze adverbial, z. B. ital. *può essere*, franz. *peut-être*, *c'est-à-dire* u. dgl.

Die mit *mente* gebildeten Adverbialien sind der analytischen Steigerung (vgl. oben S. 206) fähig; vereinzelt fungiren auch organische Comparative adjectivischer Neutra (wie *melius*, *pejus*, *minus*, *majus*) adverbial.

3. Die Präpositionen. Die Präpositionen gehören begrifflich in die Kategorie der Adverbien und bilden nur rücksichtlich ihres syntaktischen Gebrauches eine besondere Wort-

klasse. Es ist demnach ihre formale Entwickelung im Romanischen dieselbe, wie diejenige der Adverbien. Von den lateinischen Präpositionen sind die wichtigsten (wie *de*, *ad*, *per*, *pro*, *sub*, *sine* u. a.), theils in allen, theils, wie z. B. *cum*, doch in mehreren Einzelsprachen erhalten. Andrerseits sind freilich auch ganz übliche lateinische Präpositionen ganz allgemein aus dem Gebrauche geschwunden und leben höchstens noch in Verbis compositis fort, oft in arger lautlicher Entstellung, so namentlich *ex* (italienisch oft zu *s* geschwächt, z. B. *spedire* = *expedire*). Sehr begreiflich ist der Schwund der schon im Latein seltenen Präpositionen, wie *clam*, *palam*, *erga*, *tenus* (letzteres jedoch vielleicht in port. *té*, *até* erhalten) u. dgl. Oefters sind lateinische Präpositionen zwar in eine romanische Sprache übergetreten, von derselben jedoch später aufgegeben worden, so *apud* = altfranz. *od*. Die erlittenen Verluste hat das Romanische indessen durch geradezu massenhafte Neuschöpfungen nicht nur ausgeglichen, sondern auch erheblich überboten. Diese Neuschöpfungen entstanden: a) durch Verbindung zweier Präpositionen, z. B. franz. *avant* = *ab ante*, *devers* = *de versus*, ital. *dopo* = *de post*; b) durch präpositional gebrauchte Adverbien, z. B. franz. *hors* = *foras*, *enz* = *intus*; c) durch Verbindung eines präpositional gebrauchten Adverbs mit einer Präposition oder einem andern Adverb, z. B. franz. *dans* = *de intus*, *derrière* = *de retro*; d) durch Verbindung einer Präposition mit einem Pronomen, z. B. franz. *avec* = *apud hoc* (dürfte allerdings wohl das einzige Beispiel für diese Combination sein); e) durch präpositional gebrauchte Adjectiva, z. B. franz. *près* = *pressum* (eigentlich allerdings ein Particip und also zu Fall h) gehörig); f) durch Verbindung eines präpositional gebrauchten Adjectivs mit einer Präposition oder einem andern Adjectiv, z. B. franz. *après* = *ad pressum*, *malgré* = *mal*[*um*] *grat*[*um*]; g) durch präpositional gebrauchte Participien Präsentis, z. B. franz. *suivant*, *joignant*, *moyennant*; h) durch präpositional gebrauchte Participien Perfecti Passivi, z. B. franz. *excepté*; i) durch Verbindung eines Particips Perfecti Passivi mit einem Adverb, z. B. franz. *hormis* = *foras missum*; k) durch präpositional gebrauchte Substantiva, z. B. franz. *chez* = *casa*, *lez* = *latus*; l) durch Verwachsung eines Substantivs mit einer Präposition, bzw. mit mehreren Präpositionen,

z. B. ital. *appetto* = *ad pectus*, *dirimpetto* = *de-re-in-pecto*[*re*]; m) durch präpositionalen Gebrauch eines mit einer Präposition verbundenen Substantivs, z. B. franz. *au moyen*, *en dépit*; derartige Combinationen bedürfen, um präpositional zu fungiren, selbst wieder der Hülfe einer nachfolgenden Präposition, also *au moyen de* u. dgl.

Im Altprovenzalischen und Altfranzösischen verbinden sich die Präpositionen und präpositionalen Combinationen mit dem Casus obliquus der Substantiva und Pronomina; in den übrigen Sprachen fungirt die einzige Casusform selbstverständlich auch als Präpositionalis; wo schwere und leichte Pronominalformen neben einander bestehen, sind nur die ersteren der Verbindung mit Präpositionen fähig.

Von einer Casusrection der Präpositionen kann nach dem Gesagten im Romanischen nur im beschränktesten Sinne des Wortes die Rede sein. Etwas der Casusrection Aehnliches ist aber die Verbindung präpositionaler Combinationen, wie ital. *dirimpetto*, franz. *en dépit*, *vis-à-vis* u. dgl., mit bestimmten Casuspräpositionen.

Der Fall, dass die Präposition lautlich mit dem Artikel verschmilzt (z. B. ital. *col* = *cum ille*, franz. *ès* = *in illos, illas*), ist selten, am häufigsten findet er sich noch im Italienischen und Altfranzösischen.

N a c h s t e l l u n g der Präposition findet sich nur in den Verbindungen ital. *meco*, *teco* u. dgl. (vgl. oben S. 210).

4. D i e C o n j u n c t i o n e n. Auf wenigen Gebieten des Wortbestandes ist im Uebergange von Lateinisch zu Romanisch ein so auffallender Wechsel eingetreten, wie auf demjenigen der Conjunction. Zahlreiche lateinische Conjunctionen, darunter die gebräuchlichsten und scheinbar unentbehrlichsten, sind spurlos geschwunden, so *ut*, *sed*, *autem*, *quia*, *nam*, *enim*, *etiam*, *igitur*, *ergo*, *ideo*, *propterea* etc.; im Rumänischen ist sogar *et* verloren und wird durch *si* = *sic* vertreten, wie dies auch im Altfranzösischen vielfach geschah. An die Stelle von *ut* ist *quod* (nur im Rumänischen *qua* = *ca*) getreten, aber dasselbe hat seine Gebrauchssphäre noch sehr bedeutend über diejenige von *ut* hinaus erweitert, indem es z. B. Subjekts- und Objektssätze einleiten kann; begünstigt wurde die Ausbreitung von *quod*, in Folge deren es geradezu zur herr-

schenden Conjunction geworden ist (namentlich wenn man die zahlreichen mit *quod* gebildeten conjunctionalen Composita berücksichtigt), durch den Umstand, dass es lautlich mit *quam* zusammenfiel; vielfach ist mit Sicherheit nicht zu erkennen, ob rom. *que*, bzw. *che* = *quod* oder = *quam* ist. *Sed* wird durch das Adverb *magis* ersetzt, für *autem* dagegen ist ein eigentlicher Ersatz nicht geschaffen; *quia* war neben *quod* thatsächlich überflüssig; *nam* und *enim* sind theils durch *quod*, bzw. *pro quod* = *porque* etc., theils durch *qua re* = *car* vertreten; an Stelle von *etiam*, das nur im italienischen Comparativ *eziandio* (nach Diez = *etiam deus*, man könnte aber auch an *etiamdiu* denken) erhalten ist, ist *anche* (Etymologie unklar), *tam bene* = *tambien*, *alterum sic* = *altresi*, *aussi* getreten; *igitur* und *ergo* haben in **donique* = *dunque*, *donc* etc., *ideo*, *propterea* in *unde* = *onde*, *proinde* = *porende*, *porem*, *de qua re* = rum. *dara*, *per hoc*, *per ecce hoc* = *però*, *perciò* etc. Ersatz gefunden u. dgl. m. Für die übrigen lateinischen einfachen Conjunctionen sind meist Composita mit *quod*, bzw. mit *quam* = *che*, *que* oder auch ganze aus von Präpositionen begleiteten Pronominibus oder Substantivis und *que* bestehende Combinationen getreten; die Zahl derartiger Bildungen, die in lat. *antequam*, *postquam* u. dgl. ihr freilich sehr bescheidenes Prototyp haben, ist geradezu massenhaft und in ihrer Mannigfaltigkeit wirklich verwirrend, vgl. z. B. ital. *finchè*, *affinchè*, *dacchè*, *di modo che*, *avvengachè*, *benchè*, *conciossiachè*, *conciossiacosachè*, *fuorchè*, *poichè*, *purchè* etc. etc., oder franz. *afin que*, *pour que*, *cependant que*, *avant que*, *après que*, *tandis que*, *parce que*, *de sorte que*, *de manière que* etc. etc. Diese conjunctionalen Verbindungen haben unleugbar etwas Schwerfälliges und Weitschweifiges an sich und erinnern daran, dass das Romanische aus dem Vulgärlatein sich entwickelt hat, welches, wie alle Volkssprachen, die syntaktische Satzverbindung oft nur in umständlicher Weise herzustellen vermochte.

5. Die Interjektionen. In der Bildung von Interjektionen, soweit dieselben nicht einfache Naturlaute sind, und interjektionalen Verbindungen haben die romanischen Sprachen eine grosse schöpferische Kraft bewiesen, und es ist die Fülle des Geschaffenen geradezu erstaunlich. Es würde, auch in völkerpsychologischer und culturgeschichtlicher Hin-

sicht, ebenso interessant wie lohnend sein, diesem Schöpfungsprocess in den einzelnen Sprachen näher nachzuforschen und seine Ergebnisse darzustellen. Eng an die Interjektionen schliessen sich die Betheuerungs-, Schwur-, Wunsch- und Verwünschungsformeln an. Eine wichtige Rolle spielt auf diesem Gebiete der Euphemismus, welcher Worte religiösen Inhaltes mit harmlosen oder auch sinnlosen vertauscht (man denke z. B. an franz. *diantre* = *diable*, *sacrebleu* für *sacré dieu* etc.).

Drittes Kapitel.

Die analytischen Wortformumschreibungen.

§ 1. Allgemeines. Der im vorigen Kapitel dargestellte Schwund zahlreicher synthetischer Wortformen des Lateins nöthigte, da das Bedürfniss zum Ausdruck des begrifflichen Inhaltes dieser Formen fortbestand, das Romanische zu einer ausgedehnten analytischen Wortformumschreibung.

Hierauf beruht der wesentlichste Unterschied zwischen Lateinisch und Romanisch, denn selbstverständlich wirkt die analytische Wortformumschreibung auch auf die Syntax mächtig ein und ist für den ganzen Sprachcharakter bestimmend.

Den gleichen Entwickelungsprocess von der Formensynthesis zur Analysis haben, und zwar vielfach in noch ausgedehnterem Masse (man denke namentlich an das Englische!), alle ursprünglich synthetische Sprachen durchgemacht, vgl. hierüber Theil I, S. 36 ff.

§ 2. Die analytische Umschreibung synthetischer Nominalformen.

1. Von den vier obliquen Casus des lateinischen Nomens hat sich im Romanischen — abgesehen von ganz vereinzelten Ausnahmen — nur der Accusativ erhalten. Das Genetiv-, Dativ- und Ablativ- (bzw. Locativ-, Instrumental)-Verhältniss muss demnach auf analytischem Wege zum Ausdruck gelangen. Nur das Rumänische besitzt die Möglichkeit, das Genetiv- und Dativverhältniss durch die Flexion des bestimmten Artikels auszudrücken.

2. Zum Ausdruck des Genetivsverhältnisses wird überall die Präposition *de* gebraucht; nur im Altfranzösischen zeigt sich ein, aber auch nur geringes Schwanken zwischen *de* und *ad*. Ansätze zur Umschreibung des Genetivs durch *de* finden sich vereinzelt selbst schon im Schriftlatein.

Im Rumänischen tritt *de* nur vor das artikellose Substantiv, vor das mit dem bestimmten Artikel verbundene dagegen *a(d)*. Als Genetive Singularis des bestimmten Artikels fungiren bei dem Masculinum *-lui*, bei dem Femininum *-(l)ei*, *-ĭĭ*, Formen, welche ursprünglich jedenfalls nur Dative waren; der Genetiv Pluralis für beide Geschlechter ist *-loru* = *illorum*.

3. Zum Ausdruck des Dativverhältnisses wird, ausgenommen im Rumänischen, in allen Sprachen *ad* gebraucht. Ansätze zu dieser Umschreibung finden sich ziemlich zahlreich bereits im Schriftlatein. Im Rumänischen kann das Dativverhältniss nur durch die Flexion des Artikels (richtiger des mit dem Substantivum verbundenen Demonstrativpronomens) ausgedrückt werden. Die betreffenden Formen sind dieselben, welche auch als Genetive fungiren. Bei Personennamen und andern sonst zur Verbindung mit dem bestimmten Artikel unfähigen Worten tritt das Demonstrativpronomen *lui* etc. vor.

Sowohl Genetiv als Dativ können im Romanischen, namentlich im Italienischen und Französischen, vielfach durch Localadverbien (*ne*, *en*; *vi*, *y*) ersetzt werden.

4. Im Spanischen pflegt auch der Accusativ mit der Präposition *á* verbunden zu werden, namentlich wenn das Objekt ein persönliches oder doch persönlich aufgefasstes ist. Dieselbe Construction ist auch im Portugiesischen zulässig. Im Rumänischen k a n n, und in bestimmten Fällen m u s s, den Objektaccusativ die Präposition *pre* = *per* vertreten.

5. Unter dem Namen »Ablativ« werden von der traditionellen lateinischen Grammatik Formen zusammengefasst, welche bezüglich ihrer Bildung sehr verschiedenartig sind und ganz heterogene syntaktische Functionen (die des eigentlichen Ablativs, des Instrumentalis, des Locativs, des Präpositionalis) in sich vereinigen. Es ist also der Ablativ eine Art Sammelcasus. Daraus erklärt sich, dass schon im Schriftlatein die Anwendung des Ablativs eine vielfach nur facultative und auf bestimmte Fälle beschränkte war (so kann z. B. nur verhält-

nissmässig selten der blosse Ablativ zur Ortsangabe auf die Frage wo? verwandt werden; in der Regel bedarf er der Verbindung mit der Präposition *in*). Aus der Schwerfälligkeit vieler Ablativbildungen, namentlich der auf *-ibus* und *-ubus*, erklärt sich der Schwund dieses Casus; aus seiner Vieldeutigkeit ergab sich die Nothwendigkeit, ihn nicht, wie den Genetiv und Dativ, constant durch eine, sondern je nach seinem begrifflichen Inhalte bald durch diese, bald durch jene Präposition zu umschreiben (vgl. z. B. lat. *Athenis esse* mit franz. *être à Athènes*, *pedibus calcare* mit *fouler aux pieds*, *digito monstrare* mit *montrer du doigt*, *calamo pingere* mit *dessiner avec* oder *à la plume*, *summa virtute pugnare* mit *combattre avec la plus grande bravoure* u. dgl.). Für den absoluten Ablativ tritt der absolute Accusativ ein, aber freilich ist die Anwendungsfähigkeit des letzteren beschränkter, als die des ersteren. Erhalten hat sich der lateinische Ablativ in den Adverbien auf *-ment* (vgl. oben S. 245), im Gerundium (*cantando*) und in einzelnen Adverbien, z. B. franz. *or*, *lor(s)* = (*h*)*a*(*c*) (*h*)*or*(*a*), (*il*)*l*(*a*) (*h*)*or*(*a*).

6. Eine eigenartige analytische Wortform, für welche im Latein jedes Prototyp fehlt, hat sich das Französische in dem sogenannten Theilungsartikel erschaffen: Die Verbindung des Substantivs mit dem bestimmten Artikel und der Präposition *de* hebt hervor, dass der betreffende Begriff nicht in seiner Allgemeinheit und Schlechthinnigkeit aufgefasst, sondern als quantitativ beschränkt und theilbar gedacht werden soll. Facultativ ist Bildung und Gebrauch des Theilungsartikels auch im Italienischen möglich; vereinzelte Fälle seines Vorkommens finden sich auch in andern Sprachen, namentlich im Altspanischen, nur das Rumänische zeigt keine Spur.

§ 3. Die analytische Umschreibung synthetischer Verbalformen.

1. Das Passiv wird umschrieben: a) durch *esse* + Particip Perfecti Passivi. Es ist dies die allgemeinste und in allen Sprachen (mit Ausnahme des Rumänischen) üblichste Umschreibung, welche ausserhalb des Präsensstammes bereits vom Latein gebraucht wurde. b) Durch *venire* + Particip Perfecti Passivi, eine im Italienischen ziemlich viel angewandte Umschreibung. Im Französischen findet sich zuweilen

in ähnlicher Weise *devenir* + Particip Perfecti Passivi. c) Durch *stare* oder *restare* oder *remanere* + Particip Perfecti Passivi, wenig übliche, nur im Italienischen und Spanischen vereinzelt sich findende Umschreibungen, in denen übrigens das Verbum finitum zu sehr seine eigentliche Bedeutung bewahrt, als dass es zum Hülfsverb herabsänke und als dass seine Verbindung mit dem Particip einen wirklichen Ersatz des Passivs bewirkte. d) Durch *ire* + Particip Perfecti Passivi, eine im Italienischen sporadisch sich findende Umschreibung. e) Durch die in unpersönlichem Sinne gebrauchte 3. Person Singularis der Tempora und Modi des Activum, eine im Rumänischen sehr übliche Umschreibung (*me, te, ilu, ne, ve, ii, lauda* = man lobt mich, dich etc. = ich werde, du wirst etc. gelobt). f) Durch das Reflexivum, eine in allen romanischen Sprachen, namentlich aber im Italienischen und Französischen, übliche Umschreibung. Bemerkenswerth ist dabei, dass, während in den übrigen Sprachen das Reflexiv nur in der 3. Person für das Passiv eintreten kann, dies im Rumänischen auch in der 1. und 2. Person möglich ist, z. B. *eu me laud* »ich lobe mich = ich werde gelobt«, es entspricht diese Bedeutungsübertragung völlig derjenigen, welche im griechischen Medium sich vollzogen hat.

Für die Umschreibung des Infinitivs Präsentis Passivi tritt häufig der Infinitiv Activi ein, namentlich nach den Verben des Machens, Lassens (= Bewirkens und = Zulassens), Sehens und Hörens, z. B. franz. *il le fit tuer* = lat. *eum interfici jussit.* Vgl. auch spanische Verbindungen, wie *cosas dignas de estimar* u. dgl., altfranzösisch ist der Infinitiv Activi in passivischer Function ziemlich häufig.

Der Infinitiv Activi steht in passivischem Sinne auch dann, wenn er in Verbindung mit Präpositionen zum Ersatz des Particips Futuri Passivi verwandt wird, z. B. *una casa da vendere, une maison à vendre* = *domus vendenda.*

2. Das F u t u r u m wird umschrieben: a) durch den Infinitiv Präsentis Activi + *habeo.* Diese Umschreibung, welche ursprünglich modalen, nicht temporalen Sinn hatte (denn *habeo* ungefähr = *debeo,* also »ich habe zu schreiben, ich soll schreiben«) ist in allen Sprachen, mit Ausnahme des Rumänischen, die allein übliche, insofern nicht in nachlässiger Rede

statt ihrer das Präsens gebraucht wird. b) Durch *volo* + Infinitiv Präsentis Activi oder Infinitiv Präsentis Activi + *volo*, die im Rumänischen übliche Umschreibung: *voiu ará* oder *ará-voiu* »ich werde pflügen«. c) Durch *venio* oder *venire habeo* + *ad* + Infinitiv Präsentis Activi, eine im Rätoromanischen übliche Umschreibung, z. B. *eu vegn a scriver* und *eu gnarà a scriver*. d) Zum Ausdruck der unmittelbar bevorstehenden Zukunft kann der Franzose *vado* + Infinitiv, der Rätoromane *sto* + *per* + Infinitiv verwenden, z. B. *nous allons partir, nus stain per partir* (Ueber die Futurumschreibungen im Rätoromanischen vgl. Andeer, a. a. O. S. 35 u. 73).

Das Particip Futuri Activi kann durch die Participien Präsentis von *debēre*, **andare* (*aller*) u. dgl. + Infinitiv Präsentis Activi umschrieben werden, z. B. franz. *devant mourir* = *moriturus*.

Ueber die Umschreibung des Participa Futuri Passivi s. oben S. 253, Z. 8 von unten.

3. Das Perfectum Präsens wird umschrieben: a) durch *habeo* + Particip Perfecti Passivi, immer im Spanischen und Rumänischen; überwiegend auch im Französischen, Provenzalischen, Italienischen und Rätoromanischen (vgl. b)). b) Durch *sum* + Particip Perfecti Passivi. Diese Umschreibung wird bei intransitiven Verben (namentlich denen, welche Sein, Scheinen, Werden, Wachsen, Sterben, Vergehen, Gehen, Stehen, Reisen u. dgl. ausdrücken) im Italienischen, Französischen, Provenzalischen, Rätoromanischen und vielfach auch im Altspanischen gebraucht; doch herrscht zwischen den einzelnen Sprachen grosse Verschiedenheit, indem häufig die eine ein Intransitivum mit *habere*, die andere mit *esse* construirt (vgl. z. B. franz. *j'ai été* mit ital. *sono stato*); auch kann dasselbe Verbum in derselben Sprache sowohl mit *esse* wie mit *habere* verbunden werden (z. B. franz. *je suis monté* und *j'ai monté*), doch besteht dann zwischen beiden Combinationen eine Differenz der Bedeutung (*je suis monté* eigentliches Perfect = griech. *ἀναβέβηκα*, *j'ai monté* aoristisch = griech. *ἀνέβην*). Im Italienischen, Französischen und Provenzalischen werden auch die Verba reflexiva mit *esse* construirt, doch ist diese Construction nur für die modernen Sprachformen obligatorisch, in den älteren findet sich nicht selten auch die Verbindung mit *habere*. In den übrigen Sprachen werden die Reflexiva

mit *habere* verbunden. c) *teneo* + Particip Perfecti Passivi. Diese Verbindung ist die übliche im neueren Portugiesisch (doch findet sich daneben auch *habere*); von Intransitiven (besonders bei den Verben der Bewegung) wird das Perfect mit *esse* gebildet, namentlich in der älteren Sprache. d) Während der Conjunctiv Perfecti sonst überall dem Indicativ analog gebildet wird, bildet ihn das Rumänische durch die Combination *fiam* + Particip Perfecti Passivi, also z. B. Conjunctiv (*sa*) *fiu aratu* neben dem Indicativ *amu aratu*.

4. Das Plusquamperfectum wird — mit Ausnahme des Rumänischen — in allen Sprachen umschrieben: a) durch die Combination *habebam*, bzw. *eram* (im Französischen dafür *stabam*) oder *tenebam* + Particip Perfecti Passivi; b) durch die Combination *habui* + Particip Perfecti Passivi. — Die betreffenden Sprachen besitzen also ein doppeltes Plusquamperfectum, ein imperfectisch und ein perfectisch gebildetes; syntaktisch gehört das erstere zum Perfectum Präsens, das letztere zum Perfectum historicum.

Das Rumänische bildet neben dem organischen Plusquamperfectum (= lateinisch Conjunctiv Plusquamperfecti), welches es sich in seiner temporalen Bedeutung bewahrt hat, ein zweites Plusquamperfectum durch die Combination *habeo* + *fostu* (Particip Perfecti zu *esse*, gleichsam lat. **fustus*) + Particip Perfecti Passivi.

5. Das Futurum exactum wird im Rumänischen umschrieben durch die Combination *volo* + *fieri* + Particip Perfecti Präteriti, z. B. *voiu fi aratu* »ich werde gepflügt haben«. In den übrigen Sprachen treten Umschreibungen ein, welche denen des Perfects und Plusquamperfects analog sind.

[Möglich, aber wenig geübt und beliebt ist im Romanischen die Bildung hyperperiphrastischer Tempora, wie franz. *j'ai eu chanté* u. dgl.]

6. Das Romanische hat nicht nur die ihm entschwundenen synthetischen Verbalformen des Lateins vollständig durch Umschreibungen ersetzt, sondern es hat sich auch durch Umschreibungen einen regelmässigen Ausdruck für manche modale Beziehungen geschaffen, für welche im Lateinischen eine feststehende Ausdrucksweise nicht vorhanden war. Hierher gehört vor Allem die, nur im Rätoromanischen nicht voll-

zogene (jedoch durch die Combination *gniss* [= *venissem*] + *ad* + Infinitiv ersetzbare [vgl. Andeer, a. a. O. S. 29), Schöpfung des Imperfectum Futuri (Conditionalis, vgl. oben S. 225f.). Eine besondere Triebkraft in der Schöpfung modaler Combinationen hat das Rumänische entfaltet, indem es durch dieselben einen vollständigen Optativ zu erzeugen vermag, vgl. die Verbalparadigmen in den rumänischen Grammatiken. — Einen gewissen Ueberfluss an Formen für den Ausdruck modaler Beziehungen zeigen das Spanische und Provenzalische, indem in diesen neben dem durch Combination gebildeten Conditional auch der lateinische Indicativ Plusquamperfecti als solcher fungirt. Aehnlich verhält es sich im Portugiesischen, welches neben dem Conditional noch einen Conjunctiv Futuri (= lateinisch Futurum exactum) besitzt, ein Modus, der auch im Spanischen sich erhalten hat. — Ein überschüssiges Tempus weisen Portugiesisch und Rumänisch auf, in denen ein synthetisches und (im Portugiesischen sogar ein doppeltes) analytisches Plusquamperfectum neben einander bestehen (*cantare*, *tinha* und *tive cantado* — *arasemu* und *amu fostu aratu*).

Zu bemerken ist schliesslich, dass im Romanischen auch häufig Begriffsverba (wie *posse*, *debere*, *venire*, *andare*) als Modalverba fungiren, und dass die auf diese Weise hergestellten Verbindungen zahlreiche Nuancen der Tempus- und Modusauffassung ausdrücken können, für deren Wiedergabe manchen andern Sprachen, namentlich auch dem Latein, gleich einfache Mittel fehlen; man denke z. B. an die französischen Combinationen *je viens de faire qlch.*, (*le fleuve*) *s'en allait grossissant*, (*la cannonade*) *allait* (*toujours*) *en augmentant*, *n'allez pas tomber* etc. etc. Derartige Verbindungen finden sich aber keineswegs im Französischen allein, sondern auch in den andern Sprachen. Es würde eine dankenswerthe Arbeit sein, sie vergleichend und systematisch zusammenzustellen und ihren begrifflichen Inhalt genau zu untersuchen. Die Begrenzung des Gebietes freilich würde einige Schwierigkeit machen, es könnte z. B. zweifelhaft erscheinen, ob französische Combinationen, wie z. B. *il a pensé être noyé*, *j'ai failli l'oublier*, *vous avez manqué me perdre entièrement* noch als Nuancen temporaler, bzw. modaler Begriffsbeziehungen gelten dürfen.

In dem Ersatze synthetischer Wortformen durch analytische, bezugsweise in dem Ausdrucke der Casusverhältnisse und der temporalen sowie modalen Nuancirungen des Verbalbegriffes durch analytische Combinationen liegt ein Process vor, der nichts Geringeres bedeutet, als die theilweise Ersetzung und Vertretung der Wortformen durch syntaktische Constructionen. Vieles also, was in synthetischen Sprachen in das Bereich der Formenlehre gehört, fällt in analytischen Sprachen in das Bereich der Syntax. Daher ist es in diesen Sprachen besonders schwierig, die Grenzlinie zwischen Formenlehre und Syntax scharf zu ziehen, und dennoch tritt die wissenschaftliche Nothwendigkeit, dass dies einmal unternommen werde, immer unabweisbarer hervor. Jedenfalls dürfte die wissenschaftliche und in Folge dessen dann auch die praktische Grammatik der romanischen Sprachen (und ebenso auch des Englischen, des Holländischen, der skandinavischen Sprachen, der slavischen Sprachen etc.) in Zukunft eine ganz andere Gestaltung und Anlage erhalten, als gegenwärtig üblich ist. Es wird dies übrigens auch durch andere Factoren bedingt, so namentlich durch die ebenfalls immer dringlicher werdende Nothwendigkeit, die Wirksamkeit der analogischen Tendenzen auf allen Gebieten der sprachlichen Entwickelung eingehend zu verfolgen und die Beobachtung, bzw. Erkenntniss derselben zu einem Principe der lehrhaften grammatischen Darstellung zu machen. Doch es wird freilich Zeit brauchen, ehe die angedeutete grosse Reform vollzogen ist.

Eins aber ist auch jetzt schon unerlässlich für einen Jeden, der den grammatischen Bau einer analytischen Sprache erkennen und würdigen will, dies Eine ist: Vorurtheilslosigkeit, d. h. Fähigkeit zu unbefangener Betrachtung sprachlicher Thatsachen.

Wir lernen in Folge unserer Jugenderziehung sprachliches Denken zumeist im Studium der lateinischen (und griechischen) Grammatik. Daraus ergiebt sich, dass wir nur allzu geneigt sind, die Gesetze dieser Grammatik für allgemein gültig zu halten und ihre Schemata (z. B. diejenigen der Declination und Conjugation) ohne weiteres auf andere Sprachen zu übertragen. Dies ist ein grundfalsches Verfahren, das den Weg zur Erkenntniss versperrt. Wir müssen uns gewöhnen, jede

Sprache in ihrer Eigenart zu erkennen und auf ihre Grammatik nicht Begriffe und Bezeichnungen zu übertragen, die ihr gar nicht zukommen, weil sie ihr eben fehlen. So ist es beispielsweise eine arge Thorheit, im Romanischen von Genetiv und Ablativ zu sprechen, denn das Romanische kennt diese Casus nicht. Man entwöhne sich also derartiger falscher Auffassungen. Dagegen ist es allerdings nicht bloss unbedenklich, sondern sogar durchaus und allein richtig, die termini technici der lateinisch(-griechischen) Grammatik in Bezug auf eine fremde Sprache dann beizubehalten, wenn in dieser die betreffenden Begriffe thatsächlich vorhanden sind (so kann man im Romanischen sehr wohl z. B. die Bezeichnungen »Präsens, Imperfect, Futurum« beibehalten, denn die betreffenden Formen decken sich in ihrer syntaktischen Function nahezu völlig mit den entsprechenden lateinischen Temporibus).

Viertes Kapitel.

Die Entwickelung der Wortformen.

§ 1. Allgemeines. Wie die Laute und die begriffsandeutenden Lautcomplexe (Worte), so haben auch die Wortformen eine nach bestimmten Gesetzen und Tendenzen stetig verlaufende Entwickelung. Begründet ist dies im letzten Grunde in dem Gesetze des Wechsels, welches alles Irdische beherrscht. Die unmittelbar massgebenden Factoren aber sind der Process des Lautwandels, von welchem natürlich die einzelnen Lautelemente der Wortformen ergriffen werden, und das Princip der Analogiebildung. Auch noch ein dritter Factor dürfte, wenigstens für einzelne romanische Sprachen, wirksam gewesen sein: der Einfluss fremder, nicht romanischer Sprachen. Zum Mindesten wird man nicht umhin können, im rätoromanischen Formenbau Spuren deutscher und im rumänischen Formenbau Spuren slavischer und albanesischer Beeinflussung zu constatiren (so mahnt das Durchdringen der Endung *-st* für die 2. Person Singularis *tü hast* = du hast, *tü avaivast* = du hattest u. dgl. im Rätoromanischen weit lebhafter an die gleichlautende deutsche Endung, als an lat. *-sti*, das ja nur im Perfect sich findet; die consequente Bildung des rätoro-

manischen Perfects auf *-t* [*eu amet*, *vendet*, *sentit*, *stovet*, *volet* etc.] erinnert unwillkürlich an das deutsche schwache Präteritum auf *-te*; die ganz unorganische rätoromanische Form *eu stögl* von *stovair* = **stopēre* ist zwar gewiss einfache Analogiebildung an *vögl*, möglicherweise ist aber diese Bildung befördert worden durch Einfluss des deutschen »soll«. — Der Uebertritt des Particips Perfecti Passivi zu rein activer Bedeutung in rumänischen Combinationen, wie *sà fiu aratu* »ich sei ein geackert habender = ich soll geackert haben«, findet sein Analogon und vermuthlich seinen Ausgangspunkt im Slavischen, wo das Particip Präteriti sowohl isolirt wie in Verbindung mit dem Verbum substantivum in rein activischer Bedeutung fungirt). Freilich aber muss man sehr vorsichtig und behutsam in der Annahme fremdsprachlichen Einflusses auf den Formenbau sein, denn gerade der Formenbau bewahrt selbst dann zäh und fest seine Eigenart, wenn die betreffende Sprache im Uebrigen (namentlich im Wortschatz) fremde Elemente und Tendenzen in Masse in sich aufgenommen hat (es lässt sich dies beispielsweise im Englischen und Türkischen beobachten, von denen das erstere bekanntlich mit romanischen, das letztere mit arabischen und persischen Elementen durchsetzt ist).

Die Entwickelung der Wortformen kann statthaben 1) in Bezug auf ihren Bestand, 2) in Bezug auf ihre (lautliche) Beschaffenheit, 3) in Bezug auf ihre syntaktische Function.

Im Ganzen muss bemerkt werden, dass die unter 1) und 3) genannte Entwickelung der Wortformen im Romanischen sich innerhalb sehr enger Grenzen bewegt hat, während die unter 2) erwähnte eine durchgreifende gewesen ist.

§ 2. Die Entwickelung des Wortformenbestandes. So gross die Differenz zwischen dem romanischen und dem lateinischen Wortformenbestande auch ist, so gering sind doch die Verschiedenheiten, welche hinsichtlich des Wortformenbestandes in den einzelnen Perioden der romanischen Sprachgeschichte sich beobachten lassen. Es zeigt vielmehr in Bezug hierauf das Romanische eine grosse Stabilität. In ungefähr demselben Umfange, in welchem der Wortformenbestand in den ältesten romanischen Sprachdenkmälern erscheint, ist er noch gegenwärtig vorhanden, es sind also weder

Neuschöpfungen noch Verluste in erheblichem Umfange eingetreten. Die bemerkenswerthesten Veränderungen weisen noch das Französische und das Provenzalische auf: Schwund des Casus rectus (in einzelnen Fällen — *fils* u. dgl. — des Casus obliquus), Bildung eines Feminins zu Adjectiven ursprünglich einer Endung (*mortel*, *mortelle*), und ausserdem im Französischen der völlige Schwund des Plusquamperfects Indicativi und die Reducirung der Pronominalformen (namentlich der Demonstrativa und Relativa). In den übrigen Sprachen ist fast nur der Schwund starker Verbalformen, sowie der Rücktritt seltenerer Pluralbildungen zu constatiren.

§ 3. Die Entwickelung der Beschaffenheit der Wortformen.

1. Die einzelnen Lautelemente, aus denen die Wortformen sich zusammensetzen, unterliegen selbstverständlich der Einwirkung der Lautgesetze und haben in Folge dessen ihre Beschaffenheit im Laufe der Sprachgeschichte mehr oder weniger erheblich, mitunter aber sehr erheblich geändert. Näher hierauf einzugehen erscheint nach der Betrachtung, welche wir dem Lautwandel gewidmet haben, als überflüssig. Bemerkt mag hier nur werden, dass in Folge des Lautwandels häufig begrifflich zusammengehörige und auch lautlich einander nahestehende Formen lautlich getrennt worden sind, vgl. z. B. *œil* und *yeux* = *oculum* und *oculos*, *veux* und *voulons* = *volo* und **volúmus*, *joins* und *joignons* = *jungo* und **jungúmus* etc. Häufig ist allerdings die so entstandene Kluft durch Analogiebildung (s. Nr. 2) wieder beseitigt worden, vgl. altfranz. *aim* und *amons* mit neufranz. *aime* und *aimons* etc.

2. In weitgehendem Umfange ist die formale Entwickelung der Wortformen beeinflusst worden durch das Princip der Analogiebildung. Es ist durch dasselbe die Wirksamkeit der Lautgesetze und damit die organische Lautentwickelung in zahlreichen Fällen gehemmt, bzw. rückgängig gemacht worden. Als wesentlichstes Ergebniss dieses Vorganges ist hervorzuheben, dass begrifflich zusammengehörige Formen, welche bei organischer Lautentwickelung lautlich einander hätten entfremdet werden müssen, bzw. bereits wirklich einander entfremdet worden waren (vgl. Nr. 1), in ihrer Lautgestaltung einander gleich geblieben, bzw. wieder gleich gemacht worden

sind. Daraus folgt als weiteres Ergebniss, dass die lautlich mögliche Vielheit der Wortformen erheblich eingeschränkt und der ganzen Sprachgestaltung eine der Leichtigkeit und Schnelligkeit des Gedankenausdruckes förderliche grössere Einheitlichkeit und Gleichförmigkeit verliehen worden ist.

Am durchgreifendsten hat das Analogieprincip innerhalb der Conjugation gewirkt; seine Ergebnisse sind hier namentlich die fast völlig durchgeführte Uniformirung der Personalendungen und die grosse Einschränkung der starken Formenbildung. Auf zahlreiche Einzelfälle wurde bereits in den vorhergehenden Paragraphen aufmerksam gemacht, namentlich Kap. 2, § 5, S. 227 ff. (Ein besonders anschauliches Beispiel wurde auch schon S. 45 gegeben.) Es dürfte demnach die Beibringung weiterer Beispiele unnöthig sein, um so mehr, als bei der Behandlung der Einzelphilologien das wichtige Thema doch abermals wird behandelt werden müssen.

Selbst die Partikelbildung ist von der analogischen Tendenz ergriffen worden, vgl. z. B. die italienisch und französisch nach Analogie der substantivischen Plurale gebildeten Adverbien und Präpositionen, wie *altrimenti, fuori, certes, sans* etc.

§ 4. Die Entwickelung der syntaktischen Function der Wortformen. Wechsel der syntaktischen Function der Wortformen hat im Romanischen nur selten stattgefunden. Der wichtigste hierher gehörige Fall ist die Verschiebung der Function gewisser Tempora (Conjunctiv Plusquamperfecti : Conjunctiv Imperfecti, Indicativ Plusquamperfecti : Conditional u. dgl., vgl. oben S. 221), es gehören jedoch die bestimmenden Anfänge dieses Processes schon der vorromanischen Periode an. Sonst ist etwa zu bemerken die Uebernahme der Function des Casus rectus durch den Casus obliquus (im Französischen und Provenzalischen), der in bestimmten Sprachen und Fällen erfolgte Eintritt von Cardinalzahlen für Ordinalzahlen, die artikelhafte Verwendung von *ille*, die Ausbildung adjectivischer und substantivischer, absoluter und enklitischer Pronomina, die Erweiterung des Gebrauches von *cui*, die präpositionale Verwendung von Substantiven, Participien und Adverbien, die Benutzung von Präpositionen und Pronominibus (z. B. *par ce, pour quoi*) zur Bildung conjunctionaler Combinationen, das Herabsinken von Substantiven zu Interjectionen.

Viertes Buch.

Die Wortcomplexe (Composita).

Erstes Kapitel.

Die Kategorien der Wortcomplexe.

§ 1. Begriff des Wortcomplexes. Ein »Wortcomplex« ist eine Mehrheit ursprünglich selbständiger zu einer lautlichen und begrifflichen Einheit zusammengefasster Worte. In der Regel ist nur der letzte Bestandtheil eines Wortcomplexes eine Wortform (z. B. *-fex* in *artifex*, *-vomus* in *ignivomus* ein Nominativ Singularis, *facere* in *calefacere* ein Infinitiv etc.). Die dem letzten vorausgehenden Bestandtheile sind meist nur Wortstämme (z. B. *arti-* in *artifex*, *cale* in *calefacere*, *igni* in *ignivomus* etc.).

Die für »Wortcomplex« übliche Benennung »Compositum« kann, wenn richtig verstanden, ohne Bedenken beibehalten werden, ist aber an sich eine falsche, da nicht bloss die Verbindung von Wortstamm + Wort, sondern auch diejenige von Wortstamm + Suffix eine Zusammensetzung ist.

§ 2. Eintheilung der Wortcomplexe. Die Eintheilung der Wortcomplexe erfolgt am füglichsten nach den Wortkategorien, denen sie nach Massgabe ihres bestimmenden Bestandtheiles angehören. Darnach sind zu unterscheiden:

A. Nominale Wortcomplexe, und zwar a) substantivische, b) adjectivische, c) numerale, d) pronominale.

Nach ihrem begrifflichen Inhalt scheiden sich die nominalen, besonders aber die substantivischen Wortcomplexe in sechs Klassen, für deren Benennung entweder lateinische oder — weil die Eintheilung der Sanskritgrammatik entlehnt ist — sanskritische termini technici gebraucht werden, nämlich:

1. Composita copulativa (»*dvandva*«). Substantiv + Substantiv (+ Substantiv . . . . .) oder Adjectiv + Adjectiv (+ Adjectiv . . . . .); die einzelnen Bestandtheile sind ein-

ander coordinirt, z. B. *Königin-Wittwe* = Königin und Wittwe, *schwarzrothgold* = schwarz und roth und gold.

2. Composita determinativa (»*karmadhâraya*«). Adjectiv (oder adjectivisch gebrauchtes Substantiv) + Substantiv, der zweite Bestandtheil wird durch den ersten näher bestimmt, z. B. *Weissdorn* = Dorn, welcher weiss ist, bzw. weiss blüht. Zu den Compositis determinativis werden auch gezählt die mit einer Negation (*α* privativum, lat. *in* negativum, deutsches *un-*, *miss-* u. dgl.) verbundenen Substantiva, wie *Unmensch*, *Missgeschick*. Vgl. unten Buch V, Kap. 1, § 1, 4.

3. Composita objectiva (»*tatpurusha*«). Substantiv (oder Pronomen) + Substantiv (oder, was am gewöhnlichsten, Particip), der erste Bestandtheil steht zu dem zweiten in einem objectiven Abhängigkeitsverhältnisse, z. B. *Landbesitzer* = einer, welcher Land besitzt, *meerbeherrschend* = über das Meer herrschend.

4. Composita collectiva (»*dvigu*«). Zahlwort + Substantiv, z. B. griech. *Dekalogos*, lat. *decemviri*, deutsch *Tausendfuss*.

5. Composita possessiva (»*bahuvrîhi*«). Alle hierher gehörigen Composita, welche aus verschiedenartigen Bestandtheilen sich zusammensetzen können, sind attributive Adjectiva, z. B. *dreieckig* = drei Ecken habend, lat. *longimanus* = *longas manus habens*.

6. Composita adverbialia (»*avyayîbhâva*«). Adverb (Präposition) + Substantiv, z. B. *Uebermass*, *Fernrohr*.

Die einzelnen Bestandtheile eines nominalen Wortcomplexes stehen zu einander in einem syntaktischen Verhältnisse. Die nominalen Wortcomplexe bilden also den Uebergang von den Worten, bzw. Wortformen zu den Sätzen, sie sind gleichsam rudimentäre Sätze, deren fehlendes Prädikat aus dem Zusammenhange ergänzt wird. In Sprachen mit mangelhaft entwickelter Syntax (wie z. B. im Sanskrit) ersetzen vielfach Wortcomplexe nicht vorhandene syntaktische Constructionen.

B. Verbale Wortcomplexe; hier lassen sich wieder unterscheiden:

1. Composita bestehend aus Nomen, bzw. Nominalstamm + Verb, z. B. lat. *belligerare*, *tergiversari*, franz. *maintenir* = *manu tenere*.

2. Composita bestehend aus Verbalstamm + Verbum, z. B. lat. *cale-facere*, *ex-perge-fieri*.

3. Composita bestehend aus Partikel + Verb, und zwar: α) Adverb + Verb, z. B. franz. *emporter* = *inde portare*; β) Präposition + Verb, die üblichste Composition; Beispiele überflüssig; γ) isolirt nicht vorkommende Partikel + Verb, z. B. lat. *re-ducere*, *dis-cedere*.

C. Partikelwortcomplexe, und zwar: α) Präposition + Präposition, z. B. *de* + *a* = ital. *da*, *de* + *ab* + *ante* = ital. *davanti*; β) Präposition + Adverb, z. B. *de* + *intus* = franz. *dans*; γ) Adverb + Adverb, z. B. lat. *ne* + *umquam* = *numquam*, franz. *jamais* = *jam magis*; δ) Präposition (bzw. Adverb) + Conjunction, z. B. ital. *dacchè*, *purchè* u. dgl.; ε) Präposition (+ Pronomen, bzw. Substantiv) + Conjunction, z. B. franz. *par* + *ce* + *que*, *a* + *fin* + *que* u. dgl.

D. Interjectionale Wortcomplexe; die Bestandtheile derselben können sehr verschiedenartig sein, doch würde eine Aufzählung hier keinen Zweck haben; Beispiele sind etwa ital. *e[b]* + *bene*, franz. *hé* + *las* u. dgl.

Anmerkung 1. Auch ganze Sätze können durch den Sprachgebrauch die Geltung von Wortcomplexen erhalten, z. B. franz. *voilà* = *voi(s) là* sieh da!, *peut-être*. Vgl. unten S. 271.

Anmerkung 2. Ueber Wortzusammenstellungen und Wortverbindungen vgl. unten Kap. 2, § 1, Nr. 3.

Litteraturangaben. E. Justi, Ueber die Zusammensetzung der Nomina in den indogermanischen Sprachen. Göttingen 1861 — L. Tobler, Ueber die Wortzusammensetzung etc. Berlin 1868 — H. Osthoff, Das Verbum in der Nominalcomposition im Deutschen, Griechischen, Slavischen und Romanischen. Jena 1878 — A. Darmesteter, Traité de la formation des mots composés dans la langue française comparée aux autres langues romanes et au latin. Paris 1875 — F. Meunier, Les composés qui contiennent un verbe à un mode personnel en latin, en français, en italien et en espagnol. Paris 1875 — J. Schmidt, Ueber die französische Nominalzusammensetzung. Berlin 1872 (Progr. Luisenst. G.).

Zweites Kapitel.

Die Wortcomplexe im Romanischen.

§ 1. Die substantivischen Wortcomplexe.

1. Die im Lateinischen vorkommenden substantivischen Wortcomplexe bestehen a) aus Nominalstamm + Verbalstamm, z. B. *fun-ambulus*, *signi-fer*, *homi-cida*, *auspicium* = *avi-spicium*; b) aus Numerale + Substantiv, z. B. *tri-ennium*, *decem-vir*; c) aus Präposition, bzw. präpositionalem Adverb (wie *re[d]-*, *sē-*, *dis-*) + Verbalsubstantiv, z. B. *per-fuga*, *ad-vocatus*, *con-sul*, *de-lator*, *in-stauratio*, *se-cessio*; d) aus Adverb + Verbalsubstantiv, z. B. *bene-volentia*; e) aus einer Negationspartikel (*in-*, *ne-*, *ve-*) + Substantiv, z. B. *in-scientia*, *ne-fas*, *ve-cordia*. — Nicht Wortcomplexe (Composita), sondern blosse Wortverbindungen sind Bildungen, wie z. B. *respublica*, *legislator*, indem in diesen fertige Worte, deren jedes seine eigenthümliche Flexion beibehält, nicht Wortstämme, bzw. Wortstamm + Wort, mit einander verbunden sind.

Gänzlich fehlen dem Latein die aus Substantiv + Substantiv bestehenden Wortcomplexe. Dieser Mangel unterscheidet das Latein scharf einerseits von dem Griechischen und andrerseits von den germanischen (und slavischen) Sprachen, in denen gerade derartige Composita in unbeschränkter Fülle gebildet werden (vgl. z. B. griech. *ἀστυγείτων*, *πατράδελφος*, *νεώϛοικοι*; deutsch Staatsbürger, Muttersohn, Vaterhaus).

Aber auch die ihm zu Gebote stehenden Möglichkeiten substantivischer Composition benutzt das Latein nur in sehr eingeschränktem Masse, und es zeigt geradezu eine charakteristische Abneigung gegen derartige Wortcomplexe. Am zahlreichsten sind noch die mittelst einer Präposition (bzw. präpositionalen Adverbs) + Verbalsubstantiv gebildeten Composita (vgl. oben c)), es ist jedoch zu bemerken, dass auch derartige Bildungen, namentlich Verbalsubstantiva auf *-tor* und *-tio* mit vorausgehender Präposition (z. B. *regenerator*, *collaborator*, *admonitio*, *seductio* etc.), erst im Spätlatein gebräuchlicher werden und massenhaft zu erscheinen beginnen, einerseits in Folge der sich geltend machenden Tendenz, möglichst

wuchtige Worte zu brauchen (vgl. oben S. 178) andrerseits in Folge der seltner werdenden Verwendung des Particips Futuri Passivi, dessen sich das klassische Schriftlatein mit Vorliebe statt der nomina actionis auf *-tio* bediente.

2. Das Romanische hat die Abneigung des Lateins gegen die substantivische Composition ererbt, und folglich derselben nur einen geringen Spielraum der Entwickelung verstattet. Bemerkenswerth ist jedoch, dass das Romanische (nicht bloss Wortverbindungen, sondern auch wirkliche) Composita aus Substantiv + Substantiv zu bilden vermag, z. B. span. *coliflor* = *caulis* + *flos* Blumenkohl, *capigorron* Müssiggänger, *ferrocarril* Eisenbahn, ital. *ferrovia* [NB. span. *ferroc.* und ital. *ferrov.* u. dgl. als wirkliche Composita zu betrachten, ist man insofern berechtigt, als die Schreibung dieser Worte dafür zeugt, dass das Sprachgefühl die Bestandtheile *ferro* + *carril*, bzw. + *via* nicht als getrennte Worte, sondern als eine Einheit auffasst], franz. *autruche* = *avis struthio*, *orfèvre* = *auri faber*. Vielfach sind lateinische Wortverbindungen, bestehend aus Substantiv + Adjectiv oder Adjectiv + Substantiv oder Genetiv eines Substantivs im Romanischen zu wirklichen Compositis der Form Substantiv (oder Adjectiv) + Substantiv (oder Adjectiv) verwachsen, vgl. *res publica* = ital. *repubblica* (nur der zweite Bestandtheil ist noch der Pluralbildung fähig, nicht mehr der erste; freilich war im Lateinischen der Plural von *r. p.* unerhört), *primum tempus* = franz. *printemps*, *vinaigre* = *vinum acre*, *béjaune* = *bec jaune*, *lunae dies*, *Martis dies* etc. = ital. franz. *lunedì*, *lundi*, *martedì*, *mardi* etc. Namentlich Eigennamen zeigen vielfach derartige (oft freilich sehr unkenntlich gewordene) Composition, z. B. *Forlì* = *Forum Julii*, *Orvieto* = *Urbs vetus*, *Binanville* = *Binandi villa*, *Montmartre* = *mons martyrum*.

Eine andere Neuschöpfung des Romanischen auf dem Gebiete substantivischer Composition sind die, namentlich im Französischen und Italienischen massenhaft vorhandenen Composita, welche scheinbar aus einem Imperative und einem scheinbar zu diesem im Objectsverhältnisse stehenden Substantive, mitunter auch einem Adverb, gebildet sind, wie franz. *prie-Dieu*, *tire-bottes*, *garde-fou*, *passe-partout*, ital. *stuzzicadenti* u. dgl. Vgl. hierüber namentlich Osthoff a. a. O.

Trotz dieser nicht unerheblichen Erweiterungen der sub-

stantivischen Composition ist dieselbe aber doch, wie wiederholt werden muss, im Romanischen eine sehr eingeschränkte, abgesehen von den allerdings sehr zahlreichen Wortcomplexen, die aus Präposition (Adverb) + Verbalsubstantiv sich zusammensetzen (z. B. *directeur*, *direction*, *précepteur*, *prétention*) und welche vielfach von dem Sprachgefühle gar nicht mehr als Composita empfunden werden.

Künstliche Versuche, die Substantivcomposition zu erweitern, wie ein solcher z. B. von den französischen Plejadendichtern unternommen worden ist, sind gescheitert, weil sie dem Sprachgeiste zuwiderliefen.

Die mangelhafte Ausbildung der Substantivcomposition beeinflusst natürlich auch nicht unwesentlich Syntax und Stylistik der romanischen Sprachen, indem sie zu häufiger Anwendungen präpositionaler Wortverbindungen, attributiver Bestimmungen, relativer Sätze u. dgl. nöthigt.

3. Der Mangel an substantivischen Wortcomplexen wird im Romanischen ersetzt:

a) Durch Juxtaposition, d. h. einfache asyndetische Nebeneinanderstellung zweier Substantiva, von denen das zweite als Apposition zu dem ersten aufzufassen ist, wie franz. *loup-garou*, *cerf-cheval*; Substantivcomplexe, in denen ein Bestandtheil von dem andern syntaktisch abhängig ist, ohne dass doch die Spur einer früheren Casusbildung vorhanden wäre, wie z. B. *merluche* = *maris lucius*, *chiendent* = *canis dent(em)*, *lieutenant* = *locum tenent[em]*, *connétable* = *comes stabuli*, span. *pezespada* (Schwertfisch) u. dgl., sind hinsichtlich ihrer Bildung Juxtaposita, hinsichtlich ihres begrifflichen Inhaltes aber Composita. Bildungen ähnlicher Art sind die aus Adjectiv (= Attribut) + Substantiv gebildeten Wortcomplexe, wie *petit-fils*, *prud-homme*, *plate-bande*, *blanc-manger*.

b) Durch präpositionale Verbindungen. Von diesem Mittel macht das Romanische, wie bekannt, den ausgedehntesten Gebrauch, vgl. franz. *chef-d'œuvre*, *aide-de-camp*, *pied-à-terre*, *ver-à-soie*, *arc-en-ciel*, *pet-en-l'air* etc. etc. Selbstverständlich gehören auch die nicht durch Bindestriche zusammengehaltenen Verbindungen (*salle à manger* u. dgl.) hierher.

c) Durch den (namentlich in den Schriftsprachen) ungemein häufigen Gebrauch griechischer Composita, von denen

eine grosse Zahl, man denke z. B. an *philosophia*, *geographia*, *horologium*, *archiepiscopus* etc. etc., sich vollständig eingebürgert hat.

Anmerkung. Vereinzelt sind auch germanische Composita in das Romanische übergegangen, z. B. *herberge* = ital. *albergo*, *halsberge* = franz. *haubert*.

Litteraturangaben s. oben Kap. 1, § 2, S. 264.

§ 2. Die adjectivischen Wortcomplexe.

1. Die im Lateinischen vorkommenden adjectivischen Wortcomplexe bestehen: a) aus Adjectiv + Substantiv, z. B. *magnanimus*; b) aus Zahlwort + Substantiv, z. B. *un-animus*, *centimanus*; c) aus Adjectiv + Verbalstamm, z. B. *grandi-loquus*; d) aus Substantiv + Verbalstamm, z. B. *igni-vomus*, *parti-ceps*; e) aus Präposition + Adjectiv, z. B. *perpulcher*; f) aus Präposition + Verbalstamm, z. B. *redux*; g) aus Adverb + Verbalstamm, z. B. *male-volus*; h) aus Negationsadverb (*in-*, *ne-*, *nec-*, *ve-*) + Adjectiv, z. B. *in-humanus*, *ne-farius*, *nec-opinatus*, *ve-sanus*.

Das Latein bildet aber adjectivische Composita (mit einziger Ausnahme der mit Präpositionen zusammengesetzten und der negativen mit *in-* gebildeten) nur selten.

Dieser Mangel an adjectivischen Compositis ist für das Latein charakteristisch und unterscheidet es scharf vom Sanskrit, Griechischen, Germanischen und Slavischen; es ist durch denselben die Entwickelung des poetischen Styles im Latein sehr wesentlich beeinträchtigt worden.

2. Das Romanische steht hinsichtlich der adjectivischen Composition im Wesentlichen auf der gleichen Stufe, wie das Latein; namentlich gilt dies vom Französischen, welches zur Bildung sogenannter *bahuvrîhi*-Composita (vgl. oben S. 263) so gut wie ganz unfähig ist und in Folge dessen, ganz ebenso wie das Latein, in der Entwickelung seines poetischen Styles in beklagenswerther Weise gehemmt ist (man lese beispielsweise einen Abschnitt aus Homer oder ein deutsches oder ein englisches Gedicht in französischer Uebersetzung und man wird immer finden, dass diese letztere, auch wenn mit bestem Geschicke und Geschmacke gefertigt, doch stets, verglichen mit dem Originale, hölzern, verwässert und prosaisch erscheint; es wird dies grösstentheils dadurch verschuldet, dass der Ueber-

setzer genöthigt war, die schönen synthetischen *bahuvrîhi*-Composita analytisch wiederzugeben und dadurch die plastische Einheitlichkeit ihres Begriffsinhaltes zu zerstören); es ist daher zu beklagen, dass die Bemühungen der Plejadendichter, die Bildung adjectivischer Composita im Französischen einzubürgern, erfolglos blieben. Im Italienischen, Spanischen und Portugiesischen besitzt die poetische Sprache wenigstens einige Bewegungsfreiheit in der Bildung adjectivischer Wortcomplexe. Einen gewissen Ersatz für die ihnen fehlenden adjectivischen Composita (und auch für ihnen fehlende Adjectiva überhaupt) finden die romanischen Sprachen in ihren zahlreichen Participien, indem diese häufig Begriffsnuancen ausdrücken, für deren Ausdruck in andern Sprachen adjectivische Composita dienen.

Das den Adjectivbegriff verstärkende lat. *per* (*per-bonus*) ist im Romanischen aufgegeben worden, nur altfranzösisch erscheint noch *par*, aber nicht mehr mit dem Adjectiv verbunden, sondern als Adverb dem Verbum beigefügt.

3. Was von den adjectivischen Compositis gilt, gilt selbstverständlich auch von Compositis, welche mit Hülfe adjectivisch gebrauchter Participien (*in-doctus*, *per-doctus* u. dgl.) gebildet sind.

§ 3. Die pronominalen Wortcomplexe.

1. Pronominale Wortcomplexe besitzt schon das Lateinische in nicht geringer Anzahl, z. B. *me-met* u. dgl., *hic* = *hi-ce*, *iste* = *is-te*, die Composita mit *ali-* (z. B. *aliquis*), mit *-que* (z. B. *quisque*), mit *-quam* (z. B. *quisquam*), mit *-piam* (z. B. *quispiam*) etc.

2. Im Romanischen hat die pronominale Composition sehr beträchtlich an Ausdehnung gewonnen, weil a) an Stelle des einfachen *hic* und *ille* die Combinationen *ecce* (*eccum*) + *iste*, *ecce* (*eccum*) + *ille* getreten sind, vgl. oben S. 212; b) das einfache *ipse* durch *iste* + *ipse* oder *met* + *ipsimus* verdrängt worden ist; c) die Combination *ille* + *qualis* als Relativ- und Interrogativpronomen gebraucht wird; d) viele Pronomina indefinita durch Zusammensetzung gebildet werden, z. B. ital. *ciascuno*, *ciascheduno*, franz. *cha*[*s*]*cun*, kat. *quiscú*, fem. *quiscuna* = *quisque* + *unus*, *quisque* + *de* + *unus*; ital. *cadauno*, *caduno* = [*us*]*que* oder [*quis*]*que ad unum* (?), ital. *taluno* = *tal*[*is*] + *unus* etc. etc.

§ 4. Die numeralen Wortcomplexe.

1. Numerale Wortcomplexe sind im Lateinischen die Cardinalzahlen von 11 bis einschliesslich 19 (jedoch ist *septemdecim* wenig gebräuchlich), und zwar sind 11 bis mit 17 additionell, 18 und 19 subtraktionell gebildet; ferner die Zahlen für 200, 300 etc. 900; endlich die Ordinalzahlen 11 und 12.

2. Die Wortcomplexe für 11 bis einschliesslich 15 haben alle romanischen Sprachen, mit einziger Ausnahme des Rumänischen, übernommen; *sedecim* ist im Provenzalischen, Französischen, Italienischen und Rätoromanischen erhalten, das Spanische und Portugiesische brauchen dafür *decem (et) sex*: *septemdecim* ist nirgends erhalten, es tritt dafür *decem (et) septem* ein; ebenso sind *duodeviginti* und *undeviginti* überall verloren, dafür *decem (et) octo*, *decem (et) novem*. Das Rumänische drückt 11 bis 19 durch Addition aus: *unu spre* (= zu) *diéce* etc. Die Wortcomplexe 200 bis 900 sind erhalten, nur das Französische und das Rumänische lösen sie auf: *deux cents* etc., *doue soute* etc.

Die lateinischen Wortformen für die Zehner sind erhalten, nur das Französische braucht für 70 die additionelle Verbindung 60 + 10, für 80 die multiplicative Verbindung 4 × 20, für 90 die Verbindung 4 × 20 + 10 (wobei zu bemerken, dass einerseits im Altfranzösischen die Multiplication mit 20 sich auch weiter ausgedehnt findet, und dass andrerseits sich altfranzösisch, sowie in einzelnen modernen Dialekten, besonders im Wallonischen, auch noch die einfachen Formen *settante* u. dgl. erhalten haben).

undecimus und *duodecimus* sind meist erhalten; im Provenzalischen treten dafür Ableitungen auf *-en* = *-enus* ein, wie dies bei den provenzalischen Ordinalzahlen von 5, bzw. 7 überhaupt üblich; im Französischen wird zu *onze*, *douze* gebildet *onzième*, *douzième* (ebenso auch 13, 14, 15, 16); auch im Rätoromanischen lehnen sich die Ordinalia direkt an die Cardinalia an: *ündesch* — *ündeschavel*, *dudesch* — *dudeschavel* etc., vgl. Andeer, a. a. O. p. 24; das Rumänische braucht die durch doppeltes Demonstrativ, bzw. doppelten Artikel determinirten Cardinalia als Ordinalia, *alu unu spre diécelea* etc.

§ 5. Die verbalen Wortcomplexe.

1. Die im Lateinischen vorkommenden verbalen Wort-

complexe bestehen a) aus Präposition (bzw. präpositionaler Partikel: *re[d]-*, *se-*, *dis-* etc.) + Verbum, z. B. *ad-ducere*, *de-trahere*, *red-ire*, *se-parare*, *dis-cerpere* etc.; b) aus Verbalstamm + *facere*, z. B. *calē-facere* (seltene Bildungen); c) aus Nominalstamm + Verbum (namentlich *facere*), z. B. *aequi-valere*, *aequi-pollere*, *laeti-ficare*, *ampli-ficare*, *petri-ficare* etc. (meist sehr späte Bildungen); d) aus Negationspartikel + Verbum, z. B. *ne-scire*, *i[n]-gnorare*.

2. Die verbale Composition hat sich im Romanischen nicht nur in dem beträchtlichen Umfange erhalten, den sie bereits im Lateinischen besass, sondern hat sich auch durch Neubildungen (freilich immer nur nach den alten Principien) noch ansehnlich erweitert. Vielfach haben die Composita die Simplicia verdrängt, so fehlen z. B. im Französischen *capere*, *suere*, *struere* etc., während *recipĕre* (bzw. **recipēre*), *consuere*, *construere* (bzw. **construire*) erhalten sind. Charakteristisch ist für das Romanische die Neigung, ein Verbum mit mehreren Präpositionen, z. B. *de* + *ex* (z. B. franz. *dés-espérer* neben lat. *de-sperare*), *re* + *ex* (z. B. franz. *réveiller* = *re-ex-vigilare*), zu verbinden.

Die Composita: Verbalstamm, bzw. Nominalstamm + *facere*, bzw. *ficare* sind namentlich im Französischen beliebt (*pétrifier*, *gratifier*, *qualifier* u. dgl.); ganz unkenntlich geworden ist *calefacere* im franz. *chauffer*.

Vereinzelt erscheinen im Romanischen negative mit *non* zusammengesetzte Verba, z. B. franz. *nonchaloir* = *non calēre*.

§ 6. Die Partikelwortcomplexe. Die Partikelcomposition, d. h. die Bildung von Präpositionen, Adverbien, Conjunctionen (und Interjectionen) hat im Romanischen eine sehr weite und charakteristische Ausdehnung gewonnen. Näheres darüber ist bereits oben Buch III, Kap. 2, § 6, S. 244 ff. angegeben worden.

Ebenfalls sehr beliebt ist im Romanischen die Partikelbildung durch präpositionale Wortverbindungen, vgl. z. B. französische Bildungen wie *tout-à-fait*, *tout-à-l'heure*, *sur-le-champ*, *en-tout-cas*, sowie der Ersatz von Partikeln, bzw. Adverbien durch ganze Phrasen, z. B. franz. *c'est-à-dire* (oft = »nämlich«), *peut-être* u. dgl. Vgl. oben S. 264.

Fünftes Buch.

Syntax und Stylistik.

Erstes Kapitel.

Syntax.

§ 1. Begriff und Aufgabe der Syntax.

1. Zur Bildung der zusammenhängenden Lautrede ist in einer Sprache, welche Wortkategorien unterscheidet, erforderlich, dass sich Worte, bzw. Wortformen und Wortcomplexe zu einem logischen Urtheile, bzw. zu einer Reihe logischer Urtheile verbinden.

Als Gegenstand der grammatischen Erkenntniss und Behandlung heisst das logische Urtheil »Satz«.

Das in Worte gefasste logische Urtheil, der Satz, kann entweder aussagende (und zwar wieder entweder positive oder negative) oder fragende Form haben: »der Baum ist hoch«, »der Baum ist nicht hoch« — »ist der Baum hoch?«.

Mehrere mit einander verbundene logische Urtheile (Sätze) bilden eine Urtheilsreihe (Satzreihe, Satzgefüge [Periode]).

Die Verbindung der Worte zum Satze und der Sätze zur Satzreihe, bzw. zum Satzgefüge erfolgt nach bestimmten Gesetzen. Die Erkenntniss und Darstellung dieser Gesetze ist Gegenstand einer besondern grammatischen Disciplin, der Syntax (griech. *σύνταξις* von *συν-τάσσω*, »zusammenordnen«, also »Zusammenordnung«, nämlich der Worte und Sätze).

2. Die Syntax ist also die Lehre von der Satzbildung und von der Periodenbildung.

Die Syntax hat die Structur des Satzes, bzw. der Periode lediglich vom grammatischen Standpunkte aus zu betrachten, mit der ästhetischen Beurtheilung der Satz- und Periodenstructur hat sie nichts zu schaffen.

Die Aufgabe der Syntax schliesst ab mit der Erkenntniss und Darstellung der Gesetze, nach denen der Bau der Periode

sich vollzieht. Die Verbindung der Perioden zur Rede, bzw. zum Schriftwerke, dagegen bildet das Darstellungsobjekt der Stylistik (s. unten Kap. 2, § 1).

3. Die Syntax setzt nicht nur, da sie mit Wortformen operirt, die Formenlehre voraus, sondern greift auch in dieselbe ein, denn: 1) Verbalformen können (nicht müssen) vollständige Sätze darstellen, z. B. *amo* = ich liebe; 2) in einzelnen Fällen wird die Form eines Wortes bedingt durch dessen syntaktischen Gebrauch, z. B. die Negationspartikel *non* wird im Französischen, wenn sie proklitisch mit dem Verbum verbunden ist, zu *ne* geschwächt, während sie bei anderweitiger Verwendung ihre volle Form bewahrt; die Dative und Accusative der Personalpronomina erscheinen im Romanischen vielfach je nach ihrer syntaktischen Verwendung in einer »leichten« oder in einer »schweren« Form (vgl. oben Buch III, Kap. 2, § 3 A, Nr. 4); das Demonstrativ *ille* zeigt im Romanischen andere Formen, je nachdem es als proklitischer Artikel oder als Personalpronomen fungirt; syntaktische Gründe entscheiden, ob im Französischen, Italienischen etc. das Plusquamperfect mit *habebam* oder mit *habui* + Particip umschrieben wird, u. dgl. Erwähnt möge noch werden, dass in Sprachen, welche Nominalcasus besitzen, ein Casus häufig zu mehrfacher syntaktischer Function befähigt ist (so im Lateinischen namentlich der sogenannte Ablativ, vgl. oben Buch III, Kap. 3, § 2, Nr. 5); es gilt dies auch selbst in Bezug auf den (ausgenommen im Altfranzösischen und Altprovenzalischen) einzigen romanischen Casus: derselbe fungirt nicht nur als Subjekts- und Objektscasus und als Präpositionalis, sondern auch als adverbiale Bestimmung und kann überdies absolut gebraucht werden.

4. Die Syntax berührt sich eng mit der Bildung der Wortcomplexe: einerseits stellen die nominalen Wortcomplexe in ihrem Begriffsinhalte syntaktische Constructionen dar (vgl. oben Buch IV, Kap. 1, § 2 A. 6) und können deshalb rudimentäre Sätze genannt werden (namentlich gilt dies von *karmadhâraya*-Compositis, welche begrifflich einem Nomen + attributivem Relativsatze gleichwerthig sind: »Weissdorn« = »Dorn, welcher weiss ist, bzw. weiss blüht«); andrerseits haben Sätze (namentlich Relativsätze) häufig einen Begriffsinhalt, der sehr füglich durch einen Wortcomplex ausdrückbar wäre, und stellen also

gleichsam aufgelöste Wortcomplexe dar (z. B. »Dichter, welche von Gott begnadet sind« = »gottbegnadete Dichter«; übrigens kann ein Relativsatz auch die Stelle eines einfachen Adjectivs vertreten).

5. Zwischen Wortformen, bzw. Wortcomplexen einerseits und syntaktischen Constructionen andrerseits besteht ein festes Wechselverhältniss. Die Nothwendigkeit der Anwendung syntaktischer Constructionen tritt innerhalb einer Sprache mehr oder weniger häufig ein, je nachdem ihr Bestand an Wortformen, bzw. ihre Fähigkeit zur Bildung von Wortcomplexen grösser oder geringer ist, z. B. das Lateinische vermag viele syntaktische Beziehungen durch einfache Casus auszudrücken, während das casusarme Romanische dieselben vielfach nur durch analytisch-syntaktische Constructionen zum Ausdruck bringen kann (vgl. unten § 4); das zur Composition ausserordentlich befähigte Griechisch und mehr noch das Sanskrit ersetzen viele Satzconstructionen durch Wortcomplexe, während die zur Composition wenig beanlagten romanischen Sprachen in den betreffenden Fällen Satzconstructionen anwenden müssen.

6. Eine ähnliche Mittelstellung zwischen Wort(form) und Satz, wie die Wortcomplexe, nehmen die sogenannten absoluten Constructionen (Ablativus, Genetivus, Accusativus absolutus) ein: sie haben den begrifflichen Inhalt eines Satzes, bringen denselben aber durch Wortformen zum Ausdruck.

§ 2. Eintheilung der Syntax. Für die Eintheilung der Syntax innerhalb einer flectirenden (gleichviel, ob synthetischen oder analytischen) Sprache lässt sich folgendes Schema aufstellen:

A. Vorbereitender Theil: *Die Lehre von der syntaktischen Bedeutung der Wortformen, bzw. Wortformumschreibungen.*

a) Die syntaktische Bedeutung der Nominalformen (= Casus), bzw. deren Umschreibungen.

b) Die syntaktische Bedeutung der Verbalkategorien (Transitiva, Intransitiva) und der Verbalformen (= Genera, Modi, Tempora, Verbalnomina, d. h. Infinitive, Participien, Gerundium etc.).

c) Die syntaktische Bedeutung der Partikeln (= Adverbien, Präpositionen, Conjunctionen. NB. Die Interjectionen

besitzen, da sie ausserhalb des Satzes stehen, eine syntaktische Bedeutung nicht, wohl aber eine stylistische, bzw. phraseologische).

Wie man sieht, behandelt dieser Theil das Grenz- oder Mittelgebiet zwischen Formenlehre und (eigentlicher) Syntax.

B. Erster Hauptheil: *Die Lehre von der Verbindung der Worte zum Satze* (*einfache Syntax*).

a) Die Lehre von der Function und Art der Satztheile: α) die nothwendigen Satztheile: das Subjekt, das Prädikat und, wenn das Prädikat ein transitives Verbum ist, das direkte Objekt; β) die möglichen Satztheile, und zwar: 1) Satztheile, welche zur näheren Bestimmung des Prädikates dienen: das Adverb, die adverbiale Bestimmung, das indirekte Objekt; 2) Satztheile, welche zur näheren Bestimmung eines im Satze stehenden Nomens (besonders Substantivs) dienen: der Artikel, das Attribut, bzw. die attributive Bestimmung, die Apposition, bzw. die appositionelle Bestimmung; 3) Satztheile, welche zur näheren Bestimmung eines im Satze stehenden Verbalnomens (Infinitivs, Particips, Gerundiums u. dgl.) dienen; als solche können, entsprechend der Zwitternatur der Verbalnomina, sowohl die unter 1) wie die unter 2) genannten Satztheile und ausser ihnen noch das direkte Objekt verwandt werden (jedoch kann im Lateinischen und Romanischen der Infinitiv, falls er nicht völlig zum Substantive geworden ist, kein Attribut zu sich nehmen).

Die möglichen Satztheile (und das direkte Objekt) können sowohl gehäuft werden (z. B. das Prädikat kann ausser dem direkten Objekt sowohl ein Adverb als auch eine adverbiale Bestimmung als auch ein indirektes Objekt, ja alle diese Ergänzungen in mehrfacher Anzahl zu sich nehmen), als auch können sie einander gegenseitig determiniren (z. B. eine Apposition kann wieder durch eine andere Apposition, durch ein oder mehrere Attribute etc. determinirt werden). Daraus folgt, dass theoretisch der Satz bis in das Unendliche ausgedehnt werden kann.

Ein Satz, der nur die nothwendigen Bestandtheile in sich hat, ist ein einfacher oder nackter Satz; ein solcher kann sehr wohl aus einer einzigen Verbalform bestehen (»*amo*«), welche

letztere wieder einsilbig oder gar einlautig sein kann (franz. *va*, lat. *i* »geh'«).

b) Die Lehre von der formalen Uebereinstimmung (Congruenz) innerlich eng zusammengehöriger Satztheile, und zwar: α) des Subjekts mit dem Prädikate; β) des Prädikates mit dem Objekte (hierher gehört im Romanischen die Congruenz des Particips Perfecti Passivi in den analytischen Temporibus mit dem Objekte); γ) eines nominalen (namentlich substantivischen) Satztheils mit seinem Attribute, bzw. seiner Apposition.

c) Die Lehre von der Stellung der Satztheile innerhalb des Satzes: α) die normalen Stellungen; β) die abnormen Stellungen (Inversionen); γ) die deiktische Heraushebung eines Satztheiles aus der Satzconstruction (z. B. franz. *ce monsieur, je le connais; c'est à lui que j'ai donné l'argent*).

C. Zweiter Haupttheil: *Die Lehre von der Verbindung der Sätze zur Satzreihe, bzw. zum Satzgefüge (complicirte Syntax)*.

a) Die Lehre von der Beschaffenheit der Sätze. Die Sätze sind:

α) Hauptsätze, wenn sie je einen relativ vollständigen, keiner Ergänzung unmittelbar benöthigten Begriffscomplex bilden. Ihrem Inhalte nach sind die Hauptsätze: 1) Aussagesätze (»ich komme«), 2) (direkte) Fragesätze (»komme ich?«), 3) Wunschsätze (»möchte ich doch kommen!«), 4) Befehlssätze (»komme!«). — Ihrer Form nach sind die Hauptsätze: 1) Positive Sätze, 2) negative Sätze, 3) exclamative Sätze (Ausrufesätze).

β) Nebensätze, wenn sie je einen relativ unvollständigen, einer Ergänzung unmittelbar benöthigten Begriffscomplex bilden. In Folge ihrer begrifflichen Unvollständigkeit können die Nebensätze nie isolirt, sondern nur in Verbindung mit einem Hauptsatze vorkommen (z. B. es wäre sinnlos, wollte Jemand sagen »als ich ankam«, es erhält vielmehr der betreffende Satz einen Sinn erst durch Verbindung mit einem — sei es vorausgehenden, sei es nachfolgenden — Satz, etwa: »ich wurde krank, als ich ankam« oder »als ich ankam, wurde ich krank«).

In ihrem Verhältnisse zu dem Hauptsatze können die Nebensätze sein: 1) Subjektssätze, d. h. Sätze, welche das reale Subjekt des Hauptsatzes bilden, z. B. »dass die Seele unsterblich ist, wird von dem Glauben angenommen« = »die Unsterblichkeit der Seele wird etc.« 2) Objektssätze, d. h. Sätze, welche das reale Objekt des Hauptsatzes bilden, z. B. »der Glaube setzt voraus, dass die Seele unsterblich sei« = »der Glaube setzt die Unsterblichkeit der Seele voraus«. 3) Attributivsätze, d. h. Sätze, welche ein im Hauptsatze stehendes Nomen irgendwie näher bestimmen, z. B. »die Seele, welche nach unserm Glauben unsterblich ist, überdauert den Leib« = »die nach unserm Glauben unsterbliche Seele etc.« 4) Adverbialsätze, d. h. Sätze, welche das Prädikat des Hauptsatzes irgendwie näher bestimmen. Die Adverbialsätze können hinsichtlich ihres Inhaltes wieder sein: α) Consecutiv-(Folge-)sätze, β) Final-(Absicht-)sätze, γ) Causal-(Grund-)sätze, δ) Temporal-(Zeit-)sätze, ε) Conditional-(Bedingungs-)sätze, ζ) Concessiv-(Zugeständniss-)sätze. Wird der Inhalt eines zu den genannten Kategorien gehörigen Satzes in den Hauptsatz einbezogen, so bilden die betreffenden Worte eine adverbiale Bestimmung des Prädikates (z. B. »als er ankam, wurde er krank« = »bei seiner Ankunft wurde er krank«; »obwohl er krank war, kam er« = »trotz seiner Krankheit kam er«; »ich thue dies, damit er sich beruhigt« = »ich thue dies zu seiner Beruhigung« u. dgl.).

Da jeder Nebensatz zu dem Hauptsatze im logischen Verhältnisse eines Satztheiles steht, so bilden Haupt- und Nebensatz eine logische Satzeinheit.

In Bezug auf ihre Form können die Nebensätze sein:

α) Hinsichtlich ihres Einganges uneingeleitet oder eingeleitet, und zwar im letzteren Falle wieder: 1) eingeleitet durch eine Conjunction (Conjunctionalsätze); 2) eingeleitet durch ein relatives Pronomen oder Adverb (Relativsätze); 3) eingeleitet durch ein interrogatives Pronomen oder Adverb (indirekte Fragesätze); β) hinsichtlich der Form des Prädikates positiv oder negativ oder (indirekt) fragend.

b) Die Lehre von der Verbindung gleichartiger Sätze (Parataxe, Coordination).

α) Hauptsatz + Hauptsatz (+ Hauptsatz ....) (Parataxe im engern Sinne).

1. Die Sätze werden asyndetisch aneinandergereiht, sind also nur inhaltlich verbunden.

2. Die Sätze werden syndetisch mit einander verknüpft, sind also auch äusserlich mittelst einer Conjunction verbunden. Die Verbindung kann ihrem Wesen nach sein: α) copulativ (»und«), β) adversativ (»aber« u. dgl.), γ) explicativ (»denn« u. dgl.), δ) conclusiv (»also, folglich« u. dgl.), ε) comparativ (»wie«), ζ) correlativ (»je — desto«).

β) Nebensatz + Nebensatz (+ Nebensatz ...) Nebensätze werden auf die gleiche Weise mit einander verbunden, wie die Hauptsätze.

Durch die Verbindung gleichartiger Sätze entsteht eine Satzreihe. Die Ausdehnung einer Satzreihe ist theoretisch unbegrenzt.

c) Die Lehre von der Verbindung ungleichartiger Sätze (Hypotaxe, Subordination).

α) Hauptsatz + Nebensatz (+ Nebensatz ...) oder Nebensatz (+ Nebensatz ...) + Hauptsatz.

1. Der Nebensatz wird dem Hauptsatz asyndetisch angereiht, so dass das Abhängigkeitsverhältniss des ersteren von dem letzteren nur aus dem Zusammenhange der Rede sich ergiebt. In diesem Falle hat der Nebensatz die äussere Form eines Hauptsatzes (z. B. »er sagt, er will es thun« = »... dass er es thun will«).

2. Die Abhängigkeit des Nebensatzes vom Hauptsatze wird nur innerlich, d. h. durch die Form seines Prädikates zum Ausdruck gebracht (z. B. »er sagte, er hätte es gethan«). Die Form (Tempus, Modus) des Prädikates des Nebensatzes wird durch die Form (Tempus, Verneinung, Frage) des Prädikates des Hauptsatzes bedingt (*consecutio temporum*).

3. Die Abhängigkeit des Nebensatzes vom Hauptsatze wird nur äusserlich, d. h. mittelst einer Conjunction, zum Ausdruck gebracht (z. B. »er sagt, dass er es gethan hat«). Das Prädikat des Nebensatzes steht in diesem Falle im Indicativ, das Tempus wird durch den Zusammenhang der Rede bedingt.

4. Die Abhängigkeit des Nebensatzes vom Hauptsatze wird innerlich (s. 2)) und äusserlich (s. 3)) zum Ausdruck gebracht.

Die Form des Prädikates wird in diesem Falle, wie in dem unter 2) genannten, durch die Gesetze der *consecutio temporum* bedingt.

5. Der Nebensatz wird dem Hauptsatze formal einverleibt, d. h. tritt als Satztheil (Objekt, adverbiale Bestimmung) in den Hauptsatz ein; dies findet statt in der Construction des Accusativ cum Infinitivo, in der Construction des finalen Infinitivs (deutsch »um zu . . .«) und in den absoluten Participialconstructionen.

β) (Als Hauptsatz fungirender) Nebensatz + Nebensatz (+ Nebensatz . . .).

Von einem Nebensatze kann ein anderer Nebensatz abhängig sein, so dass also der erstere zu dem letzteren im Verhältnisse eines Hauptsatzes steht. Die Formen der Verbindung zwischen einem als Hauptsatz fungirenden Nebensatz und einem andern Nebensatz sind dieselben, wie zwischen Hauptsatz und Nebensatz.

Durch die Verbindung ungleichartiger Sätze entsteht ein Satzgefüge (eine Periode). Die Ausdehnung eines Satzgefüges ist theoretisch unbegrenzt.

§ 3. Verhältniss der Syntax zur Logik.

1. Da die Verbindung von Begriffen und Begriffsreihen nach logischen Gesetzen erfolgen muss, so ist es nothwendig, dass die Gesetze der Logik auch für die Verbindung von Worten zu Sätzen und von Sätzen zu Satzreihen, bzw. zu Satzgefügen bestimmend sind. Die Syntax ist also gleichsam die sprachliche Verkörperung der Logik.

2. Diese Sätze sind jedoch nur in der Theorie unbedingt richtig, und auch in Bezug auf die Theorie ist es wichtig, zwar nicht als Einschränkung, sondern nur als Erläuterung hinzuzufügen, dass ein Denkgesetz freilich als solches allgemeingültig ist, dass es aber auf verschiedene Weise sprachlichen, bzw. syntaktischen Ausdruck erhalten kann. Darauf beruht es, dass die syntaktische Structur in verschiedenen Sprachen verschieden ist; darauf beruht auch — und es ist dies die unmittelbare Ursache der eben hinsichtlich der Syntax constatirten Thatsache — die Verschiedenheit der Wortform-, Wort- und Wurzelstructur in den verschiedenen Sprachen, eine Verschiedenheit, welche eine äusserst beträchtliche und

tief eingreifende sein kann (vgl. Theil I, Buch I, Kap. 2 »Die Eintheilung der Sprachen«). Es giebt also wohl eine allgemein gültige, das Denken und folglich auch das Sprechen aller Völker bestimmende Logik, aber es giebt durchaus keine allgemein gültige Grammatik, bzw. Syntax. Ja, ohne die mindeste Uebertreibung darf behauptet werden, dass kein einziger grammatischer Begriff, kein einziges grammatisches Princip existirt, welches in allen Sprachen Ausdruck fände und folglich Allgemeingültigkeit für sich beanspruchen dürfte. Eine sogenannte »philosophische« Grammatik zu construiren, bzw. zu abstrahiren, ist zwar an sich möglich, aber es besitzt eine solche Construction lediglich theoretischen und idealen Werth, ist aber durchaus nicht das Prototyp der sprachlichen Wirklichkeit.

3. Das einzelne menschliche Individuum spricht und handelt zwar, so lange es geistig gesund ist, im Allgemeinen logisch, lässt sich aber in mehr oder weniger zahlreichen Einzelfällen Verstösse gegen die Logik zu Schulden kommen. So auch ein ganzes Volk, bzw. eine Sprachgenossenschaft. Innerhalb der Syntax einer jeden Sprache finden sich — sei es consequent, sei es gelegentlich vorkommende — logisch fehlerhafte Constructionen. Es werde auf einige Beispiele hingewiesen. Die Congruenz des Prädikates im Numerus mit dem Subjekte beruht sieherlich auf einem Fundamentalgesetze der Logik. Nichtsdestoweniger kommt es sowohl im Lateinischen wie im Romanischen vor, dass das Subjekt im Singular, das Prädikat im Plural steht (bei Collektiven). Mit dem Verbum substantivum *esse* kann logischer Weise nie ein Adverb verbunden werden, gleichwohl sagt man bekanntlich im Französischen *il est bien*, *il est mieux* im Sinne von »er befindet sich wohl, besser« (nach Analogie von *se porter bien*). Es ist logisch begründet, dass das französische sogenannte *gérondif* nur auf das Subjekt bezogen werden darf, dennoch finden sich Constructionen, wie *le bonheur vient en dormant.* Zum Ausdruck, einer vom Standpunkte des Sprechenden aus betrachtet, erst noch bevorstehenden Handlung, erfordert die Logik selbstverständlich den Gebrauch des Futurs, praktisch wird aber dafür unendlich oft das Präsens angewandt. Statt des Präsens erscheint im Romanischen, der Logik wider-

sprechend, das Imperfect in auf die Zeitsphäre der Gegenwart bezüglichen Bedingungssätzen der Irrealität und das Imperfect Futuri in den dazu gehörigen Hauptsätzen (*si j'avais de l'argent, je le lui donnerais*). Die logisch richtige lateinische Construction *eum interfici iussit* u. dgl. wird im Romanischen mit dem Infinitiv des Activs wiedergegeben (*il le fit tuer*) und dadurch logisch falsch. Und so würden sich weitere derartige Beispiele in reicher Fülle anführen lassen. Ja, es lässt sich behaupten, dass es in keiner Sprache irgend eine logische, bzw. syntaktische Regel giebt, gegen welche nicht wenigstens gelegentliche Verstösse vorkämen, und zwar selbst bei durchaus correkt schreibenden Schriftstellern (man denke z. B. an Schiller's Vers im Tell V, 3: »Auf dieser Bank von Stein will ich mich setzen«).

4. Das Vorkommen unlogischer Constructionen beruht auf folgenden Gründen:

a) Die Logik selbst erfordert nicht selten, dass eine formal logisch richtige Construction mit einer logisch falschen vertauscht werde. Betrachten wir z. B. den französischen Satz *peu de gens négligent leurs intérêts*, so ist in demselben *peu* = *paucum*, also ein Singular, formales Subjekt, und folglich müsste nach formaler Logik das Prädikat im Singular stehen: *peu de gens néglige* etc.; aber *peu* ist eben nur formales Subjekt, das dem Sinne nach wirkliche dagegen ist der Plural *gens*, und folglich ist der Plural des Prädikates nicht bloss erklärt, sondern auch, und zwar sogar logisch, gerechtfertigt. Die Sprache folgt also in solchen Fällen dem Gesetze der materialen und nicht dem der formalen Logik.

b) Das in der Sprache so vielfach sich geltend machende Bequemlichkeitsprincip gestattet die Anwendung einer unlogischen Construction da, wo die Correktur derselben sich aus dem Zusammenhange der Rede ergiebt und demgemäss ein Missverständniss nicht eintreten kann. Dies ist z. B. der Fall in Sätzen, wie *l'appétit vient en mangeant*.

c) Das Princip der Analogiebildung, das im letzten Grunde wieder nur eine Aeusserung des Bequemlichkeits- oder Trägheitsprincipes ist, hat, wie in dem Lautwandel und in der Wort- und Wortformbildung, so auch in der Syntax eine weitreichende Ausdehnung erlangt. In Folge dessen haben Wort-

formen, welche zum Ausdruck sehr häufig vorkommender syntaktischer Beziehungen dienen, oft auch die ihnen ursprünglich fremde Function anderer Wortformen übernommen (so z. B. im Neufranzösischen der Casus obliquus die Function des Casus rectus, der Ablativ des Gerundiums die Function des Particips Präsentis). Vielgebrauchte Constructionen sind weit über ihre eigentliche Sphäre ausgedehnt und dadurch andere logisch berechtigtere Constructionen verdrängt worden (so ist z. B. die Construction des Infinitives mit *de* vielfach da eingetreten, wo diejenige mit *ad* die allein berechtigte war; die Verbindung des Infinitives mit einer Casuspräposition hat die Tendenz, mehr und mehr die Anwendung des blossen Infinitives einzuschränken etc.).

d) Begrifflich sich eng berührende Gedankenreihen werden von den Sprechenden bisweilen mit einander verwirrt, so dass eine hybride Construction entsteht. So erklärt sich z. B. die bekannte Construction der von Verben des Fürchtens etc. abhängigen Objektssätze im Lateinischen und im Romanischen: die Befürchtung, dass etwas geschehen werde, kreuzt sich mit dem Wunsche, dass etwas nicht geschehen möge, und in Folge dessen wird das Prädikat dcs Nebensatzes negirt.

e) Das Bestreben, der Rede Nachdruck zu verleihen, verleitet die Sprechenden bisweilen zu einer unlogischen Häufung syntaktischer Mittel, z. B. der Negationen.

5. Unlogische Constructionen sind in der Volkssprache weit häufiger, als in der Schriftsprache. Der Gebrauch der Schriftsprache setzt eine höhere Bildung voraus, welche zu einem folgerichtigen logischen Denken befähigt und demnach bis zu einem gewissen Grade vor Fehlern gegen die Logik schützt. Wer dagegen sich der Volkssprache bedient, ist entweder zu wenig geübt oder zu bequem, um sein Sprechen durchweg den Denkgesetzen gerecht werden zu lassen. Charakteristisch für die Syntax der Volkssprache, die zu scharfer und knapper Zusammenfassung der Gedanken unfähig ist, ist auch die Neigung zu breiten und umständlichen Satzconstructionen, welche allerdings aus dem Bestreben nach Verdeutlichung des Sinnes der Rede hervorgehen, oft aber weit mehr zu dessen Verdunkelung beitragen.

§ 4. Charakteristik der romanischen Syntax.

1. Die Syntax des Schriftlateins ist im hohen Grade synthetisch, den Anforderungen der Logik fast durchweg entsprechend und mit einer gleichsam militärischen Straffheit gegliedert. Die lateinische Periode bildet ein fest gefügtes Ganzes, einen systematisch aufgeführten Bau, dessen einzelne Bestandtheile eng, wie durch eiserne Klammern, mit einander verkettet und vernietet sind. Insbesondere erhält im Lateinischen das Abhängigkeitsverhältniss des Nebensatzes zum Hauptsatze klaren und bestimmten Ausdruck durch streng hypotaktische Constructionen. In der logischen Durchbildung und in dem reich entwickelten synthetischen Bau seiner Syntax dürfte das Schriftlatein mindestens unter allen indogermanischen Sprachen unübertroffen dastehen.

2. Es begreift sich, dass in der Syntax des Volkslateins jene strenge Logik und Geschlossenheit der Constructionen, durch welche das Schriftlatein sich auszeichnete, nicht herrschte. Eingehendere Untersuchungen über die vulgärlateinische Syntax fehlen zwar noch, aber soviel darf schon jetzt als feststehend gelten, dass in derselben die Verkettung des Nebensatzes mit dem Hauptsatze eine weit weniger enge war, dass namentlich die so eminent synthetischen Constructionen des Accusativ cum Inf. und des Ablat. absol. eine viel eingeschränktere Verwendung fanden und dass der Indikativ häufig da eintrat, wo das logisch construirende Schriftlatein den Conjunctiv brauchte. Es würde übrigens verkehrt sein, in dem loseren Baue und dem bequemen Sichgehenlassen der vulgärlateinischen Syntax gegenüber der strengen Synthese des Schriftlateins unbedingt einen Mangel erkennen zu wollen. Die schriftlateinische Syntax ist, vom logischen und ästhetischen Gesichtspunkte aus betrachtet, eine so bewundernswerthe und grossartige Schöpfung des menschlichen Geistes auf dem sprachlichen Gebiete, wie vielleicht keine zweite je vollzogen worden ist, aber man darf nicht übersehen, dass die genaue Beobachtung der für diese Syntax gültigen Gesetze dem Sprechenden und Schreibenden eine mühevolle Gedankenarbeit auferlegte, dass dadurch die Leichtigkeit und Ungezwungenheit des Gedankenausdruckes wesentlich erschwert und in Folge dessen wieder die Gefahr eines nachtheiligen Ueber-

wiegens der syntaktischen, bzw. stilistischen Form über den auszudrückenden Gedanken heraufbeschworen wurde. Es ist keineswegs Zufall, dass in der schriftlateinischen Litteratur frühzeitig das phraseologische und rhetorische Element eine bedenkliche Triebkraft bekundete, dass Manierirtheit des Styles mehr und mehr einriss. Die hohe Ausbildung der Syntax des Schriftlateins ist auch eine Ursache, weshalb dieses letztere verhältnissmässig früh dem Untergange verfiel: eine solche Sprachform konnte nur von Menschen gehandhabt werden, die geistig hochgebildet und im logischen Denken geschult waren; je mehr die römische Cultur verfiel, je tiefer die allgemeine Geistesbildung sank, destomehr musste auch das syntaktische Gebäude sich lockern und lösen. Die von vornherein einfachere und handlichere volkslateinische Syntax dagegen erwies sich als lebensfähig und wurde die Grundlage der romanischen Syntax.

Der Verfall, bzw. die völlige Auflösung der schriftlateinischen Syntax lässt sich lehrreich in den Werken der spätlateinischen Autoren beobachten.

Litteraturangaben. Mehr oder weniger ausführliche Darstellungen der schriftlateinischen Syntax findet man selbstverständlich in allen lateinischen Grammatiken; für wissenschaftliche Untersuchungen ist — abgesehen von den unten zu nennenden Specialschriften — auszugehen von R. Kühner's Ausführlicher Grammatik der lateinischen Sprache. Hannover 1877/79. 2 Bde. — Schriften über Syntax und deren Beziehungen zur Logik etc. überhaupt: W. v. Humboldt, Ueber das Entstehen der grammatischen Formen und deren Einfluss auf die Ideenentwickelung. Berlin 1844. (Abhandl. der Berl. Akad. der Wissensch.) — G. Curtius, Die historische Grammatik und die Syntax, in: Kuhn's Zeitschrift für Sprachvergleichung. Bd. I. (1852.) S. 265 ff. — A. F. Pott, Einleitung in die allgemeine Sprachwissenschaft, in: Internationale Zeitschrift für allgem. Sprachwissenschaft. Bd. I. (1884.) S. 1 ff. — H. Ziemer, Das psychologische Element in der Bildung syntaktischer Sprachformen. Kolberg 1879 — L. Lersch, Die Sprachphilosophie der Alten. Bonn 1838/41 — A. Gräfenhan, Geschichte der Philologie im Alterthum. Bonn 1843/50. 4 Bde. — G. F. Schömann, Die Lehre von den Redetheilen nach den Alten. Berlin 1862 — H. Steinthal, Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern mit besonderer Rücksicht auf die Logik. Berlin 1863. — Specialschriften über lateinische Syntax: [H. Reisig, Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft, herausgeg. von F. Haase. Leipzig 1839, neu bearbeitet von H. Hagen. Berlin 1879 — F. Haase, Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft, herausgeg.

von F. A. Eckstein. Leipzig 1874] — G. F. A. Krüger, Untersuchungen auf dem Gebiete der lateinischen Sprache. Braunschweig 1820/27 — A. Hauser, Studien zu einer wissenschaftlichen Syntax der latein. Sprache. Karlsruhe 1864/67 — A. Draeger, Historische Syntax der lateinischen Sprache. Leipzig 1874/77. 2 Bde. — F. W. Holtze, Syntaxis priscorum script. lat. usque ad Terentium. Leipzig 1861/62. 2 Bde. — F. W. Holtze, Syntaxis Lucretianae lineamenta. Leipzig 1868 — Constans, De sermone Sallustiano. Paris 1880 — B. Lupus, Der Sprachgebrauch des Cornelius Nepos. Berlin 1876 — L. Kühnast, Die Hauptpunkte der livianischen Syntax. Berlin 1872 — A. Dräger, Ueber Syntax und Styl des Tacitus. Leipzig 1874 — H. Kretschmann, De latinitate L. Apulei Madaurensis. Königsberg 1865 — H. Koziol, Der Styl des Apulejus etc. Wien 1872 — J. Schmidt, De latinitate Tertullianea. Erlangen 1870/74 — G. Paucker, De latinitate scriptorum historiae Augustae. Dorpat 1870 — P. Clairin, Du génetif latin et de la préposition »de«. Etude de syntaxe historique sur la décomposition du latin et la formation du français. Paris 1880 — G. Autenrieth, Grundzüge der Moduslehre im Griechischen und Lateinischen. Zweibrücken 1875 — A. W. Schultze, Die Lehre von der Bedeutung und Aufeinanderfolge der lateinischen Tempora. Prenzlau 1841 — P. Müller, Die lateinische und französische consecutio temporum. Bruchsal 1874. — Trotz der Unmasse von Monographien, welche über Einzelthemata der lateinischen Syntax vorhanden ist, herrscht doch noch ein sehr empfindlicher Mangel an von grossen Gesichtspunkten ausgehenden und tiefer eindringenden Untersuchungen.

3. Die romanische Syntax verhält sich zur schriftlateinischen ganz ähnlich, wie der romanische Formenbau zum schriftlateinischen. Die schriftlateinische Syntax ist synthetisch, die romanische analytisch. Begründet ist dies schon in der Verschiedenheit des beiderseitigen Formenbaues: die synthetischen Formen des Schriftlateins bieten das erforderliche Material für den synthetischen Bau der Syntax dar, während die analytischen Wortformumschreibungen des Romanischen auch analytische Structuren der Syntax bedingen. Aber auch in dem Ursprung des Romanischen aus der lateinischen Volkssprachform lag ein Keim zur analytischen Entwickelung der Syntax enthalten: die Redeweise des gemeinen Mannes wird durch das natürliche Streben nach Deutlichkeit, welchem sie durch logisch scharfe Zusammenfassung der Gedanken nicht zu genügen vermag, zu umständlicher Zergliederung des Satzes und der Periode gedrängt.

Der Satzbau analytischer Sprachen[1], wie die romanischen es sind, leidet an einer gewissen Breite, welche indessen da-

durch gemildert wird, dass die zum Ausdruck syntaktischer Beziehungen gebrauchten Worte (Präpositionen, Conjunctionen, Adverbien etc.) meist sehr geringen Umfang haben und tonlos sind. Freilich aber haftet dem analytischen Satzbau in Folge der fortwährenden Wiederholung einformiger und unbetonter Präpositionen und Conjunctionen eine gewisse Monotonie an, deren Ueberwindung selbst der stylistischen Kunst nicht immer gelingt.

4. Als besondere Charakterzüge der romanischen Syntax lassen sich etwa folgende Thatsachen bezeichnen:

a) Der völlige Verlust des Genetivs, Dativs und Ablativs macht die Umschreibung dieser Casus durch Präpositionen nothwendig.

b) Das Zusammenfallen des Casus rectus und des Casus obliquus, bzw. die Uebernahme der Function des ersteren durch den letzteren, begünstigte die Ausbildung der logischen Wortstellung, vermöge deren das Subjekt an die Spitze des Satzes tritt. Diese Wortstellung ist in den verschiedenen Sprachen in sehr verschiedenem Grade durchgedrungen, am energischsten im Neufranzösischen, wo sie nahezu die Geltung eines unverbrüchlichen Sprachgesetzes erlangt und sogar auch auf den Fragesatz Ausdehnung gefunden hat. Irrig wäre es übrigens, in dem Zusammenfallen des Cas. rect. mit dem Cas. obl. die einzige und bestimmende Ursache des neufranzösischen Wortstellungsgesetzes erblicken zu wollen, denn würde durch den Mangel einer Unterscheidung zwischen Cas. rect. und Cas. obl., d. h. zwischen Subjekt und Objekt, die logische Wortstellung nothwendig gemacht, so würde sie in allen romanischen Sprachen Gesetz geworden sein, was keineswegs geschehen ist. Der wesentliche Grund, weshalb gerade im Neufranzösischen diese Satzconstruction herrschend geworden ist, dürfte vielmehr in der für das Neufranzösische überhaupt charakteristischen Tendenz nach logischer Gestaltung des Satzbaues zu suchen sein, eine Tendenz, welche wieder aus der im Ausgange des Mittelalters erfolgten Kräftigung des romanischen und Zurückdrängung des germanischen Elementes in der französischen Nationalität sich erklärt.

c) Der Schwund der Casusendungen veranlasste die Neigung, das Substantiv durch ein pro- oder enklitisch beige-

fügtes Demonstrativpronomen (*ille*) deiktisch zu determiniren. So vollzog sich die Schöpfung des dem Latein unbekannten bestimmten Artikels. Wenn die deiktische Determinirung des Substantivs nicht möglich war, wurde die numerische durch das Zahlwort *unus* angewandt und damit auch ein unbestimmter Artikel geschaffen.

d) In einigen Sprachen (im Französischen, Italienischen, Altspanischen) macht sich die Tendenz geltend, das im Objektsverhältnisse stehende und durch ein Adjectiv oder durch den bestimmten Artikel determinirte Substantiv mit der Präposition *de* zu verbinden, wenn sich die durch das Prädikat ausgedrückte Handlung nicht auf die Totalität und Allgemeinheit des betreffenden Substanzbegriffes, sondern nur auf einen Theil der Substanz bezieht (»von dem Brote essen«, d. h. nicht das überhaupt vorhandene Brot, sondern nur einen Theil, etwas von demselben essen). Am consequentesten zur Durchführung gelangt und zu einem Sprachgesetze geworden ist diese Tendenz im Neufranzösischen; die Combination *de* + bestimmter Artikel (oder Adjectiv) + Substantiv ist hier gleichsam zu einem Partitivsubstantiv verwachsen, welches auch ausserhalb des Objektsverhältnisses, und sogar im Subjektsverhältnisse, gebraucht werden kann, bzw. gebraucht werden muss. Die weite und regelmässige Ausdehnung, den der Gebrauch des Partitivsubstantivs im Neufranzösischen gewonnen, gehört zu den hervorstechenden Charakterzügen dieser Sprachform. Im Italienischen ist der Gebrauch des Partitivsubstantivs nur ein facultativer; im Altspanischen finden sich nur vereinzelte Ansätze. Die herkömmliche Benennung »Theilungsartikel« ist unberechtigt, weil nicht der Artikel, sondern die Präposition *de* der wesentlichste Bestandtheil des Partitivsubstantivs ist, wie schon daraus hervorgeht, dass der Artikel nur dann eintritt, wenn das Substantiv kein Adjectiv vor sich hat.

e) Der Schwund ganzer Kategorien von lateinischen synthetischen Verbalformen (vgl. oben Buch III, Kap. 2, § 5) nöthigt das Romanische in ausgedehntem Masse zur analytischen Umschreibung von Tempus- und Modusverhältnissen (vgl. oben S. 252 ff.).

f) Von den erhaltenen synthetischen Temporibus des La-

teinischen ist das Perfect im Romanischen auf die Function als Perfect hist. oder Aorist beschränkt worden; die beiden Modi des Plusquamperfects haben, wo sie erhalten geblieben sind, ihre Bedeutung meist verschoben.

g) Das Particip Präsentis ist mehr oder weniger durch den Ablativ des Gerundiums aus seiner participialen Function verdrängt und auf diejenige eines Verbaladjectivs beschränkt worden.

h) Das Particip Perfecti Passivi fungirt im Romanischen nicht nur als solches, sondern auch als Particip Präteriti.

i) Die Gebrauchssphäre des Infinitivs ist erheblich über das lateinische Mass hinaus erweitert worden.

k) In der Bildung analytischer Tempora und Modi geht das Romanische nicht unbeträchtlich über den Rahmen der lateinischen Grammatik hinaus: es bildet vielfach zwei Plusquamperfecta, von denen jedes eine besondere syntaktische Function hat (z. B. *j'avais chanté* = zuständliches Plusquamperfectum; *j'eus chanté* = historisches Plusquamperfectum, entsprechend dem Perfect in lat. mit *ut*, *ubi primum*, *simulac* etc. eingeleiteten Temporalsätzen); ferner ein Imperfectum Futuri (Conditional), dessen syntaktischer Gebrauch sich sehr eigenartig entwickelt hat; endlich sind zahlreiche Combinationen von Modalverben mit dem Infinitiv, dem Particip Präteriti und dem Gerundium möglich, um seltenere temporale und modale Beziehungen zum Ausdruck zu bringen. [Ueber die Verneinungsform des Prädikates s. unten o)].

l) Das Passivverhältniss kann in jeder romanischen Sprache auf verschiedene Weise analytisch ausgedrückt werden, von denen jede eine etwas andere begriffliche Auffassung zeigt: vgl. oben S. 252 f.

m) Der syntaktische Gebrauch der Adjectiva im Romanischen unterscheidet sich wenig von dem lateinischen; beachtenswerth ist nur die Abneigung des Romanischen gegen den Gebrauch gewisser Kategorien von Adjectiven, namentlich der stoffbezeichnenden, der quantitativen, der negativen (vgl. unten o) und der von Länder-, Völker- und Städtenamen abgeleiteten. Am weitesten geht in dieser Beziehung das Französische, welches namentlich alle Quantitätsadjectiva (*multus*, *paucus* u. dgl.) durch Adverbien, bzw. adverbial gebrauchte Neutra von Adjectiven und Substantiven ersetzt.

n) Auf dem Gebiete des Pronomens haben sich im Romanischen, verglichen mit dem Latein, sehr weitgehende syntaktische Aenderungen vollzogen; namentlich sind zu bemerken die Verwendung von *ille* als Personalpronomen der 3. Person, die Verwendung von *suus*, bzw. *illorum* als Possessivpronomen der 3. Person, die Verwendung von *ille qualis* als Relativ und Interrogativ, die Scheidung zwischen leichten (pro- und enklitischen) und schweren (absolut gebrauchten) Personalpronominalformen, die theilweise Scheidung zwischen adjectivisch und substantivisch gebrauchten Demonstrativis und das Entstehen zahlreicher dem Latein unbekannter Indefinita, bzw. pronominaler Adjectiva.

o) Hinsichtlich der Numeralien ist beachtenswerth das Hinübergreifen der Cardinalia in die Sphäre der Ordinalia; vgl. oben S. 218.

p) Statt der lateinischen Adverbien treten im Romanischen in weitem Umfange theils präpositional-nominale Combinationen theils verbale Constructionen ein. Das Negationsadverb *non* wird, wenn mit dem Verbum verbunden (wo es im Französischen zu *ne* geschwächt wird), gern durch Füllworte (*punctum*, *passus*, *mica* u. dgl.) verstärkt; am consequentesten ist dies im Französischen durchgeführt. Das Romanische bevorzugt, wie schon das Lateinische, die Verneinung des Prädikates und braucht diese auch da, wo z. B. das Deutsche lieber einen andern Satztheil durch ein negatives Adjectiv verneint (»ich habe k e i n Geld«, aber *je n'ai pas d'argent*). Damit hängt zusammen, dass das Romanische negative Adjectiva und auch Substantiva nur in beschränktem Umfange anwendet; das Französische hat dieselben sogar nahezu gänzlich aufgegeben und ersetzt sie durch affirmative Ausdrücke bei verneintem Prädikat (*ne . . . personne* = nicht Jemand, Niemand; *ne . . . rien* = nicht Sache, nichts, u. dgl.), freilich erhalten diese Ausdrücke, wenn absolut gebraucht, negative Kraft, so dass die Sprache wenigstens den Anfang zur Schöpfung neuer Negationsnomina gemacht hat. Aehnlich verhält es sich auch im Italienischen, Spanischen etc.

q) Die Präpositionen können im Romanischen selbstverständlich keine Casusrection ausüben. Durch den Schwund der Casus ist die Gebrauchssphäre der Präposition eine viel

weitere geworden, als sie im Lateinischen es war. Durch Anwendung der Präposition werden auch die fehlenden Nominalcomposita analytisch ersetzt. Sehr beliebt ist die präpositionale Verwendung von Substantiven, Adjectiven und Participien zum Ersatz von Wortcomplexen, vgl. oben S. 267 f.

r) Die herrschende Conjunction ist *que*, *che* geworden, durch welches *ut*, *quia*, *cum* etc. verdrängt worden sind; *que*, *che* lässt sich nicht auf e i n lateinisches Etymon zurückführen, es ist vielmehr anzunehmen, dass es in bestimmten Fällen auf lat. *quod*, in andern auf *quid*, in noch andern auf *quam* zurückgeht. Die ausgedehnte Verwendung von *quod* im Spät- und Mittellatein scheint dafür zu zeugen, dass die romanische Conjunction vorwiegend auf *quod* beruht. *Que*, *che* verbindet sich mit Adverbien und mit von Präpositionen abhängigen Substantiven und Pronominibus gern zu Conjunctionalwortcomplexen, vgl. oben S. 249. Im Rumänischen concurriren mit *cà* = *qua* an Häufigkeit der Anwendung *câtu* = *quantum* und *pentru* = *prae inter*. Bemerkenswerth ist auch, dass im Rumänischen lat. *et*, das sich sonst überall erhalten hat, durch *si* = *sic* und *cà* verdrängt worden ist; die copulative Verwendung von *si* war auch dem Altfranzösischen geläufig.

s) In Bezug auf die Stellung der hauptsächlichen Satztheile neigt das Romanische zu der logischen Stellung: Subjekt, Prädikat, Objekt. Jedoch nur im Neufranzösischen ist dieselbe Sprachgesetz, wenn auch nicht ausnahmsloses, geworden. Die übrigen Sprachen besitzen noch Reste, freilich eben nur Reste, von der rhetorisch so wirksamen Freiheit der lateinischen Wortstellung. Namentlich pflegt das Prädikat dem Subjekte vorangestellt zu werden, wenn der Satz mit einem Adverb, bzw. einer adverbialen Bestimmung eingeleitet ist. Ueber die Wortstellung im Fragesatze s. unter t). Sehr beliebt ist im Romanischen, namentlich aber im Französischen, dass, wenn ein substantivischer Satztheil rhetorisch hervorgehoben werden soll, derselbe dem Satze absolut vorangestellt und dann innerhalb des Satzes durch ein Personalpronomen auf ihn zurückgedeutet wird (*ton ami*, *je l'ai vu*), oder dass das rhetorisch betonte Substantiv zum Prädikate eines eigenen deiktischen Satzes gemacht wird (*c'est ton ami que j'ai vu*). — Die Stellung des adjectivischen Attributs zu seinem Nomen

ist vielfach schwankend, im Allgemeinen aber ist die im Lateinischen übliche und logisch begründete Nachstellung beibehalten worden.

t) Da der Gebrauch der lateinischen Fragepartikeln *num*, *nonne*, *-ne* etc. im Romanischen völlig aufgegeben worden ist, so kann die direkte Frage entweder lediglich durch den Ton (was selbstverständlich nur in mündlicher Rede möglich) oder durch Ton und Wortstellung zum Ausdruck gelangen. Das Prädikat tritt also dem Subjekte voran. Durchkreuzt wird jedoch diese Inversionstendenz, namentlich im Französischen, durch die noch mächtigere Tendenz nach logischer Wortstellung, und in Folge dessen wird häufig das Nomen, welches den Schwerpunkt der Frage bildet, emphatisch ausserhalb des Satzes gestellt, namentlich wenn das Prädikat eine analytische Wortform ist oder ein Objekt bei sich hat u. dgl.

u) Das Romanische gestattet der parataktischen Verbindung der Hauptsätze einen grösseren Spielraum, als das Schriftlatein; freilich aber findet in Bezug hierauf zwischen den Schriftsprach- und den Volkssprachformen des Romanischen eine sehr erhebliche Differenz statt. Auch ist das Verhältniss zwischen Parataxe und Hypotaxe in den verschiedenen Zeitperioden des Romanischen ein verschiedenes, vgl. unten § 5.

v) Das logische Abhängigkeitsverhältniss des Nebensatzes zum Hauptsatze findet im Romanischen ungleich weniger scharfen Ausdruck, als im Schriftlatein. Asyndetische Aneinanderreihung ist nicht selten. Die verbundene Form der Periode ist allerdings weitaus die Regel, aber die Verbindung ist in vielen Fällen eine rein äusserliche, d. h. nur durch die Conjunction bewirkte, während sie im Lateinischen auch eine innerliche war.

w) Mit der theilweisen Auflösung der im Schriftlatein durchgeführten inneren Verbindung zwischen Haupt- und Nebensatz hängt zusammen die sehr erhebliche Einschränkung, welche die Gebrauchssphäre des Conjunctivs im Romanischen erfahren hat; namentlich ist zu bemerken die Verdrängung des Conjunctivs aus dem Consecutivsatze, aus der indirekten Rede und der indirekten Frage. Beachtenswerth ist auch die Abneigung des Romanischen gegen den Gebrauch des Conjunctivs in Hauptsätzen, wodurch veranlasst wird, dass man

Hauptsätzen idealen Inhaltes (Wunschsätze u. dgl.) gern die Form von Nebensätzen giebt.

x) Die lat. *consecutio temporum* hat im Romanischen wesentliche Modificationen erfahren, theils weil, wie bemerkt, der Gebrauch des Conjunctivs eingeschränkt worden ist und statt seiner indicativische Tempora verwandt werden, theils weil mehrfache Bedeutungsverschiebungen der Tempora stattgefunden haben, theils endlich, weil das Romanische mit wenigen Ausnahmen einen Conjunctiv des Futurs selbst auf analytischem Wege nicht zu bilden vermag und ihn folglich durch denjenigen des Präsens ersetzen muss.

y) Die Construction des Accusativs cum Infinitivo, d. h. die engste Verbindung des Nebensatzes mit dem Hauptsatze (die Einverleibung des ersteren in den letzteren), ist im Romanischen — abgesehen von den Fällen gelehrter Nachbildung — sehr beträchtlich eingeschränkt worden.

z) Die absoluten Participialconstructionen des Lateins werden in den romanischen Schriftsprachen in weitem Umfange nachgeahmt, und es werden überdies auch solche gebildet, für welche nicht das Latein, sondern das über active Participien Präteriti verfügende Griechische das Vorbild abgegeben hat. Die romanischen Volkssprachen dagegen sind sparsam in der Anwendung derartiger Constructionen.

§ 5. Bemerkung über die Geschichte der romanischen Syntax. Für die Syntax aller derjenigen romanischen Sprachen, welche im hervorragenden Sinne Litteratursprachen sind, ist das Emporkommen der Renaissancebildung von einschneidender Bedeutung gewesen, indem durch dasselbe eine Anlehnung und Annäherung an die schriftlateinische Syntax veranlasst wurde.

So gliedert sich die Geschichte der romanischen Syntax in zwei Hauptperioden, zwischen denen die zeitliche Grenze freilich weder leicht noch für alle Sprachen auf gleiche Weise zu ziehen ist.

In der ersten Periode zeigt der Satz- und Periodenbau noch eine grosse Unbeholfenheit, theilweise auch Schwerfälligkeit, lässt vielfach erkennen, wie die Schriftsteller sich tastend und unsicher bald in diesen bald in jenen Constructionen versuchen. Die parataktische Satzverbindung besitzt noch eine

weite Ausdehnung, da die Schreibenden in Folge ihrer mangelhaften logischen Bildung sich des logischen Abhängigkeitsverhältnisses des Nebensatzes vom Hauptsatze oft sei es gar nicht, sei es nur unvollkommen bewusst werden oder doch die sprachliche Form dafür nicht zu finden vermögen. Auch die asyndetische Anreihung des Nebensatzes an den Hauptsatz ist noch häufig. Neben allen diesen Mängeln fehlen aber auch die Vorzüge nicht, die zum Theil die Folge eben der Mängel sind. Gerade durch seine Ungelenkheit und Regellosigkeit erhält dieser alte Satz- und Periodenbau oft den wohlthuenden Charakter natürlicher Frische und selbst Anmuth, es weht in ihm vielfach der erquickende Hauch naiver Treuherzigkeit und Gemüthlichkeit, und dem Schriftsteller ist volle Freiheit gegeben, die Subjektivität seines Empfindens zum unbehinderten Ausdruck zu bringen. Die Eigenart der alten Syntax tritt übrigens, wie leicht erklärlich, in allen ihren Licht- und Schattenseiten am schärfsten in Prosawerken hervor, denn in den Dichtungen wird durch die Structur des Verses, namentlich durch Versschluss und Cäsur, grössere Concinnität und Geschlossenheit des Satzbaues erleichtert und sogar aufgenöthigt.

In der zweiten Hauptperiode wirkt der mächtige Einfluss der klassisch lateinischen Stylmuster. Mit Bewusstsein werden diese von den humanistisch gebildeten Schriftstellern — humanistische Bildung wird aber mehr und mehr unerlässliche Eigenschaft der Schriftsteller — nachgeahmt. In Folge dessen wird der Satz- und Periodenbau nach und nach logisch strenger und grammatisch geregelter, und es wird ein bis dahin fehlendes rhetorisches Element in ihn hineingetragen. Oft wird die Nachahmung sogar übertrieben: es werden dem Romanischen Constructionen aufgenöthigt, welche seinem Sprachgeiste zuwiderlaufen, so ausgedehnte Accusative cum Infinitivo, kühne absolute Participialien, die Verbindung der Perioden durch Relative u. dgl. Selbstverständlich gelten die gemachten Bemerkungen für die verschiedenen Sprachen in sehr verschiedenem Masse. Latinismen der Satzconstruction finden sich im weitesten Umfange in der italienischen Renaissanceprosa. Die logische Zuspitzung der Syntax dagegen und die rhetorische Tendenz sind am consequentesten im Neufranzösischen durchgeführt worden, so dass in Folge dessen diese Sprache

syntaktisch sich dem Schriftlatein am meisten genähert hat, wenn auch freilich andrerseits ihre Gebundenheit hinsichtlich der Wortstellung einen tiefgreifenden Unterschied vom Schriftlatein begründet. In Bezug auf das rhetorische Element ist auch das Spanische dem Schriftlatein wieder sehr nahe gekommen. Im Allgemeinen ist in der modernen romanischen Syntax der Subjektivität des Schriftstellers ein geringerer Spielraum gelassen, als dies in der alten der Fall war. Regel und Convention beherrschen in weitgehendem Grade den syntaktischen Ausdruck, und an sich noch so berechtigte Abweichungen von der als massgebend betrachteten Tradition werden als Solöcismen angesehen. Die verhältnissmässig grösste Freiheit in syntaktischen Fügungen dürfte das Italienische sich bewahrt haben und damit auch die grösste Fähigkeit, den Styl nach der Subjektivität des Schriftstellers variiren zu lassen.

Selbstverständlich hat die romanische Syntax auch hinsichtlich anderer Punkte, als die angedeuteten es sind, sich entwickelt. Es ist aber kaum möglich, Näheres hierüber zu bemerken, da die verschiedenen Sprachen theilweise sehr verschiedene Wege gewandelt sind (man denke z. B. daran, dass nur gewisse Sprachen die syntaktisch wichtige Combination des Partitivsubstantives [s. oben S. 287] ausgebildet haben, dass die Bildung der analytischen Tempora der reflexiven Verba variirt, dass hinsichtlich des Gebrauchs des sogenannten Conditionals Differenzen bestehen etc.). Vgl. auch § 6.

§ 6. Probleme der romanischen Syntax. Nicht bloss die vergleichende Syntax der romanischen Sprachen, sondern auch die Syntax der Einzelsprachen ist ein bis jetzt von der wissenschaftlichen Untersuchung sehr vernachlässigtes Gebiet. Das Beste darüber ist immer noch in Diez' Grammatik Bd. III zu finden. Unter den Einzelsprachen ist das Französische hinsichtlich der Syntax verhältnissmässig noch am eingehendsten behandelt worden. Aber da die Behandlung doch vorwiegend immer nur praktische Tendenzen verfolgte, so bleibt wissenschaftlich noch Vieles, ja eigentlich noch Alles zu thun übrig, jedenfalls ist hier dankbarer Arbeitsstoff in reicher Fülle vorhanden. Wünschenswerth wären namentlich auch statistische Untersuchungen über syntaktische Verhältnisse, z. B. über das gegenseitige Zahlenverhältniss der Haupt- und Neben-

sätze in bestimmten Litteraturwerken, bzw. bei bestimmten Schriftstellern, über das numerische Vorkommen der einzelnen Satzverbindungsarten, der absoluten Participialconstructionen u. dgl.; ferner genaue Untersuchungen über das allmähliche Emporkommen und Beliebtwerden, bzw. über das Abkommen und Schwinden bestimmter Constructionen (z. B. der französischen Frageconstruction, der deiktischen Hervorhebung durch *c'est*, der relativen Periodenverbindung u. dgl.). Erst auf Grund derartiger Untersuchungen wird sich die klare Erkenntniss der Gesammtentwickelung sowohl der einzelsprachlichen als auch später der allgemein romanischen Syntax und damit ein höchst wichtiger Einblick in das ganze Sprach- und Geistesleben der Romanen gewinnen lassen.

Noch auf einen Punkt möge aufmerksam gemacht werden. Die Syntax ist nächst dem Wortschatze dasjenige Sprachgebiet, welches fremdsprachlichem Einflusse am zugänglichsten ist. Wie die Berührung mit dem Schriftlatein auf die romanische Syntax umgestaltend eingewirkt hat, wurde bereits oben angedeutet. Es ist aber die Annahme berechtigt, dass auch andere Sprachen die syntaktische Entwickelung des Romanischen beeinflusst haben. Vor allem ist an das Germanische zu denken. Möglich, dass dieses in weit grösserem Umfange, als man gemeinhin annimmt, auf die Structur des romanischen Satzes, besonders aber des altfranzösischen Satzes eingewirkt hat. Es dürfte gestattet sein, zu glauben, dass die Ungezwungenheit und, um so zu sagen, die Gemüthlichkeit des altfranzösischen Satzbaues auf dem Einflusse des Germanischen, auf der Mischung des römisch-gallischen Volksthumes mit dem fränkischen etc. beruht, und dass diese Eigenschaften später zum Theil eben deshalb schwanden und der logisch-rhetorischen Tendenz wichen, weil das germanische Element in der französischen Nationalität mehr und mehr von dem neu erstarkenden romanischen resorbirt wurde und in Folge dessen die bis dahin ein Mischvolk darstellenden Franzosen zu Vollromanen sich umwandelten. Auch andere Fragen dürften erlaubt sein, z. B. ob die Entwickelung des sogenannten Artikels im Romanischen eine völlig selbständige Schöpfung des romanischen Sprachgeistes ist oder ob sie nicht in Beziehung steht mit der ungefähr gleichzeitigen Entwickelung des Artikels im

Germanischen; ob die Vorliebe des Romanischen für die Satzverbindung durch *que*, *che*, das doch zumeist wohl lat. *quod* entspricht, einen Zusammenhang hat mit der Vorliebe des Germanischen (wenigstens des Deutschen und Englischen) für die Satzverbindung mit »das[s]«, etc. etc. Für das Spanische wäre die etwaige syntaktische Einwirkung des Arabischen zu untersuchen, für das Rumänische die jedenfalls sehr enge syntaktische Beziehung zu dem Slavischen, vielleicht auch zu dem Albanesischen und Neugriechischen etc.

Die Reihe der zu lösenden Aufgaben ist übrigens mit diesen Andeutungen keineswegs erschöpft, es liesse sich vielmehr noch gar manches Andere anführen. So z. B. Folgendes: die romanischen Sprachen haben sich in ausgedehntem Masse syntaktisch gegenseitig beeinflusst, es hat in der Renaissanceperiode das Italienische, etwas später daneben auch das Spanische, vom Ausgange des 17. Jahrhunderts ab und namentlich während des ganzen 18. Jahrhunderts das Französische eine Art von syntaktischer Hegemonie über die verschwisterten Nachbarsprachen ausgeübt; in der Gegenwart ist zum Theil noch der französische Einfluss bedeutend und hat sich namentlich auch auf das Rumänische ausgedehnt; das, wenn auch in kleinen Verhältnissen, aufblühende rätoromanische Schriftenthum lehnt sich syntaktisch an das Italienische an etc. Alle diese Wechselbeziehungen bieten der wissenschaftlichen Beobachtung und Untersuchung ein ebenso dankbares wie freilich auch schwieriges Objekt dar. Interessant würde es endlich auch sein, die Neugestaltung der Syntax in der aufblühenden jungprovenzalischen und jungkatalanischen Litteratur zu verfolgen.

Zweites Kapitel.

Die Stylistik.

§ 1. Der Begriff des Styles und der Stylistik.

1. Unter »Styl« versteht man im philologischen Sinne die sprachliche Form eines Litteraturwerkes, insofern durch dieselbe eine ästhetische Wirkung hervorgebracht und eine Ge-

müthsstimmung erzeugt oder doch angeregt wird. Aus dem, was in Theil I, Kap. 4, § 7 (S. 75) über die Form der Litteraturwerke bemerkt worden ist, ergiebt sich, dass nur in Bezug auf Litteraturwerke mit künstlerischer Composition, d. i. Werke der redenden Kunst, von Styl gesprochen werden kann.

2. Die »Stylistik« ist die Theorie, die Lehre vom Style; sie hat zu untersuchen und darzulegen, durch Anwendung welcher sprachlichen Mittel (Factoren) die stylistische Form eines Litteraturwerkes entsteht und welcher Art diese stylistische Form ist.

3. Die Stylistik berührt sich mit sämmtlichen Disciplinen der Grammatik (vgl. unten § 2), fällt aber mit keiner derselben zusammen, sondern schreitet über jede derselben hinaus; sie bildet demnach auch keinen Bestandtheil der Grammatik, sondern nimmt zwischen dieser und der Aesthetik eine Mittelstellung ein. Gerechtfertigt wäre es auch, die (sprachliche) Stylistik als diejenige Disciplin der Aesthetik zu betrachten, deren Objekt die Form der Rede ist; Stylistik würde demnach sein: die Aesthetik der Rede. Vgl. auch unten § 3, Nr. 6.

4. Die Begriffe »Styl« und »Stylistik« beziehen sich in ihrem weiteren Sinne auch auf die Werke der bildenden Kunst.

§ 2. Die Factoren (Mittel) des sprachlichen Styles. Alle sprachlichen Mittel können, wie überhaupt zur Bildung der Rede, so auch zur Bildung des Styles der Rede verwerthet werden, nämlich:

a) Die Laute. Durch Anwendung, namentlich durch Häufung, bestimmter Laute lassen sich bestimmte stylistische Effecte erzielen, z. B. die Häufung dunkler Vocale (besonders des *u*) erzeugt die Vorstellung des Düsteren, Unheimlichen und Grausigen, die Häufung heller Vocale dagegen bringt unter Umständen eine aufheiternde, erhebende, befreiende Wirkung hervor, die Häufung des *l* regt die Vorstellung des Dahingleitens u. dgl., die Häufung des *r* diejenige des Rasselns u. dgl. an, u. s. w. So wenig auch im Allgemeinen der Laut, bzw. der Lautcomplex eine innere Beziehung zu dem Begriffe hat, dessen Träger er ist, so kann doch in verein-

zelten Fällen ein Begriff, bzw. eine Begriffsreihe, welche(r) auf physische Erscheinungen sich bezieht, durch Laute geradezu versinnlicht, klangmalerisch dargestellt werden (Laut- oder Klangmalerei, Onomatopoietie), man denke z. B. an den bekannten homerischen Vers Od. XI 498: (αὖτις·) ἔπειτα πέδονδε κυλίνδετο λᾶας ἀναιδής = »hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor«, wo durch die Laute, freilich unter Mitwirkung des gleichsam hüpfenden Metrums, das Rollen des Steines versinnlicht wird. Beispiele trefflicher Klangmalereien bieten z. B. Bürger's »Leonore«, Goethe's »Fischer«, V. Hugo's »les Djinns«, Coleridge's »the ancient Mariner«, A. Poe's »the Raven« u. a. Gedichte. Eine allerdings vorwiegend rhythmische, unter Umständen aber zugleich auch stylistische Verwerthung finden die Laute in der Allitteration, in der Assonanz, im Reime.

b) Die Worte. In Bezug auf die Worte ist eine dreifache Verwerthung für den Styl möglich, nämlich: α) Die Wortwahl. Die Verschiedenartigkeit der Elemente, aus denen der Wortschatz einer Sprache, namentlich einer höher entwickelten Sprache, sich zusammensetzt, gestattet dem Schriftsteller sehr verschiedenartige und sehr verschiedenartig wirkende Combinationen. Den Grundstock der Rede bildet allerdings in Sprachen, welche eine Schriftsprachform besitzen, die Masse der dieser letzteren angehörigen allgemein üblichen Worte, damit können aber gemischt werden veraltete Worte (Archaismen), neugebildete Worte (Neologismen), der Sprache des Alltagslebens angehörige Worte (Vulgarismen), der feierlichen (gottesdienstlichen etc.) Sprache angehörige Worte (Solemnismen), dialektische Worte (Dialektismen, bzw. Provinzialismen), Fremdworte (welche, wenn sie in grosser Masse und unter dem Sprachgeiste widerstrebender Beibehaltung ihrer vollen fremden Form auftreten, als »Barbarismen« bezeichnet werden). β) Der Wortgebrauch. Ein Wort kann in seinem eigentlichen und in einem übertragenen (tropischen) Sinne gebraucht werden. Die tropischen Gebrauchsweisen können wieder sehr verschiedenartige sein: 1) Die Metonymie: der Raum wird genannt statt dessen, was sich in ihm befindet, z. B. Land statt Volk; der Stoff statt dessen, was aus ihm verfertigt ist, z. B. Eisen statt Schwert; die Ursache statt der

Wirkung und umgekehrt, z. B. Feuer statt Gluth, Schatten statt Bäume; das Zeichen statt des Bezeichneten, z. B. Lorbeer statt Sieg, Oelzweig statt Frieden; 2) die Annomination (das Wortspiel): völlig oder annähernd gleichlautende Worte verschiedener Bedeutung werden in enge Verbindung mit einander gesetzt (zahlreiche Beispiele findet man u. A. in der Capucinerpredigt in »Wallensteins Lager«); 3) die Synekdoche: der Theil wird für das Ganze oder das Ganze für den Theil gesetzt, z. B. Kiel statt Schiff, Rüstung statt Panzer; hierher gehört auch die Setzung der Gattung statt der Art (z. B. Sterbliche statt Menschen) und des Individuums statt der Art (z. B. Mäcen statt Kunstfreund); 4) die Metapher (abgekürzte Vergleichung): statt des abstrakten, bzw. eigentlichen Begriffes tritt ein sinnlicher, bzw. uneigentlicher ein, z. B. Winter des Lebens statt Alter, Ross des Meeres statt Schiff.

Im Zusammenhange mit dem tropischen Wortgebrauche steht die Verschiebung der ganzen durch ein Wort angeregten Vorstellung aus ihrer eigentlichen in eine andere Gedankensphäre; hierher gehören folgende Tropen, welche weit über ein einzelnes Wort hinausgreifen und über einen ganzen Satz, über eine Periode, ja über ein ganzes Litteraturwerk sich erstrecken können: 1) Die Personification: einem leblosen Wesen werden die Eigenschaften und Handlungen eines lebenden beigelegt, z. B. wenn man den Sturmwind heulen, wüthen, zürnen etc. lässt, wenn Virgil von der Fama sagt: »crescit eundo« u. dgl.; 2) die Hyperbel: eine Vorstellung wird über die Wahrheit hinaus übertrieben, z. B. wenn in Mährchen Riesen von ganz unmöglichen Proportionen geschildert werden (eine Hyperbel ist aber auch schon der Gebrauch des sogenannten Pluralis majestaticus); 3) die Litotes: eine Vorstellung wird unter das ihr zukommende Msss herabgesetzt, z. B. wenn das Leben eine Spanne Zeit genannt wird; 4) der Euphemismus: zum Ausdruck unheimlicher oder furchtbarer Begriffe werden statt der eigentlichen Worte solche milderer, zuweilen selbst entgegengesetzter (also freundlicher) Bedeutung gebraucht, z. B. ewiger Schlummer für Tod, Eumeniden für Erinnyen (hierher gehört such die beliebte Umgestaltung von Fluchworten zu harmlos drolligen Lautcomplexen, wie *diantre* statt *diable*, *morbleu* statt *mort Dieu*). — Einer besonders weiten Ausdehnung sind fähig die Tropen der Ironie und der Allegorie. Die erstere besteht in der scheinbaren Aussprache des Gegentheiles dessen, was in Wirklichkeit ausgesprochen wird (z. B. kann ein scheinbares Lob in Wirklichkeit als Tadel zu verstehen sein). Die Allegorie lässt sich bezeichnen als die Verbildlichung einer ganzen Vorstellungsreihe, als die consequente Festhaltung und Durchführung eines Bildes: es wird zunächst für den Hauptbegriff der betreffenden Gedankenreihe ein

bildlicher Ausdruck gebraucht (z. B. Tugend = Blume) und diesem Bilde entsprechend werden alle auf den Hauptbegriff bezüglichen Begriffe ebenfalls verbildlicht, wobei der Verfasser der allegorischen Rede die Deutung der Bilderreihe seinem Hörer, bzw. Leser überlässt; mit der Allegorie verbindet sich gern die Personification, namentlich abstrakter Begriffe. — Combinirte Tropen sind die Vergleichung und das Gleichniss. In der Vergleichung werden zwei Begriffe derartig mit einander verbunden, dass der eine den andern versinnlicht oder doch verdeutlicht. Das Gleichniss ist eine in Satzform ausgeführte Vergleichung.

c) Die Wortformen. Auch die Wortformen, bzw. die Wortformumschreibungen können, wenngleich nur in beschränktem Umfange, in zweifacher Weise stylistisch verwerthet werden. α) Wahl der Wortformen. Aehnlich wie im Wortschatze, stehen auch im Wortformenschatze einer Sprache veraltete und neue, allgemein übliche und seltene, vulgäre und nicht vulgäre, dialektische und gemeinsprachliche Bildungen neben einander, so dass der Schriftsteller, je nach der Wahl, die er unter ihnen trifft, eine besondere stylistische Wirkung zu erreichen vermag. β) Gebrauch der Wortformen. Gewisse Wortformen können stylistisch wirksam für andere eintreten, so z. B. der Infinitiv (us historicus) für das Verbum finitum, das Präsens für das historische Präteritum etc.

d) Die Wortcomplexe (Composita, Juxtaposita). Von grosser Bedeutung für den Styl ist die Anwendung der Wortcomplexe, indem dadurch zugleich Kürze als auch lebendige Anschaulichkeit des Ausdrucks erreicht werden kann.

e) Die Structur des Satzes. Für Erreichung stylistischer Wirkung kommen in Betracht: α) der Umfang des Satzes; β) die Vollständigkeit des Satzes; unter Umständen kann die logische Unvollständigkeit des Satzes, welche in der Auslassung (Ellipse) logisch geforderter Satztheile oder in dem völligen Abbrechen des erst begonnenen Satzes (Aposiopese) begründet ist, stylistisch wirksam sein; γ) die Unterbrechung des Satzes durch Einschaltung eines anderen (Parenthese); δ) die Stellung der Satztheile, bzw. die Abweichung von der gewöhnlichen, bzw. logischen Wortstellung (Inversion); ε) die Redeform des Satzes (Aussage, Frage, Ausruf); ζ) die Häufung gleichartiger Satztheile, z. B. der Subjekte oder der Objekte, durch Aneinanderreihung von Synonymen oder von

sonstigen in begriffliche Beziehungen zu einander gebrachten Worten; mit solcher Aneinanderreihung verbindet sich häufig die Steigerung (Gradation, Klimax) der betreffenden Vorstellung; η) die nachdrucksvolle Heraushebung einzelner Satztheile aus dem Satze (franz. *c'est* . . . *que* u. dgl.); ϑ) die Nichtverbindung (Asyndese), bzw. die durchgeführte Verbindung (Polysyndese) mehrerer coordinirter gleichartiger Satztheile, z. B. mehrerer substantivischer Objekte; ι) die Determinirung eines substantivischen Satztheiles durch ein logisch nicht erforderliches, sondern nur der Anschaulichkeit dienendes Attribut (Epitheton ornans; steht das Epitheton ornans in scheinbarem logischen Widerspruch zu seinem Substantiv, so bildet es mit diesem ein Oxymoron, z. B. »schmerzlichster Genuss«); $\varkappa$) die Determinirung des Prädikates durch Adverbien und adverbiale Bestimmungen.

f) Die Structur der Satzreihe (= Verbindung gleichartiger Sätze). In stylistischer Hinsicht kommen hier in Betracht: α) der Umfang der gesammten Satzreihe und das Umfangsverhältniss ihrer einzelnen Sätze zu einander; β) die Nichtverbindung (Asyndese), bzw. die durchgeführte Verbindung (Polysyndese) der einzelnen coordinirten Sätze; γ) die Structur (vgl. e)) der einzelnen coordinirten Sätze; δ) die Wiederholung bestimmter Worte an bestimmten Stellen (namentlich am Anfang oder Schluss) der einzelnen coordinirten Sätze (Anaphora, Epiphora); ε) der begriffliche Inhalt der einzelnen coordinirten Sätze, insofern derselbe, wenn er ein gleichartiger ist, einen Parallelismus oder eine Steigerung des Gedankens, wenn er aber ein ungleichartiger ist, eine scharfe Gegenüberstellung je zweier Gedanken (Antithese) ergeben kann.

g) Die Structur des Satzgefüges oder der Periode (= Verbindung ungleichartiger Sätze). In stylistischer Hinsicht kommen hier in Betracht: α) der Umfang der gesammten Periode und das Umfangsverhältniss ihrer einzelnen Glieder (Sätze) zu einander; β) die Art der Verbindung des Nebensatz(complex)es mit dem Hauptsatze, vgl. oben S. 278; γ) die Structur der einzelnen verbundenen Sätze; δ) die Wiederholung bestimmter Worte in den verbundenen Sätzen, bzw. an bestimmten Stellen derselben; ε) die Anwen-

dung absoluter oder infinitivischer Constructionen statt ausgeführter Nebensätze; ζ) das begriffliche Verhältniss der verbundenen Sätze zu einander.

Bemerkung zu e) f) g). Wie früher (S. 280) bemerkt worden ist, sind unlogische syntaktische Constructionen möglich; unter Umständen können solche für stylistische Zwecke sich wirksam erweisen, so namentlich das Zeugma (ein Verbum ist mit mehreren substantivischen Subjekten oder Objekten verbunden, während es logisch nur mit einem derselben verbunden sein könnte), das Anakoluth (Uebergang aus einer Satz-, bzw. Periodenconstruction in eine andere), das Hysteronproteron (ein Satz, der logisch einem andern nachfolgen müsste, wird diesem vorangestellt) etc.

h) Zu den Factoren des Styles gehört endlich noch die Verbindung der einzelnen Satzreihen und Satzgefüge mit einander. Dieselbe kann aber nur in beschränktem Masse durch sprachliche Mittel (Anwendung von relativen und demonstrativen Pronominibus, von vor- oder zurückdeutenden Adverbien u. dgl.) erreicht, sondern muss im Wesentlichen lediglich durch den begrifflichen Zusammenhang hergestellt werden. In dieser Beziehung wird also der Styl zumeist bedingt durch die stoffliche Disposition, diese aber wieder durch die Beschaffenheit des Stoffes.

§ 3. Die Gattungen, Arten und Nuancen des Styles.

1. Der Grundcharakter des Styles eines Litteraturwerkes hängt ab erstlich von der Tendenz, welche dieses Litteraturwerk verfolgt — ob es überzeugen oder die Phantasie anregen oder eine Gemüthsempfindung erwecken oder auch nur ergötzen oder endlich nur Wissens- oder Anschauungsstoff überliefern will —, und sodann von der Individualität des betreffenden Schriftstellers, in Sonderheit von der grösseren oder geringeren künstlerischen Begabung desselben. Da nun die Tendenzen, welche litterarischen Ausdruck finden, sehr verschiedenartig und überdies oft auch sehr complicirt sind und da ferner zwischen den verschiedenen Schriftstellerindividualitäten (selbst schon zwischen den einem Volke und einem Zeitraum angehörigen) die mannigfachsten und vielseitigsten Differenzen bestehen, so folgt daraus, dass die Zahl der möglichen Gattungen, Arten und Nuancen des Styles nicht etwa bloss eine sehr grosse, sondern dass sie geradezu eine unendliche ist.

2. Die Schwierigkeit einer bestimmten Classification der

möglichen oder auch nur der innerhalb einer Litteratur vorkommenden Stylgattungen, -arten und -nuancen ist, wie sich aus dem in Nr. 1 Erörterten ergiebt, eine sehr erhebliche; gesteigert wird sie noch dadurch, dass fast immer der in einem Litteraturwerke, namentlich grösseren Umfanges, zur Anwendung kommende Styl ein ungleichartiger und also kein einheitlicher ist, da das Fortschreiten der Rede von einem Gegenstande zum andern in der Regel auch eine stetig wechselnde Nuancirung des Styles nothwendig macht. Dazu kommt, dass bei dem Abfassen eines Litteraturwerkes, und namentlich wieder eines unfangreicheren, die gemüthliche Disposition des Schriftstellers nicht immer die gleiche ist, sondern manchen Wechselungen unterliegt, welche wieder eine, und zwar nicht in dem Stoffe begründete, wechselnde Nuancirung des Styles zur Folge haben. Es ist demnach selbst schon schwierig, den Stylcharacter auch nur eines Litteraturwerkes genau zu bestimmen, denn den Gesammteindruck allein massgebend zu sein lassen, kann höchstens als praktischer Nothbehelf, nicht aber als wissenschaftliche Norm gelten.

3. Ein Litteraturwerk wendet sich entweder vorwiegend an den Verstand oder vorwiegend an das Gefühl oder vorwiegend an die Phantasie. Daraus ergeben sich drei Hauptgattungen des Styles, welche sich etwa als logischer, pathetischer und plastischer Styl bezeichnen lassen. Der erstgenannte findet vorwiegend in wissenschaftlichen Werken (künstlerischer Composition), zu denen auch die Reden zu zählen sind, Verwendung; die beiden letzteren geben den lyrischen und epischen Werken der Poesie, gleichviel ob sie in ungebundener oder rhythmischer Form abgefasst sind, ihren eigenthümlichen Sprachcharacter, und zwar herrscht der pathetische Styl in der Lyrik, der plastische in der Epik vor. Im Drama gelangen entweder alle drei Hauptgattungen in durchschnittlich ungefähr gleichem Masse zur Anwendung, oder es entbehrt die Sprache desselben, wenn sie die Sprache des Alltagslebens ist (wie im gewöhnlichen Lustspiele), der eigentlich stylistischen Form und ist höchstens syntaktisch und phraseologisch charakterisirt. — Von einem besondern »Briefstyl« zu sprechen, dürfte unstatthaft sein, denn für die Abfassung des gewöhnlichen Briefes, der selbstverständlich nicht dem Kreise der

Werke künstlerischer Composition angehört, ist lediglich die Phraseologie (vgl. unten Kap. 3, § 1) massgebend; der höhere Tendenzen (etwa die Aussprache einer politischen Meinung) verfolgende Brief aber ist nur eine schriftlich fixirte Rede und erfordert als solche den logischen Styl.

4. Jede der drei Hauptgattungen des Styles gliedert sich in verschiedene Arten, deren jede wieder unzähliger Nuancirungen fähig ist (s. oben Nr. 2). Beispielsweise wird innerhalb des logischen Styles namentlich ein erzählender und ein beschreibender zu unterscheiden sein; der pathetische Styl variirt nach dem Affekte, von welchem der Schriftsteller beherrscht ist, bzw. welchen er bei seinen Hörern oder Lesern zu erregen sich bemüht; die Verschiedenheit des plastischen Styles wird bedingt durch die Verschiedenheit der Objekte, nach deren Veranschaulichung der Schriftsteller strebt. Näher hierauf einzugehen, kann nicht Aufgabe der Encyklopädie sein. Nur darauf werde hingewiesen, dass eine wesentliche Styldifferenz auch dadurch bedingt wird, ob ein Litteraturwerk *für* den mündlichen Vortrag oder für die Lecture bestimmt ist. Der mündliche Vortrag duldet nicht nur, sondern erfordert geradezu eine etwas lockerere und bequemere stylistische Form, als ein Werk sie verträgt, das nur mit den Augen appercipirt wird. Darin ist es mit begründet, dass einerseits selbst sehr gut stylisirte, aber eben für das Gelesenwerden berechnete Werke sehr verlieren, wenn sie recitirt werden, und dass andrerseits etwa eine Rede, welche, als sie gesprochen wurde, die Hörer sehr befriedigte, doch leicht breit und matt erscheint, wenn sie gedruckt gelesen wird. Es ist dies ein Moment, welches bei der ästhetischen Beurtheilung gewisser Kategorien von Litteraturwerken (Reden, Dramen, sangbare Lieder etc.) sehr berücksichtigt werden muss.

5. Der logische Styl bedient sich vorwiegend syntaktischer Mittel (Wortstellung etc.), während der pathetische und der plastische Styl die Tropen in ausgedehntem Masse verwenden. Darin ist die weitere Thatsache enthalten, dass die syntaktischen Stylmittel vorwiegend in Prosa zur Wirkung gelangen: in Werken gebundener Form begünstigt die rhythmische Festigkeit des Verses, des Couplets, der Strophe etc. die Einfachheit der Structur der Sätze und Perioden.

6. Die Stylistik berührt sich eng mit der Rhetorik (Lehre von der Composition der Reden) und mit der Poetik (Lehre von der Composition der Dichtungswerke).

7. Die Stylistik bewegt sich im Wesentlichen noch in den Formen, welche ihr von den griechischen und namentlich von den lateinischen Theoretikern (Aristoteles, Cicero, Quintilian u. A.) gegeben worden sind. Von der neueren Wissenschaft ist die Theorie des Styles leider bis jetzt sehr vernachlässigt worden, es ist aber eine Revision derselben dringend wünschenswerth, und namentlich ist eine neue Untersuchung und Eintheilung der Tropen geradezu ein Bedürfniss.

Die vorhandenen Lehrbücher der Stylistik behandeln den Stoff sämmtlich in Bezug auf nur eine bestimmte Sprache (Latein, Deutsch etc.). Als beste Grundlage des Studiums kann C. F. Nägelsbach, Lateinische Stylistik für Deutsche. 6. Ausg. besorgt von Iw. Müller. Nürnberg 1876 gelten. — W. Wackernagel's viel verbreitetes Buch: Poetik, Rhetorik und Stylistik. Akademische Vorlesungen, herausgeg. von L. Sieber. Halle 1873 enthält viel werthvolles Material, aber die logische Sichtung und Anordnung desselben ist sehr mangelhaft. Ferner: G. Gerber, Die Sprache als Kunst. Bromberg 1871/73. 2 Bde. — F. Brinckmann, Die Metaphern. Bonn 1878. Bd. I. Neuphilologen ist zur Orientirung zu empfehlen: R. Wilcke, Der französische Aufsatz. Hamm 1883.

§ 4. Der Styl im Romanischen.

1. Von einem »romanischen« Style kann in sprachlichem Sinne nicht die Rede sein, denn einerseits wird die Entwickelung des Styles im Wesentlichen nicht durch nationale, sondern durch allgemein menschliche Factoren bedingt und bildet also nicht das Objekt einer Sonderphilologie, ja nicht einmal der Philologie überhaupt, sondern der Aesthetik, andrerseits aber hat jede romanische Einzelsprache ihre besonderen stylistischen Eigenarten und Neigungen, welche eine zusammenfassende Behandlung nicht gestatten. Dazu kommen die Verschiedenheiten des Stylcharakters zwischen den einzelnen Perioden innerhalb jeder einzelsprachlichen Litteratur. Endlich aber macht die Individualität des einzelnen Schriftstellers sich gerade im Style am mächtigsten geltend (»le style, c'est l'homme«) und verleiht jedem Litteraturwerke einen Sondercharakter, der auch eine gesonderte Betrachtung erheischt.

Im Folgenden können also nur aphoristische Andeutungen gegeben werden.

2. In Folge ihres analytischen Baues zeigen die romanischen Sprachen auch in dem Style einen gewissen analytischen Charakter: weil sie eben vielfach Casus durch Präpositionen, Verbalformen durch Verbindungen von Modalverben mit dem Infinitiv oder Particip, einfache Conjunctionen durch complicirte Combinationen ersetzen müssen und weil sie die Fähigkeit zur Bildung von Wortcomplexen (Compositis) nur in geringem Masse besitzen, sind sie zu einer gewissen Umständlichkeit und zergliederten Breite des Ausdruckes genöthigt und können nicht jene markige Kürze, Gedrungenheit und feste Fügung der Rede erreichen, welche dem schriftlateinischen Style eigen ist und welche auch in manchen andern Sprachen (z. B. im Altnordischen) sich findet. Der Romane zerdehnt den Satz und zerdehnt die Periode; freilich aber machen die Tonlosigkeit der Casuspräpositionen und die feste Verbindung der einzelnen Theile der verbalen Umschreibungen, vor Allem aber die Gewöhnung diese Zerdehnung weniger fühlbar.

3. Das (nur im Altfranzösischen und Altprovenzalischen vermiedene) Zusammenfallen des Casus rectus mit dem Casus obliquus nöthigt zwar den Romanen keineswegs, das Subjekt an die Spitze des Satzes zu stellen, lässt ihm aber diese Stellung als die bequemste und natürlichste erscheinen. Dadurch wird eine gewisse Einförmigkeit der Satzstructur bedingt, sowie auch die Neigung begründet, die syntaktische Hervorhebung der vom Nachdruck der Rede getroffenen Worte nicht durch deren einfache Voranstellung, sondern durch Bildung besonderer deiktischer Sätze (z. B. franz. *c'est . . . que*) und ähnliche Mittel zu bewirken, eine Neigung, welche ebenfalls zur Zerdehnung des Ausdruckes beiträgt.

4. Die romanische Litteratur zeigt, ehe sie von dem Einflusse der Renaissance berührt wurde, im Allgemeinen grosse Einfachheit und Naivetät des Styles, der Ausdruck hat etwas Treuherziges und Anheimelndes, so plump er auch oft ist und so sehr sich auch der einzelne Schriftsteller zuweilen in der Wahl der stylistischen Mittel vergreift oder eins derselben bis zum Ueberdruss einseitig gebraucht. Die vor der Renaissance liegenden Litteraturwerke sind überdies vorwiegend Dichtungen (namentlich epische und lyrische Dichtungen), in denen der

Natur der Sache nach für eine grosse Entfaltung der syntaktischen Mittel der Stylistik kein Raum war (vgl. oben § 3, Nr. 5). In dieser älteren Periode zeigt sich die parataktische Satzaneinanderreihung statt der hypotaktischen Satzverbindung noch viel gebraucht, kunstvollere Constructionen, namentlich der indirekten Rede, werden nur selten versucht und noch seltener durchgeführt, die begriffliche Combination der Gedanken entzieht sich häufig den Gesetzen der Logik und erfolgt mehr nur nach gemüthlichem Behagen.

Das Emporkommen der Renaissancebildung dagegen hatte eine Latinisirung des romanischen Styles zur Folge. Die strenge Geschlossenheit und harmonische Rundung des schriftlateinischen Satz- und Periodenbaues suchte man nun auf das Romanische zu übertragen, soweit dies eben möglich war, ja auch über die Grenzen der Möglichkeit hinaus. Die aus dem Latein übernommenen logischen und die rhetorischen Tendenzen des Styles begannen sich nachdrucksvoll geltend zu machen und die frühere Naivetät des Ausdruckes durch bewusste und oft selbst raffinirte Kunst zu verdrängen. Im engen Zusammenhange damit stand das rasch eintretende und sich immer erheblicher steigernde Ueberwiegen der Prosalitteratur, da diese eben der Vorliebe für den logisch zugespitzten und rhetorisch geschmückten Styl einen willkommenen Spielraum gewährte.

Nicht im vollen Umfange vermochte die stylistische Kunst der Romanen auf der Höhe sich zu erhalten, welche sie unter der Einwirkung der Renaissance erstiegen hatte. Culturverhältnisse allgemeiner Art führten ein Sinken des Styles herbei, welches im Grossen und Ganzen bis auf die Gegenwart fortgedauert hat, freilich aber dadurch wesentlich gemildert und weniger fühlbar gemacht wird, dass der moderne Schriftsteller sich durch die Lecture der klassischen Litteraturwerke seines Volkes die äusserliche Routine des Styles ungemein leicht zu erwerben und damit seine Unfähigkeit zu originaler Stylbildung einigermassen zu verdecken vermag. Seit einigen Jahrzehenden findet aber allerdings ein besonders wahrnehmbares Sinken des sprachlichen Styles statt — übrigens nicht bloss im Romanischen, sondern z. B. auch im Deutschen. Zum Theil ist dies auf den Einfluss der politischen Tagespresse zu-

rückzuführen, welche, wenn sie ihrer nächsten Aufgabe genügen will, auf jede künstlerische Pflege des Styles verzichten muss und folglich nur gar zu leicht in Sprachbarbarei verfällt; zum grösseren Theile aber dürfte die Ursache in der traurigen Zerfahrenheit der sogenannten »allgemeinen« Bildung zu suchen sein. In einzelnen Ländern treten noch besondere Gründe hinzu, so begünstigen z. B. in Frankreich politische Verhältnisse das Eindringen des Argot in die Litteratursprache.

5. Selbstverständlich gelten die gemachten allgemeinen Bemerkungen für die einzelnen romanischen Sprachen in sehr verschiedenem Masse und Umfange. Am zutreffendsten dürften sie für das Französische, Spanische und Portugiesische sein. Das Italienische nimmt insofern eine Sonderstellung ein, als seine Litteratur im höheren Sinne des Wortes erst mit der Renaissance anhebt und von Anfang an die Renaissancetendenzen auch stylistisch mit grösster Energie zum Ausdruck bringt. Provenzalisch und Katalanisch hatten seit dem 14., bzw. dem 15. Jahrhundert eine abnorme Entwickelung und verkümmerten in Folge dessen stylistisch, beginnen aber neuerdings sich sichtlich wieder zu heben. Die Litteratur der Rätoromanen und der Rumänen ist noch zu jung, als dass in ihr sich eine originale Stylentwickelung bereits constatiren liesse.

Für die Geschichte des sprachlichen Styles im Romanischen ist noch die Thatsache von Wichtigkeit, dass nach einander das Italienische, das Spanische und das Französische auf die übrigen romanischen Sprachen einen sowohl sprachlich wie litterarisch wichtigen Einfluss ausgeübt hat.

Denkbar ist eine Einwirkung des Englischen und des Deutschen auf den Styl im modernen Französisch etc.; es dürfte indessen eine solche nicht erfolgt sein oder doch höchstens nur in der Entlehnung einiger Bilder aus Shakespeare, Goethe etc. bestehen.

6. Der Styl gehört zu den wesentlichen Eigenschaften eines Litteraturwerkes, er ist demnach aufmerksamer Beachtung und Betrachtung in hohem Masse würdig, ja dieselbe ist unerlässlich, wenn über das betreffende Litteraturwerk ein gerechtes Gesammturtheil abgegeben werden soll. Wie im Allgemeinen, so gilt dies natürlich auch von den Werken der

romanischen Litteraturen, insbesondere aber von den unter dem Einfluss der Renaissance entstandenen, da bei den Verfassern derselben das Streben nach künstlerischer Vollendung des Styles vorausgesetzt werden kann.

Untersuchungen über den Styl der einzelnen romanischen Litteraturwerke, bzw. ganzer Kategorien solcher, sind demnach ebenso berechtigt wie wünschenswerth. Nur kommt es gerade hierbei sehr auf richtige Methode und auf die Festhaltung bestimmter Gesichtspunkte an, weit mehr, als auf die vollständige Zusammenstellung des Materiales, welche bei umfangreichen Litteraturwerken, in denen bestimmte stylistische Erscheinungen (z. B. allgemein übliche Metaphern) natürlich massenhaft sich zu wiederholen pflegen, selbst zwecklos und hindernd, übrigens auch praktisch kaum durchführbar ist. Vor Allem gilt es, herauszufinden, worin die stylistische Eigenart des betreffenden Werkes besteht, durch welche es sich also von andern gleichartigen derselben Litteraturperiode angehörigen unterscheidet. Denn die stylistische Originalität eines Autors lässt sich nur an dem ermessen, was er selbst geschaffen, nicht an dem, was Allgemeingut seiner Zeit war oder was er seinen Vorgängern, insbesondere den Autoren des Alterthums entlehnte. Beispielsweise ist eine Fülle von Bildern und Gleichnissen in einer Dichtung nur eben dann ein Zeugniss für die schöpferische Kraft eines Dichters, wenn dieselben keine Reproduction dessen sind, was Andere vor ihm geschaffen. Am allerwenigsten dürfen völlig in den Alltagssprachgebrauch übergegangene Tropen bei der Beurtheilung des individualen Styles in Frage kommen, zumal solche Tropen, die geradezu unvermeidbar sind, weil ein eigentlicher Ausdruck fehlt oder als zu unbequem nicht gebraucht wird (wenn man z. B. im Deutschen sagt »der Brief geht ab«, so ist dies allerdings eine tropische Redeweise, denn es wird dem Briefe eine Handlung beigelegt, die eigentlich nur ein belebtes Wesen vollziehen kann, gleichwohl aber ist diese Ausdrucksweise, neben welcher nur die umständliche »der Brief wird abgeschickt« möglich ist, so naheliegend, dass sie gar nicht als Tropus empfunden, sondern als ganz selbstverständlich gebraucht wird).

Eine Hauptaufgabe der romanischen Philologie sollte sein,

den Einfluss des Schriftlateins auf den Styl im Romanischen im Einzelnen zu untersuchen. Zu grösserer Bedeutung gelangt derselbe allerdings, wie oben bemerkt, erst mit dem Emporkommen der Renaissance, aber in geringerem Grade ist er schon früher, ja höchst wahrscheinlich von Anfang an wirksam gewesen, und gerade dies verdiente eine eingehendere Untersuchung, welche ihren Ausgangspunkt von den altromanischen Uebersetzungen lateinischer Litteraturwerke (z. B. den altfranzösischen Uebertragungen einzelner Theile der Vulgata) zu nehmen hätte. (Ein derartiger Versuch ist gemacht worden in der Dissertation von GORGES, Ueber Styl und Ausdruck einiger altfranzösischer Prosaübersetzungen. Halle 1882.) Die Aufgabe der Feststellung des stylistischen Einflusses des Schriftlateins, einschliesslich des Kirchenlateins, auf das Romanische ist übrigens der Zerlegung in zahlreiche Einzelaufgaben fähig; es seien einige solcher Themata mit Bezugnahme auf das Französische und Italienische (die Anwendung auf andere Sprachen ergiebt sich ja von selbst) hier angeführt: Der Einfluss der Sprache der Vulgata auf den Styl der altfranzösischen Mysterien — Der Einfluss Virgils und Ovids auf den poetischen Styl PETRARCA's, bzw. BOCCACCIO's — Der Einfluss des Livius auf den Styl MACHIAVELLI's — Der Einfluss des Horaz auf den Styl der französischen Lyrik des 16. und 17. Jahrhunderts — Der Einfluss des Seneca auf den poetischen Styl der französischen Tragiker des 16. und 17. Jahrhunderts — Die Abhängigkeit des Styls der französischen Satiriker des 17. Jahrhunderts von Horaz, Juvenal und Persius. — —

Bei tiefergreifenden Untersuchungen über Stylistik muss stets berücksichtigt werden, dass der sprachliche Styl ganz ebenso, wie der Styl der bildenden Künste, von den allgemeinen Culturverhältnissen, deren Einfluss auch eine geniale Individualität sich nicht zu entziehen vermag, wesentlich mitbedingt wird und dieselben in interessanter Weise wiederspiegelt (es ist z. B. nicht zufällig, dass die straffe Centralisation des französischen Staates und die straffe Regulirung des französischen Styles gleichzeitig erfolgt ist).

Wenn richtig verstanden, so würden sich die Bezeichnungen »romanischer — gothischer — Renaissance- — Rococo- — Barock- — Zopfstyl« auch auf den sprachlichen Styl sehr füg-

lich und nutzbringend anwenden lassen; möglich, dass durch eine solche Uebertragung die sprachliche Styllehre erst die richtige Beleuchtung und Entwickelungsfähigkeit erhalten würde.

Drittes Kapitel.

Die Phraseologie.

§ 1. Begriff der Phraseologie.

1. Jeder Gedanke ist in höher entwickelten Sprachen, welche über einen umfangreichen Wort-, Wortformen- und Satzconstructionenschatz verfügen, einer mehrfachen Ausdrucksweise fähig. Bei Gedanken, deren Aussprache mehr nur gelegentlich erfolgt, entscheidet sich der Sprechende, bzw. der Schreibende, sei es unbewusst von dem Bequemlichkeitsprincipe, sei es bewusst von der Rücksicht auf stylistischen Effect geleitet, für die eine oder die andere Ausdrucksform. Bei Gedanken dagegen, deren Ausdruck den sprachlichen Alltagsverkehr ausmacht (Anrede- und Begrüssungsformeln u. dgl., Fragen nach dem Wetter, nach der Zeit u. dgl.) entscheidet sich der Sprachgebrauch, oft freilich erst nach langem Schwanken, für eine Ausdrucksweise, welche dann alle andern ausserdem möglichen und vielleicht früher ebenso üblichen, mehr und mehr verdrängt und also vorherrschend und stereotyp wird. Eine derartig stehend gewordene Ausdrucksweise — gleichgültig, ob sie einen Satz bildet oder nicht — heisst Phrase. Auch stylistische und poetische Ausdrucksweisen, welche ursprünglich die originale Schöpfung einer Schriftstellerindividualität waren, ja ganze Textstellen können durch häufige Anwendung zu Phrasen herabsinken (»geflügelte Worte«).

2. »Phraseologie« ist die Lehre von der Beschaffenheit und von dem Gebrauche der Phrasen. Die Phraseologie hängt eng mit Stylistik, eng aber auch mit der Lexikologie zusammen.

3. Das Studium der Phraseologie einer Sprache gewährt interessante und wichtige Einblicke in das Geistesleben des betreffenden Volkes, indem sie die Vorliebe desselben für gewisse Anschauungen und Ideenkreise erkennen lässt (z. B. aus den altfranzösischen Anrede- und Begrüssungsformeln einer-

seits und den neufranzösischen andrerseits kann, wer auf solche Dinge sich versteht, die erhebliche Verschiedenheit des altfranzösischen von dem neufranzösischen Volkscharakter herauslesen). Die Phraseologie bietet demnach treffliche Hülfsmittel für die vergleichende Volkskunde und für die Völkerpsychologie dar. Noch grösser aber ist ihre Wichtigkeit für die Praxis des Sprechens, denn wer den Phrasenbestand einer Sprache nicht kennt, wird dieselbe niemals zu beherrschen vermögen, freilich aber wird diese Kenntniss selbst wieder am füglichsten auf praktischem Wege erworben.

4. Wichtig ist die Phraseologie auch für die Stylistik. Jede entwickelte Schriftsprache verfügt über eine grosse Zahl von zu Phrasen gewordenen Wortverbindungen, Sätzen, Sentenzen. Je mehr ein Schriftsteller diesen fertigen Phrasenbestand ausbeutet, um so geringer ist seine eigene stylistische Originalität, wenn auch seine Schreibweise äusserlich elegant erscheinen mag. Es muss also, wenn der ästhetische Werth eines Litteraturwerkes richtig beurtheilt werden soll, der Umfang des phraseologischen Elementes in demselben festgestellt werden.

§ 2. Die Phraseologie im Romanischen.

1. Die romanischen Sprachen besitzen vermöge ihrer langen Entwickelung einen sehr umfangreichen Phrasenbestand; in einzelnen Sprachen, namentlich im Französischen, Italienischen und Spanischen, ist derselbe geradezu unübersehbar. Interessant ist dabei die Beobachtung, dass die romanischen Phrasen fast durchweg Neuschöpfungen, d. h. nicht Erbgut aus dem Lateinischsn sind; von der grossen Masse schriftlateinischer Phrasen findet sich — abgesehen von den Fällen gelehrter Nachbildung — kaum eine im Romanischen wieder. Selbst in Bezug auf die im Schriftlatein phrasenhaft gebrauchten Sentenzen, Sprüchwörter u. dgl. dürfte dies zu behaupten sein. Veranlasst ist dieser Wandel nicht bloss durch die Umgestaltung der Sprache, sondern mehr noch durch die Umgestaltung der ganzen Cultur.

2. In der Phrasenbildung ist jede romanische Sprache ihren eigenen Weg gegangen (ganz ähnlich wie in der Auswahl der lateinischen Worte und in der Feststellung des Wortgebrauches). Die Fälle der Abweichung sind, wie leicht be-

greiflich, weit zahlreicher, als die Fälle der Uebereinstimmung. Veranlasst wird dies schon durch die sprachlichen Differenzen, z. B. durch die verschiedene Stellung der leichten Formen der Personalpronomina zum Infinitive (ob proklitisch oder enklitisch). Es ist interessant, sich die zwischen den Einzelsprachen bestehende phraseologische Differenz durch Nebeneinanderstellung sinnentsprechender Phrasen zu veranschaulichen. Es sei hier beispielsweise ein gleichlautendes Einladungsbillet in französischer, italienischer und spanischer Form gegeben (aus dem: Conversations-Taschenbuch für Reisende. Leipzig s. a. Hinrichs'sche Buchhandlung. S. 400 f.):

Französisch. *Je viens d'arriver de la campagne, et je m'empresse de vous faire savoir que je serai chez moi toute la journée. En conséquence, si vous voulez vous donner la peine de passer chez moi, vous serez sûr de me trouver seul. Je vous prie de ne pas manquer, car j'ai à vous communiquer quelque chose de très grande importance pour vous. Adieu!*

Italienisch. *Arrivo or ora dalla campagna, e m'affretto di farle sapere che sarò tutto il giorno in casa. Se dunque vuole darsi l'incomodo di venire a vedermi, sarà sicuro di trovarmi solo. La prego di non mancare, giacchè ho da comunicarle qualche cosa di massima importanza per Lei. La riverisco.*

Spanisch. *Acabo de llegar de la campaña y me apresuro de notificar á Vm. que estaré todo el dia en casa. Si pues Vm. quiere incomodarse, estará seguro de hallarme solo. Ruego á Vm. no me falte, porque hé de comunicarle una cosa de la mayor importancia para Vm. Quedo* etc.

Man beachte hier folgende Differenzen: die Verschiedenheit der Anrede, französisch 2. Person Pluralis, italienisch und spanisch 3. Person Singularis, aber italienisch die 3. Person Singularis schlechtweg, spanisch das Sustantiv *Vuestra Merced* (*Usted*) »Euer Gnaden«; die Verschiedenheit der Schlussformel; der Zeitbegriff »eben« (»ich komme eben vom Lande«) französisch und spanisch durch Verbalconstructionen ausgedrückt (wozu aber jede Sprache ein anderes Verb verwendet), italienisch durch Reduplication des Adverbs; »ich werde zu Hause sein«, franz. = »ich werde bei mir sein«, ital. und span. »im Hause« etc. etc. Selbst an einem kleinen Texte lassen sich zahlreiche derartige Beobachtungen machen, na-

mentlich wenn man auf die Verschiedenheit des Wortgebrauches (z. B. franz. *je m'empresse* = ital. *m'affretto* = span. *me apresuro*; franz. *vouloir*, ital. *volere*, aber span. *querer* etc.) achtet.

3. Die Phraseologie des Romanischen ist bis jetzt nur von praktischen Gesichtspunkten aus behandelt worden, indem theils in den Wörterbüchern die um ein Stichwort sich gruppirenden Phrasen (meist sehr unvollständig und planlos) zu sammengestellt, theils in Conversationshandbüchern u. dgl. die für den Alltagsverkehr wichtigsten Phrasen mit mehr oder weniger Geschick nach Materien (Wetter, Zeiteintheilung etc.) geordnet sind (Muster derartiger Bücher, an welche man ja selbstverständlich nur praktische Forderungen stellen darf, sind die im Verlage des bibliographischen Institutes [Meyer] in Leipzig erscheinenden, von R. Kleinpaul u. A. herausgegebenen »Reiseführer«). Es wäre sehr wünschenswerth, dass endlich auch einmal mit der wissenschaftlichen Bearbeitung der romanischen Phraseologie ein Anfang gemacht würde. Das Augenmerk wäre namentlich zu richten auf die Vergleichung der einander sinnentsprechenden Phrasen in den einzelnen Sprachen und auf die geschichtliche Entwickelung der Phrasenbildung innerhalb jeder Einzelsprache. Um über den letzteren Punkt klare Erkenntniss zu erlangen, würde es sich empfehlen, die in bestimmten Kategorien von Litteraturwerken bestimmter Perioden vorkommenden Phrasen zu sammeln und unter bestimmte Rubriken (Begrüssungs- und Anredeformeln Formeln der Zustimmung und Missbilligung, Formeln der Erkundigung nach dem Befinden eines Andern, nach der Zeit, nach dem Wetter u. dgl.) zu ordnen. Namentlich dramatische Dichtungen, wie die altfranzösischen Mysterien, würden wegen ihrer dialogischen Form und wegen der Vielseitigkeit der in ihnen berührten Verhältnisse eine reiche Ausbeute gewähren; aber auch [der Phrasenschatz der altfranz. *chansons de geste*, der provenzalischen Lyrik etc. etc. bedarf noch eingehenderer Untersuchung, obwohl in Bezug auf die beiden eben genannten Stoffgebiete allerdings schon Einiges gethan worden ist.

§ 3. Die Kunst des Uebersetzens.

1. Das Uebersetzen von Litteraturwerken aus ihrer Originalsprache in andere Sprachen ist eine praktische Nothwen-

digkeit, es ist aber auch immer nur ein praktischer Nothbehelf. Selbst die gelungenste Uebersetzung vermag nur ein mattes und oft schiefes Spiegelbild des Originales zu geben. Wahre Erkenntniss von dem Werthe eines Litteraturwerkes lässt sich also nur und allein durch Lecture des Originales erlangen.

2. Begründet ist dies in der Thatsache, dass selbst zwischen genealogisch und morphologisch verwandten Sprachen sehr erhebliche Differenzen in Bezug sowohl auf die begriffliche Anschauung als auch auf den begrifflichen Ausdruck bestehen. Die einander sinnentsprechenden Worte zweier Sprachen lassen sich mit Kreisflächen vergleichen, welche nur selten einander congruent sind und also sich decken, meist dagegen etwas verschiedenen Umfang haben, so dass, wenn die eine auf die andere gelegt wird, entweder die eine oder die andere überragt. Daher wird der Uebersetzer in jedem einzelnen Falle zu prüfen haben, welches von den dem betreffenden fremdsprachlichen Worte synonymen Worten seiner Sprache die relativ vollkommenste Deckung bietet (z. B. es handelt sich um die Uebersetzung des französischen Satzes »*le cœur a des abîmes insondables*« in das Deutsche: *le cœur* deckt sich vollkommen mit *das Herz*, *a* mit *hat*, *abîmes* wird am besten mit *Tiefen* gedeckt werden, vollkommen jedoch ist die Deckung nicht, denn *abîme* = *abyssus* hat den Begriff *tiefer Schlund, Abgrund*, der zweite Theil des Begriffes, der doch viel zur Anschaulichkeit beiträgt, wird also deutsch nicht wiedergegeben; *insondables* wird sich am besten decken mit *unergründbar* oder *unergründlich*, aber völlig zutreffend ist diese Wiedergabe doch nicht, denn die in *insondables* liegende Hindeutung auf die Sonde als auf das Instrument, trotz dessen die Ergründung nicht gelingt, bleibt unausgedrückt; völlig fallen lassen muss der deutsche Uebersetzer die in dem *des* enthaltene Hindeutung auf die partitive Auffassung des Substantivbegriffes *abîmes*, die Artikellosigkeit des deutschen *Tiefen* bietet keinen Ersatz). Selbst dem sehr sprachgewandten Uebersetzer wird die richtige Wahl des Ausdrucks oft grosse Mühe machen, und nicht selten wird er nach langem Erwägen endlich zu einem Worte greifen, von dem er selbst sich eingesteht, dass es unzulänglich, obwohl unter allen doch noch das zutreffendeste ist.

Erhöht wird die Schwierigkeit des Uebersetzens durch die syntaktischen, stylistischen und phraseologischen Differenzen, welche zwischen Sprache und Sprache bestehen. Diese Differenzen können, selbst zwischen einander nicht zu fernstehenden Sprachen, so erheblich sein, dass eine genau entsprechende Uebersetzung zur Unmöglichkeit wird und nur die ungefähre Wiedergabe des Sinnes erreichbar ist.

Die unter allen derartigen schwierigste Aufgabe aber ist die Uebersetzung eines poetischen Werkes gebundener Form, wenn dieselbe beibehalten, bzw. nachgeahmt oder durch eine sei es wirklich sei es vermeintlich analoge ersetzt werden soll. In diesem Falle sieht sich der Uebersetzer auf Schritt und Tritt durch Rücksichten auf Rhythmik und Metrik gehemmt und bedarf höchster geistiger Kraft und Uebung, um die sich ihm entgegenstellenden Hindernisse zu besiegen.

Zur Erreichung seines Zieles ist ein Uebersetzer, namentlich eines poetischen Werkes, nur dann befähigt, wenn er dem Verfasser des Originales congenial ist, d. h. wenn er dessen Gedankengänge voll nachzudenken, dessen Empfindungen voll nachzuempfinden, dessen ganze geistige Persönlichkeit gleichsam zu reproduciren vermag. Eine gute Uebersetzung ist eine Neuschaffung des Originales.

Das Uebersetzen, wie es in Schulen geübt wird, ist Stümperarbeit und kann nichts Anderes sein. Ein einsichtiger Lehrer sollte aber dafür sorgen, dass wenigstens die Schüler der oberen Klassen einen Begriff von wahrer Uebersetzungskunst erlangen. (Treffliche und durch sinnig gewählte Beispiele erläuterte Bemerkungen über das Uebersetzen findet man in der Schrift von Tycho Mommsen, Die Kunst des deutschen Uebersetzens aus neueren Sprachen. Leipzig 1858.)

Sechstes Buch.

Die Sprachgeschichte.

Erstes Kapitel.

Die Sprachgeschichte im Allgemeinen.

§ 1. Begriff und Aufgabe der Sprachgeschichte.

1. Die Aufgabe der Sprachgeschichte ist die Erforschung und Darstellung der historischen Gesammtentwickelung einer Sprache, bzw. eines Sprachencomplexes. Die Sprachgeschichte fasst also die Ergebnisse der Laut-, Wort-, Wortform- etc. Geschichte zu einem einheitlichen Gesammtbilde zusammen.

2. Die Sprachgeschichte bildet die höchste und abschliessende Disciplin der Philologie, insofern diese Sprach- (und nicht Litteratur-)wissenschaft ist. Mit gleichem Rechte lässt sich die Sprachgeschichte aber auch als eine Disciplin der allgemeinen Geschichtswissenschaft betrachten, in Sonderheit wieder als eine Disciplin desjenigen Theiles der Geschichtswissenschaft, dessen Objekt die Erforschung und Darstellung der Entwickelung der menschlichen Cultur ist, d. i. der Culturgeschichte.

3. Verschieden von der Sprachgeschichte ist die Geschichte der Sprachwissenschaft, bzw. die Geschichte der Entwickelung der bezüglich einer Einzelsprache aufgestellten theoretischen Grammatik: das Objekt der Sprachgeschichte ist die Sprache selbst, dasjenige der Sprachwissenschaftsgeschichte sind die grammatischen Theorien.

§ 2. Die Arten der Sprachgeschichtschreibung.

1. Jede Geschichtsschreibung, also auch die auf die Sprache bezügliche, kann auf zweifache Weise geübt werden: entweder der Geschichtsschreiber begnügt sich mit einfacher Aufzählung, bzw. Erzählung der in das betreffende Gebiet gehörigen Begebenheiten nach Massgabe der chronologischen

Aufeinanderfolge, unbekümmert um die innere Begründung und den inneren Zusammenhang, oder er versucht, die betreffenden Begebenheiten zugleich zu erklären und als aus innerer Nothwendigkeit erfolgend darzuthun, sowie den inneren Zusammenhang, durch welche die eine mit andern und sonach alle zusammen verkettet sind, klarzulegen. Die erste Art der Geschichtsschreibung ist die chronistische, bzw. die descriptive, die zweite ist die pragmatische, bzw. die (räsonnirende oder) reflectirende. Die erste Art bildet ein Analogon zu den beschreibenden Naturwissenschaften, die zweite findet ihr Gegenstück in der philosophischen Naturbetrachtung.

2. Darnach ist auch eine chronistische oder descriptive (äussere) und eine pragmatische oder reflectirende (innere) Geschichtsschreibung zu unterscheiden. Die erstere kann als die Vorstufe der letzteren angesehen werden, indem ihr die Aufgabe zufällt, das Material zu beschaffen, auf Grund dessen erst die pragmatische Betrachtung vorgenommen werden kann.

3. Der Umfang des Objektes, bzw. des Objektcomplexes, welchen die Geschichtsschreibung behandelt, kann ein sehr verschiedener sein (z. B. die politische Geschichtsschreibung kann behandeln die Geschichte der ganzen Culturwelt oder einer Völkergruppe oder eines einzelnen Volkes, bzw. eines einzelnen Staates oder einer einzelnen Gemeinde, bzw. einer Stadt oder einer einzelnen Localität, z. B. einer Burg, oder eines einzelnen Individuums). Ebenso kann die zeitliche Ausdehnung des von der Geschichtsschreibung behandelten Stoffes sehr verschieden sein (die historische Zeit überhaupt, eine der drei grossen Geschichtsperioden, ein einzelnes Jahrhundert etc.). Darnach ist die Geschichtsschreibung entweder universal oder special oder monographisch. Je umfangreicher das Objekt der Geschichtsschreibung ist, um so mehr wird der Historiker, schon aus äusseren Gründen, sich genöthigt sehen, auf die Erzählung, bzw. die Betrachtung nur der Hauptbegebenheiten, also des allgemein Wichtigen sich zu beschränken, alles mehr Nebensächliche und weniger Wichtige aber bei Seite zu lassen. Wer z. B. eine Geschichte Frankreichs zu schreiben unternimmt, wird auf das Détail der Geschichte der Normandie, Bretagne etc. oder gar auf das Détail

der Geschichte von Rouen, Nantes, Bourdeaux etc. nicht eingehen können; wenn er es thäte, so würde im besten Falle das betreffende Werk sich auflösen in eine unabsehbare Reihe von Monographien und wahrscheinlich nie zum Abschluss gelangen.

4. Das Objekt der Sprachgeschichtsschreibung kann bilden: a) Die Gesammtheit der Sprachen (dies ist jedoch nur theoretisch möglich); b) ein Sprachencomplex; c) eine einzelne Sprache; d) ein einzelner Dialekt. In jedem Falle — auch in dem letzteren, der übrigens nur im Zusammenhange mit der Geschichte der betreffenden Gesammtsprache in gedeihlicher Weise realisirt werden kann — ist das Objekt sehr umfangreich, zumal da gerade bei der Sprache eine Begrenzung der geschichtlichen Untersuchung auf enge Zeiträume unthunlich ist. Der Sprachhistoriker wird daher immer auf die Feststellung und Darstellung der Hauptthatsachen sich beschränken und alles Specielle beiseite lassen müssen. Namentlich kann es die Aufgabe des Sprachhistorikers nicht sein, die Entwickelung jedes einzelnen Lautes, Wortes etc. im Détail zu verfolgen, es ist dies vielmehr Sache des Phonetikers, Lexikologen etc. Eine Art summarischen Verfahrens ist demnach für die Sprachhistorie das einzig mögliche.

5. Der Sprachhistoriker muss sich stets dessen bewusst sein, dass die Entwickelung der Sprache im engsten Zusammenhange steht mit der Entwickelung der gesammten Cultur, und nur wenn er diesen Gesichtspunkt unverrückbar festhält, vermag er seine Aufgabe zu lösen.

3. Die Methode der Sprachgeschichtsschreibung.

1. Das höchste Ziel jeder Geschichtsschreibung ist die Wahrheit, die Feststellung des wirklichen Thatbestandes. Da nun der Historiker selbstverständlich nur während der Zeit seines bewussten Lebens und auch während dieser nur ausnahmsweise in der Lage sich befindet, die Entwickelung und den Verlauf historischer Ereignisse durch eigene unmittelbare Anschauung kennen zu lernen, so ist er fast durchweg auf die Ueberlieferung angewiesen. Ganz besonders gilt dies von dem Sprachhistoriker, da die Entwickelung einer Sprache, besonders einer Cultursprache, unter normalen Verhältnissen so langsam von statten geht, dass ein einzelner Mensch selbst

bei langer Lebensdauer kaum irgend welche wesentliche Aenderungen wahrzunehmen vermag.

2. Die Ueberlieferung aber ist nicht ohne Weiteres als glaubwürdig hinzunehmen, sondern es ist vielmehr ihre Glaubwürdigkeit in jedem einzelnen Falle erst zu prüfen und auf Grund der Prüfung festzustellen, ob sie anzuerkennen oder zu verneinen sei. Der Geschichtsschreiber, gleichgültig welches sein specielles Objekt ist, hat sich demnach stets der kritischen Methode zu bedienen.

3. Wie im Allgemeinen, so hat dies auch im Besonderen für die Sprachgeschichtsschreibung Geltung, auch sie muss kritisch verfahren; thut sie es nicht, so liefert sie ein Zerrbild der sprachlichen Entwickelung und entkleidet sich ihrer wissenschaftlichen Würde.

4. Die sprachgeschichtliche Ueberlieferung ist eine zweifache, denn sie erfolgt a) unmittelbar durch die aus der Vorzeit bis zur Gegenwart des Sprachhistorikers erhaltenen sprachlichen Texte; b) mittelbar durch Angaben, welche Schriftsteller insbesondere Grammatiker und Sprachtheoretiker der Vorzeit über die sprachlichen Zustände ihrer Zeit gemacht haben. Beide Ueberlieferungen bedürfen der kritischen Prüfung: bezüglich der Texte ist festzustellen, welcher Zeit, welchem Gebiete, welchem Verfasser sie angehören und welches ihre innere Beschaffenheit ist; bezüglich der überlieferten sprachgeschichtlichen Angaben aber ist zu untersuchen, ob der Autor, welcher sie überliefert, die Absicht, die Möglichkeit und die Fähigkeit zu richtiger Beobachtung besass.

5. Die sprachgeschichtliche Ueberlieferung erstreckt sich nie über die gesammte Entwickclung der betreffenden Sprache, es liegt vielmehr stets vor der Abfassungszeit des ältesten erhaltenen Textes, bzw. vor der Zeit der Niederschrift der ältesten erhaltenen sprachgeschichtlichen Angabe eine Periode, über welche jede Ueberlieferung fehlt. Die sprachliche Entwickelung, welche während dieser prälitterarischen Periode erfolgt ist, kann der Sprachhistoriker nur auf inductivem Wege und durch Analogieschlüsse erschliessen, und das Ergebniss seiner darauf gerichteten Forschung kann stets nur den Werth einer Hypothese haben, doch kann derselben ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit zukommen.

Der Ursprung einer Sprache fällt, wie aus dem eben Gesagten sich ergiebt, stets in die prälitterarische Periode und entzieht sich demnach der unmittelbar quellenmässigen Erkenntniss, selbst auch bei secundären und tertiären Sprachen.

Zweites Kapitel.

Die Sprachgeschichte des Romanischen.

§ 1. Aufgabe der Sprachgeschichte des Romanischen.

Die Aufgabe der Sprachgeschichte des Romanischen ist die Erforschung und Darstellung der historischen Gesammtentwickelung der romanischen Sprachen; es fallen demnach nur derartige sprachhistorische Vorgänge in ihr Bereich, welche als gemeinromanisch betrachtet werden müssen, also nicht auf eine einzelne Sprache beschränkt sind. Nichtsdestoweniger ist der Umfang des Objektes, welches die Sprachgeschichte des Romanischen zu behandeln hat, ein so grosser, dass sie sich auf das Allgemeine und Wesentliche beschränken, alles Einzelne aber der Laut-, Wort- etc. -geschichte überlassen muss. Die Sprachgeschichte des Romanischen hat die Hauptergebnisse, welche durch die historische Behandlung der einzelnen grammatischen Disciplinen (Lautlehre, Wortlehre etc.) gewonnen worden sind, zu einem Gesammtbilde zusammenzustellen, sie wird also gebildet durch die Zusammenfassung der von den romanischen Einzelphilologien erzielten wesentlichen sprachlichen Resultate.

Ueber die Einzelaufgaben der Sprachgeschichte des Romanischen vgl. § 4.

§ 2. Die Methode der Sprachgeschichte des Romanischen.

1. Die Quellen für die romanische Sprachgeschichte fliessen reichlich. Die zusammenhängenden Texte beginnen, freilich zunächst nur für das Französische und auch hier anfangs nur kärglichen Umfanges, ungefähr mit der Mitte des 9. Jahrhunderts und mehren sich dann bald rasch (in den entlegeneren Sprachen finden sich allerdings erst aus späterer Zeit Sprachdenkmäler). Grammatische Tractate, meist freilich

rohester Art und nur für praktische Zwecke bestimmt, sind namentlich für das Französische und das Provenzalische aus dem späteren Mittelalter mehrfach vorhanden; in Bezug auf das ältere Italienisch geben DANTE's Schrift de vulgari eloquentia und ANTONIO's DA TEMPO Trattato delle rime volgari (1332) wenigstens einige werthvolle Bemerkungen. Mit dem 16. Jahrhundert blüht so ziemlich allenthalben in den romanischen Ländern, mit Ausnahme des isolirten Rumäniens und der zerklüfteten rätoromanischen Gebiete, eine reiche grammatische Litteratur empor, in der zunächst freilich die subjektive Willkür, die missleitete Gelehrsamkeit und die Schrullenhaftigkeit vielfach das massgebende Wort sprechen. Vom 16. Jahrhundert ab werden auch die von Ausländern verfassten Anweisungen zur Erlernung einer romanischen Sprache häufiger.

2. An den genannten Quellen gilt es Kritik zu üben, namentlich ist dies bezüglich der sprachlichen Texte erforderlich, welche ja meist nicht in der originalen Redaktion, sondern in mehr oder weniger entstellten, oft in einen andern Dialekt umschriebenen, oft auch sehr jungen Abschriften, bzw. Abdrücken überliefert sind (vgl. unten den Abschnitt über Kritik). Selbstverständlich fällt der Kritik auch die Aufgabe zu, etwaige Fälschungen zu entdecken, denn leider hat auch die romanische Philologie bereits mehrere Fälle raffinirten litterarischen Betruges zu verzeichnen (man denke z. B. an die Manuscripte von Arborea, an die Poesien der Pseudo-Clotilde v. Surville) und besitzt folglich Anlass zu Vorsicht und Misstrauen.

3. Rhythmische Form (Assonanz, Reim) hat vielfach die Erhaltung des ursprünglichen Textes wenigstens insoweit begünstigt, als die Umarbeiter, während sie im Innern der Verse mit der sprachlichen Form beliebig schalteten, doch vor der Mühe, die Assonanz oder das Reimwort consequent (etwa in einen andern Dialekt) umzusetzen, zurückscheuten oder als ihnen doch, wenn sie es versuchten, die vollkommene Durchführung nicht gelang. Es schimmert daher in Gedichten oft gleichsam der Originaltext durch die sprachliche Umarbeitung noch hindurch. Rhythmische Texte sind also für sprach- und namentlich für lautgeschichtliche Zwecke meist ergiebiger als prosaische.

4. Verhältnissmässig am besten dienen den Zwecken der romanischen Sprachgeschichte datirte oder datirbare Urkunden, welche (namentlich Privaturkunden) in ziemlicher Zahl vorhanden sind. Gleichwohl darf man den sprachlichen Werth der Urkunden nicht überschätzen, wie dies wohl neuerdings öfters geschehen ist, und insbesondere darf man nicht ohne Weiteres die Sprache eines urkundlichen Textes für diejenige des Ortes und der Zeit seiner Abfassung halten. Denn es ist Folgendes zu erwägen: 1) Der Verfasser, bzw. der Schreiber einer Urkunde kann am Abfassungsorte fremd gewesen sein und folglich sich eines andern Dialektes, als des dort üblichen, bedient oder doch in den letzteren Worte und Formen, die seiner Mundart eigen waren, eingemischt haben. 2) Die Urkundensprache hat, weil sie sich überlieferter stehender Formeln bedienen muss, stets einen alterthümlichen Charakter. 3) Die vorherrschende Urkundensprache des Mittelalters war das Latein, dasselbe hat auch den volkssprachlichen Urkundenstyl beeinflusst. 4) Die mit der Abfassung von Urkunden sich berufsmässig beschäftigenden Juristen und Verwaltungsbeamten (auch wenn sie Theologen waren) empfingen ihre Fachausbildung in den grossen fürstlichen, bzw. geistlichen Kanzleien; in diesen aber bildete sich früh eine Art von (französischer etc.) Schriftsprache aus, deren Gebrauch die beliebige Anwendung localdialektischer Formen einschränkte.

5. Die in Drucktexten, welche vor Feststellung der jetzt üblichen romanischen Orthographien hergestellt worden sind, gebrauchte Schreibweise darf nicht im Mindesten als treuer Ausdruck des Lautstandes ihrer Entstehungszeit betrachtet werden, denn, abgesehen von der stets zwischen Schrift und Laut bestehenden grossen Divergenz, ist die Orthographie in den älteren Druckwerken durch die Schrullen der Grammatiker, der Verfasser und der Drucker selbst in oft abenteuerlicher Weise behandelt und grotesk-komisch verzerrt worden. Auch sonst ist die Sprachform der Druckwerke kritisch zu prüfen, ehe man sie als sprachgeschichtliches Material verwerthen darf. Wenn möglich, hat man auf die erste, in der Regel zu Lebzeiten des Verfassers erschienene und von diesem selbst besorgte Ausgabe zurückzugehen. Spätere Ausgaben zeigen oft eine sehr willkürliche, oft auch eine ganz systematisch durch-

geführte sprachliche Umgestaltung, mindestens aber Umsetzung in die zur Zeit ihres Erscheinens übliche Orthographie. In Bezug auf die Kenntniss und Würdigung des Inhaltes ist es allerdings ziemlich belanglos und unter Umständen wegen der grösseren Bequemlichkeit der Lecture sogar förderlich, wenn man z. B. CORNEILLE's oder MOLIÈRE's Dramen in einer der gewöhnlichen Text- oder Schulausgaben liest, aber die Sprachform des Französischen des 17. Jahrhunderts lernt man aus solchen Ausgaben nur sehr unvollkommen kennen, und folglich sind sie für sprachgeschichtliche Zwecke unbrauchbar.

§ 3. Die Begrenzung der Sprachgeschichte des Romanischen.

1. Keine romanische Sprache ist bis jetzt abgestorben[1], sondern alle stehen noch in kräftiger Lebensfrische da und haben nach menschlichem Ermessen eine unabsehbare Zukunft vor sich.

Die historische Entwickelung der romanischen Sprachen lässt sich demnach bis zur unmittelbaren Gegenwart verfolgen, und damit ist der natürliche, freilich sich stets verschiebende Endpunkt der romanischen Sprachgeschichte gegeben.

2. Einen Anfangspunkt der romanischen Sprachgeschichte anzugeben, ist unmöglich. Das Romanische ist die organische Fortentwickelung des Volkslateins, und folglich liegen die Wurzeln des ersteren in dem letzteren, zum Theil sich bis in die altlateinische Sprachperiode hinein erstreckend. Von streng wissenschaftlichem Standpunkte aus betrachtet, bilden Latein (bzw. Volkslatein) und Romanisch eine Einheit, welche sich etwa mit der Einheit des Angelsächsisch-Englischen (letztere Bezeichnung in ihrem engeren Sinne verstanden) vergleichen lässt.

Die romanische Sprachgeschichte hat also vom Volkslatein auszugehen, wobei der Ansatzpunkt bald in einer früheren, bald (und häufiger) in einer späteren Periode desselben zu suchen sein wird.

---

1) Im Keime erstickt worden ist die romanische Sprache, welche sich in Nordafrika entwickelt haben würde, wenn dies Gebiet nicht von den Arabern etc. besetzt worden wäre. — Völlig untergegangen sind vereinzelte romanische Dialekte, welche sich in geographischer Isolirung befanden, so z. B. der anglo-normannische, der württembergisch-provenzalische u. a.

Die Entwickelung des Volkslateins zum Romanischen ist begünstigt und beschleunigt worden durch das Erlöschen des lebendigen Schriftlateins; ein bestimmtes Datum ist freilich, wie leicht begreiflich, auch für diesen Vorgang nicht anzugeben, im Allgemeinen wird man aber annehmen dürfen, dass er im sechsten nachchristlichen Jahrhundert erfolgt ist. (Näher untersucht hat die Frage G. Gröber in seiner scharfsinnigen und gelehrten, wenn auch vielleicht in manchen einzelnen Punkten anfechtbaren Abhandlung »Sprachquellen und Wortquellen des lateinischen Wörterbuchs« in: Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik etc., herausgeg. von E. Wölfflin. Bd. I [1884], S. 35 ff.)

Mit dem, durch den politischen und sittlichen Verfall des Römerthums bedingten, Erlöschen des Schriftlateins fiel der wichtigste Damm, welcher bis dahin der naturgemässen Entwickelung und der Allgemeinherrschaft des Volkslateins entgegengestanden hatte.

Die Volkssprache war von nun ab die einzige lebende und lebensfähige Sprache der weströmischen Provinzialen und selbst auch in Italien; auch wer auf Bildung Ansprüche erhob, musste im Alltagsverkehre sich ihrer bedienen, und dadurch ward der Makel des Plebejischen von ihr genommen.

Gleichzeitig mit dem allmählichen Erlöschen des Schriftlateins und zu demselben wesentlich beitragend erfolgte die Occupation des weströmischen Reiches durch die Germanen, daraus ergab sich wieder das Aufhören des römischen Nationalgefühles, die Bildung neuer aus romanischen und germanischen Elementen sich zusammensetzender Nationalitäten und endlich der Einfluss des Germanenthums auf die Cultur und besonders auf die Sprache der römischen Provinzialen.

Durch die Aufnahme germanischer Elemente vollzog das Volkslatein einen wichtigen Schritt in seiner völligen Umgestaltung zum Romanischen.

Man darf annehmen, dass etwa am Ausgange des 7. Jahrhunderts das Volkslatein in jedem der verschiedenen Gebiete, innerhalb deren es herrschend geworden war, im Wesentlichen schon diejenige Entwickelungsstufe erreicht hatte, von welcher ab es als eine relativ neue Sprachform, als das Romanische, betrachtet werden muss. Auch die Grundzüge zur Differen-

zirung der romanischen Einzelsprachen werden um diese Zeit bereits ausgebildet gewesen sein, denn die zwischen diesen Einzelsprachen bestehenden lautlichen etc. Differenzen müssen entsprungen sein aus Differenzen, welche zwischen den einzelnen volkslateinischen Provinzialidiomen wahrscheinlich schon früh bestanden und deren Ursache wieder in den verschiedenen geographischen, ethnographischen etc. Bedingungen zu suchen ist, unter denen sich ein jedes entwickelte.

Die ältesten romanischen, bzw. französischen Sprachtexte (Eidschwüre von Strassburg, Eulalialied etc.) gehören der Mitte des 9. Jahrhunderts an; so unbeholfen ihre sprachliche Form auch ist, so trägt dieselbe doch durchaus schon romanischen und nicht mehr volkslateinischen Charakter, und dies berechtigt zu der Folgerung, dass das Volkslatein schon längere Zeit vorher in die romanische Phase seiner Entwickelung eingetreten war.

§ 4. Die Perioden der romanischen Sprachgeschichte.

1. Die Geschichte der romanischen Sprachen theilt sich in zwei grosse Perioden, die prälitterarische und die litterarische. Die Grenzscheide beider wird gebildet durch die Abfassungszeit der ältesten datirbaren Sprachtexte; selbstverständlich finden in Bezug hierauf zwischen den einzelnen Sprachen erhebliche Unterschiede statt. Der Anfangspunkt der prälitterarischen Periode ist nicht bestimmbar, der Endpunkt der litterarischen Periode wird von der unmittelbaren Gegenwart gebildet und rückt folglich stets weiter.

2. Dem prälitterarischen Theile der romanischen Sprachgeschichte fällt die Untersuchung namentlich folgender Probleme zu:

Romanische Tendenzen innerhalb des Volkslateins — Die Entwickelung des Romanischen aus dem Volkslatein — Der Einfluss der durch die Romanisirung der betreffenden Länder verdrängten Volkssprachen (Keltisch, Iberisch etc.) auf das Volkslatein, bzw. auf das Romanische — Der Einfluss des Germanischen auf die Entwickelung des Romanischen (für die südwestlichen Sprachen bleibt auch der Einfluss des Arabischen, für das Rumänische der Einfluss des Slavischen und Albanesischen und, was den Wortschatz anbelangt, auch des

Türkischen, Magyarischen und Neugriechischen noch eingehender zu untersuchen übrig) — Der Einfluss der lateinischen Kirchensprache auf die Entwickelung des Romanischen — Die Differenzirung der romanischen Sprachen. —

Einbezogen kann in den prälitterarischen Theil der Sprachgeschichte auch werden die Untersuchung der Frage, ob die Romanen in der betreffenden Periode bereits eine volksthümliche Poesie besessen haben, ob z. B., wie dies A. DARMESTETER angenommen hat, in der Merovingerzeit eine epische Dichtung existirte (vgl. unten Buch VI, § 6 und § 8).

3. Die litterarische Periode der romanischen Sprachgeschichte zerfällt in zwei Zeitabschnitte:

a) Die dialektische Zeit.

b) Die schriftsprachliche Zeit.

Die Grenzscheide zwischen beiden Zeiträumen wird gebildet durch das sichtliche Hervortreten einer conventionell angenommenen nationalen Schriftsprache. Selbstverständlich ist hierbei einerseits, dass die gemachte Scheidung nur für solche Sprachen gilt, welche eine wirkliche, allgemein gültige Schriftsprache entwickelt haben — also nicht für das Rätoromanische und nur in sehr bedingter Weise für das Provenzalische und Katalanische —, und andrerseits, dass die Entstehung der Schriftsprache bei den romanischen Völkern, welche eine solche besitzen, nicht gleichzeitig erfolgt ist.

Die wichtigsten Ereignisse in der litterarischen Periode sind: das Entstehen der nationalen Schriftsprachen — die Einwirkung der Renaissancebildung auf diese Schriftsprachen und die dadurch bewirkte Annäherung derselben an das Schriftlatein — die ersten Versuche zu autoritativer Sprachregelung von Seiten grammatischer Theoretiker, gelehrter Körperschaften und litterarischer Cirkel — der Einfluss der kirchenreformatorischen Bewegung auf die Sprachentwickelung — der Einfluss der neueren Philosophie auf die Sprachentwickelung — die durch den Romanticismus versuchte Regeneration der Sprache — die Versuche zur Neubelebung der Dialektlitteratur.

4. Alle diese Ereignisse stellen der sprachgeschichtlichen Forschung ebenso wichtige wie interessante Aufgaben. Selbstverständlich ist dabei, dass die mit einer einzelnen Sprache sich speciell beschäftigende Sprachgeschichte ausserdem noch

eine Fülle besonderer Aufgaben zu lösen hat. Es ist der Stoff, der noch der eingehenden Durcharbeitung harrt, ein geradezu unerschöpflicher. Anfänge zur Bearbeitung sind bis jetzt in grösserem Massstabe nur für das Französische und vereinzelt für das Italienische gemacht worden; für die übrigen Sprachen fehlt noch nahezu Alles, höchstens dass etymologische Wörterbücher und Einzeluntersuchungen vorhanden sind.

5. Ein wichtiges Objekt der romanischen Sprachgeschichte bilden endlich die Wechselbeziehungen der einzelnen romanischen Sprachen unter einander, namentlich die Art und Weise, wie sie sich in Bezug auf Wortschatz und Stylistik gegenseitig beeinflusst haben.

6. In das Gebiet der romanischen Sprachgeschichte kann, bzw. muss endlich auch einbezogen werden die Untersuchung des Einflusses, welchen das Romanische auf die Entwickelung anderer Sprachen ausgeübt hat. Namentlich ist die im Englischen erfolgte Verquickung germanischer und romanischer Elemente auch dem Romanisten ein sehr interessanter und lehrreicher Process, zu welchem die Bildung des anglo-normannischen Dialektes ein Analogon bildet. Dagegen fällt die Entstehungsgeschichte der romanisch-kreolischen Dialekte und sonstiger derartiger Mischsprachen nicht in das Bereich der romanischen Philologie, sondern muss der allgemeinen Sprachgeschichte zugewiesen werden.

Während obiges Kapitel sich bereits im Drucke befand, sind folgende für die romanische Sprachgeschichte wichtige Schriften erschienen:

1. G. Groeber, Vulgärlateinische Substrate romanischer Wörter, in: Wölfflin's Archiv für lateinische Lexikographie etc. Heft 2, S. 204—254. Der Verfasser reconstruirt auf Grund höchst scharfsinniger und gelehrter Forschung eine grosse Anzahl nicht überlieferter volkslateinischer Etyma romanischer Worte (das gegebene Verzeichniss, dessen Fortsetzung in Aussicht steht, reicht von *abbreviare* bis *büttis*).

2. Orthographia gallica. Aeltester Traktat über französische Aussprache und Orthographie, herausgeg. von J. Stürzinger. (Bd. VIII der »Altfranzösischen Bibliothek«.)

II.

Der litterarische Theil der romanischen Gesammtphilologie.

Vorbemerkung.

Die Litteratur ist ein nicht minder wichtiges Hauptobjekt der Philologie, als die Sprache. Wenn gleichwohl der nun folgende »litterarische« Theil dieses Werkes einen ungleich geringeren Umfang hat, als der ihm vorausgegangene »sprachliche« Theil, so ist dies lediglich darin begründet, dass die Litteratur der romanischen Völker in eine Reihe von Nationallitteraturen sich gliedert, deren jede ihre ausgeprägte Eigenart besitzt, dass eine zusammenfassende Betrachtung demnach nur in sehr beschränkter Weise möglich ist und über das Allgemeine nicht hinausgehen kann. Das Allgemeine ist aber zumeist nicht einmal specifisch romanisch, sondern bezieht sich auf den ganzen Kreis der Culturvölker des mittelalterlichen, bzw. des modernen Europa's. Eine Darstellung der Entwickelung der romanischen Gesammtlitteratur würde demnach ausser der praktischen Schwierigkeit das gewichtige theoretische Bedenken gegen sich haben, ein Gebiet zu behandeln, welches erst durch seine Verbindung mit andern Gebieten Einheit und Begrenzung gewinnt und folglich eine isolirte Behandlung nicht verträgt.

Aber auch ein ganz äusserlicher Grund fordert die thunlichste Beschränkung und Zusammendrängung des Stoffes in dem folgenden »litterarischen« Theile: die Rücksicht darauf, dass der Umfang dieses Werkes kein zu grosser werde und der etwaigen Brauchbarkeit desselben nicht Eintrag thue.

Erstes Buch[1]).

Die Schriftzeichen (Buchstaben).

§ 1. Die Herstellung der Schriftzeichen.

1. Ein Schriftzeichen (Buchstabe) ist in der Lautschrift (vgl. Theil I, S. 54) — und nur diese kommt hier in Betracht — ein conventionell bestimmtes Zeichen für einen Laut (nur in vereinzelten Fällen für einen Lautcomplex). Die Gesammtheit der von einem Volke für den schriftlichen Ausdruck seiner Sprache gebrauchten Buchstaben heisst Alphabet.

2. Die Herstellung der Schriftzeichen kann auf verschiedene Weise erfolgen (Eingraben in Baumrinde, Holztafeln, Wachstafeln, Aushauen in Stein etc.). Die im Mittelalter und in der Neuzeit der europäischen Culturvölker bei weitem gewöhnlichste und für die romanische Litteratur fast allein in Betracht kommende Herstellungsweise aber war und ist die mittelst Tinte und Feder vollzogene Niederschrift der Schriftzeichen auf Pergament oder auf Papier.

3. In Stein und sonstigem dauerhaften Material eingehauene romanische Inschriften sind allerdings in grosser Fülle, namentlich aus neuerer Zeit, vorhanden, indessen ist die Verwendung der romanischen Sprachen für Inschriften durch den von altersher beibehaltenen Gebrauch des Lateins stets sehr erheblich beschränkt gewesen und ist es selbst noch gegenwärtig.

Die hohe Wichtigkeit, welche die Inschriften und die mit ihnen sich speciell beschäftigende Disciplin (die Epigraphik) für die Philologien des Alterthums, z. B. für die lateinische, besitzen, kommt den romanischen Inschriften nicht entfernt zu. Dagegen verwerthet die romanische Philologie in ähn-

1) Eine Zerlegung der einzelnen »Bücher« des »litterarischen« Theiles in Kapitel erschien unthunlich und zwecklos. — Die »Litteraturangaben« für das erste Buch s. in dessen Schlussparagraphen.

licher Weise, wie die lateinische Philologie die Inschriften, zu gleichen Zwecken und mit annähernd gleichem Erfolge die Urkunden (vgl. oben S. 323).

4. In der Buchdruckerkunst besitzen die modernen Culturvölker die Möglichkeit, Schriftzeichen auf mechanischem Wege in einen dazu geeigneten Stoff (meist Papier) unauslöschlich einzuprägen und das so hergestellte Schriftwerk in einer unbegrenzten Anzahl von Exemplaren zu vervielfältigen.

§ 2. Die Beschaffenheit der romanischen Schriftzeichen.

1. Die Beschaffenheit der von den romanischen Völkern in einer bestimmten Zeitperiode gebrauchten Schriftzeichen besitzt für die romanische Philologie nur eine höchst untergeordnete Bedeutung, und es können darüber folgende kurze Bemerkungen genügen.

2. Seit etwa drei Jahrhunderten besitzen die Romanen ein doppeltes Alphabet, ein Schreibalphabet und ein Druckalphabet. Die Hauptdifferenz zwischen beiden besteht darin, dass im ersteren die einzelnen Buchstaben mit einander verbunden, bzw. verschlungen werden, während sie im letzteren unverbunden neben einander gestellt werden. Ausserdem sind die Züge der Schriftbuchstaben flüssiger und weicher, als diejenigen der Druckbuchstaben. Endlich sei, obwohl es eigentlich selbstverständlich ist, bemerkt, dass selbst ein sehr sorgsamer Schreiber es kaum vermag, dem gleichen Buchstaben immer ganz genau die gleiche Gestalt zu geben, dass vielmehr in jedem, namentlich aber in dem rasch geschriebenen Schriftwerke zwischen den gleichen Buchstaben nicht unerhebliche Formendifferenzen sich finden, während in dem gedruckten Schriftwerke die mechanisch hergestellten Typen der gleichen Buchstaben die grösste (höchstens durch Zufälligkeiten, wie z. B. durch das Abbrechen einer Letter, gestörte) Gleichförmigkeit zeigen.

3. Schreibt man, wie Elementarschüler es thun, die Buchstaben zwischen zwei parallelen horizontalen Linien, so ergeben sich nach dem Höhenverhältnisse folgende Kategorien von Buchstaben: a) Buchstaben, welche den Zwischenraum nicht überschreiten, z. B. *a*, *e*, *o*; b) Buchstaben, welche theilweise über die Oberlinie hinausragen, z. B. *h*, *l*; c) Buch-

staben, welche theilweise über die Unterlinie hinausragen, z. B. *p*, *q*; d) Buchstaben, welche theilweise sowohl über die Ober-, wie über die Unterlinie hinausragen, z. B. *f*. — In Bezug auf das Breitenverhältniss könnte man schmale und breite Buchstaben unterscheiden, einerseits z. B. *i*, andrerseits z. B. *m*; massgebend müsste dafür die Zahl der nebeneinander stehenden Grundstriche sein.

4. Vor der Ausbildung des Druckalphabetes gab es nur ein Schreibalphabet, allerdings in verschiedenen Gattungen (vgl. § 3). Das (die) bis in die letzten Jahrhunderte des Mittelalters übliche(n) Schreibalphabet(e) liess(en) wenn es (sie) die einzelnen Buchstaben nicht mit einander verschlang(en) (vgl. Nr. 5), die Buchstaben unverbunden. Die grosse Ausbildung der Schreibkunst im Mittelalter ermöglichte den besseren Schreibern eine grosse Gleichförmigkeit in der Gestaltung der einzelnen Buchstaben, so dass bei flüchtiger Betrachtung gute mittelalterliche Manuscripte für Druckwerke gehalten werden können.

5. Das Bedürfniss, die zeitraubende Arbeit des Schreibens zu beschleunigen und zu vereinfachen, hat von jeher Anlass zum Gebrauche von Abkürzungen (Abbreviaturen) gegeben. Eine Abbreviatur besteht entweder in der Zusammenziehung mehrerer Schriftzeichen zu einem einzigen (Buchstabenverschlingungen [Ligaturen], wenn z. B. für *et* geschrieben wird &) oder in der Ersetzung eines Buchstaben durch ein diakritisches Zeichen (wenn z. B. im Deutschen statt *mm* nur *m* mit übergesetztem Striche geschrieben wird) oder in der Auslassung solcher Buchstaben, bzw. solcher Silben, welche aus dem Sinne leicht ergänzt werden können, im Innern oder am Ende des Wortes (wenn man z. B. schreibt Exc. = Excellenz, Dr. = Doctor); auch Zusammenziehungen ganzer Worte kommen vor (z. B. etc. = et cetera). Im Mittelalter wurden die Abbreviaturen in sehr weitem Umfange und sehr systematisch angewandt; es ist folglich ihre Kenntniss, welche übrigens durch einige Uebung leicht erworben werden kann, unerlässlich für Jeden, der im Interesse seiner Fachwissenschaft die Fähigkeit zur Lecture mittelalterlicher Handschriften erlangen muss, unerlässlich also namentlich für jeden Philologen und Historiker. Auch im Druck wurden die Abbreviaturen, namentlich Buchstabenverschlingungen, anfänglich bei-

behalten, später aber mehr und mehr aufgegeben, so dass gegenwärtig nur ganz wenige (meist Titelabkürzungen) im Gebrauche sind. Auch in der modernen Schreibschrift sind die Abbreviaturen seltener geworden.

6. Im praktischen Leben, namentlich in dem der modernen Zeit, ist eine noch grössere Beschleunigung der Schrift, als sie auch bei ausgiebigstem Gebrauche der Abbreviaturen erreicht wird, sehr wünschenswerth. Dies Bedürfniss hat schon im Alterthum die Erfindung und Anwendung einer besonderen Schnellschrift veranlasst (tironische Noten). Im Mittelalter und in der Neuzeit sind denn in ziemlich beträchtlicher Zahl Schnellschriftsysteme sehr verschiedener Art und sehr verschiedenen Werthes aufgestellt worden. In der Gegenwart wird mit der »Stenographie« sogar eine Art Sport getrieben. Für die romanische Philologie besitzt die Schnellschrift keinerlei Bedeutung. Ein ganz vereinzelter Fall ist es, dass in einem der ältesten Sprachdenkmäler, in dem Jonasfragment von Valenciennes, ein Theil der Worte in tironischen Noten geschrieben ist.

§ 3. Die Entwickelung der Schriftzeichen[1]).

1. Die Romanen haben das römische Alphabet übernommen, welches wieder mittelbar auf das phönicische zurückgeht. (Die Rumänen brauchten bis vor wenigen Jahrzehnten das kyrillische Alphabet, haben aber dasselbe gegenwärtig fast durchweg mit dem lateinischen vertauscht.)

2. Die Römer haben drei Hauptgattungen ihrer Schrift entwickelt, nämlich:

a) Die Capitalschrift: ihre Buchstaben haben die Form der grossen lateinischen Buchstaben in der jetzigen Antiqua-Druckschrift, also A, B etc.

b) Die Uncialschrift: sie ist nur eine Modificirung der Capitalschrift, darin bestehend, dass einzelne Buchstaben abgerundete Formen haben (z. B. Ͼ für E) und dass einzelne über und unter die Zeile reichen (z. B. *h*, *p*, *q* haben ungefähr die Formen, wie die entsprechenden kleinen Buchstaben in der Antiqua). Genaueres kann hier nicht angegeben werden.

c) Die Cursivschrift: die Buchstaben, deren Form eigen-

1) Diesem Paragraphen wurde in Nr. 1—5 W. Wattenbach's Anleitung zur lateinischen Paläographie (Leipzig, seit 1869) zu Grunde gelegt.

artig und fast bis zur Unkenntlichkeit verzerrt ist, werden zusammenhängend geschrieben.

3. Auf Grundlage der römischen Cursive, unter Beimischung einiger Elemente der Uncialschrift, entwickelten sich in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters mehrere sogenannte Nationalschriften: die longobardische — die westgothische — die merowingische (diese, nebenbei bemerkt, eine sehr hässliche, langgereckte, schwer lesbare Schrift).

Ausserdem entstanden im frühen Mittelalter noch folgende Schriften: die Halbuncialschrift, eine Mischung von degenerirten Uncial- mit Cursivformen — die irische Schrift, in welcher wieder Unciale, Halbunciale und Cursive zu unterscheiden; die letztere zeigt die charakteristischsten Formen, ihre Buchstaben sind klein und spitzig — die angelsächsische Schrift, welche wieder, ähnlich wie die irische, zu der sie im Abhängigkeitsverhältnisse steht, verschiedene Gattungen entwickelt hat.

Alle diese Schriften besitzen für die romanische Philologie keine unmittelbare Bedeutung.

4. Durch Alcuin wurde im Zeitalter Karls d. Gr. eine Reform der Schrift angebahnt, deren Endergebniss die Ausbildung der sogenannten Minuskel war. Die Buchstabenform derselben ist im Wesentlichen diejenige der kleinen Buchstaben des modernen lateinischen Alphabetes.

Die Minuskel blieb während des ganzen Mittelalters die herrschende Schrift und, genau genommen ist sie noch gegenwärtig die übliche Schrift sowohl der Romanen wie auch der Germanen, der Slaven (mit Ausnahme der Russen und Bulgaren, die sich des kyrillischen Alphabetes bedienen) und der Magyaren, Finnen, Basken etc.

5. Die Minuskel ist, wie leicht begreiflich, in den verschiedenen Zeiten und bei den verschiedenen Völkern mannigfach gestaltet worden. Namentlich sind zeitlich zwei Hauptgattungen der Minuskel zu unterscheiden:

a) Die ursprüngliche runde Form der Minuskel (entsprechend den kleinen Buchstaben des sogenannten lateinischen Alphabetes, Antiquaschrift); als »grosse« Buchstaben (Majuskel) wurden in dieser Form diejenigen der Capital- oder (seltener) der Uncialschrift angewandt. Daraus entwickelte sich:

b) Die eckige, zackige, krause Form der Minuskel (entsprechend dem fälschlich sogenannten »deutschen« Alphabete, gothische Schrift, Mönchsschrift, Gitterschrift, Frakturschrift); in dieser Form wurden auch »grosse« Buchstaben ausgebildet.

Die eckige Form war während des späteren Mittelalters auch bei den Romanen die vorherrschende; erst die Humanisten des 15. und 16. Jahrhunderts bedienten sich wieder der gerundeten Minuskel.

Während in der älteren Minuskel die Buchstaben unverbunden blieben, bildete sich in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters eine die Buchstaben verbindende Cursivminuskel aus.

6. Für den Buchdruck wurde anfänglich auch bei den Romanen die eckige Minuskel (Fraktur) angewandt, dieselbe ist aber mehr und mehr durch die runde Minuskel (Antiqua) verdrängt worden[1]), und die letztere ist gegenwärtig bei den Romanen (ebenso bei den Engländern, Holländern, Polen, Magyaren, Finnen, Basken etc.) allein gebräuchlich, während die eckige Form bei den Deutschen herrschend geblieben ist und bei den skandinavischen Völkern, bei den Finnen und Ehsten wenigstens noch neben der runden nicht selten gebraucht wird.

7. Die Hauptgattungen der gegenwärtig üblichen Druckschrift sind:

a) Antiqua (kleine Buchstaben runde Minuskel, grosse Buchstaben Kapitalschrift).

α) Stehende Form.

β) Liegende Form (Cursive).

Nach der Grösse (dem »Kegel«) der Buchstaben unterscheidet man Perl, Colonel, Petit, Garmond, Bourgeois, Cicero, Mittel, Tertia, Text, Doppel-Mittel, Canon Antiqua.

b) Fraktur (eckige Minuskel).

Nur stehende Form.

Nach der Grösse (dem »Kegel«) der Buchstaben unterscheidet man: Diamant, Perl, Nonpareille, Colonel, Petit, Bourgeois, Garmond, Kleine Cicero, Grobe Cicero, Mittel, Tertia, Text, Doppel-Mittel, Canon, Missal, Sabon Fraktur.

---

1) Diese Verdrängung steht im engsten Zusammenhange mit der Verdrängung des gothischen Styles durch die Renaissance.

§ 4. Der Bestand der Schriftzeichen.

1. Das lateinische Alphabet umfasste 23 Buchstaben; im romanischen Alphabete ist durch die freilich erst in der Neuzeit consequent durchgeführte Scheidung von *i* und *j*, *v* und *u* diese Zahl auf 25 erhöht worden. Das *k* und das *w* kommen in den modernen Sprachen nur in Fremdworten vor; im mittelalterlichen Romanisch, namentlich im Altfranzösischen, wurde *k* sehr gewöhnlich statt des *c* zum Ausdruck der linguovelaren tonlosen Explosiva gebraucht; auch das *w* wurde im Altfranzösischen verwendet, und ebenso bis vor Kurzem im Rätoromanischen

Das Romanische besitzt Doppelformen seiner Buchstaben: »grosse« Buchstaben (Majuskeln, Kapitalschrift) und »kleine« Buchstaben (Minuskeln). Die ersteren werden — abgesehen von ihrer Verwendung in Inschriften und Ornamenten — nur wortanlautend zur Hervorhebung von Eigennamen, Ehrenprädikaten, Anredeworten und, aber nur vereinzelt, von besonders nachdrucksvoll betonten Worten gebraucht.

2. Im Wesentlichen haben die Schriftzeichen im Romanischen diejenige Function beibehalten, welche sie bereits im Lateinischen hatten. Einzelne Verschiebungen haben aber in einzelnen Sprachen allerdings stattgefunden, z. B. *j*, eigentlich das Zeichen für die linguodorsalpalatale tönende Spirans (= *y* in englisch *yes*) dient im Spanischen zum Ausdruck der linguovelaren tonlosen Spirans, im Französischen und andern Sprachen zum Ausdruck der linguopalatalen tönenden Spirans: *t* in der Combination *t* + tonloses *i* + Vocal bezeichnet im Französischen den Laut der linguoalveolaren tonlosen Spirans etc. Vielfach ist jedoch, wenn der Lautwerth eines Buchstabens sich änderte, der für die neue Geltung sonst gebrauchte eingetreten, so z. B. im Spanischen *c* für das zur Spirans gewordene *t* (*nacion* u. dgl.).

3. Die Schriftzeichen des romanischen Alphabetes reichen in keiner romanischen Sprache aus, um die vorhandenen Hauptlauttypen (vgl. Theil I, Buch I, Kap. 3, § 8 und 9) zu bezeichnen. Theilweise ist jedoch für diese Lücken Ersatz beschafft worden, nämlich:

a) Ein Buchstabe, der ursprünglich eine andere Function hatte, wird entweder lediglich oder doch in bestimmten Fällen

zum Ausdruck eines Hauptlauttypus gebraucht, für welchen im lateinischen Alphabete ein Zeichen fehlte, so z. B. *j* im Spanischen zum Ausdruck des *(a)ch*-Lautes, im Französischen zum Ausdruck des *j(e)*-Lautes (s. oben Nr. 2), für die letztere Function wird im Französischen in bestimmten Fällen auch *g* verwandt; namentlich aber gehört hierher die verschiedene lautliche Geltung des *c* (bzw. auch des *g*) einerseits vor *a, o, u*, und andrerseits vor *e* und *i*.

b) Ein Buchstabe wird mit einem diakritischen Zeichen (über- oder untergesetztem Striche oder Häkchen u. dgl.) versehen und in dieser Form zum Ausdruck eines Hauptlauttypus gebraucht, für den eine andere Bezeichnung fehlt oder doch nicht consequent angewandt wird, hierher gehören z. B. die französischen Bezeichnungen *é* und *è*; rumänisches *á*, *ă*, *ĕ*, *ó*, *â*, *é*, *î*; die Bezeichnungen der portugiesischen Nasalvocale *ão* u. dgl.; französisches *ç*, dessen Lautwerth aber auch durch *s*, *ss* und *t* (+ *i* + Vocal) ausgedrückt werden kann; span. port. *ñ* etc.

c) Buchstabencombinationen werden zum Ausdruck von Lauttypen verwandt, für welche einfache Bezeichnungen fehlen, hierher gehören z. B. franz. *ou* = *u*, die sehr verschiedenen Bezeichnungen des palatalisirten (mouillirten) *l*-Lautes (*ll*, *il*, *ill*, *lh*, *gl*); franz. *ch* zum Ausdruck der linguopalatalen tonlosen Spirans; die französischen Combinationen *am*, *an*, *em*, *en*, *im*, *in* etc. zur Bezeichnung der Nasalvocale; die italienischen Combinationen *ci*, bzw. *gi* + *a*, *o*, *u* zum Ausdruck der complicirten Quetschlaute *tsch* und *dsch*; die italienische Combination *ch* und *gh* zur Bezeichnung des K- und G-Lautes vor *e* und *i*, da vor diesen Vocalen *c* und *g* ihren eigentlichen Lautwerth mit einem andern vertauscht haben.

Trotz dieser Auskunftsmittel bleibt aber doch das Alphabet jeder romanischen Sprache sehr unvollkommen und lässt nicht wenige vorhandene Laute unbezeichnet. So werden namentlich nirgends die offenen und die geschlossenen Vocale unterschieden (ein Ansatz dazu ist in einzelnen altprovenzalischen Handschriften gemacht worden; theilweise wird im Französischen *ẹ* = *é* und *ę* = *è* unterschieden). Das Französische besitzt den *ü*-Laut, aber kein Zeichen dafür (während z. B. das Rätoromanische sich des *ü* bedient) und wird dadurch zu der

wunderlichen Inconsequenz gedrängt, *u* für *ü* zu verwenden, zur Bezeichnung von *u* aber die Combination *ou* zu brauchen. Das Spanische besitzt den Laut der linguodentalen tönenden Spirans, drückt denselben aber durch *d* aus, dem doch meist eine ganz andere Geltung zukommt. Und so liessen sich weitere Beispiele in Fülle anführen.

4. Die Vocalquantität bleibt in der gewöhnlichen romanischen Schrift unbezeichnet (während in germanischen Sprachen und namentlich im Deutschen mancherlei Ansätze zur Bezeichnung wenigstens der Länge gemacht worden sind).

5. Der Wortaccent wird in der gewöhnlichen romanischen Schrift nur ausnahmsweise und inconsequent durch Setzung des Acutes (im Portugiesischen auch zuweilen des Circumflexes) bezeichnet; am verhältnissmässig umfangreichsten, aber doch auch recht willkürlich durchgeführt ist die graphische Accentuation im Spanischen und Portugiesischen. — Die aus dem Latein, bzw. aus dem Griechischen übernommenen drei Accentzeichen werden im Romanischen meist zu andern Zwecken, als zu dem der Tonbezeichnung, verwandt, nämlich:

a) Zur Bezeichnung der Vocalqualität, so franz. *é* und *è*, rum. *á*, *ó*, *â*, *ê*, *î* etc.

b) Zur Unterscheidung gleichlautender Worte, so z. B. im Französischen *crû* von *croître* neben *cru* von *croire*; namentlich aber im Italienischen, z. B. *sì* = *sic* und *si* = *se*, *dì* = *diem* und *di* = *de*, *è* = *est* und *e* = *et*.

c) Zur Andeutung eines Lautwandels, z. B. im Französischen zeigen der Circumflex und oft auch der Acut den Ausfall eines dem Vocal ursprünglich nachfolgenden *s* (bzw. *s* = *x*) an, z. B. *âne* = *as[i]num*, *mêler* = *misculare*, *épée* = *spatha*, *étable* = *stabulum*, *é-* (z. B. in *élever*) = *ex*, *dé-* (z. B. in *démolir*) = *de* + *ex*; zuweilen erfolgt die Setzung des Accentes irrig in Folge verkehrter etymologischer Vorstellungen, so z. B. in *trône* = *thronum*, *pâle* = *pallidum*, auch in *âme* = *an[i]ma* ist die Setzung des Circumflexes abnorm; der Circumflex deutet oft auch im Französischen, sowie im Portugiesischen auf Zusammenziehung zweier Vocale hin, so z. B. franz. *sûr* = *se-[c]urum*, *mûr* = *ma[t]urum*, port. *vêm* = *veem*, *lêm* = *leem*. Im Italienischen zeigt der Gravis auf dem auslautenden Ton-

vocal an, dass eine ursprünglich nachfolgende tonlose Silbe apokopirt worden ist, und ist demnach nichts weiter als ein Apostroph, z. B. *frà* = *frate*, *città* = *cittade* = *civitatem*, *può* = *puote* = **pŏtet* für *potest*. Im Portugiesischen wird vereinzelt der Acut in gleicher Weise verwendet, z. B. *só* = *solum*.

Die im Obigen angegebenen Gebrauchsweisen der Accentzeichen haben sich im Wesentlichen erst seit dem 16. Jahrhundert ausgebildet. In mittelalterlichen Handschriften finden sich Accente im Allgemeinen nur sporadisch angewandt; in einzelnen allerdings ist die Setzung von Accenten consequent und offenbar nach einem bestimmten, wenn auch wohl bis jetzt noch nicht klar erkannten Systeme durchgeführt.

6. Der Buchstabe *h* fehlt als Einzelbuchstabe in denjenigen Sprachen, welche den entsprechenden Laut von Anfang an nicht besassen; das Italienische braucht in *ho*, *hai*, *ha*, *hanno* das *h* als diakritisches Zeichen zur Unterscheidung dieser Formen von *o* = *aut*, *ai* = *agli*, *a* = *ad*, *anno* = *annum* und besitzt ausserdem die Combinationen *ch* und *gh*; das Französische hat anlautendes verstummtes *h* vielfach aus etymologischem Grunde in der Schrift beibehalten, ebenso das Spanische und Portugiesische, alle diese Sprachen kennen auch die Combination *ch*. — Das *y* ist vom Italienischen, Rätoromanischen und Rumänischen völlig aufgegeben (im Rumänischen findet sich jedoch in Fremdworten öfters *y*), in den übrigen Sprachen ist es mit dem Lautwerthe des *i* erhalten; oft ist es aus der im Mittelalter üblichen langgestreckten Form des *i* (ungefähr = *j*) hervorgegangen, so bedeutet z. B. die ältere französische Schreibweise *roy* nichts anderes, als *roj* = *roi*, ebenso verhält es sich z. B. mit span. *y* »und«. — Des *x* haben sich das Italienische und das Rumänische völlig entledigt, da in ihnen *cs* zu *ss* assimilirt, bzw. zu *sci* palatalisirt worden ist (*massimo*, *massimu*, *lassare*, *lasciare*); die alte spanische Orthographie brauchte *x* da, wo heute *j* geschrieben wird (*Xeres*, *relox*), doch vermuthlich verband sich damit ein anderer Lautwerth. — Der Buchstabe *z* wird mit dem Lautwerthe eines *s* im Rumänischen nur in Fremdworten gebraucht; der (deutsche) *z*-Laut wird in dieser Sprache durch *t*, bzw. *ti* ausgedrückt, z. B. *titin'a* sprich *zizina*, *tiér'a* sprich *züra*. —

Die lateinischen Combinationen *th*, *ph*, *ch* zur Transscription des griech. ϑ, φ, χ, die schon im Lateinischen den Lautwerth des einfachen *t*, *f*, *c* hatten, sind im Italienischen und Spanischen auch in der Schrift zu *t*, *f*, *c* vereinfacht worden; in den übrigen Sprachen haben sie sich behauptet; im Französischen hat *ch* = χ vielfach den Lautwerth des *ch* (= *c* vor *a*) erhalten.

§ 5. Verhältniss der Schrift zu den Lauten im Romanischen.

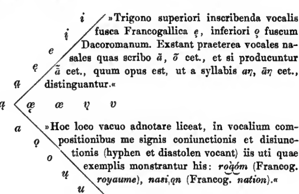
1. Dass die gewöhnliche (auf das phönicische Alphabet zurückgehende) Lautschrift der europäischen Culturvölker, also auch der Romanen, zur Bezeichnung der vorhandenen Laute bei weitem nicht ausreicht, wurde bereits in Theil I, S. 57 f. sowie, mit besonderer Bezugnahme auf das Romanische, oben in § 4 erörtert.

2. Für praktische Zwecke genügt indessen die übliche Lautschrift trotz aller ihrer Unvollkommenheit, ja sogar gerade wegen derselben, da die geringe Zahl der vorhandenen Schriftzeichen und deren verhältnissmässig einfache in Schrift und Druck leicht herstellbare Form ihre Erlernung und ihren Gebrauch sehr erleichtern.

3. Für wissenschaftliche, bzw. linguistische Zwecke dagegen ist eine möglichst vollständige und dabei doch einfache Bezeichnung aller sei es überhaupt, sei es innerhalb einer einzelnen Sprachsippe oder Sprache vorkommenden Laute dringendes Erforderniss. Ueber die Systeme einer universalen Lautschrift vgl. Theil I, S. 56. — Für das Romanische haben insbesondere E. Böhmer und G. J. Ascoli brauchbare Schriftsysteme in Vorschlag gebracht, die im Folgenden mitgetheilt werden sollen. (Ueber M. Trautmann's System vgl. unten Nr. 6.)

4. E. Böhmer's Schriftsystem (dargelegt in den Abhandlungen De sonis grammaticis accuratius distinguendis et notandis, in: Rom. Stud., Bd. I [1872], S. 295 ff. und: Gemeinsame Transscription für Französisch und Englisch, in: Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Litteratur, Bd. VI [1884], S. 1 ff.). Vgl. auch Rom. Stud. IV 489 f.

Für die Vocale entwirft Böhmer (Rom. Stud. I 296) folgendes Schema:



In Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Litteratur VI p. 4 giebt er dieser Tabelle folgende einfache Form, indem er zugleich die geschlossenen Vocale durch einen untergesetzten Punkt kennzeichnet:

q	ą	ę	ẹ	į	ị
		œ̜	œ	ų	v̩
	ạ	ǫ	ọ	ų	ụ

Den Lautwerth der einzelnen Vocalzeichen erläutert er Rom. Stud. I 297 durch folgende Tabelle (wozu er bemerkt »significant cl. clausum, ap. apertum, lg. longum, br. breve«):

ū *U* cl. lg. Francog. *jour*, *four*, *boue*, *jouerons*. Ital. *uno*. Germ. *Kuh*

u cl. br. Francog. *pour*, *bijou*, *fou*, *bout*, *souper*. Ital. *unto*. Germ. *kund*

ų̄ ap. lg.

ų ap. br. . . . . Germ. *Kumme*

v̄ *v* cl. lg. Francog. *jure*, *piqûre*, *tue* . . . . Germ. *kühn*

v cl. br. Francog. *juste*, *menu*, *tu* . . . . Germ. *künden*

v̄ ap. lg.

ų		ap. br. . . . . Germ. *Kümmel*
ī	*I*	cl. lg. Francog. *machine*, *dîme*, *île*. Ital. *vino*. Germ. *Kien*
i		cl. br. Francog. *pipe*, *midi*, *imite*. Ital. *vinto*. Germ. *Kind*
į̄		ap. lg.
į		ap. br. . . . . Germ. *Kinn*
ō	*O*	cl. lg. Francog. *môle*, *eau*, *rose*. Ital. *ora* (i. e. *hora*) *dona*. Germ. *Kohl*
o		cl. br. Francog. *aussi*, *total*, *rosée*. Ital. *dover*, *quando*. Germ. *Kohlrabi*
ǭ		ap. lg. Francog. *fort* . . . . . Ital. *ora* (= *aura*)
ǫ		ap. br. Francog. *fol*, *connu*. Ital. *donna*. Germ. *konnte*
œ̄	*Œ*	cl. lg. Francog. *lieue*, *heureuse* in secunda. Germ. *König*
œ		cl. br. Francog. *lieu*, *heureux* in secunda. Germ. *únköniglich*
œ̨̄		ap. lg. Francog. *peur*, *sœur*
œ̨		ap. br. Francog. *seul*, *bœuf*, *heureux* in paenult. Germ. *können*
ē	*E*	cl. lg. Francog. *gelée*, *épée* in secundis. Ital. *bevi*, *bei* (= *bibis*). Germ. *kehren*
e		cl. br. Francog. *serai* in secunda, *épée* in prima. Ital. *legge* (= *legit*). Germ. *úmkehren*
ę̄		ap. lg. Francog. *mes*, *reine*
ę		ap. br. Francog. *bel*, *pèlerin*. Ital. *belli* et *bei*, *legge* (= *legem*)
ā	*A*	lg. Francog. *tâche*, *las*, *mâle*, *âme* . . . Germ. *Kahn*
a		br. Francog. *combat*
ą̄		lg. Francog. *paraître*
ą		br. Francog. *comparaison*
ą		lg. Francog. *madame* in secunda
ą		br. Francog. *déjà*, *là*, *ma*, *mal*, *ami*
ǭ	*Ǫ*	lg. Dacorom. *tšǭtrǫ* in priore
ǫ		br. Dacorom. *tšǭtrǫ* in posteriore
ę	*Ę*	lg.
ę		br. Francog. *besoin*. Brevissimum : Francog. *cheval*.

Für die Consonanten und Liquidae stellt Böhmer in Rom. Stud. I 299 folgende Tabelle auf:

	tremulae			resonantes	continuae		explosivae	
gutturalis	*h*	. . .	. . .	. . .	lenes	fortes	lenes	fortes
palatales – velares	. . .	. . .	*r*	*η*	*y*	*χ*	*g*	*k*
palatales – laminares – dorsales	. . .	. . .	*ṛ*	*η̣*	*ỵ*	*χ̣*	*g̣*	*ḳ*
palatales – laminares – supinalis	. . .	. . .	. . .	. . .	. . .	. . .	*ḍ*	. . .
dentales – interdentales	. . .	. . .	. . .	. . .	*ž*	*š*	. . .	. . .
dentales – linguales – alveolares	. . .	*l*	*ṙ*	*n*	*z*	*s*	*d*	*t*
dentales – linguales – blaesae	. . .	. . .	. . .	. . .	*ð*	*ϑ*	. . .	. . .
labiales	. . .	. . .	. . .	*m*	*v*	*f*	*b*	*p*
	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII

Den Lautwerth der einzelnen Schriftzeichen bestimmt er folgendermassen: »I *h* sonans in Florentino *poco*. III *r* ut in Francog. *France*; *ṛ* ut in nomine Francog. *Paris* quomodo pronuntiatur Parisiis; *ṙ* auditur in Italia, e. g. Florentiae in nomine *Firenze*. IV *η* ut in Francog. *brancard*; *η̦* ut in Francog. *pincer*. V *y* = *hh* Calabrum, fere = *g* Hollandicum ut in *begin*; *y* = *y* Hispan. ut in *ayer* = *j* german., e. g. in *jeder*; *ž* (littera Bohemica) = *j* Francog., e. g. in *jamais*; *z* = *s* Francog. lene, e. g. in *rose*; *δ* (littera Graeca) = *d* Hispan. blaeso, e. g. *d* finalis nominis *Madrid*, fere = *th* Anglic. lene, e. g. in *thine*. VI *χ* (littera Graeca) = *j* Hispan., ut in *jamas*; *χ̣* = *ch* Dacorom. in *archiepiscop*, apud Raetorom. consonanti *t* coniunctissimum e. g. *tχ̣iétšẹn*; idem fere atque *ch* Germ. in *ich*, *arche*; *š* (littera Bohemica) = *ch* Francog., e. g. in *roche*; *s* = *s* Francog. fortius, e. g. in *sabre*; *ϑ* (littera Graeca) = *z* Hispan., e. g. in *azul*; = *th* Anglic. forte, e. g. in *thin*. VII *g* = *g* Francog. ut in *garantie*; *g̣* = *g* Francog. ut in *guérir*; *ḍ* a Sardis lingua supina in summo palato articulatum. VIII *k* = *c* sive *q* Francog. in *qualité*; *ḳ* = *c* sive *q* Francog. ut in *quel*.«

Einen interessanten Versuch zur praktischen Durchführung seiner — übrigens von vielen Romanisten wenigstens gelegentlich angewandten — Lautschrift hat Böhmer in seiner Ausgabe des Rolandsliedes gemacht (Rencesval. Edition critique du texte d'Oxford de la chanson de Roland. Halle a. S. 1872).

5. G. J. Ascoli's Schriftsystem[1]) (dargelegt in: Archivio glottologico. Vol. I. p. XLII ff.).

Für die Vocale entwirft Ascoli folgendes Schema (s. S. 345 oben) und erläutert es durch nachstehende Bemerkungen:

»1 *a*; l'a italiano. 2 *å* suono intermedio fra il precedente e l' 3 *o̱*, che è l' *o* aperto italiano. 4 *o*, un *o* che sta fra il precedente e l' 5 *ọ*, che è l' *o* chiuso italiano. 6 *ů*, un *o* così chiuso, che può dirsi un *u* largo. 7 *u*, lo schietto *u* italiano. 8 *u̇*, suono intermedio fra quello che precede e l' 9 *ü*, che è l' *u* milanese o francese. 10 *ụ̈*, tramezza fra il precedente e l' 11 *i*. 12 *ẹ̈*, partecipa molto più dell' *i* che non dell' *e*. 13 *ȩ*,

1) Der unmittelbare Zweck dieses Systemes ist allerdings nur die Transscription ladinischer Laute, doch lässt es sich sehr wohl für die Transscription auch anderer romanischer Idiome verwenden.

1 *a*
.. 19 *ȧ*
2 *å* .. 18 *ä*
.... 17 *æ*
3 *o̱* .... 16 *e̱*
4 *o* ..... 20 *ẹ* .... 15 *e*
5 *ǫ* .... 21 *æ* .... 14 *ę*
.... 22 *ö* .... 13 *ẹ̈*
6 *ů* .... 23 *ụ̊* .... 12 *ė̤*
7 *u* .... 8 *u̇* ..... 9 *ü* ...... 10 *ụ̈* .... 11 *i*

un' *e* distinta, ma più chiusa dell' 14 *ę*, che è l' *e* chiusa italiana. 15 *e*, un' *e* fra il precedente *e* l' 16 *e̱*, che è l' *e* aperta italiana. 17—19 *æ*, *ä*, *ȧ*, tre stadj, che dall' *e* aperta italiana ci conducono prossimi all' *a*. Sotto l' *e̱* aperta (16), e in fianco all' *e* indifferente (15), si spicca l' 20 *ẹ*, la così detta vocale *indistinta*, specie d' *e* volgente all' *ö* (22), che si ode con particolar frequenza nell' inglese; e le succede l' 21 *æ*, che è, prescindendo dalla quantità, l' *eu* francese di *peur*, laddove l' 22 *ö*, prescindendo ancora dalla quantità, è l' *eu* francese di *peu*, chi è più chiuso, ovvero più inoltrato verso l' *u̇*, che non sia il precedente. 23 *ụ̊*, è di base più aperta che non l' *u̇* (8), al quale sta come l' *ů* (6) all' *u* (7).«

Für die Consonanten und Liquidae entwirft Ascoli folgende Tabelle (s. umstehend S. 346).

6. M. Trautmann's einfaches und klar durchdachtes Schriftsystem ist bereits oben S. 29 (Vocale) und S. 36 (Consonanten) dargelegt worden.

7. Für absolut vollkommen kann keins der angegebenen Schriftsysteme erklärt werden, es dürften aber auch weitere Constructionsversuche kaum ein wesentlich befriedigenderes Resultat ergeben. Sehr vortheilhaft zeichnen sich die sämmtlichen drei erwähnten Schriftsysteme vor den von englischen Phonetikern (wie Sweet, Ellis, Bell) aufgestellten dadurch aus, dass sie sich im Wesentlichen auf die Buchstaben des üblichen lateinischen Alphabetes beschränken und nur wenige (wie χ, þ, đ u. a.) aus andern Alphabeten hinzunehmen, von der Erfindung neuer Zeichen aber, sowie von der Umkehrung der Buchstaben völlig absehen.

	Momentanee o esplosive		Nasali	Continue o fricative	
	Sorde	Sonore		Sorde	Sonore
Gutturali	*c* = *c* in ital. *arca*	*g* = *g* in ital. *porga*	*n* = *n* in ital. *rango*, *ṅ* = *n* in turines. *caděna*	*h* = deutsch *ch* in *lachen*	*ǰ* = neugriech. *γ* in *γα*, *γο*
Palatine	*č* Mittellaut zwischen *kj* u. *c* in ital. *selce*; *ć* = ital. *c* in *selce*	*ǧ* Mittellaut zwischen *gj* und *g* in ital. *porge* *ǵ* = ital. *g* in *porge*	*ń* (*ñ*) = *gn* in ital. *cignere*	. . . .	*j* = ital. *j* in *jeri* [*l̃*]
Linguali	. . . .	*ḍ* = sard. *ḍḍ* in *marteḍḍu* = *martello*	. . . .	*š* = *sc* in ital. *scemo* *ś* Mittellaut zw. *š* und *s* in *sono*	*ž* = *j* in franz. *jamais*; *r*
Inter-dentali	. . . .	. . . .	. . . .	*þ* = neugriech. *ϑ*	*đ* = neugriech. *δ*
Dentali	*t* = *t* in ital. *tuo*	*d* = *d* in ital. *dovere*	*n* = *n* in ital. *mano*	*s* = *s* in ital. *orso*, *ç*	*s* = *s* in ital. *rosa*, *ź*; *l*
				Labiodentali	
Labiali	*p* = *p* in ital. *padre*	*b* = *b* in ital. *buono*	*m* = *m* in ital. *mio*	*f* = *f* in ital. *fare*	*v* = *v* in ital. *vino*

Dringend wünschenswerth wäre es, dass eins der genannten drei Schriftsysteme von allen Romanisten angenommen und consequent für lautwissenschaftliche Zwecke angewandt würde. Der jetzige Zustand, in welchem fast in jedem Buche eine andere Transscription gebraucht wird, ist ungemein lästig und verwirrend und muss möglichst bald beseitigt werden.

Verhältnissmässig am meisten ist bis jetzt, namentlich was die Vocalisation anbetrifft, Böhmer's System angewandt worden (so namentlich in Gartner's Rätoromanischer Grammatik), und deshalb dürfte dessen allgemeine Anwendung sich als praktisch empfehlen; nur müssten für die sehr unbequemen und im Druck dem Defect- und Unleserlichwerden leicht ausgesetzten Typen der unter- oder überpunktirten Consonanten (*ġ*, *χ̣* etc.) irgend welche andere Formen gewählt werden.

§ 6. Die theoretische Fixirung der Lautgeltung der Schriftzeichen (= die Orthographie) im Romanischen (vgl. auch oben S. 58 ff.).

1. Da die Schriftzeichen der üblichen Alphabete meist nur die Hauptlauttypen, nicht die vorhandenen Einzellaute zum Ausdruck bringen, da ferner nicht bloss die Einzellaute, sondern auch die Hauptlauttypen (wie etwa die tonlosen Explosiven und die tönenden Explosiven, *p* und *b*, *t* und *d*, *k* und *g*) einander klangähnlich sind und folglich in Volkssprachformen häufig mit einander vertauscht werden und da endlich die Fähigkeit zu scharfer Unterscheidung der Laute nur immer bei Wenigen entwickelt ist, so sind, wenn es sich um die Wiedergabe von Lauten durch Schriftzeichen handelt, vielfache Schwankungen in der Wortschreibung möglich und kommen thatsächlich vor.

2. An sich ist es nun recht wohl denkbar, dass jedes schreibende Individuum die Worte und Silben so schreibt, wie es ihm passend und bequem erscheint. Eine derartige volle Freiheit der Schreibung widerstrebt aber nicht nur dem menschlichen Nachahmungstriebe, vermöge dessen das von einem in irgend welcher Beziehung hervorragenden Manne gegebene Beispiel, also z. B. auch seine Schreibweise, stets von Andern nachgeahmt wird, sondern sie würde auch zu den grössten praktischen Unzuträglichkeiten führen und eine Verwirrung hervorrufen, welche den schriftlichen Gedankenaus-

tausch höchlichst erschweren würde. Es haben sich daher stets mehr oder weniger vollkommene und von mehr oder weniger zahlreichen Individuen anerkannte Systeme der Schreibung ausgebildet, von denen jedes den Anspruch erhob, bzw. erhebt, die richtige Schreibung (Orthographie) darzustellen.

3. Jedes orthographische System ist naturgemäss bestrebt, die Lautelemente so getreu wiederzugeben, wie die Zahl und Beschaffenheit der verfügbaren Schriftzeichen es nur irgend gestatten; das Grundprincip jeder Orthographie ist demnach das phonetische. Da nun aber die Lautgestaltung der Worte dem Wandel unterliegt (vgl. oben S. 40 ff.), so ist auch die beste phonetische Schreibung eines Wortes eben nur so lange phonetisch richtig, als dies Wort in der Lautgestaltung verharrt, die es zur Zeit der Feststellung jener Schreibung besass, sie wird aber unrichtig, sobald die Lautgestaltung des betreffenden Wortes eine andere geworden ist. Es müsste also, wenn das phonetische Princip durchgeführt werden sollte, die Schreibweise eines Wortes immer der veränderten Lautgestaltung desselben entsprechend abgeändert werden. Dem aber widerstrebt die tief in der menschlichen Natur begründete Liebe zur Bequemlichkeit (das Trägheitsprincip), welche(s) zur Beibehaltung des Ueberlieferten und einmal Gewohnten hindrängt, und dazu tritt noch die Scheu, durch Aenderung der Schreibweise den Ursprung der Worte zu verdunkeln und damit den Zusammenhang der sprachgeschichtlichen Entwickelung zu stören (wollte man z. B. franz. *aimer* lautlich richtig schreiben, so müsste man schreiben *èmé* oder *ęmę́*, dann aber würde die gegenwärtig durch das *a* und das *r* angedeutete Herkunft des Wortes von *amare* völlig undurchsichtig werden; und wenn z. B. im Französischen das phonetische Princip consequent durchgeführt würde, so würden die französischen Texte eine ganz veränderte, befremdliche Gestaltung erhalten, welche die litterarische Entwickelung und sogar das ganze nationale Leben nachtheilig beeinflussen müsste). Dem phonetischen Principe stellt sich also das historische oder etymologische hemmend entgegen. Zwischen beiden Principien herrscht ein steter Widerstreit, dessen Ergebniss die Ungleichförmigkeit und Inconsequenz der Orthographie ist. Theoretisch ist dies unleugbar ein grosser Uebelstand, prak-

tisch ist derselbe jedoch weder sonderlich empfindlich noch bedenklich, falls nur die Divergenz zwischen Schrift und Aussprache keine allzu grosse ist (wie z. B. im Englischen); jedenfalls aber ist die Möglichkeit einer zugleich rationellen und praktischen Lösung des sich aus jenem Widerspruche ergebenden Problems noch nicht gefunden.

4. Der Gegensatz zwischen dem phonetischen und dem etymologischen Principe ist auch für die Entwickelung der romanischen Orthographie sehr fühlbar und folgenreich gewesen. Ausserdem aber ist diese Entwickelung noch durch andere Verhältnisse eigenthümlich erschwert worden, nämlich:

a) Das Romanische ist aus dem Volkslatein hervorgegangen; dies aber wurde höchstens gelegentlich zu litterarischen Zwecken verwandt, und folglich lag kein Anlass vor, dasselbe orthographisch zu regeln. Fast plötzlich trat nun in Folge historischer Ereignisse (Absterben des Schriftlateins; Emporkommen des Christenthums, welches der volkssprachlichen Predigt und des volkssprachlichen Hymnus bedurfte) die Nöthigung ein, die Volkssprache auch litterarisch zu verwenden, wenngleich zunächst nur in beschränktestem Umfange, und damit war das Problem der Schaffung einer Orthographie gegeben.

b) Dies unter allen Umständen höchst schwierige Problem wurde dadurch noch schwieriger gemacht, dass die des Schreibens Kundigen und zum Schreiben Berufenen ihre grammatische Bildung durch ein mehr oder weniger gründliches Studium des (zu einer todten Sprache gewordenen) Schriftlateins erlangt hatten und folglich geneigt sein mussten, die Maximen der schriftlateinischen Orthographie auf die romanische Volkssprache zu übertragen, in dieser Neigung überdies durch die augenfällig enge Beziehung der romanischen Volkssprache zum Schriftlatein bestärkt wurden. Daraus ergab sich nicht bloss die, auch durch andere Gründe kategorisch gebotene, Beibehaltung des für das Romanische vielfach unzulänglichen lateinischen Alphabetes, sondern auch die Tendenz, die romanischen Worte möglichst so zu schreiben, wie ihre lateinischen Etyma geschrieben zu werden pflegten; es liegt auf der Hand, wie incongruent sich eine solche Schreibung verhalten musste. Der Druck des Lateins lastete während des ganzen Mittel-

alters auf der romanischen Orthographie; er wurde noch vermehrt durch das Aufkommen der Renaissancebildung, deren litterarisch thätige Vertreter sich bestrebten, das Romanische in jeder Beziehung thunlichst dem Schriftlatein anzugleichen und dabei selbst vor gewaltsamen Experimenten, sowie vor der Geltendmachung schrullenhafter Ideen nicht zurückscheuten. Schon die Aufnahme massenhafter mots savants beförderte die Latinisirung der Orthographie. Theilweise wurde auch durch reichliche Verwendung von *y*, *th*, *ph*, *ch* eine sinnlose Gräcisirung angestrebt.

c) Das Eindringen zahlreicher germanischer und arabischer Worte in das Romanische zwang dasselbe zur wenigstens ungefähren schriftlichen Wiedergabe von manchen Lauten, welche ihm bis dahin völlig fremd gewesen waren und auf deren Ausdruck sein Alphabet gar nicht berechnet war. Dass diese Nothlage manche langwierige Schwankungen und manche Missgriffe veranlasste, ist begreiflich genug.

5. Das Ergebniss der besprochenen Factoren musste sein: a) dass die Orthographie der romanischen Sprachen lange Zeit der subjektiven Willkür überlassen blieb und erst spät zu festen Normen gelangte; b) dass die endlich hergestellte Normirung der Lautschreibung das etymologische Princip in sehr ausgedehntem Masse berücksichtigte und folglich das phonetische nicht soweit durchführte, als es an sich möglich und wünschenswerth gewesen wäre. Der letztere Satz gilt namentlich von dem Französischen.

6. Die noch zu schreibende Geschichte der romanischen Orthographie würde in drei Perioden abzugrenzen sein:

a) Von der Abfassungszeit der ältesten Texte bis zur Bildung der nationalen Schriftsprachen. (Der letztere Vorgang fällt für die wichtigeren Sprachen zeitlich ungefähr zusammen mit dem Emporkommen der Renaissancebildung und der Einführung des Buchdrucks.).

b) Von der Bildung der nationalen Schriftsprachen bis zur festen Normirung der Orthographie.

c) Von der festen Normirung der Orthographie bis zur Gegenwart.

7. In der ersten Periode, während deren die Litteratur dialektisch war, herrscht, wie begreiflich, die grösste Buntartig-

keit und Willkürlichkeit der Schreibung. Freilich ist dabei zu bemerken, dass die Orthographie jener Zeit noch für keine Einzelsprache (selbst für das Französische nicht, trotz der Werke von Didot, Thurot u. A.) eingehend untersucht worden ist, und dass man folglich nur nach dem allgemeinen Eindruck urtheilen kann, den man aus den Texten gewinnt. Eine eingehende Untersuchung würde vielleicht zu dem Ergebnisse führen, dass die orthographische Verwirrung doch keine so grosse war, als es jetzt scheint, sondern dass neben und nach einander durch den Einfluss der Klosterschulen, der Kanzleien und vielleicht auch einzelner hervorragender Schreiber sich bestimmte orthographische Systeme ausbildeten, welche wenigstens innerhalb einzelner Gebiete und Zeiträume annähernd allgemeine Geltung erlangten.

8. Das Emporkommen der nationalen Schriftsprachen und die ungefähr gleichzeitig erfolgenden oben genannten Culturereignisse hatte die Normirung der Orthographie keineswegs zur unmittelbaren Folge, bahnte dieselbe aber doch insofern an, als die dialektische Vielheit der Worte und Wortformen beseitigt wurde. In dieser Periode beginnen die oft sehr willkürlichen und deshalb erfolglos gebliebenen Versuche der Theoretiker, die Orthographie durch Einführung neuer Buchstaben (wie des griech. η und ω), neuer Buchstabencombinationen und diakritischer Zeichen entweder phonetischer zu gestalten oder dem schriftlateinischen Gebrauche anzugleichen. In dieser Periode begann auch die Festsetzung des Gebrauchs der Accentzeichen.

9. Die französische Orthographie ist durch die Thätigkeit der Académie française (gegründet 1635), namentlich durch das von ihr herausgegebene Dictionnaire (1694, 1718, 1740, 1762, 1798, 1835, 1878) bis in das Kleinste geregelt worden. In Italien versuchte zuerst Giangiorgio Trissino (1478—1550) nachdrucksvoll, jedoch nur mit sehr theilweisem Erfolge eine orthographische Normirung; die gegenwärtig ziemlich feste Orthographie aber hat sich nur sehr allmählich ausgebildet und ihren vollen Abschluss auch gegenwärtig noch nicht gefunden (noch jetzt Schwankungen, z. B. im Gebrauch des *i*, *ĭ* und *j* in der Pluralendung: *studi*, *studĭ*, *studj*). Die spanische Orthographie erhielt ihre sehr glückliche und für lange Dauer

beanlagte Normirung im Jahre 1815 durch die Akademie. Im Neuprovenzalischen hat sich seit dem durch Jansemin, Mistral u. A. herbeigeführten Wiederaufblühen der Litteratur allmählich eine ziemlich allgemein angenommene orthographische Norm ausgebildet, die aber wohl noch einer Revision bedarf. Das Portugiesische entbehrt noch der Wohlthat einer fest geregelten Orthographie, ebenso — aber aus anderem Grunde — das Rätoromanische und das Rumänische (vgl. unten Nr. 11).

10. Seit vollzogener Normirung der Orthographie ist in den betreffenden Ländern (Frankreich, Italien, Spanien) im Allgemeinen ein sehr berechtigter Stillstand der orthographischen Bewegung eingetreten. Nur vereinzelt werden Stimmen laut, welche eine streng phonetische Schreibung fordern und darauf bezügliche Systeme in Vorschlag bringen; vorläufig haben diese Bestrebungen, in denen vielfach Ignoranz und Dilettantismus sich breit machen, keine Aussicht auf Erfolg. Eine künftige, wirklich des Namens und der Durchführung würdige Neugestaltung der Orthographie kann wohl auch nur eine internationale sein und wird die Herstellung einer allen Culturvölkern Europas (bzw. Amerikas) gemeinsamen, auf dem lateinischen Alphabete beruhenden Universallautschrift anstreben müssen; die Schwierigkeit des Problems liegt darin, eine angemessene Vermittelung zwischen dem phonetischen und dem historischen Principe zu erreichen.

11. Die gegenwärtig gültigen romanischen Orthographien sind sehr unvollkommen: a) weil sie für viele vorhandene Laute entweder gar kein oder doch kein einfaches Zeichen besitzen; b) weil sie denselben Laut oft durch verschiedene Zeichen ausdrücken (z. B. franz. *ę* theils durch *e*, z. B. *mer*, theils durch *è*, z. B. *mère*, theils durch *ai*, z. B. *maire*); c) weil sie vielfach Buchstaben schreiben, denen kein Lautwerth entspricht, sondern die nur eine, sei es wirkliche, sei es vermeintliche etymologische Berechtigung besitzen (dies ist namentlich im Französischen und Rumänischen der Fall). Trotzdem muss bezüglich der italienischen und namentlich der spanischen Orthographie anerkannt werden, dass sie verhältnissmässig sehr einfach, klar und consequent ist und folglich dem praktischen nationalen Bedürfnisse in fast idealer Weise genügt: freilich muss dabei berücksichtigt werden, dass gerade in

Italien und in Spanien die Schriftsprachform sich von den meisten Volkssprachformen sehr weit entfernt und folglich von der Mehrzahl derer, die sich ihrer bedienen, erst auf schulmässigem Wege erlernt werden muss, ein Umstand, der die Aufstellung und Durchführung einer etwas radical verfahrenden Orthographie sehr erleichtert. — Die französische Orthographie ist an sich geradezu monströs, bis zur Absurdität etymologisch und in einzelnen Fällen doch wieder launenhaft unetymologisch (man denke an Schreibungen, wie z. B. *trône*, *symétrie*, *rythme*), aber dennoch ist sie, weil einmal festgewurzelt und, abgesehen von ganz geringen Differenzen, von allen Druckereien consequent beobachtet, für die Praxis recht brauchbar. — In der portugiesischen Orthographie herrscht noch ein bedauerlicher Wirrwar, dem bei gutem Willen um so leichter abgeholfen werden könnte, als man theils aus dem Spanischen, theils aus dem Französischen die erforderlichen Normen bequem entlehnen könnte. — Geradezu grauenhaft sind die orthographischen Verhältnisse im Rumänischen, trotz der verdienstlichen Bemühungen der Societate academica und trotz des Vorhandenseins eines (freilich nur relativ) vortrefflichen Wörterbuches, wie des von A. T. Laurianu und J. C. Massimu herausgegebenen. Fast jede Grammatik lehrt, fast jeder Schriftsteller befolgt eine andere Schreibweise. In der Hauptsache ist diese Verwirrung dadurch verschuldet, dass die Rumänen sich früher des cyrillischen, also für eine slavische Sprache berechneten Alphabetes bedienten und sich in Folge dessen in gewisse orthographische Gewohnheiten eingelebt hatten, von denen sie auch bei dem Gebrauche des lateinischen Alphabetes nicht ablassen wollten; ein überaus lästiger Slavismus ist z. B. die Schreibung des stummen *u* im Wortauslaut (z. B. *malu*, *daru*, *fagu* sprich *mal*, *dar*, *fag*), entsprechend dem im sogenannten Kirchenslavischen noch lautenden, im heutigen Russisch verstummten *Jer durum*. — Das Rätoromanische bildet bekanntlich weder eine einheitliche Sprache, noch besitzt es eine für sein ganzes Gebiet geltende Schriftsprachform; es existirt demnach auch nicht entfernt eine einheitliche rätoromanische Orthographie, was schon wegen der erheblichen Lautdifferenzen zwischen den einzelnen Dialekten unmöglich sein würde; aber wohl haben sich in solchen

Dialekten, denen, wie z. B. dem Unterengadinischen neuerdings eine etwas eifrigere litterarische Pflege zu Theil geworden ist, gewisse orthographische Normen ausgebildet, wobei namentlich, und sehr mit Recht, das Vorbild des Italienischen, in einzelnen Dingen (wie im Gebrauche des *ü*, der Combination *ng* u. s. w.) das Vorbild des Deutschen massgebend gewesen ist.

12. Die Orthographie mag bei oberflächlicher Betrachtung als etwas sehr Aeusserliches und Nebensächliches erscheinen, und für die Praxis thut man allerdings auch gut, ihr keine übertriebene Bedeutung beizulegen; gleichwohl aber ist sie ein wichtiges Gebiet der philologischen Wissenschaft, und namentlich die Geschichte ihrer Entwickelung verdient volle Beachtung. Die romanische Philologie sollte mehr, als bis jetzt geschehen, sich bemühen, die Principien und deren Motive aufzufinden, nach denen man in den verschiedenen Gebieten und verschiedenen Zeiträumen die Schreibweise der romanischen Idiome zu normiren versucht hat. Die sprachgeschichtliche Erkenntniss würde dadurch wesentlich gefördert werden.

§ 7. Die Zahlzeichen.

1. Die Römer bedienten sich zur Bezeichnung der ersten vier Cardinalzahlen vertikaler Striche, zur Bezeichnung der Zahlen 5, 50, 100, 500, 1000 aber der Buchstaben *V*, *L*, *C*, *D*, *M*, während sie in Bezug auf die übrigen Zahlen Combinationen der angegebenen Zahlzeichen brauchten.

2. Die Romanen haben dies in jeder Beziehung höchst schwerfällige und unbequeme Ziffernsystem übernommen und wenden es noch gegenwärtig gelegentlich (z. B. in Inschriften) an; aus dem eigentlich praktischen Gebrauche aber ist schon seit etwa dem 11. Jahrhundert das lateinische Ziffernsystem durch das ungleich rationellere arabische verdrängt worden. (Ueber die Einführung der arabischen, bzw. indischen Zahlzeichen in Europa vgl. u. A. M. Müller, Unsere Zahlzeichen, in seinen Essays. Bd. II, Leipzig 1869.).

3. Eine eigenthümliche Bezifferung findet sich im Altportugiesischen (ob auch anderwärts?): *a* = 500, *ã* = 5000, *e* = 250, *i* = 1000, *o* = 11, *õ* = 11000, *ũ* = 5000, *y* = 150 oder 159, *ỹ* = 150000 (vgl. v. Reinhardstöttner, Grammatik der portugiesischen Sprache, S. 100 Anm.).

§ 8. Die Interpunktionszeichen.

1. Die Interpunktion dient in den modernen Sprachen dem Zwecke, die syntaktische Structur des Satzes, der Periode und der Rede überhaupt mittelst bestimmter Zeichen anzudeuten und dadurch das Verständniss des betreffenden Textes zu erleichtern und für die laute Lecture (Recitation) desselben Anleitung zu geben.

2. Die Lehre von der Interpunktion steht im engsten Zusammenhange mit der Syntax und mit der Stylistik, bzw. mit der Rhetorik; einer besonderen Behandlung ist sie überhaupt nicht fähig.

3. Die Romanen bedienen sich gegenwärtig derselben Interpunktionszeichen, wie die übrigen europäischen Culturvölker. Zu bemerken ist nur, dass im Spanischen auch der Anfang eines Frage- und eines Ausrufesatzes durch Setzung eines umgekehrten Frage-, bzw. Ausrufezeichens (¿ ¡) gekennzeichnet wird.

4. Die gegenwärtig üblichen, festen Interpunktionsregeln haben sich erst seit dem 16. und 17. Jahrhundert allmählich ausgebildet. In den mittelalterlichen Handschriften wird von den Interpunktionszeichen nur ein verhältnissmässig kärglicher und, nach moderner Anschauung beurtheilt, oft willkürlicher und inconsequenter Gebrauch gemacht. Es bedarf aber die mittelalterliche Interpunktion wohl noch eingehenderer Untersuchung.

§ 9. Das Studium der Schriftlehre (Graphik).

1. Die vor Erfindung des Buchdrucks entstandene romanische Litteratur ist nur handschriftlich überliefert. Für den romanischen Philologen, der, wie seine Pflicht ist, eine quellenmässige Kenntniss der älteren Litteratur (und zugleich Sprache) sich erwerben will, ist das Zurückgehen auf die Handschriften erforderlich, und zwar selbst in dem Falle, dass die betreffenden Handschriften bereits in Druckausgaben vorliegen sollten, denn es bleibt dann doch immer die Treue des Druckes und die kritische Zuverlässigkeit des Textes zu prüfen übrig.

2. Der romanische Philolog muss also die Fähigkeit besitzen, handschriftliche Texte zu lesen und deren Beschaffenheit (das Alter der Schrift etc.) sachgemäss zu beurtheilen.

3. Mittel und Wege zur Erlangung dieser Fähigkeiten sind:

a) Der Besuch von Vorlesungen über (mittelalterliche) Schriftlehre (Paläographie) und die Theilnahme an darauf bezüglichen praktischen Uebungen. Derartige Vorlesungen und Uebungen werden an jeder Universität regelmässig abgehalten: zunächst pflegen sie freilich für Historiker berechnet zu sein, es ist dies aber nicht im Mindesten ein Verhinderungsgrund für den romanischen Philologen, denn selbstverständlich ist die Schrift der mittelalterlichen Geschichtswerke (von denen ja manche in romanischer Sprache geschrieben sind) im Wesentlichen keine andere, als die der gleichzeitigen romanischen Dichtungen; von einigem Belang ist allerdings, dass in den paläographischen Uebungen der Historiker wohl in der Regel (und mit gutem Grunde) zumeist das deutsche Mittelalter berücksichtigt wird, aber die Differenzen zwischen deutschen und romanischen Schriftgattungen sind doch nicht so bedeutend, dass das Studium der einen nicht zugleich in das Studium der andern einführen könnte. Uebrigens werden in den romanischen Seminarien vielfach Uebungen in specifisch romanischer Paläographie abgehalten.

b) Die Lecture von Handschriften. Der Anfänger versuche, sich in Handschriften verschiedener Perioden einzulesen. Das wird anfangs mühsam genug gehen (namentlich wegen der Ligaturen und Abbreviaturen), aber man scheue die Mühe nicht, mit einiger Geduld kommt man verhältnissmässig bald zum Ziele. Jede Handschrift, auch die schlechtest geschriebene, ist lesbar, höchstens kann hier und da ein Wort sich der Entzifferung entziehen. Mitunter wird man allerdings, namentlich wer weniger scharfe Augen hat, die Lupe zu Hülfe nehmen müssen, besonders wenn es sich um das Lesen feiner und kritzlicher Cursivminuskel handelt. Von grosser Wichtigkeit ist bei der Lecture von Handschriften die Beleuchtung: manche Handschrift liest sich am besten bei möglichst hellem Lichte, manche andere wieder bei gedämpfter Beleuchtung. Ein Hülfsmittel für das sich Eingewöhnen in die alten Schriftzüge und für deren instinctive Entzifferung ist auch das Durchpausen derselben, doch erfordert das freilich grosse Vorsicht, um die Handschrift nicht zu schädigen. Existirt bereits eine Druckausgabe der betreffenden Handschrift, so hat man in derselben ein Mittel für die Controle der Richtigkeit der

eigenen Lesung, nur darf man dies nicht als Eselsbrücke brauchen. —

Originalhandschriften sind nicht überall und nicht einem Jeden zugänglich. Ersatz für sie bieten, wenigstens in gewisser Weise, die photographischen Facsimile von romanischen Textfragmenten (z. B. der von E. MONACI herausgegebenen Facsimile di antichi manoscritti. Rom 1883, bis jetzt 2 Hefte), wie sie jetzt jedes gut organisirte romanische Universitätsseminar besitzt[1]), und die photo-, bzw. heliographischen Reproductionen ganzer romanischer Texte (vom Rolandslied O. und vom Alexiuslied L. hat STENGEL solche veranstaltet, von den ältesten französischen Sprachdenkmälern bietet sie das Album de la Société des anciens textes dar). In dem, freilich kaum denkbaren, Falle, dass Jemand auch diese Hülfsmittel nicht erlangen könnte, würde er durch das Studium der »diplomatischen« Abdrucke der ältesten französischen Sprachdenkmäler von E. KOSCHWITZ (3. Ausg. Heilbronn 1884, bzw. Altfranzösisches Lesebuch, herausgeg. von E. KOSCHWITZ und W. FÖRSTER, Heft I. Heilbronn 1884) oder von E. STENGEL (Ausgaben und Abhandlungen etc. Heft I und XI. Marburg 1880/84) und des Rolandsliedes O. (von E. STENGEL. Heilbronn 1878) doch wenigstens eine ungefähre Idee von der Beschaffenheit mittelalterlicher Handschriften sich erwerben können.

Die Lehre von der mittelalterlichen Schrift berührt sich vielfach mit der Lehre von den Urkunden (Diplomatik), und da der romanische Philolog oft in die Lage kommt, mit Urkunden arbeiten zu müssen (vgl. oben S. 323), so ist einige Bekanntschaft mit der Diplomatik für ihn recht wünschenswerth.

c) Das Studium der Handbücher etc. der Paläographie (siehe »Litteraturnachweise«).

Litteraturnachweise. Vgl. Theil I, S. 63[2]) und die in den vorangehenden Paragraphen, besonders aber oben und unter b) gelegentlich

1) Als besonders reichhaltig sind mir die Sammlungen in Bonn und Marburg bekannt, doch fehlt es gewiss auch in Berlin, Strassburg und anderwärts nicht daran.

2) Nachgetragen werde hier: J. TAYLOR, The Alphabet. An Account of the Origin and Development of Letters. Vol. I. Semitic Alphabets. Vol. II. Aryan Alphabets. London 1883.

citirten Werke — *W. Wattenbach, Das Schriftwesen im Mittelalter. 2. Aufl. Berlin 1875 (ein treffliches und dabei ungemein interessant geschriebenes Buch über das gesammte und mittelalterliche Schrift- und Bücherwesen; kein romanischer Philolog sollte dies Werk ungelesen lassen) — *W. Wattenbach, Anleitung zur lateinischen Paläographie. Leipzig, seit 1869 (das beste Buch dieser Art, das ausserdem den Vorzug der Knappheit und der Billigkeit besitzt) — Natalis de Wailly, Eléments de Paléographie. Paris 1838 — Chassant, Paléographie des chartes et des manuscrits du 11 au 17 siècle. Paris, seit 1839, und: Dictionnaire des abréviations latines et françaises usitées dans les inscriptions lapidaires et métalliques, les manuscrits et les chartes du moyen âge. 2ième éd. Paris 1862 — Gloria, Compendio delle lezioni teorico-pratiche di paleografia e diplomatica. Padua 1870 — Th. Sickel, Monumenta graphica medii aevi ex arch. et bibl. imp. austr. collecta. Wien, seit 1858 (Sammlung photographischer Reproductionen von Urkunden; »mehr dem Forscher, als dem lernenden Anfänger nützlich«. Wattenbach, Schriftw. S. 29) — *W. Arndt. Schrifttafeln zum Gebrauch bei Vorlesungen und zum Selbstunterricht. Berlin, seit 1874. — Vgl. auch die »Litteraturangaben« unten zu Buch II, § 2.

Ueber die Urkundenlehre orientirt am besten das Buch von Leist, Die Urkunde. Stuttgart 1884. (Höheren wissenschaftlichen Anforderungen freilich genügt dies Buch ebensowenig, wie desselben Verfassers »Katechismus« der Urkundenlehre).

Zweites Buch.

Die Litteraturwerke.

§ 1. Die Kategorien der Litteraturwerke.

1. Ein Schriftwerk ist zugleich ein Litteraturwerk, wenn seine Composition eine künstlerische ist, vgl. Theil I, S. 75. In der Gesammtheit der Litteraturwerke überwiegen die poetischen Werke über die wissenschaftlichen.

2. Ueber die Eintheilung der Litteraturwerke in Kategorien ist bereits Theil I, S. 63—82 eingehend gehandelt worden; Weiteres wird auch unten Buch IV, § 1 erörtert werden. Hier werde nur auf Eins hingewiesen (s. Nr. 3).

3. Die Dichtungen, aus denen die poetische Litteratur eines Culturvolkes sich zusammensetzt, scheiden sich hinsichtlich ihrer Bedeutung für das nationale Leben in zwei Kategorien:

a) Volksdichtungen, d. h. Dichtungen, deren Inhalt und Form jedem Volksangehörigen, sofern er nur die geistige Durchschnittsreife erlangt hat, voll fassbar und verständlich sind.

b) Kunstdichtungen, d. h. Dichtungen, deren Inhalt und Form (bzw. entweder der Inhalt oder die Form) nicht allen Volksangehörigen, sondern nur denjenigen, welche eine »höhere«, d. h. wissenschaftliche (sei es auch nur elementarwissenschaftliche) Bildung erlangt haben, voll erfassbar und verständlich sind.

Daraus ergiebt sich: die Volksdichtung wendet sich an das gesammte Volk, die Kunstdichtung nur an die höher gebildeten Volksangehörigen, bzw. an die vermöge ihrer Bildung höher stehenden Gesellschaftsklassen. Der Inhalt der Volksdichtungen ist stets ein nationaler, entspricht den religiösen und sittlichen Anschauungen, den geschichtlichen Erinnerungen

und den gemüthlichen Stimmungen des betreffenden Volkes; die Kunstdichtung kann allerdings sehr wohl auch nationale Stoffe behandeln, aber sie wählt sich sehr häufig Stoffe, welche ausserhalb des nationalen Gesichtskreises liegen, fremden Ursprunges sind und also für das Volk, dem der Dichter angehört, kein nationales, sondern nur ein menschliches Interesse besitzen. Die Darstellungsform der Volksdichtung ist naiv und einfach, oft sogar unbeholfen; die Kunstdichtung bedient sich einer mehr oder weniger kunstvollen, auf Reflexion beruhenden Darstellungsform und wendet nicht selten sogar raffinirte Kunstmittel an. Die rhythmische Form der Volksdichtung ist, wie dies in der Sache begründet, für das Ohr berechnet, also leicht sing- und recitirbar, folglich einfach, oft eintönig. Die rhythmische Form der Kunstdichtung ist häufig complicirt, sogar gekünstelt und nach Effect haschend, sie abstrahirt von der Singbarkeit, wendet sich nicht selten mehr an das Auge, als an das Ohr. Der Volksdichter schafft halb unbewusst, er kümmert sich nicht um die Theorie der Kunst, er ist oft jeder höheren Bildung baar und folglich mit Nothwendigkeit auf den nationalen Gesichtskreis beschränkt; er ist frei von dem Streben nach persönlichem Ruhme und lässt oft seine Person so völlig zurücktreten, dass selbst sein Name der Nachwelt unbekannt bleibt; die Volksdichtung trägt demnach einen unpersönlichen Charakter und ist, insofern ihr Inhalt durch das nationale Geschichts- und Gemüthsleben geschaffen ist, thatsächlich die Schöpfung nicht eines Einzelnen, sondern der Volksgesammtheit. Der Kunstdichter schafft mit vollem Bewusstsein und oft mit einer fast wissenschaftlich methodischen Berücksichtigung der Kunsttheorie; durch seine höhere Bildung wird er geradezu gedrängt, über den nationalen Gesichtskreis hinauszugreifen, fremdnationale Stoffe zur Behandlung zu erwählen, von fremdnationalen Ideen sich durchdringen zu lassen, fremdnationale Formen nachzubilden; er bringt seine Individualität voll zum Ausdruck und prägt seinen Werken den Stempel seines Ichs auf, der persönliche Ruhm ist ihm meist nicht nur nicht gleichgültig, sondern geradezu ein Ziel seines Strebens; die Werke der Kunstdichtung haben daher einen eminent persönlichen Charakter und erhalten ihre volle Verständlichkeit erst durch die Kenntniss

von der Persönlichkeit ihres Verfassers. Die unmittelbare Bedeutung der Volksdichtung ist eine nur nationale, es können aber ihre Schöpfungen internationale und selbst allgemein menschliche Bedeutung erlangen, wenn die Nationalität, aus welcher sie hervorgegangen, eine bedeutende ist. Die Werke der Kunstdichtung haben stets eine universale Tendenz, selbst dann, wenn der Dichter nationale Stoffe behandelt und an das nationale Bewusstsein sich wendet; es kann ein Werk der Kunstdichtung sogar völlig unnational sein und folglich ausserhalb seines Entstehungslandes mächtiger wirken, als innerhalb desselben; allgemein menschliche Bedeutung erlangen Kunstdichtungen dann, wenn die Individualität ihrer Verfasser eine bedeutende ist. Die Werke der Volksdichtung (insbesondere der Volkslyrik) lassen sich mit wild wachsenden Wiesen- und Waldblumen vergleichen, diejenigen der Kunstdichtung mit den von kundiger Hand gepflegten Garten- und Zimmerblumen, oft genug sogar mit den in Treibhäusern gezüchteten exotischen Gewächsen.

Das Steigen der Cultur hat stets zur nothwendigen Folge, dass die Volksdichtung von der Kunstdichtung zurückgedrängt wird. Die beide Dichtungen trennende Kluft ist besonders dann gross, wenn die Bildung der höheren Klassen im Wesentlichen oder doch zu einem grossen Theile auf fremdnationaler Grundlage beruht (wie z. B. in Rom zur Kaiserzeit). Ein solcher Zustand ist unheilvoll: er wirkt entnationalisirend auf die höheren, verwildernd auf die niederen Volksklassen ein. Leider herrscht bis zu einem gewissen Grade bei den modernen Culturvölkern Europas dieser traurige Zustand und wirkt namentlich in der letztgenannten Beziehung. Es ist hier nicht der Ort, näher auf diese hochwichtige Thatsache einzugehen. (Eine weitere Darlegung der hier angedeuteten Gedanken findet man in: Körting, Die Anfänge der Renaissancelitteratur in Italien. Theil I [Leipzig 1884], S. 170 ff. und 284 ff.).

4. Die Romanen besitzen sowohl eine Volksdichtung als auch eine Kunstdichtung; die letztere ist allerdings bis jetzt nur bei den Italienern, Franzosen, Spaniern, Portugiesen und Altprovenzalen zu bedeutender Entwickelung gelangt, noch nicht bei den Katalanen, Rätoromanen und Rumänen; die Dichtung der Neuprovenzalen nimmt eine eigenartige Mittel-

stellung zwischen Volks- und Kunstdichtung ein, sie ist sozusagen eine Volkskunstdichtung.

5. Den wesentlichsten, für die ganze Folgezeit massgebenden Anstoss zur Entwickelung der romanischen Kunstdichtung gab — abgesehen von einer gleich zu nennenden Ausnahme — das Emporkommen der Renaissancebildung. Ohne sonderliche Uebertreibung darf man sagen, dass die ganze romanische Kunstdichtung Renaissancedichtung ist. Vor der Renaissance bildet die ritterliche Lyrik der Provenzalen und deren Nachbildung bei den Franzosen, Italienern etc. die einzige Gattung der in romanischer Sprache geübten Kunstdichtung. Eine Mischung von volksthümlichen und kunstmässigen Elementen zeigt die allegorische Dichtung des Mittelalters.

§ 2. Die Herstellung der Litteraturwerke[1]).

A. Vor der Einführung des Buchdruckes.

1. Die Schreibstoffe. Der im früheren Mittelalter üblichste Schreibstoff war das Pergament oder Membran, d. h. zur Aufnahme der Schrift zubereitete (gegerbte, geglättete etc.) Schaf-, Ziegen- oder Kalbshäute (nicht Eselshäute). Das Pergament war ein theuerer Stoff, und daher war es ökonomisch ganz gerechtfertigt, dass man von Pergamentblättern, bzw. von ganzen Codices, wenn man deren Inhalt für werthlos oder entbehrlich hielt (z. B. weil das betreffende Werk in mehreren Exemplaren in derselben Bibliothek sich befand), die Schrift abkratzte oder abwusch, um das Pergament nochmals beschreiben zu können. Derartige zweimal gebrauchte Pergamentblätter, bzw. -Codices, werden Palimpseste genannt. Häufig ist die ältere Schrift neben der jüngeren zwar nicht ohne Weiteres lesbar, aber doch erkennbar; die Lesbarkeit kann durch Behandlung des Pergaments mit Chemikalien erzielt werden (Recepte dazu bei Wattenbach, Schriftwesen etc. S. 258 ff.). Mitunter ist der ältere Text sehr werthvoll (man denke an das Plautus-Palimpsest der mailänder Ambrosiana). Für die romanische Philologie hat bis jetzt noch kein Palimpsest unmittelbare Bedeutung erlangt; auch ist nicht zu erwarten, dass dies jemals geschehen werde, da die meisten Palimpseste aus der Zeit des 7. bis 9. Jahrhunderts stammen, in welcher Periode schwer-

1) Ueber die Schreib- und Druckschrift vgl. oben S. 331 ff.

lich umfangreichere romanische Texte geschrieben worden sind. — In den späteren Jahrhunderten des Mittelalters wurde das Pergament mehr und mehr durch das ungleich wohlfeilere Lumpenpapier verdrängt (zuerst erwähnt von Petrus Cluniacensis, der von 1122—1150 Abt von Cluny war, s. Wattenbach a. a. O. S. 117). Erste Fabrikationsorte des Papiers waren Játiva, Valencia, Toledo im arabischen Spanien; von dort wurde diese Industrie bald (etwa Ende des 12. Jahrhunderts) nach Italien und Südfrankreich verpflanzt. — Ueber die Tinte s. Nr. 2.

2. Die Schreibgeräthe. a) Das Tintenhorn (Tintenfass) wurde in das Schreibpult eingestochen. Die Tinte wurde im früheren Mittelalter in der Regel aus Galläpfel, Vitriol, Gummi und Wein bereitet (s. Wattenbach a. a. O. S. 198) und war gewöhnlich sehr schwarz und dauerhaft; aus dem späteren Mittelalter ertönt manche Klage über schlechte Beschaffenheit der Tinte (z. B. bei Petrarca, Epist. Sen. XV 1). b) Die zugeschnittene Gänsefeder (Kiel); die erste Erwähnung der Feder als eines Schreibwerkzeuges stammt aus der Zeit des Ostgothenkönigs Theodorich (s. Wattenbach a. a. O., S. 189); im früheren Mittelalter wurde statt der Feder wohl auch zum Theil noch das im Alterthum übliche Schreibrohr (calamus) aus Schilf verwendet. c) Das Federmesser.

3. Das Format. Die Handschriften mittelalterlicher Litteraturwerke haben wohl ohne Ausnahme Buchformat, sind »codices«, während für Urkunden und Akten die im Alterthum übliche Rollenform beibehalten wurde. Mehrere (meist vier) Blätter Pergament wurden zu einer Lage (quaternio) zusammengefaltet, und die einzelnen Lagen wurden numerirt. Die üblichen Grössenformate waren Folio und Quart; kleinere Formate waren bei umfangreicheren Werken schon deshalb nicht gut anwendbar, weil das Pergament viel stärker als das Papier ist und folglich die Pergamentbücher kleinen Formates unbequem dick und wulstig werden.

4. Die Ausstattung. Die Ausstattung der Codices war natürlich nach ihrem Inhalt, ihrer Bestimmung, nach dem Vermögen und dem Geschmacke dessen, der sie anfertigen liess, sehr verschieden, oft prächtig und glänzend, oft wieder ärmlich einfach. Im Allgemeinen aber lässt sich die

mittelalterliche Buchausstattung als gut und solid bezeichnen (eine erheblichere Einschränkung ist höchstens für das 14. und 15. Jahrhundert zu machen): Das Pergament, bzw. das Papier fest und dauerhaft; die Tinte schwarz; die Seiten gleichmässig beschrieben; die Zahl der Linien (bzw. der Columnen) durch das ganze Werk für jede Seite dieselbe; die Schrift lesbar und gleichförmig (vgl. oben S. 332); die Anfangsbuchstaben der einzelnen Kapitel etc. meist besonders kunstvoll geschrieben, bzw. mit rother oder sonst bunter Farbe gemalt oder vergoldet; der Einband von Leder, mit Metallbeschlägen, oft reich verziert. Einen besonderen Schmuck mancher Codices bilden fein ausgeführte Miniaturen, die nicht selten ein grosses kunst- und culturgeschichtliches Interesse besitzen.

5. Die Vervielfältigung. Die Vervielfältigung der Litteraturwerke konnte vor Einführung des Buchdrucks nur durch Abschreiben erfolgen. Das Abschreiben wurde vorwiegend von den Mönchen geübt, theils als eine Art religiöser Uebung (namentlich wenn es sich um das Copiren geistlicher Bücher handelte), theils als Privatliebhaberei, theils als ein Mittel, um das Einkommen des Klosters zu mehren; im letzteren Falle wurde das Abschreiben geradezu gewerbsmässig getrieben, namentlich mehrere Exemplare eines Werkes dadurch gleichzeitig hergestellt, dass mehrere Schreiber den diktirten Text nachschrieben. Im späteren Mittelalter kamen, namentlich in Universitätsstädten, auch berufsmässige Copisten aus dem Laienstande auf. Oft nennt sich der Abschreiber am Ende der Handschrift, öfters noch leiht er seiner Freude über die Vollendung der schweren Arbeit durch ein kurzes Gebet oder durch einige an den Leser gerichtete Verse Ausdruck.

6. Die Verfasser. Die Verfasser der Litteraturwerke gehörten im Mittelalter vorwiegend dem geistlichen, nicht ganz selten (namentlich Lyriker) dem ritterlichen, nur vereinzelt dem bürgerlichen Stande an. Die lebhaftere producirende Betheiligung der Laien an der Litteratur beginnt erst mit der Humanistenzeit, wächst von da an aber sehr rasch.

7. Die Buchhändler. Der Verlagsbuchhandel fehlte im Mittelalter ganz; zu einem Sortimentsbuchhandel wurden

spärliche Ansätze insofern gemacht, als in der späteren Zeit hier und da einzelne Personen gewerbsmässig Handschriften verhandelten. Das Nichtvorhandensein des Verlagsbuchhandels bedingte natürlich, dass die Schriftsteller für ihre Werke kein Honorar erhielten; zum Theil suchten sie sich durch Dedicationen an fürstliche oder sonst hochgestellte Persönlichkeiten zu entschädigen. Dichter, die zugleich Sänger waren, fanden in dem Vortrag ihrer Dichtungen eine oft reichlich fliessende Erwerbsquelle.

B. Nach Einführung des Buchdrucks (vgl. unten Nr. 5).

1. Die Schreibstoffe. Seit Ausgang des Mittelalters ist der übliche Schreibstoff das Papier. In der Neuzeit ist jedoch das gute reine Lumpenpapier durch Papiersorten verdrängt worden, zu deren Fabrikation Holz, mineralische Stoffe und Chemikalien verwendet werden. Die Dauerhaftigkeit dieser äusserlich sehr schön weissen und glatten Papiere ist eine sehr geringe, und damit ist die Ueberlieferung unserer modernen Litteratur auf die Nachwelt ernstlich in Frage gestellt; namentlich von unseren Zeitungen, für welche das billigste Papier gebraucht wird, dürften wenige Exemplare sich in spätere Jahrhunderte hinüberretten.

2. Die Schreibgeräthe. a) Das Tintenhorn ist meist dem Tintenfass gewichen. In der Tintenfabrikation sind sehr verschiedene chemische Processe zur Anwendung gekommen, nicht eben zum Vortheil der Sache: die moderne Tinte verbleicht und verlischt meist sehr leicht. b) Die Gänsefeder ist seit einigen Jahrzehnten so ziemlich von der Metallfeder verdrängt worden. Neben der Feder wird, aber nur für flüchtige Niederschriften, der Bleistift gebraucht. c) Das Federmesser ist bei denen, welche der Metallfeder sich bedienen, zum Papiermesser geworden.

3. Das Format. Ein Druckbogen kann einmal, zweimal, dreimal, viermal etc. gefaltet werden, so dass er 4, 8, 16, 32 etc. Seiten erhält. Daraus ergeben sich die Formate Folio (4 Seiten), Quart (8 Seiten), Octav (16 Seiten), Sedez (32 Seiten). Nach der relativen Grösse der Druckseiten unterscheidet man wieder Gross- und Klein-Folio etc. Der quer beschriebene,

bzw. bedruckte Foliobogen ergiebt das Querfolioformat (meist nur für Atlanten u. dgl. gebraucht). Die Beliebtheit des Folio- und Quartformates setzte sich aus dem Mittelalter in das 15. und 16., ja bei wissenschaftlichen Werken bis in das 18. Jahrhundert fort; für belletristische Schriften, auch für Klassikerausgaben wurden vom 16. Jahrhundert ab die ganz kleinen Formate, Duodez und namentlich Sedez, beliebt. Gegenwärtig ist das Octav in seinen verschiedenen Abstufungen das durchaus vorherrschende Format.

4. Die Ausstattung. Anfangs pflegte man die gedruckten Bücher ganz ebenso auszustatten, wie die geschriebenen Codices, soweit dies technisch sich ermöglichen liess; namentlich ahmte man in den Typen die Charaktere der Schreibschrift sammt den Ligaturen thunlichst treu nach, so dass manche Erstlingsdrucke (Incunabeln) bei flüchtiger Betrachtung für Handschriften gehalten werden können. Natürlich machte dies die Herstellung der Druckwerke unnöthig theuer. So ging man denn seit dem 16. Jahrhundert zu grösserer Einfachheit über, bediente sich (in den romanischen Ländern) der bequemen Antiqua-Schrift, löste die Ligaturen mehr und mehr auf, verzichtete auf ausgeschmückte Initialen und farbige Miniaturen, die letzteren allerdings vielfach durch Holzschnitte ersetzend. Auch die Einbände wurden leichter gefertigt, da die Papierbücher ja ungleich weniger gewichtig waren, als die Pergamentcodices; namentlich beseitigte man allmählich die Metallbeschläge und Schlösser. So praktisch alle diese Aenderungen waren, so hatten sie doch freilich auch die Folge, dass die Buchausstattung die Schönheit und Dauerhaftigkeit, die sie im Mittelalter besass, mehr und mehr einbüsste, oft sogar recht geschmacklos und unsolid wurde. In neuester Zeit bemüht man sich mit Erfolg, wenigstens bei Luxuswerken wieder eine schöne und dauerhafte Ausstattung nach mittelalterlichen Mustern herzustellen. Das vorläufige Heften (Brochiren) der Bücher ist erst seit einigen Jahrzehnten üblich; früher wurden die Bücher in losen Druckbogen verkauft.

5. Die Vervielfältigung. Die Vervielfältigung der Litteraturwerke erfolgt seit der Erfindung des Buchdruckes mit beweglichen Lettern durch Joh. Gutenberg (geb. in Mainz um das Jahr 1397; die ersten Druckwerke — Bibeln — wur-

den 1456, bzw. 1461 hergestellt) so gut wie ausschliesslich durch den Druck.

In den romanischen Ländern verbreitete sich der Buchdruck sehr rasch. Im Jahre 1480 bestanden in Italien bereits in 40 Städten Buchdruckereien (Hauptsitze des Buchdrucks wurden in den folgenden Jahrhunderten Venedig [die Aldi], Genua, Florenz [die Giunta], Padua, Rom). In Spanien entstanden ca. 1470 die ersten Druckereien (Valencia, Saragossa, Sevilla, Barcelona, Burgos etc.). In Portugal wurde das erste Buch 1484 zu Leira gedruckt. In Frankreich, bzw. zu Paris, erschien das erste Druckwerk 1470 (im 16. Jahrhundert die berühmte Druckerfamilie der STEPHANI).

Von den seit der Erfindung des Buchdrucks verfassten Litteraturwerken sind die handschriftlichen Originale nur ausnahmsweise noch erhalten (z. B. von PASCAL's Pensées) und ihr Werth für die Richtigstellung des Textes ist auch in diesem Falle gering, da sich der Kenntniss entzieht, welche Abänderungen der Autor selbst bei der Druckcorrektur vorgenommen hat.

Die Geschichte des Buchdrucks berührt sich mannigfach mit der Philologie (z. B. hinsichtlich der Orthographie, welche von Druckern und Setzern oft genug verwirrt, mitunter aber auch geordnet wurde).

6. Die Verfasser. Dass seit Ausgang des Mittelalters die litterarische Production mehr und mehr in die Hände der Laien überging, wurde bereits oben bemerkt. Allmählich bildete sich im 16. und mehr noch im 17. Jahrhundert eine Art Litteratenstand aus; namentlich in Paris bestanden in dieser Beziehung schon um 1660 ziemlich moderne Zustände, wie man z. B. aus der Geschichte des Streites zwischen MOLIÈRE und dem Theater des Hôtel de Bourgogne ersehen kann. — In der Neuzeit ist es nicht ganz selten geschehen, dass zwei, bzw. mehrere Autoren zur Abfassung eines Litteraturwerkes sich verbanden.

7. Die Buchhändler. Die durch den Buchdruck ermöglichte grosse Erleichterung der Vervielfältigung der Litteraturwerke veranlasste und begünstigte das Emporblühen eines geordneten Verlags- und Sortimentsbuchhandels. Häufig waren die Drucker zugleich Verleger, oft freilich trat auch das um-

gekehrte Verhältniss ein, dass Verleger eigene Druckereien gründeten oder schon vorhandene ihrem Interesse dienstbar machten. Honorare wurden an die Autoren im 16. und 17. Jahrhundert nur selten gezahlt, üblicher war die Gewährung von Tantièmen; oft trugen die Autoren selbst die Druckkosten ganz oder theilweise. Ersatz für das ihnen nicht zu Theil werdende Honorar suchten und fanden die Autoren darin, dass sie ihre Werke einer hervorragenden Persönlichkeit widmeten, wofür diese sich durch ein Geschenk erkenntlich zu zeigen pflegte. Daher die Sitte der Dedicationen, namentlich im 17. Jahrhundert, welche natürlich auf die Litteratur vielfach ungünstig einwirken, sie in eine abhängige Stellung bringen musste. Der grosse Aufschwung, den der Buchhandel etwa seit einem Jahrhundert genommen, ist bekannt; die Rückwirkung davon auf das Steigen der litterarischen Production erklärt sich leicht. Wichtig für die Litteratur ist namentlich auch die Ausbildung des Specialverlages geworden, in Folge deren bestimmte Firmen bestimmte Litteraturbranchen vorzugsweise pflegen. Eine ungefähre Kenntniss der Verlagsspecialität der grossen Geschäfte ist für den romanischen Philologen in mancher Beziehung nützlich. Beachtenswerth ist endlich die in neuerer Zeit erfolgte grosse Ausbildung des Antiquariatsbuchhandels. Die Kataloge der bedeutenden Antiquariate besitzen bibliographische Wichtigkeit. — Mit dem Buchhandel hat sich leider auch der gewerbsmässig betriebene Nach- und Raubdruck entwickelt, der mitunter (man denke z. B. an die Quartos der Shakespearedramen, an die holländischen Nachdrucke französischer Originale im 17. und 18. Jahrhundert etc.) litterarische Bedeutung erlangt hat.

8. Das Zeitungswesen. Die politischen Zeitungen, sowie die schöngeistigen und wissenschaftlichen, bzw. kritischen Zeitschriften erscheinen zuerst im 17. Jahrhundert. Das Zeitungswesen entwickelte sich sehr rasch und wurde mehr und mehr massgebend für die Entwickelung der politischen Meinungen und der wissenschaftlichen wie belletristischen Richtungen. Seit etwa einem Jahrhundert ist die Presse eine herrschende Macht, ein Zustand, der neben sehr wohlthätigen freilich auch sehr nachtheilige Folgen hat, namentlich das Koteriewesen begünstigt, den unlauteren Bestrebungen ehr-

geiziger Persönlichkeiten einen weiten Tummelplatz darbietet und eine allgemeine Verflachung der Bildung befürchten lässt (die oberflächliche und zerstreuende Lecture der Zeitschriften mit ihrem buntscheckigen Inhalt wirkt abstumpfend und benimmt Zeit und Lust für die Lecture ernster Bücher). Jedenfalls aber verdient die Entwickelung und die Bedeutung der Journalistik ernsthafte Berücksichtigung von Seiten des Litteraturhistorikers.

9. Die Censur. Unter Censur versteht man das von den Regierungen bis vor wenigen Jahrzehenden (in einzelnen Ländern, z. B. Russland, noch jetzt) in Anspruch genommene und ausgeübte Recht der Ueberwachung der Drucklitteratur, in Folge dessen die inhaltliche Gestalt, in welcher ein Litteraturwerk erschien, vielfach durch die oft engherzigen Anschauungen polizeilicher Beamten bestimmt, häufig auch ein bereits erschienenes Druckwerk nach Möglichkeit wieder vernichtet wurde. Selbstverständlich wirkte diese Massregel nachtheilig auf die litterarische Entwickelung und auf die öffentliche Moral. Die unmittelbaren Folgen aber waren allerlei litterarische Unredlichkeiten: Verheimlichung des wahren Druckortes, Verschweigung des Verfassernamens, stylistische Kniffe, um unter anscheinend harmloser Form das Verbotene doch zu sagen etc.

Litteraturangaben: W. WATTENBACH, Das Schriftwesen etc. s. oben S. 358 — K. FALKENSTEIN, Geschichte der Buchdruckerkunst in ihrer Entstehung und Ausbildung. Leipzig 1840 — TH. O. WEIGEL und A. ZESTERMANN, Die Anfänge der Druckerkunst in Bild und Schrift etc. Leipzig 1866. 2 Bde. — A. VAN DER LINDE, Gutenberg, Geschichte und Dichtung, aus den Quellen nachgewiesen. Stuttgart 1878 — C. LORCK, Handbuch der Geschichte der Buchdruckerkunst. Leipzig 1882. Theil I (bis jetzt [Ostern 1884] nicht mehr erschienen; der vorliegende Theil verfolgt die Geschichte des Buchdrucks bis zum Jahr 1750).

Sehr wünschenswerth ist es für den romanischen Philologen, wenigstens eine ungefähre Vorstellung von der Technik des Buchdrucks, namentlich von der Herstellung des »Satzes« zu erlangen. Am leichtesten erreicht man dies durch den aufmerksamen Besuch einer Druckerei, vorausgesetzt, dass derselbe unter sachkundiger Führung unternommen wird. Die nöthigste Belehrung kann man auch aus den betreffenden Artikeln der bessern Conversationslexika schöpfen; wer eingehendere Kenntniss wünscht, kann sie durch das Studium der zahlreich vorhandenen Specialwerke leicht erwerben. — Wer selbst schriftstellert, versäume nicht die Kunst des Correktur-

lesens und die Anwendung der Correkturzeichen zu erlernen und wende sich zu diesem Zwecke an den Rath erfahrener Freunde. Ein Anfänger corrigire seine Druckbogen nie allein, sondern lasse sie von einem Sachkundigen durchsehen, bevor oder nachdem er selbst die Correktur gelesen. Nur dies schützt vor der Fluth von Druckfehlern, der man in Doctordissertationen u. dgl. Erstlingsschriften so oft begegnet. Aber auch der Geübtere rufe für die Correktur, wenn möglich, die Hülfe eines Freundes an. Der Verfasser ist immer der schlechteste Correktor.

§ 3. Die Entlehnung der Litteraturwerke.

1. Es ist berechtigt, vorauszusetzen, dass jedes Litteraturwerk Original sei, d. h. dass sein wesentlicher Inhalt und seine Darstellungsform nicht eine völlige oder doch theilweise Reproduction eines schon vorher vorhandenen Werkes, sondern die selbständige Geistesschöpfung des betreffenden Autors sei. Gefordert kann natürlich nicht werden, dass alle in einem Werke ausgesprochenen Gedanken absolut neu seien. An Dichtungen darf überdies nicht die Forderung gestellt werden, dass das Sujet ein absolut neues sei; es ist vielmehr eine sehr beachtenswerthe Thatsache, dass gerade auch die bedeutendsten Dichter, namentlich Dramatiker (z. B. Shakespeare, Molière), ihre Stoffe nicht erfunden, sondern irgendwoher entlehnt haben, oft genug aus Werken gleicher Gattung, ja dass sie schon vorhandene Werke geradezu zur Grundlage ihrer eignen Schöpfungen gemacht haben. Es dürfte sogar principiell die Fähigkeit der menschlichen Phantasie zur Schöpfung eines absolut neuen Stoffes zu leugnen sein.

2. Wenn aber also auch die ausgesprochene Voraussetzung in der angegebenen Weise beschränkt wird, so giebt es doch immer zahlreiche Litteraturwerke, welche ihr gleichwohl nicht entsprechen und denen trotzdem litterarische Bedeutung zuerkannt werden muss.

3. Der enge geistige Verkehr, in welchem Culturvölker — und zwar nicht bloss die nebeneinander, sondern auch die nacheinander lebenden (z. B. die neuzeitlichen mit denjenigen des klassischen Alterthums) — miteinander stehen, hat die Uebertragung der bedeutenden Litteraturwerke des einen in die Litteratur des andern zur natürlichen Folge. Diejenigen der also entstehenden Uebersetzungen, welche vermöge ihrer Trefflichkeit sich einzubürgern und Verbreitung zu finden vermögen, sind nicht bloss an sich hervorragende litterarische

Leistungen, sondern üben auch oft auf die Entwickelung der betreffenden Sprache und Litteratur einen mächtigeren und massgebenderen Einfluss aus, als viele Originalwerke.

4. Ausser den direkt und voll entlehnten Litteraturwerken, als welche die Uebersetzungen sich bezeichnen lassen, besitzt jede moderne Litteratur noch indirekt oder theilweise entlehnte Werke in ansehnlicher Zahl, d. h. Werke, welche mehr oder weniger fremdnationale Elemente in sich enthalten. Die Zahl derselben ist um so beträchtlicher, je grösser das Uebergewicht der Kunstdichtung über die Volksdichtung ist, da eben die erstere die Tendenz zur Aufnahme fremdnationaler Elemente in sich hat (vgl. oben § 1, S. 359 ff.).

5. Die »Lehnwerke«, wie man die unter Nr. 4 besprochenen Kategorien zusammenfassend nennen kann, haben für die Litteratur eine analoge Bedeutung, wie die Lehnworte für die Sprache: sie verknüpfen Culturvolk mit Culturvolk und bilden so ein die Menschheit umschlingendes Band; mitunter freilich gleichen sie auch exotischen Pflanzen, die mit der ihnen fremdartigen Umgebung wunderlich contrastiren und nicht recht gedeihen können, vielleicht sogar den Boden inficiren und somit die einheimische Vegetation stören oder selbst ersticken.

6. Innerhalb der romanischen Litteratur(en) sind die Lehnwerke sehr zahlreich, namentlich diejenigen der indirekten Beschaffenheit. Denn erstlich wurde der litterarische Zusammenhang mit dem Latein niemals, auch in den ruhelosen ersten mittelalterlichen Jahrhunderten nicht, völlig unterbrochen; sodann strebte die am Ausgang des Mittelalters emporkommende Renaissancebildung mit aller Energie und vielem Erfolge auf die Einimpfung römischer und griechischer Litteraturelemente hin, und endlich hatte natürlich der enge Verkehr, in welchem die Romanen von jeher theils unter einander, theils mit den Germanen standen, zur Folge, dass jede romanische Einzellitteratur mehr oder weniger zahlreiche andersromanische oder germanische Elemente in sich aufnahm. Besonders haben die romanischen Litteraturen sich gegenseitig beeinflusst: während des Mittelalters nahm das Französische in dieser Beziehung die führende Stelle ein (nur für die Lyrik fiel dem Provenzalischen diese Rolle zu), wurde aus derselben im Zeitalter der Renaissance durch

das Italienische und später durch das Spanische verdrängt, trat aber am Ausgang des 17. Jahrhunderts wieder in die leitende Stellung ein und hat sie im Wesentlichen bis zur Gegenwart beibehalten. Abgesehen davon, dass die römischen Provinzialen (namentlich in Nordgallien) durch ihre Mischung mit den Germanen in mancher Beziehung germanisirt wurden (in der altfranzösischen Epik weht ein starker germanischer Hauch), hat sich germanischer Einfluss in der romanischen Litteratur erst sehr spät merkbare Geltung verschafft. Von Anfang des 18. Jahrhunderts ab beginnt die englische und von Anfang des 19. Jahrhunderts ab die deutsche Litteratur auf die romanische, besonders auf die französische Litteratur einzuwirken, und zwar in einzelnen Beziehungen in massgebender Weise (man denke z. B. daran, wie bedeutungsvoll der englische Deismus, der englische moralisirende Roman, das Drama SHAKESPEARE's, W. SCOTT's Dichtungen, die deutsche Romantik, die Philosophie KANT's und HEGEL's auch für das romanische Geistesleben geworden sind). — Bezüglich des Rumänischen dürfte noch eingehend zu untersuchen sein, welche Beziehungen seine Volksdichtung zur serbischen, bulgarischen, albanesischen und neugriechischen hat.

§ 4. Die äussere Geschichte der Litteraturwerke.

Die äussere Geschichte eines Litteraturwerkes hat allerdings zum grossen Theile auch nur eine äusserliche, bibliographische Bedeutung, indessen können ihre einzelnen Thatsachen auch litterarhistorische Wichtigkeit besitzen. Diese Thatsachen sind: 1) Die etwaige äussere Veranlassung seiner Entstehung (diese kann namentlich bei lyrischen Gedichten und bei Dramen wichtig sein). 2) Die Art seiner Herstellung (ob nur geschrieben oder auch gedruckt). 3) Die Art seiner Vervielfältigung (ob in vielen oder wenigen Handschriften überliefert, ob in nur einer oder in mehreren Druckausgaben, bzw. wo, wann und in welchem Verlage erschienen, bei Dramen Zeit und Ort der ersten Aufführung und die Zahl der nachfolgenden). 4) Die Art seiner Veröffentlichung (ob mit oder ohne Willen des Verfassers, ob bei Lebzeiten oder nach dem Tode desselben veröffentlicht, ob in Buchform oder als Pamphlet oder als Zeitschriftartikel erschienen, ob einer, bzw.

welcher Persönlichkeit dedicirt oder dedicationslos). 5) Die Art der Aufnahme, die es bei dem zeitgenössischen Publikum gefunden (ob Beifall oder Missbilligung, ob grosse oder geringe Beachtung). 6) Die Sonderschicksale der einzelnen Handschriften, bzw. Druckexemplare (die Reihe der Besitzer von der Entstehungszeit bis zur Gegenwart; die Preise, die bei dem Besitzwechsel etwa gezahlt wurden; etwaige äussere Beschädigungen durch Feuer, Wasser, Diebstahl etc.; die Beschaffenheit des Einbandes u. dgl.). — Andere Thatsachen, die vielleicht hierher zu gehören scheinen können (z. B. Heimath, Stand u. dgl. des Verfassers) werden besser in das Bereich der inneren Geschichte verwiesen.

§ 5. Die innere Geschichte der Litteraturwerke.

Die äussere Geschichte der Litteraturwerke ist vorwiegend eine Geschichte der Bücher, giebt den Commentar zu dem Spruche »habent sua fata libelli«, das Objekt der inneren dagegen bildet die Beschaffenheit der Werke selbst, der Buchinhalt. Die für sie in Betracht kommenden Thatsachen sind namentlich: 1) Das Geschlecht des Verfassers (ob Mann oder Frau). 2) Die Heimath des Verfassers (welchem Land, bzw. welcher Landschaft oder Stadt er angehörte). 3) Die Herkunft des Verfassers (Stand und gesellschaftliche Stellung seiner Aeltern, bzw. Vorfahren). 4) Der Stand des Verfassers (ob Geistlicher oder Laie u. dgl., ob berufsmässiger Schriftsteller oder nur gelegentlich schreibend; bei Dramatikern, ob zugleich Schauspieler oder nicht). 5) Die Bildung und die Religion des Verfassers (ob Illitterat oder im Besitz der Durchschnittsbildung seiner Zeit oder Gelehrter und, wenn letzteres, mit welchen Wissenschaften besonders vertraut; ob durch Reisen mit fremden Nationalitäten, deren Sprachen und Litteraturen bekannt u. dgl.; ob Christ oder Nichtchrist, ob Katholik oder Protestant etc.; ob seiner Kirche ergeben oder ob gleichgültig, bzw. oppositionell sich gegen sie verhaltend). 6) Der Freundeskreis des Verfassers (ob darunter bedeutende Männer, bzw. Frauen, die ihn geistig beeinflussen konnten u. dgl.). 7) Die Familienverhältnisse des Verfassers (ob Cölibatär oder verheirathet u. dgl.). 8) Der Aufenthaltsort, das Lebensalter und die Lebenslage des Verfassers zur Zeit der Abfassung des be-

treffenden Werkes. 9) Die inneren Motive, welche dem Verfasser für die Abfassung seines Werkes massgebend waren und die daraus sich ergebende Tendenz des Werkes. 10) Das Verhältniss des Werkes zur Bildung des betreffenden Zeitalters (ob auf oder unter oder über dem Niveau derselben stehend). 11) Die inneren Gründe, welche die Art der Aufnahme des Werkes von Seiten der Zeitgenossen bestimmten. 12) Die inneren Gründe, welche das Verhältniss der Nachwelt zu dem Werke bestimmten, bzw. bestimmen.

Es bedarf nicht erst der Bemerkung, dass die Feststellung der aufgezählten Thatsachen der äusseren wie der inneren Geschichte der Litteraturwerke in *vollem* Umfange und mit *voller* Sicherheit nur selten möglich ist, dass man sich vielmehr oft mit Hypothesen begnügen muss und oft genug auch nicht einmal diese aufzustellen wagen darf, weil alle Handhaben dazu fehlen. Den Versuch aber zur Lösung der angedeuteten Fragen zu unternehmen, bzw. die bereits unternommenen Versuche kritisch zu prüfen, ist der Philolog stets verpflichtet, wenn er zum vollen Verständniss und zur gerechten Würdigung eines Litteraturwerkes gelangen will. Wer dieser Mühe sich entzieht, ist ein Dilettant, aber kein Philolog; ästhetischen Genuss mag die Lecture ihm gewähren, aber die volle und wirkliche Erkenntniss wird ihm nicht zu Theil.

§ 6. Die Kritik.

1. Die philologische Kritik ist die Kunst des Urtheilens:

a) Ueber die Aechtheit,
b) Ueber die Treue der Ueberlieferung des Wortlautes,
c) Ueber den ästhetischen Werth

} eines Litteraturwerkes, bzw. eines Schriftwerkes überhaupt.

2. Darnach sind drei Gattungen der philologischen Kritik zu unterscheiden (vgl. jedoch Nr. 4):

a) Die höhere Kritik: sie hat festzustellen, von *wem*, in welcher *Zeit*, an welchem *Orte* und in welchem *Umfange* ein Litteraturwerk verfasst worden ist (vgl. unten § 7).

b) Die niedere Kritik oder Textkritik: sie hat festzustellen, in welchem Masse der überlieferte Wortlaut des Textes mit dem Wortlaute des (nicht mehr erhaltenen) Originales übereinstimmt, bzw. durch welche Mittel die gestörte Uebereinstimmung wieder hergestellt werden kann (vgl. unten § 8).

c) Die ästhetische Kritik: sie hat festzustellen, in wie weit ein Litteraturwerk in Bezug auf seinen Stoff und seine künstlerische Composition den Gesetzen des Schönen genügt (vgl. unten § 11).

3. Die höhere und niedere Kritik können auf jedes Schriftwerk, mag dessen Composition eine künstlerische sein oder nicht, angewandt werden; die ästhetische Kritik dagegen kann sich nur auf Litteraturwerke, d. h. auf Schriftwerke künstlerischer Composition beziehen.

4. Die ästhetische Kritik kann, da sie keineswegs ausschliesslich Litteraturwerke, sondern überhaupt die Kunstwerke zu ihrem Objekte hat, nur bedingungsweise als zur Philologie gehörig betrachtet werden, richtiger ist sie als eine Disciplin der Aesthetik anzusehen.

5. Nicht auf die Philologie beschränkt, aber, wie alle Wissenschaften, so auch die Philologie umfassend ist die auf die Ermittelung und Würdigung des sachlichen Werthes wissenschaftlicher Werke gerichtete Kritik, für welche ein völlig zutreffender Name sich schwer finden lässt (etwa: fachwissenschaftliche Kritik, gelehrte Kritik).

§ 7. Die höhere Kritik.

1. Zum vollen Verständniss und zur richtigen Würdigung eines Litteraturwerkes ist erforderlich, dass es in den Zusammenhang der Litteratur eingereiht, dass ihm innerhalb derselben eine bestimmte Stelle angewiesen werde. Dies aber kann nur geschehen, wenn Verfasser, Abfassungszeit und Abfassungsort desselben mindestens annähernd bestimmt werden. Diese Bestimmung ist eine der Aufgaben der höheren Kritik.

2. Hinsichtlich des Verfassers liegen folgende Möglichkeiten vor:

a) Der Verfasser hat seinen wahren Namen selbst genannt. In mittelalterlichen Werken der romanischen Litteratur ist dies, weil dieselben vorwiegend der Volksdichtung angehören (vgl. oben S. 360), verhältnissmässig selten; wenn es geschieht, geschieht es meist am Schlusse (es kann dann aber mitunter zweifelhaft sein, ob der Name sich auf den Verfasser oder auf den Abschreiber bezieht), oft auch in akrostichischer Form im Innern des Textes, d. h. in einer Reihe unmittelbar

oder in bestimmten Zwischenräumen aufeinanderfolgender Verse beginnt ein jeder mit einem Buchstaben des Namens. In modernen Werken nennt der Verfasser sich in der Regel auf dem Titel, eventuell am Schlusse des Vorworts oder an sonst einer augenfälligen Stelle. In der Regel darf der genannte Name a priori als richtig gelten, da ein Grund zu dessen Verheimlichung doch nur selten vorliegt und da schon der persönliche Ehrgeiz den Verfasser zur Angabe des wahren Namens zu bestimmen pflegt. Aber eine Prüfung ist dennoch unerlässlich.

b) Der Verfasser hat einen falschen Namen genannt, das Werk ist also pseudonym. Das Motiv zu dieser Handlungsweise kann entweder sein, dass der Verfasser etwa zu befürchtenden Folgen des Bekanntwerdens seiner Autorschaft vorbeugen oder dass er durch Aneignung eines berühmten Namens seinem Werke grösseres Ansehen verleihen wollte. Der letztere Fall dürfte der häufigere sein. Es gilt daher bei Werken, welche einen berühmten Autornamen tragen, immer zu prüfen, ob die Attribution der Wahrheit entspricht; bekanntlich cursiren unter den Namen berühmter Autoren meist auch unächte Werke (man denke z. B. an Shakespeare, wenn überhaupt Shakespeare wirklich der Verfasser der seinen Namen tragenden Werke ist, was nach den Untersuchungen Morgan's [The Shakespearean Myth. Cincinnati 1881] sehr fraglich erscheint). Die aus Vorsicht gewählte Pseudonymität ist namentlich in den politisch und religiös erregten Perioden der Neuzeit ziemlich häufig; mitunter ist sie aber eine sehr durchsichtige und schon von den Zeitgenossen allgemein durchschaute; zuweilen hat das Pseudonym den wahren Namen völlig verdrängt und ist an dessen Stelle getreten (z. B. Molière für Pocquelin, Voltaire für Arouet).

Deutung der Pseudonyma kann in vielen Fällen mittelst folgender Werke erreicht werden: E. Weller, Index pseudonymorum. Leipzig 1862/67 — J. M. Quérard, Les supercheries littéraires dévoilées, Galerie des écrivains français de toute l'Europe qui se sont déguisés sous des anagrammes etc. 2ième éd. Paris 1859/70. 3 Bde. — A. Barbier, Dictionnaire des ouvrages anonymes. 3ième éd. Paris 1872/79. 4 Bde. — G. Melzi, Dizionario di opere anonime e pseudonime di scrittori italiani. Milano 1848/59. 3 Bde. — A. Franklin, Dictionnaire des noms, surnoms et pseudonymes latins du moyen âge 1100—1530. Paris 1875.

c) Der Verfasser hat seinen Namen nicht genannt, derselbe ist aber von den Zeitgenossen überliefert. In diesem Falle ist die Wahrheit der Ueberlieferung zu ermitteln; am leichtesten gelingt dies, wenn von dem Verfasser unzweifelhaft ächte Werke vorhanden und wenn seine Persönlichkeit bekannt ist, so wird z. B. trotz der zeitgenössischen Ueberlieferung Niemand das sogenannte Livre abominable (ed. L. Ménard. Paris 1883) für ein Werk Molière's halten, da sein Inhalt mit dem in Widerspruch steht, was wir von Molière's Charakter und politischer Stellung wissen.

d) Der Verfasser hat seinen Namen nicht genannt, und auch die Zeitgenossen haben ihn nicht überliefert. Bei dieser Sachlage ist die Namensermittelung, namentlich bei Werken der Volksdichtung, oft sehr schwierig und von glücklichen Zufällen abhängig, noch öfter geradezu unmöglich.

Das Ergebniss der auf die Namensermittelung, bzw. Namensprüfung gerichteten Forschung kann auch die Erkenntniss sein, dass das betreffende Werk überhaupt nicht das Werk eines Verfassers, sondern ein Complex von ursprünglich selbständigen, zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Individuen verfassten, erst später von einem Redactor zu einer äusseren Einheit verbundenen Einzelwerken ist. Namentlich in Bezug auf volksthümliche Epen ist öfters die Erkenntniss gewonnen worden, dass sie aus Einzelliedern bestehen (»Liedertheorie«, zuerst von F. A. Wolf in Bezug auf die Ilias aufgestellt, von Lachmann auf das Nibelungenlied, von Müllenhoff auf das Beóvulfslied übertragen, vermuthlich auch auf das altfranzösische Rolandslied O. anwendbar).

3. Die Abfassungszeit. Ist die Persönlichkeit des Verfassers bekannt und dessen Lebenszeit wenigstens annähernd bestimmbar, so ist damit mindestens ein terminus a quo und ein terminus ad quem für die Abfassungszeit gegeben. Noch günstiger liegt die Sache, wenn das Werk datirt ist — mittelalterliche Handschriften sind es ziemlich häufig (am Schlusse), das Datum bezieht sich aber freilich nur auf die Vollendung des betreffenden Manuscriptes, hat also nur dann unmittelbaren Werth, wenn das Manuscript das Original ist; alte Drucke haben am Schlusse häufig Jahres- und Monatsdatum; moderne Drucke in der Regel auf dem Titel Jahres-

datum (bei am Ende des Jahres erscheinenden Büchern pflegt die Zahl des nächsten Jahres gesetzt zu werden), unter dem Vorwort Jahres- und Tagesdatum — oder wenn in seinem Texte geschichtliche u. dgl. Angaben, bzw. Anspielungen enthalten sind, aus denen die Abfassungszeit sich unzweifelhaft ergiebt.

Bei Werken, welche weder unmittelbar noch mittelbar datirt sind, lassen sich aus Inhalt und Sprache Anhaltspunkte für die ungefähre Bestimmung der Abfassungszeit gewinnen. Auch die Beschaffenheit des Pergamentes, bzw. des Papieres (das »Wasserzeichen« in demselben!), die Art der Schrift oder des Druckes, die Art des Einbandes, wenn derselbe für original gelten darf, können unter Umständen zu begründeten Schlüssen berechtigen, aber freilich ist gerade in dieser Hinsicht recht grosse Vorsicht nöthig, um sich vor Täuschungen zu bewahren.

Inhalt und Sprache bieten auch die besten Kriterien dar, um Fälschungen, welche die Abfassungszeit betreffen, aufzudecken. Finden sich z. B. in einem angeblich aus dem 13. Jahrhundert stammenden Litteraturwerke Gedanken ausgesprochen und Worte, Sprachformen, Satzconstructionen etc. gebraucht, welche nachweislich erst seit dem 16. Jahrhundert erfassbar und vorhanden waren, so liegt der dringende Verdacht vor, dass das betreffende Litteraturwerk eben auch frühestens erst im 16. Jahrhundert entstanden und das ihm durch irgend welche Mittel (z. B. durch Angabe eines im 13. Jahrhundert lebenden Verfassers) beigelegte frühere Datum eine beabsichtigte Fälschung sei; freilich aber dürfen eine oder wenige vereinzelte Stellen noch nicht für beweiskräftig gelten, denn diese könnten ja von spätern Abschreibern (bzw. Druckern) oder Ueberarbeitern eingeschoben oder umgeändert sein, sondern es muss der ganze Text, namentlich seine Sprache, Misstrauen erregen. Auf dem Gebiete der romanischen Philologie sind übrigens bis jetzt nur verhältnissmässig wenige Fälschungen enthüllt worden.

4. Der Abfassungsort. Die Bestimmung des Abfassungsortes hat im Verhältniss zu der des Verfassers und der Abfassungszeit nur eine nebensächliche Wichtigkeit, relativ am meisten noch bei dialektischen Litteraturwerken, zumal

wenn der Abfassungsort zugleich der Heimathsort des Verfassers gewesen und folglich für dessen Mundart massgebend gewesen ist. Mitunter ist in Handschriften der Abfassungsort genannt (in Urkunden, Acten u. dgl. stets) oder er ergiebt sich unzweifelhaft aus dem Inhalte. In Drucken pflegt am Schlusse der Druckort stets angegeben zu werden (Exemplare »sine loco« oder gar »sine anno et loco« sind Ausnahmen), und wenn dieser freilich auch nur selten mit dem Abfassungsort identisch ist, so kann er doch leicht einen Fingerzeig für die ungefähre Bestimmung des letzteren abgeben, da man annehmen darf, dass (in früherer Zeit) der Verfasser den Druckort in thunlichster Nähe seines Aufenthaltsortes gesucht habe; Ausnahmefälle sind allerdings denkbar und nachweisbar. Was vom Druckorte, gilt auch vom Verlagsorte. Vorreden pflegen vom Verfasser selbst auch mit dem Ortsdatum unterschrieben zu werden, wo aber allerdings die Möglichkeit offen bleibt, dass Vorrede und Buch an verschiedenen Orten verfasst wurden, wie ja überhaupt der Autor bei der Abfassung eines Buches bald hier bald dort sich aufgehalten haben kann.

Fehlt jede direkte oder indirekte Angabe des Abfassungsortes, so ist dessen Ermittelung bei schriftsprachlichen Werken überaus schwierig und meist wohl geradezu unmöglich; bei dialektischen Werken kann — sobald man annehmen darf, dass der überlieferte Text der originale sei — die Sprache auf den Abfassungsort, bzw. auf die Heimath des Verfassers hinweisen. Ein solcher Hinweis ist freilich nur dann erkennbar, wenn die Sprache des betreffenden Textes mit der Sprache anderer und zwar mit Ortsangabe versehener Texte derartig übereinstimmt, dass die völlige oder annähernde Identität unzweifelhaft erscheint.

5. Um ein Litteraturwerk richtig zu würdigen und seine Stellung innerhalb der Litteratur seiner Zeit zu bestimmen, ist es erforderlich, dass man es in derjenigen Form und Fassung liest, welche ihm von seinem Verfasser selbst gegeben worden ist. Unmittelbar möglich ist dies aber nur dann, wenn entweder die Originalhandschrift erhalten ist oder wenn eine vom Verfasser selbst veranstaltete und überwachte Druckausgabe vorliegt. Der letztere Fall ist natürlich nur für die nach Einführung des Buchdrucks entstandene Litteratur möglich,

ist aber innerhalb dieser die Regel (doch fehlt es nicht an bedeutenden Ausnahmen, z. B. die SHAKESPEARE-Dramen). Der erstere Fall, die Erhaltung des Originalmanuscriptes, ist überhaupt nur selten eingetreten (abgesehen von Urkunden).

Die vor Einführung des Buchdrucks entstandenen Werke sind also meist nur in Abschriften überliefert, welche überdies oft beträchtlich jünger sind, als das verlorene Original. Es ist nun an sich denkbar, dass auch eine junge Abschrift inhaltlich mit dem Original treu übereinstimmt; da aber dies nur dann der Fall sein kann, wenn sämmtliche Abschreiber von der Zeit des Originales ab bis zur Zeit der Niederschrift der erhaltenen Handschrift(en) sehr sorgfältig copirt und allen Aenderungsgelüsten widerstanden haben, und da gewöhnlich das Gegentheil geschehen ist, so wird das angegebene günstige Verhältniss nur selten stattfinden, und in der Regel wird also anzunehmen sein, dass der überlieferte Text mit dem originalen nicht durchaus übereinstimmt, sondern durch Zusätze (Interpolationen) erweitert, durch Auslassungen verstümmelt, durch Umgestaltungen verändert ist. Oft wird man sogar zu der Annahme gedrängt werden, dass der überlieferte Text eine nach bestimmten Grundsätzen vorgenommene völlige Umarbeitung des Originales darstellt. Eine derartige jüngere Redaction kann nun zwar unter Umständen als ein selbständiges Litteraturwerk betrachtet und als solches behandelt und gewürdigt werden, namentlich in sprachlicher Hinsicht, völlig verkehrt aber würde es sein, sie als mit dem Original identisch ansehen und das letztere nach ihr beurtheilen zu wollen. Wem an der Erkenntniss des Originales gelegen ist, der muss sich dasselbe aus den Handschriften kritisch reconstruiren.

Die Reconstruction verlorener Originaltexte ist unter allen der Philologie gestellten Aufgaben die schwierigste, da sie nur auf Grund der eingehendesten sachlichen und sprachlichen Kenntnisse behandelt werden kann und an die Geduld, den Scharfsinn, die Combinationsgabe dessen, der sie zu lösen unternimmt, die höchsten Anforderungen richtet; sie ist aber zugleich die dankbarste und lockendeste Aufgabe, da sie den Reiz künstlerischen Schaffens besitzt und alle geistigen Kräfte zur vollen Bethätigung ihrer Leistungsfähigkeit herausfordert, es ist demnach begreiflich, dass sie gerade auf genial bean-

lagte Individualitäten, welche nur im Streben nach höchsten Zielen Befriedigung finden, eine mächtige Anziehungskraft ausübt. Andrerseits muss sie freilich auch als eine sehr undankbare bezeichnet werden, da jede ihrer Lösungen, mag sie auch noch so genial sein, immer nur den Werth einer Hypothese besitzt, deren Richtigkeit nur durch die Wiederauffindung des Originaltextes unzweifelhaft nachgewiese werden kann, also durch einen so unwahrscheinlichen Glücksfall, dass wohl noch kein romanischer Philolog sich seiner erfreuen durfte.

Die Mittel, durch welche die Reconstruction eines verlornen Originales angestrebt wird, werden selbstverständlich durch die Beschaffenheit der jedesmaligen handschriftlichen Ueberlieferung bedingt und sind folglich in jedem einzelnen Falle verschieden. Stets aber wird, wenn eine Reconstruction versucht werden soll, die höhere Kritik die Hülfe der Textkritik in Anspruch nehmen müssen, und es werde deshalb auf den folgenden Paragraphen verwiesen.

6. Eine eigenthümliche Complication ergiebt sich, wenn ein nach Einführung des Buchdrucks entstandenes Litteraturwerk in mehrfachen Ausgaben vorliegt, welche sämmtlich einen verschiedenen Text darbieten, aber doch sämmtlich bei Lebzeiten des Verfassers und unter dessen Leitung erschienen sind. Ein solcher Fall liegt, um einen von vielen zu nennen, z. B. bei V. Hugo's »Hernani« vor. Es kann scheinen, als sei bei solcher Sachlage stets die letzte Ausgabe für die massgebende zu halten, zumal wenn sie, wie bei dem »Hernani« geschehen, von dem Verfasser selbst als die definitive bezeichnet worden ist. Dieser Grundsatz wäre aber doch sehr bedenklich, denn es kann leicht geschehen, dass ein alternder Autor, wenn er ein Jugendwerk neu herausgiebt, dasselbe verwässert, verstümmelt oder sonst entstellt. Es wird also in solchem Falle kaum etwas Anderes übrig bleiben, als die zwischen den einzelnen Texten bestehenden Differenzen zu constatiren und aus ihnen Schlüsse auf den innern Entwickelungsgang des Verfassers zu ziehen. Für die ästhetische Zwecke verfolgende Lecture aber wird derjenige Text auszuwählen sein, von dem zu urtheilen ist, dass in ihm der Verfasser seine höchste Leistungsfähigkeit bekundet und seine Eigenart am vollsten entfaltet hat.

§ 8. Die niedere Kritik (Textkritik). Ist ein Litteratur- und überhaupt ein Schriftwerk nicht in der Originalhandschrift (dem »codex archetypus«), bzw. in einer vom Verfasser selbst veranstalteten Druckausgabe überliefert, so ist mit Gewissheit anzunehmen, dass sein ursprünglicher Wortlaut (Text) mehr oder weniger entstellt ist; denselben in seiner Reinheit thunlichst wiederherzustellen, ist Aufgabe der niederen oder Textkritik. Anzeichen für das Vorhandensein verderbter Stellen (Corruptelen) sind: a) das Vorkommen von Lauterscheinungen, Worten, Wortformen, Constructionen, welche mit dem sonstigen Sprachgebrauche des Autors in Widerspruch stehen. b) Das Vorkommen offenbar fehlerhafter, bzw. sinnloser Worte und Sätze. c) Das Vorkommen von Gedanken, welche mit der sonst beobachteten Anschauungsweise des Autors contrastiren.

A. Die Textkritik der Handschriften.

1. Bei jedem Litteratur- und Schriftwerke ist die Voraussetzung voll berechtigt, dass der Autor sich einer bestimmten Sprachform, sei es eines Dialektes oder einer Schriftsprache, consequent bedient habe und dass der Text eine grammatisch, bzw. syntaktisch correkte und verständliche Fassung habe. Textstellen, welche dieser Voraussetzung nicht genügen und in denen die Schwierigkeit sich nicht auf dem Wege der Interpretation (s. § 10) heben lässt, sind für verderbt zu erachten und bedürfen demnach der kritischen Heilung.

2. Bei Originalhandschriften ist die Aufgabe der Textkritik leicht, denn sie beschränkt sich auf die Berichtigung offenbarer Schreibfehler; aber selbst in der Annahme dieser wird der Kritiker vorsichtig sein müssen, da die Orthographie des Autors schwankend gewesen sein und dies Schwanken sprachgeschichtliches Interesse haben kann. Die Orthographie eines Originalmanuscripts zu uniformiren ist wissenschaftlich unstatthaft und kann nur bei Verfolgung praktischer Zwecke (z. B. bei Herstellung von Schulausgaben) für erlaubt gelten. In einem Originale sich findende unlogische Constructionen u. dgl. müssen, weil vom Autor selbst verschuldet, zwar constatirt, dürfen aber nicht corrigirt werden.

3. Wesentlich anders verhält es sich mit Abschriften. Selbst eine sehr sorgfältig gefertigte und direkt von einem

gut lesbaren Original genommene Copie wird kaum jemals völlig, d. h. Buchstabe für Buchstabe, Komma für Komma, mit dem Originale übereinstimmen, sondern immer kleine Abweichungen zeigen (ein Jeder kann sich leicht davon überzeugen, wenn er aus irgend einem Buche eine Seite sorgsam abschreibt und dann die Copie mit dem Originale vergleicht; es ist darauf zu wetten, dass er irgend welche kleine Fehler gemacht hat, zumal wenn er an eine andere Orthographie, als an die des Originales, gewöhnt ist). Die Differenz zwischen einer vom Original genommenen Copie und dem Originale wird vergrössert, wenn der Schreiber zwar sorgfältig, aber das Original schwer lesbar ist, und mehr noch, wenn der Schreiber die Arbeit gedankenlos, mechanisch und ohne Achtsamkeit vollzieht. Besteht also schon zwischen Original und erster Abschrift eine mehr oder weniger weite Kluft, so ist dieselbe natürlich noch beträchtlicher zwischen Original (A) und zweiter Abschrift (C), da in dieser zu den in der ersten (B) gemachten Fehlern, welche von dem Schreiber der zweiten im besten Falle nur theilweise berichtigt sein werden, noch neue hinzugekommen sind. So steigert sich also die Fehlerhaftigkeit von Abschrift zu Abschrift in wachsender Progression. Erwägt man nun, dass ein Litteraturwerk des 12. Jahrhunderts möglicherweise nur in einer erst im 15. Jahrhundert geschriebenen Abschrift erhalten ist, dass also zwischen dem Originale (A) und dem vorliegenden Texte (Z) möglicherweise zahlreiche Mittelglieder (**A B C D . . . Z**) liegen[1], so wird man ermessen können, welche weite Kluft **A** und **Z** trennt und wie sehr es der Textkritik bedarf, um **Z** auf die Originalform **A** zurückzuführen (vgl. unten Nr. 7). Und doch ist es noch ein günstiges Verhältniss, wenn die erhaltene Handschrift in direkter Linie von dem Originale abstammt (vgl. ebenfalls Nr. 7).

4. Die Quellen, aus denen die Fehler beim Abschreiben einer Vorlage entspringen, sind:

---

1) Ist also schon bei mittelalterlichen Litteraturwerken die Ueberlieferung eine unzuverlässige, so ist dies natürlich in noch viel höherem Grade bei denen des römischen und griechischen Alterthums der Fall, da hier zwischen Original und erhaltenem Texte eine weit längere Zwischenreihe liegt.

a) Die Unleserlichkeit der Vorlage; daraus ergeben sich namentlich Buchstabenverwechselungen (etwa zwischen *u* und *v*, *m* und *iu* oder *in*, langem *s* und *f* u. dgl.).

b) Die falsche Auflösung der in der Vorlage gebrauchten Abbreviaturen, bzw. Ligaturen, wenn z. B. die Ligatur, welche *per* bedeutet, aufgelöst wird mit *pro*.

c) Die zwischen dem Schreiber der Vorlage (bzw. zwischen dem Verfasser des Originals) und dem Schreiber der Abschrift bestehende zeitliche oder örtliche Dialektverschiedenheit; wenn diese Fehlerquelle vorhanden ist, so wird auch ein sorgsamer Abschreiber unwillkürlich vereinzelt Laute, Worte, Wortformen etc. seines Dialektes in den Dialekt der Vorlage mischen, bei einem unachtsamen Schreiber wird dies in weit höherem Grade geschehen; oft genug hat aber der Schreiber absichtlich und consequent den Dialekt der Vorlage in seinen eigenen umzusetzen sich bestrebt. Diesem zuweilen ganz geschickt vorgenommenen Umwandelungsprocesse haben am besten assonirende und reimende Dichtungen widerstanden, da in ihnen Reim und Assonanz eben ein schwer zu besiegendes Hinderniss bildeten und im Falle ihres Beharrens die ursprüngliche Sprachform erkennen lassen.

d) Die zwischen der Orthographie der Vorlage und derjenigen des Abschreibers bestehende Verschiedenheit; hier sind zwei Fälle möglich: entweder der Abschreiber will die Orthographie der Vorlage beibehalten oder (und dies ist die Regel) er will sie in die seinige ändern, in beiden Fällen sind, selbst bei grösster Achtsamkeit, Inconsequenzen und Irrungen unvermeidlich.

e) Die Gedankenlosigkeit, bezw. Flüchtigkeit des Schreibers; aus dieser ergiebigsten Fehlerquelle entfliessen namentlich folgende Verderbnisse: α) alle denkbaren Buchstabenvertauschungen; β) Vertauschungen ähnlich geschriebener oder ähnlich klingender, synonymer oder metonymer Worte; γ) Angleichungen verschiedener Wortendungen (wie etwa *magnibus urbibus* oder *magnis urbis* für *magnis urbibus*); δ) Störungen der Satzconstruction; ε) Auslassung einzelner Buchstaben, Silben, Worte, Sätze; zuweilen findet sich sogar Auslassung ganzer Seiten, wenn beim Umschlagen der Seiten statt eines Blattes zwei Blätter genommen wurden (ein besonders häufiger

Fall der Auslassung ist die Haplographie, d. h. die Einfachschreibung zweier auf einander folgender gleicher Buchstaben, z. B. *a* für *aa*); ζ) Doppelschreibung (Dittographie) einzelner Buchstaben, Silben, Worte, Sätze; η) Schreibung überflüssiger und sinnloser Buchstaben an irgend einer Stelle des Wortes; ϑ) sinnlose Buchstabenverstellung innerhalb eines Wortes (z. B. *estipola* für *epistola*); ι) Auslassung, nutzlose Hinzufügung, Vertauschung von Interpunktionszeichen.

f) Das Streben des Schreibers, vermeintliche Fehler in seiner Vorlage zu verbessern; bei dem raschen Lesen, wie es beim Abschreiben in der Regel geübt wird, können dem Abschreiber, zumal dem mit der Sprache und dem Inhalte der Vorlage nicht genügend vertrauten, leicht Stellen verderbt erscheinen, die in Wahrheit nicht verderbt, sondern nur schwierig zu verstehen sind. Correkturen solcher Stellen von Seiten des Schreibers sind natürlich Schlimmbesserungen.

5. So zahlreich die Fehlerquellen auch sind und so reichlichen Erguss sie in den meisten Handschriften auch geliefert haben, so muss man sich doch hüten, stets gleich einen Fehler an- und eine kritische Operation vorzunehmen, wenn eine Stelle keinen genügenden Sinn zu ergeben oder an irgend welcher Abnormität zu leiden scheint. Dies darf man vielmehr erst dann thun, wenn alle Mittel verständiger und sachkundiger Interpretation sich als unzureichend erwiesen haben. Andrerseits ist es freilich ebenso verkehrt, eine offenbar verderbte Stelle dennoch für echt zu erklären und sie mit allen Kunstgriffen grammatischer Rabulistik zu vertheidigen.

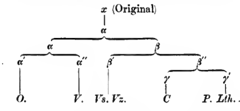
6. Ist ein Schriftwerk in einer einzigen Abschrift überliefert, so kann die Textkritik füglich nichts Anderes thun, als den Text derselben möglichst von vorhandenen Fehlern zu reinigen, also ungefähr so zu verfahren, wie es gegenüber einer Originalhandschrift zu geschehen hat, ausserdem aber zu constatiren, in welchem Verhältnisse die Abschrift wahrscheinlich oder vermuthlich zum Originale steht.

7. Ist ein Schriftwerk in mehreren Abschriften überliefert, so hat die Textkritik folgende Aufgaben zu lösen:

a) Möglichst sichere Feststellung des Alters, der Herkunft, des gegenwärtigen Aufbewahrungsortes und der äusseren Beschaffenheit (Höhe, Breite, Material, Seitenzahl, Columnen,

Zeilenzahl pro Seite, Schrift, etwaige Miniaturen und Vignetten, Einband) jeder einzelnen Handschrift.

b) Feststellung des zwischen den einzelnen Handschriften bestehenden Verwandtschaftsverhältnisses (»Filiation«). Zu diesem Behufe ist es erforderlich, die Handschriften mit einander zu vergleichen (collationiren, confrontiren) und namentlich die sich findenden auffälligen Uebereinstimmungen in Lücken, Zusätzen, Fehlern etc. zu beachten, denn es sind dieselben dafür beweisend, dass die betreffenden Handschriften auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen. Ausser den Handschriften des Textes selbst können, bzw. müssen unter Umständen auch fremdsprachliche Uebersetzungen desselben (z. B. altnordische, mittelhochdeutsche, niederländische Uebersetzungen altfranzösischer chansons de geste) in die Filiationsuntersuchung einbezogen zu werden. Ist das Filiationsverhältniss, soweit als möglich, ermittelt, so pflegt man dasselbe in einem Stammbaume darzustellen, in welchem die vorhandenen Handschriften in der Regel mit grossen lateinischen Buchstaben (z. B. *O* = codex Oxoniensis, *P* = codex Parisiensis), die nach dem Gang der Untersuchung anzunehmenden verlorenen Handschriften aber entweder durch lateinische kleine Buchstaben *a*, *b* etc., *x* (dies gewöhnlich die Bezeichnung des Originales), *y*, *z*, bzw. *y'*, *z'*, oder durch griechische Buchstaben bezeichnet zu werden pflegen. Man vgl. z. B. den von W. Förster (Zeitschr. f. rom. Phil. II. 164) für die Handschriften des altfranzösischen Rolandsliedes entworfenen Stammbaum:



Es ist hier *O* = Oxforder Handschrift, V^4 = Venetianer Handschrift IV, *P* = Pariser Handschrift, *L* = Lyoner Handschrift, *C* = Cambridger Handschrift, *Lth.* = Fragmente der Lothringer Handschrift, *Vs.* = Versailler Handschrift, *Vz.* = Venetianer Handschrift VII.

8. Die durch die Filiationsuntersuchung gewonnene Einsicht in das Verhältniss der einzelnen Handschriften zu einander muss nun massgebend sein für die Reconstruction des Textes. Hat sich z. B. ergeben, dass eine, wenn auch junge, Handschrift direkt auf das Original zurückgeht, so muss diese als Grundlage der Textgestaltung genommen, und nur, wo sie offenbar verderbt ist, müssen die übrigen Handschriften methodisch nach Massgabe ihres Werthes zur Heilung der Corruptel herangezogen werden. Kann von keiner der vorhandenen Handschriften ein nahes Verhältniss zum Originale nachgewiesen werden, so sind die relativ besten auszuwählen und ist aus diesen der Text methodisch zu reconstruiren. Man wird aber begreifen, dass hier weder alle Möglichkeiten, deren Zahl unbegrenzt ist, angedeutet, noch auch in das Einzelne gehende Vorschriften gegeben werden können.

9. Aus dem Erörterten ergiebt sich: a) Das relativ hohe Alter einer Handschrift bietet an sich keine Gewähr dafür, dass ihr Text unter allen der beste sei; eine alte Handschrift kann die, wenn auch unmittelbare, so doch sehr flüchtige und willkürliche Abschrift des Originales sein, während in einer jungen Handschrift, weil sowohl sie selbst, als auch die ihr vorangegangenen Handschriften sorgfältig gefertigt wurden, den Urtext annähernd getreu bewahrt haben kann. b) Es darf nicht der Text einer beliebig herausgegriffenen Handschrift als Ersatz für das Original betrachtet werden. c) Es darf nicht aus verschiedenen Handschriften ein Text nach subjektiv ästhetischen Motiven zusammengeflickt werden (Eklekticismus). Für richtig darf nicht gelten, was gefällt und durch seine Form besticht, sondern nur das, was nach methodischer Vergleichung der Handschriften den gewichtigsten Anspruch auf Richtigkeit erheben kann. Sehr häufig wird demnach die ästhetisch weniger befriedigende Lesart zu bevorzugen sein. — Ausserdem sei noch Folgendes bemerkt: d) Handelt es sich um Restitution eines offenbar verderbten Wortes, so ist zu erwägen, mit welchen andern Buchstaben die jedenfalls unrichtigen Aehnlichkeit haben und also vertauscht worden sein können. e) Ist von zwei ungefähr gleich gut beglaubigten Lesarten die eine leichter, die andere schwerer verständlich, so ist der letzteren der Vorzug zu geben, denn der Fall, dass

das schwerer Verständliche von dem Schreiber in das leichter Verständliche geändert worden sei, ist ungleich wahrscheinlicher, als das Gegentheil. f) Bei Dichtungen ist das Metrum (Silbenzahl, Assonanz, Reim) sorgfältigst zu beachten; metrische Fehler lassen immer auf Textverderbniss schliessen. Da die Reim- und Assonanzworte den Aenderungsgelüsten der Abschreiber am zähesten widerstanden, so kann man aus ihnen auch am ehesten die ursprüngliche Sprachform erkennen und muss sie also zum Ausgangspunkt der Textrestitution nehmen.

B. Die Textkritik der Drucke.

1. Die oben unter A. 1. für die Handschriftentexte ausgesprochene Voraussetzung hat auch für Drucktexte Gültigkeit.

2. Im Allgemeinen sind Drucktexte, namentlich die unter Leitung des Verfassers hergestellten, weniger verderbt, als Handschriften, a) weil das Setzen langsamer vollzogen wird, als das Schreiben; b) weil dem Setzer durch die Einrichtung des Setzerkastens, in welchem jede Letter ihr bestimmtes Fach hat, das Ergreifen der richtigen Letter erleichtert wird; c) weil, bevor die Druckbogen definitiv abgezogen werden, mehrere Probeabzüge hergestellt und diese von einem berufsmässigen Correktor in der Druckerei, sodann aber von dem Verfasser und eventuell von noch anderen Personen corrigirt, bzw. revidirt werden. — Nur in Bezug auf die Orthographie und Interpunktion weicht der Druck häufig vom Originalmanuscript erheblich ab, weil in diesen Dingen die Druckereien ein bestimmtes System consequent durchzuführen pflegen, während die Autoren oft sehr inconsequent und launenhaft zu schreiben und zu interpunktiren die üble Gewohnheit haben.

3. Trotzdem sind, da Setzer, Correktor und Verfasser Menschen sind und irren können, auch bei der Herstellung der Drucktexte Fehler sehr wohl möglich und kommen erfahrungsgemäss in jedem Druckwerke vor, oft sehr zahlreiche und sinnentstellende. Begünstigt wird das Entstehen von Druckfehlern durch schwere Lesbarkeit des Manuscripts, durch Unerfahrenheit der Setzer und Correktoren, durch eilfertige Erledigung der Correkturen u. dgl. Eine reichlich fliessende Fehlerquelle ist auch das unrichtige Einlegen der Typen in die Fächer des Setzerkastens. Endlich ist auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass einzelne Textstellen ohne Wis-

sen und Wollen des Verfassers — vielleicht auf Anregung des Verlegers — umgeändert werden; gegenwärtig dürften allerdings solche Eigenmächtigkeiten unerhört sein.

4. Liegt ein Werk in nur einem Drucke (gleichgültig, in wieviel Exemplaren) vor, so kann derselbe, wenn das Originalmanuscript erhalten ist, durch Vergleichung mit diesem leicht berichtigt werden; fehlt (wie meist) das Originalmanuscript, so können sonstige etwa erhaltene Handschriften des Verfassers, z. B. Briefe, Anhaltspunkte zur Bestimmung seiner Orthographie gewähren. Mangelt auch dies Hülfsmittel, so bietet das Studium der mit dem betreffenden Werke gleichzeitig entstandenen sonstigen Werke, bzw. Urkunden wenigstens die Möglichkeit, zu beurtheilen, ob in dem betreffenden Drucke vorkommende auffällige Schreibweisen, Wortformen etc. in der That völlig singulär und daher der Fehlerhaftigkeit verdächtig sind oder ob sie, wenngleich selten, doch auch anderwärts erscheinen und mithin nicht beanstandet werden dürfen.

5. Liegt ein Werk in mehreren Drucken vor, welche überdies vielleicht aus verschiedenen Druckereien hervorgegangen, theils mit, theils ohne Betheiligung des Autors veranstaltet, theils bei dessen Lebzeiten, theils nach dessen Tode erschienen sind, so ist die Beschaffenheit der einzelnen Drucke zu constatiren, die Classification derselben vorzunehmen und nach Massgabe des dadurch gefundenen Ergebnisses ein bestimmter Druck als Grundlage für die Textrestitution auszuwählen. Die Wahl braucht keineswegs immer auf den zeitlich ersten Druck (die »editio princeps«) zu fallen, denn häufig genug bietet derselbe einen unvollständigeren und unvollkommeneren Text dar, als spätere Ausgaben. Indessen besitzt die editio princeps doch stets Anspruch auf besondere Beachtung.

6. Auf die eigenthümliche Schwierigkeit, welche entsteht, wenn ein Autor sein Werk in mehrfachen, bedeutend von einander abweichenden Ausgaben (also nicht bloss in mehreren übereinstimmenden Auflagen) veröffentlicht hat, wurde bereits oben (S. 381) aufmerksam gemacht.

C. Allgemeine Bemerkung.

Die Anwendung der Textkritik ist stets erforderlich, wenn ein überlieferter Text nicht für völlig authentisch, d. h. für

vom Verfasser selbst constituirt, erachtet werden kann. Die Anwendung muss aber vorsichtig und besonnen erfolgen, und die Kritik darf nicht zur Hyperkritik gesteigert werden. Die Achtung vor der Ueberlieferung ist ebenso berechtigt und nothwendig, wie der Zweifel an ihrer Richtigkeit. Man hat das Recht, jede sachlich oder sprachlich irgendwie auffällige Stelle eines Textes anzuzweifeln, aber man hat nicht das Recht, sie ohne Weiteres nach Gutdünken zu streichen und zu corrigiren, sondern dies Recht erwirbt man sich erst durch gewissenhafteste Prüfung aller in Betracht kommenden Einzelfragen. Durch unbesonnenes, nur vermeintlich kritisches Umherwühlen in einem Texte, mag dasselbe auch in seiner Weise methodisch und selbst genial sein, schafft man einen Phantasietext, der jedenfalls viel fragwürdiger ist, als der überlieferte. Man verfahre also, soweit es vernünftigerweise geschehen kann, conservativ, nicht revolutionär. Auch überschätze man den Werth der Textkritik nicht und meine nicht in einem kritisch restituirten Texte wirklich das Original zu besitzen. Auch der beste derartige Text ist nur ein Nothbehelf, ein Provisorium, wie schon daraus hervorgeht, dass jeder spätere Herausgeber an dem Werke seines Vorgängers principielle Mängel und Verkehrtheiten entdeckt.

Noch zurückhaltender, als mit Textänderungen, muss man mit der Abgabe des Verdiktes auf Unächtheit und Fälschung über ganze Litteraturwerke sein. Es fehlt nicht an Beispielen, dass ein Werk, nachdem es scheinbar mit den triftigsten Gründen von bedeutenden Kritikern für unächt erklärt worden war, schon nach wenigen Jahrzehnten auf Grund erneuter Forschung als unzweifelhaft ächt nachgewiesen wurde (man denke z. B. an die Geschichte des sogenannten Ligurinus).

Uebrigens ist nicht jeder sonst an sich tüchtige Philolog zur Ausübung der Textkritik, d. h. zur Neuschöpfung eines verlorenen Originales berufen. Die constructive Kritik ist eine Kunst, wer sie ausübt, ein Künstler, Künstler aber wird nur, wer angeborne künstlerische Begabung besitzt.

Litteraturangaben. Ein den Anforderungen der gegenwärtigen philologischen Wissenschaft genügendes Lehrbuch der Kritik fehlt. H. HAGEN's Gradus ad criticen, Leipzig 1879, ist eine rein praktische für philologische Seminarien bestimmte Anleitung zur niederen Kritik und

erücksichtigt ausschliesslich das Latein. Die älteren Werke über Kritik, velche alle nur auf die klassische Philologie sich beziehen, sind bei Böckh, Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften (Leipzig 877), S. 169 f. verzeichnet; für den romanischen Philologen ist das Stulium derselben ziemlich zweck- und werthlos. Anregend und geistvoll st Schleiermacher's Abhandlung: Ueber Begriff und Eintheilung der philologischen Kritik (in: Gesammelte Werke. Zur Philosophie. Bd. 3. S. 387 ff.). — Am besten vertraut mit der Kritik wird der Anfänger durch seminaristische Uebungen. Nicht dringend genug kann dem, welcher eine lebendige Anschauung von scharfsinnigster und methodischer Textkritik erlangen will, das Studium von G. Paris' Ausgabe des altfranzösischen Alexiusliedes empfohlen werden. Ueber Aufgabe und Methode der höheren Kritik giebt mittelbar reiche Belehrung G. Gröber's meisterhafte Abhandlung: Die handschriftlichen Gestaltungen der chanson de geste »Fierabras« und ihre Vorstufe, Leipzig 1869. Nicht minder wichtig, wenn auch in ihren Ergebnissen vielleicht anfechtbar, ist G. Gröber's Untersuchung über die Liedersammlungen der Tronbadours in Rom. Stud. II 337—670. Treffliche Bemerkungen über die Kritik altfranzösischer Texte giebt W. Förster in der Einleitung, p. XLVII ff., seiner Ausgabe des Cliges (Halle 1884).

§ 9. Die Herausgabe der Texte.

1. Handschriftlich überlieferte Texte können in unkritischer oder in kritischer Weise im Druck herausgegeben werden. Wissenschaftlich berechtigt sind nur die kritischen Ausgaben, indessen können unkritische Ausgaben unter Umständen werthvolle wissenschaftliche Hülfsmittel sein, vgl. unten Nr. 2, A. b). Für praktische Zwecke, z. B. für die bloss auf das ästhetische Geniessen gerichtete Lecture, sind unkritische Ausgaben nicht nur sehr wohl brauchbar, sondern auch unter Umständen den kritischen vorzuziehen (es wird Jemand z. B. Shakespeare's, Molière's, Schiller's Dramen mit weit grösserem ästhetischen Genusse in einer gewöhnlichen, in moderner Orthographie gedruckten Ausgabe lesen, als in einer kritischen Ausgabe, welche die alterthümliche Orthographie beibehält und dadurch, sowie durch ihren gelehrten Apparat, den raschen Fortgang der Lecture hemmt).

2. Es sind überhaupt folgende Arten der Ausgaben handschriftlich überlieferter Texte möglich:

A. Unkritische Ausgaben.

a) Eine Handschrift kann auf photographischem, heliotypographischem oder sonst welchem mechanischen Wege reproducirt werden (dies ist z. B. mit den ältesten französischen

Sprachdenkmälern, mit dem altfranzösischen Alexiuslied L und dem Rolandslied O geschehen, vgl. oben S. 357). Derartige Reproductionen, welche natürlich nicht Ausgaben im eigentlichen Sinne des Wortes sind, erleichtern in erwünschtester Weise die Kenntniss und das Studium des Originaltextes, sind aber freilich ziemlich kostspielig herzustellen und können daher immer nur in vereinzelten Fällen vorgenommen werden. Zu bedauern ist auch, dass Photographien u. dgl. raschem Verbleichen und sonstigem Verderben ausgesetzt sind. Sicherlich aber wird es der Technik noch gelingen, billigere und grössere Dauer verbürgende Reproductionsweisen aufzufinden.]

b) Thunlichst buchstäblich getreuer Abdruck einer Handschrift, sei es ohne, sei es mit Auflösung der Ligaturen und Abbreviaturen; bei solchen »diplomatischen« Abdrücken enthält der Herausgeber sich jeder Aenderung, jedes Zusatzes etc., verzichtet auch auf Setzung der modernen Interpunktion. Das Verdienstliche der diplomatischen Abdrücke liegt auf der Hand: sie gewähren einen wenigstens ungefähren und für allgemeine Zwecke ausreichenden Ersatz für die Handschriften, freilich nicht in dem vollkommenen Masse, wie die mechanischen Reproductionen, aber dafür durch grössere Billigkeit und Handlichkeit entschädigend. Wünschenswerth ist, dass jedem diplomatischen Abdruck das photographische Facsimile einer Seite der betreffenden Handschrift beigegeben wird, damit man sich über deren Schriftcharakter ein Urtheil bilden kann.

Sind ausser der diplomatisch abgedruckten Handschrift noch andere desselben Werkes vorhanden, so empfiehlt es sich, die Varianten derselben unter jeder Seite des Abdrucks, eventuell (bei Dichtungen) unter jeder Strophe oder jeder Zeile zu verzeichnen und somit den kritischen Apparat zusammenzustellen. Bei wenig umfangreichen Texten werden am besten die verschiedenen Texte in Parallelcolumnen neben einander abgedruckt.

Musterhafte diplomatische Abdrücke sind veranstaltet worden z. B. durch E. Stengel von den ältesten französischen Sprachdenkmälern (das Alexiuslied eingeschlossen) und von dem Rolandslied O, durch E. Koschwitz von den ältesten französischen Sprachdenkmälern, durch E. Kölbing vom Rolandslied V4, durch E. Monaci vom ältesten portugiesischen Liedercodex etc.

c) Abdruck einer unter mehreren vorhandenen beliebig oder doch nur nach äusserlichen Beweggründen herausgegriffenen Handschrift mit Uniformirung der Orthographie und Einsetzung der modernen Interpunktion.

d) Construction eines Textes aus verschiedenen Handschriften nach subjektiv ästhetischen Grundsätzen (eklektische Ausgabe). Eine wenigstens pädagogisch berechtigte Art eklektischer Textausgaben ist es, wenn wirklich oder vermeintlich unmoralische oder sonst bedenkliche Stellen des Textes ausgelassen, bzw. modificirt werden (castrirte Ausgabe).

B. Kritische Ausgaben.

a) Der Herausgeber begnügt sich mit der Veröffentlichung des kritisch reconstruirten Textes, ohne demselben das kritische Material beizufügen und dadurch dem Leser die Möglichkeit der Controle zu gewähren (dogmatisch-kritische Ausgabe).

b) Der Herausgeber fügt dem kritisch construirten Texte den gesammten oder doch den wichtigsten kritischen Apparat bei und giebt ausserdem in irgend welcher Form (z. B. im Vorwort) Rechenschaft über die von ihm befolgte kritische Methode (rationell kritische Ausgabe). Nur Ausgaben dieser Art haben vollen wissenschaftlichen Werth.

3. Durch den Druck überlieferte Werke können (ganz ebenso wie Handschriften) entweder mechanisch reproducirt oder diplomatisch abgedruckt oder in den oben besprochenen Formen unkritisch, bzw. kritisch herausgegeben werden. Bei den gewöhnlichen, keine gelehrten Zwecke verfolgenden, nur für die Lecture bestimmten Neudrucken älterer Werke (z. B. klassischer Dramen) werden Orthographie und Interpunktion in der Regel modernisirt, oft auch veraltete Worte, Wortformen u. dgl. durch die modernen ersetzt — ein Verfahren, das wissenschaftlich ebenso verwerflich wie praktisch richtig ist. Für wissenschaftliche Zwecke sind einerseits die diplomatischen Neudrucke (wie z. B. die unter K. Vollmöller's Redaction erscheinenden französischen und englischen), andrerseits kritische und mit vollem kritischen Apparat ausgestattete Ausgaben (wie z. B. die Molière-Ausgabe von Despois-Mesnard) zu fordern.

4. Den Textausgaben können beigefügt werden und wer-

den oft beigefügt Quellenuntersuchungen, erklärende sprachliche und sachliche Commentare, Wortindices u. dgl.

5. Methodologischer Zusatz. Nachdrücklichst werde hier nochmals darauf hingewiesen, dass auch die bestgelungene kritische Ausgabe eines Textes nicht mit dem Original identificirt werden darf. Jeder kritisch reconstruirte Text hat nur provisorische, nicht definitive Geltung. Dies ist bei sprachlichen Untersuchungen wohl zu berücksichtigen. Namentlich hüte man sich, Worte, Wortformen u. dgl., welche erst auf dem Wege der Conjectur in den Text eingeführt worden sind, zum Ausgangspunkte weittragender Folgerungen zu machen.

§ 10. Die Erklärung der Litteraturwerke (Hermeneutik, Exegese)[1].

1. In der Regel ist ein Litteraturwerk, namentlich ein poetisches, den Zeit- und Volksgenossen seines Verfassers, bzw. denjenigen dieser Zeit- und Volksgenossen, an welche es sich zunächst wendet (wie z. B. ein ritterliches Epos an die ritterliche Gesellschaft), ohne Weiteres voll verständlich. Bemerkenswerthe Ausnahmen bilden nur erstlich wissenschaftliche Werke, welche sich über das Niveau ihrer Zeit erheben, sodann allegorische Dichtungen, in denen der Verfasser die unmittelbare Verständlichkeit absichtlich erschwert, und endlich Räthsel, deren Grundcharakter ja eben in der Verhüllung des Sinnes besteht.

2. Die für entweder alle oder doch zahlreiche Zeit- und Volksgenossen des Verfassers vorhandene unmittelbare Verständlichkeit eines Litteraturwerkes besteht aber nicht für Leser, welche einer andern Zeit oder einem andern Volke, bzw. sowohl einer andern Zeit als auch einem andern Volke angehören, denn solchen Lesern ist sowohl die Sprachform, deren der Verfasser sich bedient, als auch die Culturform, innerhalb deren er gelebt hat, mehr oder weniger fremd; für sie wird also Vieles der Erklärung bedürfen, was den unmittelbaren Zeit- und Volksgenossen unmittelbar verständlich war. Die Schwierigkeit des Verständnisses ist natürlich desto grösser und folglich die Nothwendigkeit der Erklärung, namentlich

1) Vgl. auch Theil I, S. 97 ff. — Hermeneutik ist die Theorie der Erklärungskunst, Exegese die Erklärung selbst.

der sachlichen, um so dringender, je weiter der zeitliche und örtliche Abstand ist, welcher den Leser von dem Verfasser trennt (z. B. einen modernen französischen Sittenroman, wie etwa von CHERBULIEZ oder THEURIET, mag ein Deutscher, abgesehen von wenigen Einzelheiten, auch ohne jede gelehrte Bildung leicht voll verstehen, nicht aber — auch nicht in Uebersetzung — einen chinesischen Sittenroman der Jetztzeit; zum Verständniss einer chanson de geste ist eingehende Kenntniss der Culturverhältnisse des französischen Mittelalters erforderlich etc.).

3. Die Erklärung (Interpretation) eines Litteraturwerkes bezieht sich einerseits auf dessen sprachliche Form, andrerseits auf dessen sachlichen Inhalt. Es giebt demnach eine sprachliche und eine sachliche Erklärung.

4. Wer die sprachliche Erklärung eines Litteraturwerkes zu geben unternimmt, muss sowohl mit der betreffenden Sprache überhaupt als auch mit dem Sprachgebrauche des betreffenden Autors und seiner Zeitgenossen genau vertraut sein. Für die sachliche Erklärung ist eingehende Kenntniss sowohl der Gesammtcultur, innerhalb deren der betreffende Autor gelebt hat, als auch der Materien, welche in dem betreffenden Werke behandelt sind, vornehmstes Erforderniss. Der Erklärer wird demnach unter Umständen eine über sehr verschiedenartige Gebiete ausgebreitete Gelehrsamkeit besitzen müssen, um seiner Aufgabe gerecht zu werden. Oft genug wird der Philolog sogar sich gezwungen sehen, die sachliche Erklärung eines Litteraturwerkes oder doch einzelner Theile desselben dem Fachgelehrten — dem Theologen, Mediciner, Juristen, Historiker etc. — zu überlassen.

5. Besonders schwierig ist die Erklärung allegorischer Dichtungen (wie z. B. der Divina Commedia), da in diesen der Verfasser ein absichtliches und mehr oder weniger tiefsinniges oder gelehrtes Versteckspiel mit seinen Gedanken treibt. In solchem Falle gilt es vor Allem die leitende Grundidee herauszufinden; ist dies geschehen, so wird vieles Einzelne von selbst klar. Erforderlich ist ausserdem eine gründliche Kenntniss der Mythologie, der biblischen und profanen Geschichte, der naturgeschichtlichen Fabeln etc., um darauf bezügliche Anspielungen zu verstehen.

6. Der Erklärer bemühe sich der grössten Objektivität, er widerstehe der Versuchung, seine subjektiven Anschauungen in das betreffende Werk hineinzuinterpretiren, er suche nicht Schwierigkeiten da, wo in Wirklichkeit solche nicht vorliegen: wenn eine einfache und natürliche Erklärung sich darbietet, so verwerfe er sie nicht zu Gunsten einer complicirten und künstlichen: das Einfache ist in der Regel auch das Wahre.

7. Wesentlich erleichtert wird die Aufgabe des Erklärers, wenn er mit dem Lebensgang, dem Charakter und den Anschauungen des betreffenden Autors sich vertraut machen kann. Freilich ist dies, namentlich was das Mittelalter betrifft, nur ausnahmsweise möglich. Wo es aber geschehen kann, darf es nicht unterlassen werden. Daraus folgt, dass das biographische Element in der Litteraturgeschichte gewissenhafte Berücksichtigung verdient.

8. Die Erklärung kann mündlich gegeben werden (Interpretation) oder als Commentar einer Textausgabe beigefügt werden oder auch die Form eines selbständigen Buches erhalten.

9. Während auf dem Gebiete der romanischen Philologie die Textkritik während der letzten Jahrzehnte sehr eifrig und selbst mit einer gewissen einseitigen Vorliebe gepflegt worden ist, ist die Texterklärung einigermassen vernachlässigt worden. Einzelne vorzügliche Leistungen sind allerdings zu nennen, so z. B. Gautier's Commentar zum Rolandsliede, Fracassetti's Anmerkungen zu seiner Uebersetzung der Briefe Petrarca's, Carducci's Interpretation der politischen und moralischen Lieder Petrarca's, Storck's Erklärung der lyrischen Dichtungen Camoëns', Fritzsche's Molière-Commentare u. dgl. Aber es bleibt doch noch sehr Vieles zu thun übrig. Recht wünschenswerth wäre auch die Abfassung eines Lexikons über die romanisch-mittelalterlichen Realien (Staatsverfassung, kirchliche Institutionen, Rechtsgebräuche, Kleidung und Bewaffnung, städtische und häusliche Einrichtungen etc. etc.) etwa nach dem Muster von Lübker's Reallexikon des klassischen Alterthums oder Götzinger's Lexikon über die deutschen Alterthümer; das letztgenannte Buch kann vorläufig als eine Art Ersatz dienen. Indessen auch für die Neuzeit wären Reallexika erwünscht, so z. B. ein Reallexikon über die französische Cultur

des 17. Jahrhunderts, ein Reallexikon über eigenartige französische Culturverhältnisse der Gegenwart (für welches die den Realien gewidmeten Artikel in A. HOPPE's vortrefflichem englisch-deutschen Supplementslexikon als Muster dienen könnten; manches werthvolle Material ist übrigens in MEYER's »Französischem Sprachführer« — ebenso für Italien in KLEINPAUL's »Italienischem Sprachführer« — zu finden) etc. Solange solche Bücher fehlen, ist die Erklärung romanischer Litteraturwerke oft mit grossen Schwierigkeiten verbunden.

Litteraturangaben. Die über die Theorie der Erklärungskunst vorhandenen Schriften beziehen sich sämmtlich auf die klassische Philologie; verzeichnet findet man sie bei BÖCKH, a. a. O. S. 79; hier seien nur genannt: SCHLEIERMACHER, Ueber den Begriff der Hermeneutik (Werke zur Philosophie. Bd. 3. S. 344 ff.) — G. HERMANN, De officio interpretis, in: Opuscula, t. VII — C. G. COBET, Oratio de arte interpretandi grammatices et critices fundamentis innixa, primario philologi officio. Leyden 1847.

Zum Zwecke der Erklärung wird der romanische Philolog oft Streifzüge in ihm sonst fernliegende Wissenschaften unternehmen müssen; es muss ihm deshalb von Werth sein, Bücher zu kennen, aus denen er wenigstens allgemeine Belehrung schöpfen und weitere Litteraturnachweise entnehmen kann. Ein vollständiges Verzeichniss solcher Bücher zu geben, würde heissen, eine umfangreiche und schliesslich doch höchst unvollständige allgemein wissenschaftliche Bibliographie zu schreiben. Hier werde nur auf Einzelnes aufmerksam gemacht: Philosophie: Die bekannten Handbücher von SCHWEGLER und UEBERWEG. — Politische Geschichte: Die Werke über französische, italienische, spanische etc. Geschichte in der HEEREN-UKERT'schen Staatengeschichte und in dem von ONCKEN herausgegebenen universalhistorischen Sammelwerke; ausserdem natürlich die von den bedeutenderen romanischen Historikern verfassten Werke über die Geschichte ihrer betreffenden Völker. — Kirchengeschichte: ALZOG, Universalgeschichte der christlichen Kirche. Mainz, seit 1840 [katholisch]; HASE, Handbuch der Kirchengeschichte. Leipzig, seit 1834 [protestantisch]. Um den Dogmenbestand der katholischen, bzw. protestantischen Kirche kennen zu lernen, sind die Katechismen die bequemsten Hülfsmittel. Dringend wünschenswerth ist für den akatholischen romanischen Philologen einige Kenntniss der katholischen Cultusgebräuche, am einfachsten erwirbt man sie durch öfteren Besuch des katholischen Gottesdienstes und durch Befragen sachkundiger Personen, namentlich der Geistlichen (ein gutes litterarisches Hülfsmittel ist: J. FLUCK, Katholische Liturgik. Regensburg 1853/55. 2 Bde.). Unkenntniss des katholischen Cultus macht die Texterklärung mittelalterlicher Werke oft unmöglich. Ebenso muss der romanische Philolog eine gewisse Vertrautheit mit der Heiligenlegende sich erwerben. — Mittelalterliche Culturgeschichte: DE LA CURNE DE SAINTE-PALAYE, Mémoires sur l'ancienne chevalerie. Paris 1759. (Deutsch von KLÜBER. Nürnberg 1786/90) —

Meiner, Historische Vergleichung der Sitten und Verfassungen etc. des Mittelalters. Hannover 1793 — J. Falke, Die ritterliche Gesellschaft im Zeitalter des Frauencultus. Berlin o. J. — A. Meray, Vie au temps des trouvères. Paris 1873, und: Vie au temps des cours d'amour. Paris 1876 — De Vaublanc, La France au temps des Croisades. Paris 1844 — K. Weinhold, Die deutschen Frauen im Mittelalter. Wien, seit 1851 — Warnkönig, Französ. Staats- u. Rechtsgeschichte. Basel 1875. 3 Bde. — Lacroix, Mœurs, usages et institutions du moyen-âge. Paris 1871, und: Sciences et lettres au moyen-âge. Paris 1867, Les Arts au moyen-âge. Paris 1869, Vie militaire et religieuse au moyen-âge. Paris 1873 — Weiss, Kostumkunde des 4. bis 14. Jahrhunderts. Stuttgart 1864/72. 3 Bde. — v. Hefner-Alteneck, Die Trachten des christlichen Mittelalters. Frankfurt-Darmstadt 1840/54. 3 Bde. — A. Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger. 2 Bde. Leipzig 1879. — Cultur der Renaissance: J. Burckhardt, Die Cultur der Renaissance in Italien. 3. Ausg., besorgt von L. Geiger. 2 Bde. Leipzig 1877/78 — G. Körting, Die Anfänge der Renaissancelitteratur in Italien. Leipzig 1884 (ist vorwiegend culturgeschichtlichen Inhaltes). — Französische Cultur des 17. und 18. Jahrhunderts: Lacroix, XVIIième siècle. Institutions, usages et costumes. Paris 1880; XVIIième siècle. Lettres, sciences et arts. Paris 1882; XVIIIième siècle. Lettres, sciences et arts. Paris 1878 — E. Despois, Le théâtre français sous Louis XIV. Paris 1874. — Französische Cultur der Gegenwart: K. Hillebrand, Frankreich und die Franzosen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Berlin 1873. — Englische Philologie: J. Earle, The Philology of the English Tongue. 3. Ausg. Oxford 1879. — Deutsche Philologie: K. v. Bahder, Die deutsche Philologie im Grundriss. Paderborn 1882 (treffliche, systematische Bibliographie). — Mathematik: Kästner, Geschichte der Mathematik seit Wiederherstellung der Wissenschaften bis an das Ende des 18. Jahrhunderts. 4 Bde. Göttingen 1796 ff. — Cantor, Mathematische Beiträge zum Culturleben der Völker. Halle 1863 — Suter, Geschichte der mathematischen Wissenschaften bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Zürich 1871 — Hankel, Zur Geschichte der Mathematik im Alterthum und Mittelalter. Leipzig 1874. — Astronomie: v. Mädler, Geschichte der Himmelskunde von der ältesten bis auf die neueste Zeit. 2 Bde. Braunschweig 1873. Naturwissenschaften: G. Cuvier, Histoire des sciences naturelles depuis leur origine jusqu'à nos jours, p. p. de Saint-Agy. Paris 1841/45. 10 Bde. — A. v. Humboldt, Kosmos. Stuttgart 1845/62. 5 Bde. — Buckley, A short History of Natural Science and of the Progress of Discovery from the time of the Greeks to the present day. London 1876 — V. v. Hehn, Culturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien sowie dem übrigen Europa. Berlin, seit 1870. — Chemie: Kopp, Geschichte der Chemie. Braunschweig 1843/47. 4 Bde. — Gerding, Geschichte der Chemie. Leipzig 1867. — Zoologie: V. Carus, Geschichte der Zoologie. München 1872. — Botanik: Winckler, Geschichte der Botanik. Frankfurt 1854 — E. Meyer, Geschichte der Botanik. Königsberg 1857/58. 2 Bde. — Mineralogie: Kobell,

Geschichte der Mineralogie. München 1864. — Geographie: C. Ritter, Geschichte der Erdkunde u. der Entdeckungen. Berlin 1862 — O. Peschel, Geschichte der Erdkunde. 2. Ausg. von S. Ruge. München 1877 — Vivien de St.-Martin, Histoire de la géographie et des découvertes géographiques depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Paris 1873. — Medicin: Häser, Lehrbuch der Geschichte der Medicin und der epidemischen Krankheiten. Jena 1845. 3. Ausg. 1875 — Morwitz, Geschichte der Medicin. Berlin 1848 f. 2 Bde. — Wunderlich, Geschichte der Medicin. Stuttgart 1859 — Daremberg, Histoire des sciences médicales. 1870. 2 Thle. — Frédaut, Histoire de la médecine. Paris 1870/73. 2 Bde. — Dunglison, History of Medicine from the earliest ages to the commencement of the 19 century. Philadelphia 1872 — Bouchut, Histoire de la médecine et des doctrines médicales. Paris 1873. 2 Thle. — Baas, Grundriss der Geschichte der Medicin und des heilenden Standes. Stuttgart 1876. — Bildende Kunst: Fr. Kugler, Handbuch der Kunstgeschichte. Stuttgart, seit 1842 — Schnaase, Geschichte der bildenden Kunst. Düsseldorf, seit 1843/64 — Lübke, Grundriss der Kunstgeschichte. Stuttgart, seit 1860 — Schnatter, Synchronistische Geschichte der bildenden Künste in tabellarischen Uebersichten. Berlin 1870 f. 2 Bde. — Fr. Kugler, Geschichte der Baukunst. Stuttgart 1854/73. 5 Bde. (Bd. 4 von Burckhardt, Bd. 5 von Lübke) — Lübke, Geschichte der Architektur von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Leipzig, seit 1855. 2 Bde. — Lübke, Geschichte der Plastik von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Leipzig, seit 1863 — Viollet le Duc, Dictionnaire raisonné de l'architecture française du XI au XVI siècle. 10 Bde. 1854/69. Dictionnaire raisonné du mobilier français de l'époque carlovingienne à la Renaissance. 1855. Histoire d'une maison, Histoire d'une forteresse, Histoire de l'habitation humaine, Histoire d'un hôtel de ville et d'une cathédrale. 4 Bde. 1873/75 Crowe und Cavalcaselle, Geschichte der italienischen Malerei, deutsch von M. Jordan. Leipzig 1869/76. 6 Bde. — Volkswirthschaft: Roscher, System der Volkswirthschaft. Stuttgart, seit 1854/81. 3 Bde. — Technologie: Das Buch der Erfindungen, Gewerbe u. Industrien. Leipzig, seit 1856 ff. (Spamer). — Seewesen: Jal, Archéologie navale. Paris 1840. 2 Bde. — Handel: W. Hoffmann, Geschichte des Handels, der Erdkunde u. Schifffahrt aller Völker von der frühesten Zeit bis auf die Gegenwart. Leipzig 1844 — A. Beer, Allgem. Geschichte des Handels. Wien 1861.

§ 11. Die ästhetische Kritik.

1. Aufgabe der ästhetischen Kritik ist die Feststellung des ästhetischen Werthes eines Litteraturwerkes. Die ästhetische Kritik kann ein Litteraturwerk entweder von dem absoluten oder von dem relativen Standpunkte aus beurtheilen und ermittelt demgemäss entweder den absoluten oder den relativen ästhetischen Werth desselben.

2. Der absolute ästhetische Werth eines Litteraturwerkes ist derjenige, welcher ihm lediglich an sich zuzuer-

kennen ist, ohne Rücksicht auf die Culturstufe und auf die Culturumgebung, auf und innerhalb welcher es entstanden ist, und ohne Rücksicht auf sein Verhältniss zu anderen, insbesondere gleichzeitigen Werken ähnlicher Art. Ein Litteraturwerk, welchem ein absoluter Werth zuerkannt werden kann, besitzt universale Bedeutung, erhebt sich über das Niveau der betreffenden Nationallitteratur und gehört der Weltlitteratur an.

3. Der relative ästhetische Werth eines Litteraturwerkes ergiebt sich aus der Vergleichung desselben mit andern Werken ähnlicher Art, namentlich mit solchen, welche derselben Nationallitteratur, bzw. derselben Litteraturperiode angehören. Der relative und der absolute Werth sind durchaus verschiedene Dinge, es kann dasselbe Werk relativ sehr hoch und absolut sehr gering zu schätzen sein, denn es kann sehr wohl ein Werk von höchst geringer absoluter Bedeutung innerhalb einer einzelnen Litteratur, besonders in einer entweder überhaupt oder doch nach einer bestimmten Richtung hin noch wenig entwickelten, eine sehr hervorragende und beachtungswerthe Stellung einnehmen (man denke z. B. daran, dass Jodelle's »Cléopâtre captive«, von absolutem Standpunkte aus betrachtet, eine überaus geringwerthige Tragödie ist, dass sie aber trotzdem für die damalige Zeit eine sehr achtbare und folgenreiche Leistung war).

Mit der Ermittelung des relativen Werthes eines Litteraturwerkes verbindet sich passend die Ermittelung seines culturgeschichtlichen Werthes, d. h. seines Verhältnisses zur (nationalen) Gesammtcultur seiner Entstehungszeit und seines etwaigen Einflusses auf die Weiterentwickelung dieser Cultur.

4. Die ästhetische Kritik ist in weit höherem Grade, als die (niedere und die höhere) philologische Kritik, abhängig von der Subjektivität des Urtheilenden und dessen individuellem Geschmacke. Daher darf man auch die von ihr gefällten Urtheile keinesfalls als unbedingt richtig und unumstösslich betrachten, selbst auch dann nicht, wenn sie von Autoritäten ausgesprochen worden sind. Ein Jeder besitzt vielmehr das volle Recht der eigenen Meinung, nur darf er von demselben keinen leichtsinnigen Gebrauch dadurch machen, dass er sich der Pflicht gewissenhafter und ernstester Prüfung

entzieht. Das kecke, um nicht zu sagen freche Hinausschleudern unmotivirter Urtheile ist ebenso verwerflich, wie das gedankenlos gläubige Nachplappern der von irgend welchem competenten oder incompetenten Richter gefällten Urtheilssprüche. Geradezu Unfug aber ist es, über Werke zu urtheilen, welche man aus eigener Lecture gar nicht oder nur unvollkommen (z. B. durch Chrestomathien) kennt; ein noch höherer Grad von Leichtfertigkeit ist es, über ganze Litteraturgattungen (z. B. über die sogenannte klassische Tragödie der Franzosen) auf Grund einer nur sehr dilettantischen Kenntniss absprechend zu urtheilen.

5. Um über ein Litteraturwerk ein ästhetisches Urtheil zu fällen und eine gewisse Gewähr für dessen Richtigkeit zu haben, lege man sich folgende Fragen zur Prüfung und Beantwortung vor:

a) Ist die Tendenz des Werkes eine würdige? (Werke unmoralischer Tendenz haben nie, und wenn sie sonst auch noch so vortrefflich sind, absoluten Werth. Freilich aber muss der Kritiker den Begriff »Moral« im richtigen Sinne fassen, ihn nicht verwechseln mit dem rein conventionellen, oft auf ganz widernatürlichen und verschrobenen Anschauungen beruhenden »Anstand«).

b) Ist der behandelte Stoff (das »Sujet«) ein würdiger und der Tendenz des Werkes entsprechender? (Unsittlichkeit des Stoffes ist ebenso verwerflich wie Unsittlichkeit der Tendenz. — Bei Beurtheilung des relativen Werthes kommt in Betracht, ob der Stoff den Volks- und Zeitgenossen des Verfassers verständlich und sympathisch war oder nicht).

c) Ist der Stoff angemessen und künstlerisch behandelt, d. h. ist die technische Composition des Werkes eine wohlgelungene oder misslungene?

d) Ist die Darstellungsform (der Styl) angemessen und künstlerisch behandelt?

Bei Dichtungen rhythmischer Form ist ausserdem zu fragen:

e) Ist die rhythmische (metrische) Form angemessen und künstlerisch behandelt?

In Bezug auf epische und dramatische Dichtungen

(gleichgültig, ob in Versen oder in Prosa abgefasst) sind noch die Fragen zu erheben:

f) Entspricht der Gang der erzählten, bzw. dargestellten Handlung(en) der inneren Wahrscheinlichkeit? (Der Dichter hat wohl das Recht, rein fingirte und thatsächlich unmögliche Vorgänge und Handlungen zu erzählen, bzw. darzustellen, aber er muss dann die Erzählung oder Darstellung so consequent durchführen, dass sie, von den gegebenen Voraussetzungen aus betrachtet, glaubhaft erscheint und den Eindruck der Wahrheit macht. Man denke z. B. an die meisterhafte Art und Weise, wie Swift die phantastischen Reisen Gulliver's erzählt hat!).

g) Sind die Charaktere der auftretenden Personen psychologisch wahr und consequent gezeichnet?

Bei epischen Dichtungen muss endlich noch gefragt werden:

h) Entsprechen die gegebenen Schilderungen den Anforderungen der Wahrscheinlichkeit?

6. Selten wird der Kritiker sich genöthigt sehen, diese Fragen entweder sämmtlich zu bejahen oder sämmtlich zu verneinen, denn weder die absolut guten noch die absolut schlechten Litteraturwerke sind häufig, in der Regel mischen sich in einem Werke — wie in einem Menschen — die guten und die schlechten Eigenschaften. Das Urtheil wird also selten unbedingt anerkennend oder unbedingt verwerfend lauten, sondern immer nur mehr dem einen oder dem andern Extrem sich zuneigen. Jedenfalls aber hüte man sich ebenso vor Verhimmelungen wie vor masslosen Verdammungen, sondern gebe das Urtheil in nüchterner, streng sachlicher und motivirter Form ab. Die Kunst, schöne Phrasen zu drechseln, überlasse der Philolog neidlos den Dilettanten und Ignoranten.

7. Bei der Beurtheilung fremdnationaler Litteraturwerke muss Vorbedingung sein, dass man sich möglichst frei mache von der Befangenheit in nationalen Anschauungsweisen und Vorurtheilen und sich möglichst in die Eigenart des betreffenden fremden Volkes hineinzudenken suche. Wer dies nicht thut, wird nie und nimmer wirkliches Verständniss einer fremden Litteratur und Fähigkeit zu deren Beurtheilung erlangen.

8. Die ästhetische Kritik fällt, wie bereits früher (S. 375)

bemerkt wurde, ausserhalb des eigentlichen Bereiches der Philologie, namentlich gilt dies von der auf Ermittelung des absoluten Werthes gerichteten Kritik, während die mit dem Relativen sich begnügende Kritik allerdings nahe Beziehungen zur Philologie hat und von dieser nicht entbehrt werden kann.

9. Litteraturwerke, welche von der ästhetischen Kritik als in wichtigen Beziehungen einander gleichartig erkannt worden sind (z. B. die sogenannten klassischen Dramen; die Tragödien mit dem Motive der Liebe oder der Ehre; die historischen Romane etc.) stehen zu einander in einem ähnlichen Verhältnisse, wie die Synonyma, denn wie diese letzteren denselben Hauptbegriff, aber immer mit verschiedener Nuancirung zum Ausdruck bringen, so wird in den ersteren die Lösung der gleichen litterarischen Idee (z. B. die Idee der Nachahmung des antiken Drama's, die Idee der poetischen Behandlung der Geschichte etc.) angestrebt, sie stellen also verschiedene, auf Erreichung desselben Zieles gerichtete Wege dar. Die eingehende Vergleichung solcher Werke unter einander ist eine der interessantesten Aufgaben des Philologen und des Völkerpsychologen. Vorgenommen kann eine solche Vergleichung in verschiedenem Umfange werden, nämlich: a) Vergleichung gleichartiger Litteraturwerke, welche derselben Nationallitteratur angehören (z. B. die Römerdramen Corneille's und diejenigen Racine's oder Voltaire's). b) Vergleichung gleichartiger Litteraturwerke, welche verschiedenen Litteraturen angehören (z. B. die altfranzösischen Mystères und die altenglischen Mysteries). c) Vergleichung von verschiedenen Litteraturen angehörigen Litteraturwerken, welche dasselbe Specialthema behandeln (z. B. die verschiedenen Medea-, Sophonisbe-, Tell-, Maria-Stuart-Tragödien). Da gleichartige Werke, namentlich der letztgenannten Art, häufig in einem Descendenz-, bzw. Ascendenzverhältniss zu einander stehen, so ist mit der Vergleichung oft auch eine Quellenuntersuchung zu verbinden.

§ 12. Der Litteraturbestand.

1. Unter Litteraturbestand begreift man die Gesammtheit der innerhalb einer Litteratur, bzw. innerhalb einer bestimmten Periode oder innerhalb eines bestimmten Litteraturgebietes hervorgebrachten Litteraturwerke. Der Litteraturbestand innerhalb

einer auch nur mässig entwickelten Litteratur und einer beschränkten Zeit ist ein höchst umfangreicher, trotz der Thatsache, dass, und zwar auch noch seit Einführung des Buchdrucks, zahllose Litteraturwerke, namentlich solche, welche nur ephemeren Interessen dienen (z. B. Zeitungen), völlig untergehen und also aus dem Litteraturbestande ausscheiden.

2. Die Feststellung eines bestimmten Litteraturbestandes ist Aufgabe der Bibliographie, welche aber freilich ihr Ziel immer nur unvollkommen zu erreichen vermag, da der Stoff sich jeder Beherrschung entzieht; am ehesten gelingt es ihr noch, die neu erscheinenden Litteraturwerke annähernd vollständig zu verzeichnen.

3. Von dem Philologen kann nicht gefordert werden, dass er zugleich Bibliograph sei, wohl aber, dass er die in sein Specialfach einschlagenden litterarischen Bibliographien kenne. Wir nennen nachstehend die wichtigeren auf die romanischen Litteraturen bezüglichen bibliographischen Werke.

Litteraturnachweise. Französische Litteratur: La France littéraire, contenant . . . auteurs depuis 1751 etc. Paris 1769/84. 4 Bde. — J. H. Ersch, La France littéraire contenant les auteurs français de 1771 à 1800. Hamburg 1797/1806. 5 Bde. — Catalogue systématique et raisonné de la nouvelle littérature française (dep. 1797/1817). Paris 1797/1817 — * J. M. Quérard, La France littéraire ou dictionnaire bibliographique des savants, historiens et gens de lettres de la France ainsi que des littérateurs qui ont écrit en français, plus particulièrement pendant les XVIII et XIX siècles. Paris 1827/64. 12 Bde., und: La littérature française contemporaine (1827/44). Paris 1842/57. 6 Bde. — O. Lorenz, Catalogue général de la librairie française (1840/75). Paris 1867/80. 8 Bde. — Ch. Reinwald, Catalogue annuel de la librairie française. Paris, seit 1858 — N. L. M. Desessarts, Les siècles littéraires de la France, ou nouv. dictionnaire hist., crit. et bibliographique de tous les écrivains français morts et vivants jusqu'à la fin du XVIII siècle. Paris 1800/3. 11 Bde. — Italienische Litteratur: B. Gamba, Serie dei testi di lingua e di altre opere imp. nella italiana letteratura dal secolo XIV—XIX. 4 ed. Venezia 1839 — G. Mazzuchelli, Gli scrittori d'Italia. Brescia 1753/63. 2 voll. (Nur von A — Buz reichend) — E. Tipaldo, Biografia degli Italiani illustri nelle scienze, lettere ed arti del sec. XVIII e de' contemporanei. Venezia 1834/35. 10 Bde. — C. Cantù, Italiani illustri. Milano 1873/4. 3 Bde. — G. Stella, Bibliografia italiana. Milano 1835/46. (Erschien monatlich) — G. Molini, Giornale generale della bibliografia italiana. Firenze, seit 1861 (monatlich) — Bibliografia d'Italia compilata sui documenti com. dal Ministero dell' Istruzione pubblica. Firenze, seit 1868 (monatlich). — Spanische Litteratur: D. Hidalgo, Diccionario

general de bibliografia española. Madrid 1862/72. 5 Bde. — Boletin bibliografico español y extranjero. Madrid, seit 1840 (monatlich) — El Bibliografo español y extranjero. Madrid, seit 1857 (vierzehntäglich) — Boletin bibliografico español (ed. HIDALGO). Madrid, seit 1860 (vierzehntäglich) — Boletin de la libreria. Madrid, seit 1873 (monatlich) — M. J. QUINTANA, Vidas de Españoles celebres. Madrid 1807/33. 3 Bde. — Galeria de hombres celebres contemporaneos, p. p. DIAZ y CARDENAS. Madrid 1844/46. 9 Bde. — Portugiesische Litteratur: J. F. DA SILVA, Diccioniario bibliographico portuguez. Lisboa, seit 1858. — Rätoromanische Litteratur: E. BÖHMER, Verzeichniss rätoromanischer Litteratur, in: Rom. Studien, Bd. VI [1883], S. 109—218. — Rumänische Litteratur: Bibliografia romana. Buletin mensual a librăriei generale din România şi a librăriei române din străinătate. Bucurescĭ, seit 1879 — JARCU, Bibliografiă cronologică română, sau catalog general de cărtile române imprimăte de la adoptarea imprimerieĭ din metate secolu XVI până asta-dĭ. Bucurescĭ 1873. — Katalanische Litteratur: DE MOLINS, Bibliografia histórica de Cataluña. Epigrafía. In: Revista de ciencias histor. I (1880). — Für das Provenzalische fehlt eine Specialbibliographie, indessen wird für das Altprovenzalische dieser Mangel einigermassen ersetzt durch die reichhaltigen Litteraturangaben in K. BARTSCH's Grundriss zur Geschichte der provenzalischen Litteratur. Elberfeld 1872.

Allgemeine Bibliographien: F. A. EBERT, Allgemeines bibliographisches Lexikon. Leipzig 1821/30. 2 Bde. — J. G. TH. GRAESSE, Trésor de livres rares et précieux etc. Dresden 1859/69. 7 Bde. — J. CH. BRUNET, Manuel du libraire et de l'amateur de livres. Paris 1860/65. 6 Bde. Dazu Supplement. Paris 1878/80. 2 Bde. — G. TRÖMEL, Allgemeine Bibliographie. Monatliches Verzeichniss der wichtigeren neuen Erscheinungen der deutschen und ausländischen Litteratur (jetzt von BROCKHAUS herausgegeben). Leipzig, seit 1856 — HINRICHS, Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Ein wöchentliches Verzeichniss aller neuen Erscheinungen der Litteratur. Leipzig, seit 1842 — Serapeum, Zeitschrift für Bibliothekswissenschaft, herausgeg. von R. NAUMANN. Leipzig 1840/70. 31 Bde. — Bibliographischer Anzeiger, herausgeg. von J. PETZHOLDT. Dresden und Leipzig 1846 (seit 1876 »Neue Folge«). — Im Anschluss hieran seien noch folgende allgemeine Biographien genannt: C. G. JÖCHER, Allgemeines Gelehrten-Lexikon. Leipzig 1750/51. 4 Bde. Fortgesetzt von ADELUNG. Leipzig 1784/87. 2 Bde., und von ROTERMUND. Delmenhorst 1810/22. 4 Bde. — Biographie universelle ancienne et moderne ou histoire par ordre alphabétique de la vie de tous les hommes qui se sont fait remarquer par leurs écrits, actions, talents etc. Nouv. éd. p. p. MICHAUD. Paris 1843/65. 45 Bde. — Biographie nouvelle générale depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours avec renseignements bibliographiques, p. p. HOEFER (F. Didot). Paris 1857/66. 46 Bde. — E. M. OETTINGER, Bibliographie biographique universelle. Paris 1866. 2 Bde. (Alphabetisches Verzeichniss der Namen berühmter Männer aller Zeiten und Nationen, mit Angabe der biographischen Litteratur). — Bemerkt mag noch werden, dass die besseren Conversationslexika (Meyer, Brockhaus, Pierer, Herder) im Allgemeinen

für augenblickliche Belehrung recht gut gearbeitete Artikel über Leben und Werke der berühmteren Schriftsteller geben unter Beifügung der wichtigsten Litteraturangaben. Ueber einzelne bedeutende Autoren (wie z. B. DANTE, MOLIÈRE, CAMOËNS u. A.) giebt es Specialbibliographien. Bezüglich der Biographien zeitgenössischer Autoren findet man am sichersten Auskunft in VAPEREAU's Dictionnaire nniversel des contemporains. 5ième éd. Paris 1882 (27 frcs.). Sehr brauchbar ist auch desselben Verfassers Dictionnaire universel des littératures. Paris. Hachette (30 frcs.). Vgl. endlich S. 407 unten.

Ueber die Anlage der Bibliographien entlehnen wir F. GRASSAUER's »Handbuch für österreichische Universitäts- und Studienbibliotheken etc.« (Wien, 1883), S. 65 f. folgende Bemerkungen: »Die Anlage der Bibliographien ist eine verschiedene. Sie erscheinen entweder periodisch in regelmässigen Zeitabschnitten, wöchentlich, wie Hinrichs' »Allgemeine Bibliographie für Deutschland«, die »Oesterreichische Buchhändler-Correspondenz«, die »Bibliographie de la France«, oder monatlich, wie die von Brockhaus herausgegebene »Allgemeine Bibliographie«, oder halbjährig, wie Hinrichs' »Bücherverzeichniss«, oder sie fassen die in grösseren Zeitabschnitten erschienenen Bücher wieder zusammen, wie Kayser's »Index locupletissimus«, welcher die in Deutschland erschienenen Bücher alle fünf Jahre in einem Alphabet zusammenstellt, oder wie QUÉRARD die französische Litteratur von 1827 bis 1844 und LORENZ von 1840 bis 1875 zusammenfassen; sie sind ferner entweder alphabetisch oder chronologisch oder systematisch oder nach mehreren dieser Systeme zugleich angelegt, sie führen die Büchertitel entweder einfach oder kritisch und räsonnirend vor, sie streben ferner in Hinsicht des Umfanges entweder die möglichste Vollständigkeit an oder sie enthalten bloss die wichtigsten Werke. Da somit eine minutiöse Eintheilung dieser Werke auf Grund ihres Inhaltes und der Form ihrer Anlage sehr complicirt und der Uebersicht über diese Litteratur eben nicht sehr förderlich wäre, andrerseits aber für die Benützung dieser Werke die autoptische Kenntniss derselben ohnehin nothwendig ist, so dürfte die Eintheilung dieser Werke in folgende vier Hauptgruppen genügen: 1) allgemeine Bibliographien, welche die litterarischen Erzeugnisse aller Völker und aller Zeiten mehr oder weniger vollständig enthalten; 2) nationale, welche die Litteratur einzelner Nationen, 3) wissenschaftliche, welche die Litteratur einzelner wissenschaftlicher Gebiete, und 4) locale, welche die Verzeichnisse einzelner örtlicher Büchersammlungen, z. B. Bibliothekskataloge, Antiquarkataloge u. s. w. enthalten. Eine reiche Uebersicht über diese Litteratur gewährt das höchst verdienstliche Werk J. PETZHOLDT's »Bibliotheca bibliographica«. Leipzig 1866.«

Von grossem Nutzen können dem romanischen Philologen zur Erlangung einer Uebersicht über den Litteraturbestand seines Faches die einschlägigen Kataloge der grossen Buchhandlungen, Antiquariate und Auctionsinstitute, sowie die Verlagsberichte der bedeutenderen Firmen sein; man suche also diese Verzeichnisse zu erlangen, was meist sehr leicht ist (sie werden in der Regel unentgeltlich abgegeben), und sammle sie thunlichst.

Von hoher Wichtigkeit ist es für den romanischen Philologen, zu wissen, welche Handschriften mittelalterlicher romanischer Litteraturwerke erhalten sind und wo dieselben aufbewahrt werden. Leider fehlt es an einem darauf bezüglichen Repertorium, und man ist im Wesentlichen auf die persönlich zu erwerbende Kenntniss der einzelnen Bibliotheken angewiesen. Von einigen Bibliotheken sind gedruckte Handschriftenkataloge vorhanden, so namentlich von der Florentiner Laurentiana, von der Münchener Hof- und Staatsbibliothek etc. (Catalogus codicum mss. Bibl. Laur. etc. ed. BANDINI, t. V Codices italici, Florenz 1788; Codices mss. Bibl. regiae Monacensis, t. VII Codices gallici, italici etc. München 1858) etc. Die französischen Handschriften der Pariser Bibliothèque nationale (früher impériale, du roi) hat vortrefflich beschrieben PAULIN PARIS, Les Manuscrits françois de la Bibliothèque du roi. Paris 1836/48. 7 Bde. Ueber die Handschriften der Escurialbibliothek hat KNUST im Jahrbuch für romanische und englische Litteratur werthvolle Mittheilungen gemacht. Den vielartigen Inhalt des Codex Digby 86 der Oxforder Bodleiana hat E. STENGEL in einem eigenen Buche beschrieben (Codicem manu scriptum Digby 86 etc. descripsit etc. E. STENGEL. Halis 1871); demselben Gelehrten wird ein Verzeichniss der altfranzösischen Handschriften der Turiner Universitätsbibliothek verdankt. Ueber die in englischen Bibliotheken befindlichen Handschriften hat berichtet P. MEYER, Documents manuscrits de l'ancienne littérature de la France conservés dans les bibliothèques de la Grande-Bretagne. Rapport à M. le Ministre de l'Instruction publique. 1. partie: Londres (Musée Britannique), Durham, Edimbourg, Glasgow, Oxford (Bodléienne). Paris 1871.

Ueber die fachwissenschaftliche Bibliographie der romanischen Philologie vgl. die in Theil I, S. 154 gemachten Angaben. Hier ist nur nachzutragen, dass neuerdings von E. EBERING ein »Bibliographischer Anzeiger für romanische Philologie« herausgegeben wird (Leipzig, E. Twietmeyer); das erste Heft erschien im Herbst 1883 und »enthält im Wesentlichen Publicationen von Mitte Juli bis Mitte September«, das zweite Heft wurde im Frühjahr 1884 ausgegeben.

Noch werde bemerkt, dass namentlich für die französische Litteraturgeschichte in biographischer wie in bibliographischer Beziehung A. JAL's Dictionnaire critique de biographie et d'histoire (2ième éd. Paris, 1872) ungemein reichhaltiges, zum Theil auch neues und (weil aus Archivalien etc. geschöpft) anderwärts nicht leicht zu findendes Material bietet.

Drittes Buch[1]).

Die Litteraturformen (die Rhythmik).

§ 1. Begriff der Litteraturformen.

1. Innerhalb jeder Rede wechseln lange und kurze, hochtonige und tieftonige Silben mit einander ab. Dieser Wechsel kann ein regelloser oder ein nach bestimmter Regel sich vollziehender sein. Ist das Letztere der Fall, so bewirkt er eine musikalische Klangwirkung (Rhythmus), und die Form der Rede ist demnach rhythmisch, während sie im andern Falle unrhythmisch (prosaisch) ist.

2. Ein Redender bedient sich unwillkürlich einer wenigstens annähernd rhythmischen Form der Rede, wenn er mit leidenschaftlicher Erregung (Pathos) spricht, und ebenso wenn er bestrebt ist, der Rede den Charakter der Würde und Feierlichkeit zu verleihen. Es kann aber auch selbstverständlich die rhythmische Form der Rede beabsichtigt und auf dem Wege der Ueberlegung und kunstmässigen Uebung hergestellt werden.

3. Demnach giebt es auch zwei Litteraturformen: die rhythmische und die unrhythmische (prosaische); beide sind innerhalb jeder entwickelten Litteratur vertreten, freilich oft in sehr ungleichem Masse (in den modernen Litteraturen überwiegt bei weitem die unrhythmische Form, während z. B. in der altfranzösischen Litteratur die rhythmische Form die vorherrschende war, vgl. Nr. 5). Die unrhythmische Form ist bei wissenschaftlichen Werken und bei den meisten Schriftwerken realer Tendenz, die rhythmische Form ist bei poetischen Werken die übliche, jedoch ohne irgendwie die ausschliesslich anwendbare zu sein, denn namentlich

1) Die zu diesem 3. Buche gehörigen Litteraturangaben sehe man an dessen Schlusse.

poetische Werke (z. B. Dramen, Romane, aber selbst auch lyrische Dichtungen, wie z. B. die Psalmen [1]), sind sehr häufig in unrhythmischer Form abgefasst, ja in den modernen Litteraturen wird die unrhythmische Form poetischer Werke immer gewöhnlicher. Die Begriffe »rhythmisch« und »poetisch« dürfen daher durchaus nicht als identisch aufgefasst und die »Prosa« darf nicht als die der Poesie fremde Redeform betrachtet werden.

4. Das Princip der rhythmischen Litteraturform ist immer nur eins: entweder der nach bestimmter Regel vollzogene Wechsel zwischen langen und kurzen Silben (das quantitirende Princip) oder der nach bestimmter Regel vollzogene Wechsel zwischen hochtonigen und tieftonigen Silben (das accentuirende Princip). Wohl aber kann innerhalb einer Litteratur sowohl das quantitirende als auch das accentuirende Princip Anwendung finden (vgl. unten § 2), so dass in einer solchen Litteratur zwei rhythmische Litteraturformen neben einander bestehen.

5. In sich normal entwickelnden Litteraturen tritt die rhythmische Form vor der unrhythmischen auf (so z. B. im Altfranzösischen, denn die Strassburger Eide gehören als blosse Rechtsformeln nicht zur Litteratur). Es ist dies darin begründet, dass naturgemäss die Dichtung sich vor der gelehrten etc. Schriftstellerei entwickelt und in ihren Anfängen, weil noch eng mit dem Gesang und der Musik zusammenhängend (vgl. Nr. 6), sich ausschliesslich der rhythmischen Form bedient. Auch nachdem die unrhythmische Litteraturform sich zu entwickeln begonnen hat, pflegt die rhythmische doch so lange vorzuherrschen, als die Litteratur den naiven und volksthümlichen Charakter beibehält. Wird aber die Litteratur, bzw. die Poesie reflektirend und von gelehrter Bildung beeinflusst, wird also die Volksdichtung mehr und mehr von der Kunstdichtung (vgl. oben S. 359 ff.) verdrängt, so kehrt sich das Verhältniss zwischen den beiden Litteraturformen um: die unrhythmische (prosaische) gewinnt die Vorherrschaft und

1) Neuerdings hat allerdings Bickell in sehr ansprechender Weise die Hypothese aufgestellt, dass die hebräischen Psalmen in Metren abgefasst seien, dieselbe hat aber bei den Sachverständigen lebhaften Widerspruch gefunden.

verdrängt die rhythmische mehr und mehr sogar aus der Poesie (vgl. oben Nr. 3).

Dieser Entwickelungsgang ist übrigens auch psychologisch begründet: die Anwendung der längeren und zusammenhängenden nicht rhythmischen Rede drängt zur Bildung complicirterer, namentlich auch hypotaktischer Satzformen, also zu einer Geistesarbeit, welcher die bei jugendlichen Völkern erst wenig entwickelte Fähigkeit zum logischen Denken noch nicht gewachsen ist; die Anwendung der rhythmischen Form dagegen gestattet nicht nur, sondern fordert sogar den Gebrauch eines einfacheren Satzbaues; Versschluss und (eventuell) Strophenschluss sind zwar nicht nothwendige, aber doch natürlich gegebene Begrenzungen des Satzumfanges. Noch andere Gründe liessen sich hier geltend machen, es würde jedoch ihre Erörterung hier zu weit führen (vgl. auch Nr. 6).

6. Litteraturwerke rhythmischer Form sind ursprünglich für den von Musik begleiteten Gesang, bzw. für den gesangartigen Vortrag, nicht für die Lekture bestimmt, und sie werden also durch das Ohr appercipirt. Darin liegt für den Dichter ein Antrieb, der rhythmischen Form möglichste Reinheit und Fülle zu geben. In der späteren Entwickelung löst sich die Poesie von dem Gesang und der Musik los, die Dichtungen wenden sich nur ausnahmsweise noch an Hörer, meist an Leser. Diese Wandelung führt leicht zu einer Abstumpfung des rhythmischen Gefühles und damit zu einer Schädigung des Rhythmus; ihre letzte mögliche (aber nicht nothwendige) Folge ist die, dass der Dichter nur noch für das Auge, nicht mehr für das Ohr dichtet. Nach der Loslösung von Gesang und Musik hat die rhythmische Form einen Theil ihrer Daseinsberechtigung verloren, und auch dies ist ein Faktor, der zu ihrer in entwickelten Litteraturen sich vollziehenden Zurückdrängung durch die unrhythmische Form beiträgt.

§ 2. Die rhythmischen Litteraturformen des Lateins.

1. Die lateinische Kunstdichtung hat sich durchweg der quantitirenden rhythmischen Form bedient. Nur in ganz beschränkter Weise berücksichtigten die lateinischen Kunstdichter neben der Quantität auch den Wortaccent, so liessen sie namentlich in den beiden letzten Füssen des Hexameters

Wort- und Versaccent meistens zusammenfallen, z. B. VIRG. AEN. I. 1 ff. . . . *prímus ab óris*, . . . *Lavíniaque vénit*, . . . *iactátus et álto*, . . . *Junónis ob íram*, . . . *cónderet úrbem* (Ausnahmen, wie z. B. VIRG. AEN. I. 105 . . . *aquae mons*, erklären sich oft aus dem Streben nach onomatopoietischer Wirkung). Regel war aber durchaus der Widerstreit des Versaccentes mit dem Wortaccent, und unbestritten war die Alleinherrschaft des quantitirenden Principes. Ob dieselbe lediglich das Ergebniss bewusster und gelehrter Nachahmung der griechischen Rhythmik war oder ob sie sich wenigstens theilweise doch auf volksthümliche Tendenzen gründete, das muss hier unerörtert bleiben.

Der Reim (homoeoteleuton) war den lateinischen Kunstdichtern bekannt, und sie haben ihn nicht ganz selten angewendet, und zwar sowohl zwischen Vers und Vers, wie z. B. HORAT. A. P. 99 f.:

Non satis est pulchra esse poemata, dulcia sunto;
et quocunque volent, animum auditoris agunto,

als auch zwischen dem im Versschlusse und dem in der Cäsurstelle stehenden Worte, wie z. B. in dem bekannten Verse OVID's:

quot caelum stellas, tot habet tua Roma puellas.

Die letztere Reimart (der sogenannte leoninische Reim) ist dann im Mittelalter ungemein beliebt geworden.

Auch die Allitteration wurde von den Kunstdichtern nicht selten verwerthet, in weiterem Umfange aber nur von denen der vorklassischen Zeit.

Der lateinische Kunstvers gliedert sich in metrische »Füsse«; ein »Fuss« ist die Verbindung von zwei oder drei (oder vier) Silben ungleicher oder gleicher Quantität zu einer metrischen Einheit. Die Form eines Fusses, welcher eine Länge oder zwei auf einander folgende Kürzen enthält, ist wandelbar, da die beiden Kürzen durch eine Länge, die eine Länge aber durch zwei Kürzen vertreten werden kann (der letztere Fall ist jedoch selten, im Hexameter und Pentameter kommt er gar nicht vor, auch schon im Griechischen nicht). Aus der Wandelbarkeit solcher Füsse ergiebt sich, dass Verse, in denen sie stehen, keine feste Silbenzahl haben und dass

sie einer sehr verschiedenartigen rhythmischen Structur fähig sind (z. B. der Hexameter zählt in seiner Normalform:

– ◡ ◡ | – ◡ ◡ | – ◡ ◡ | – ◡ ◡ | – ◡ ◡ | – ◡

siebzehn Silben, diese Zahl kann aber, indem statt aller Doppelkürzen Längen eintreten, bis auf zwölf herabsinken. Selbstverständlich hat die Tilgung einer jeden Kürze eine Aenderung der Versstructur zur Folge; die Zahl der überhaupt möglichen Variationen beläuft sich auf einige dreissig, und man begreift leicht, wie vortheilhaft sich diese Vielgestaltbarkeit des Verses für poetische Zwecke verwerthen liess).

Verse grösseren Umfanges werden durch die Cäsur in zwei, meist ungleiche, Hälften zerschnitten.

Der Hiatus ist — abgesehen von unwichtigen und wenig zahlreichen Ausnahmefällen — streng verpönt. Trifft der Auslautvocal eines Wortes mit dem Anlautvocal des darauf folgenden Wortes zusammen, so wird nach Vorschrift der schulmässigen Metrik der erstere elidirt; in Wirklichkeit dürfte aber Verschmelzung der beiden Vocale (wie noch jetzt im Italienischen) eingetreten sein.

Die Verbindung von Versen zu rhythmischen Complexen (Strophen) wandte die lateinische Kunstpoesie — abgesehen vom Distichon — nur in lyrischen Dichtungen an.

2. Der älteste bekannte volksthümliche Vers der Römer ist der sogenannte Saturnier; als Musterbeispiel für denselben wird gewöhnlich angeführt:

Dabúnt malúm Metélli | Náevió poétae,

und gewöhnlich wird angenommen, dass er nach quantitirendem Principe gebaut sei, allerdings mit dem Zugeständnisse, dass allerlei Licenzen gestattet gewesen seien. In Wirklichkeit darf die Frage nach der Structur des Saturniers, so vielfach sie auch bereits behandelt worden ist, noch nicht für gelöst gelten. Erst neuerdings hat O. Keller in seiner unten zu nennenden scharfsinnigen Schrift nachzuweisen gesucht, dass er rhythmisch, d. h. nach accentuirendem Principe gebaut gewesen sei.

Jedenfalls zeigte die römische Volkspoesie, auch wenn sie ursprünglich quantitirend gewesen sein sollte, schon früh grosse Hinneigung zu dem accentuirenden Principe. Man

erkennt dies aus erhaltenen Bruchstücken von Soldaten- und Volksliedern, in denen theils bei den langen Silben Wort- und Versaccent zusammenfallen, theils betonte Kürzen als Längen und unbetonte Längen (namentlich Positionslängen) als Kürzen gebraucht werden, z. B. Triumphspottlied der Soldaten auf Caesar (bei Sueton. Caes. 49):

Caésar Gálliás subégit || *Nícomédes Caésarém,*
Écce Caésar núnc triúmphat || *quí subégit Gálliás*
Nícomédes nón triúmphat || *quí subégit Caésarém,*

oder das Triumphlied der Soldaten Aurelians (bei Vopiscus, Aurel. c. 6) (nach Corssen's Herstellung):

Mille mílle mílle mílle || *mílle décollávimús*
Únus hómo mílle mílle || *mílle décollávimús.*
Mílle mílle mílle mílle || *vívat quí mille óccidit*
Tántum víni némo hábet || *quántum fúdit sánguinis.*

Man beachte in den letzteren Versen die Messungen *hŏmo*, *hăbet* und das in Position stehende *tantŭm*, *quántŭm* etc.

Der Verfall der lateinischen Schriftsprache machte die Festhaltung des quantitirenden Principes immer schwieriger, und die Beachtung desselben wurde mehr und mehr das blosse Ergebniss einer sprachlichen Gelehrsamkeit und einer angelernten sprachlichen Kunst, welche mit dem Niedergange der römischen Cultur rasch zu schwinden begannen. So begegnet man schon im 3. Jahrhundert der Erscheinung, dass Dichter zwar quantitirend dichten wollen, dessen aber gar nicht mehr fähig sind, sondern die gröbsten Schnitzer begehen, Schnitzer, die sich wenigstens zum Theil daraus erklären, dass man hochtonige Silben als lang, tieftonige als kurz betrachtete. Als Beispiel seien die Anfangsverse aus Commodian's (ca. 230) Lehrgedicht »Instructiones« angeführt:

Prae̅făti̅ō nōstrā || *viā́m ērrā́ntĭ dĕmṓnstrat,*
Rēspēctū́mquĕ bŏnūm, || *cūm vḗnĕrĭt saḗcŭlĭ mḗta,*
Ā̄ētērnū́m fĭĕrī́, || *quōd dĭ́scrēdŭnt ĭ́nscĭă córda.*
Ēgō sīmĭlĭtḗr || *ērrāvī tḗmpŏrĕ mū́lto,*
Fā́nă prŏsḗquēndṓ || *pārḗntĭbŭs ĭ́nscĭĭs ĭ́psis, etc.*

Kein Kenner der lateinischen Quantität und Metrik kann solche ungeheuerliche Verse ohne Entsetzen lesen, nichtsdesto-

weniger sind sie hochinteressante Zeugnisse für die verhältnissmässig früh eingetretene Erschütterung des stolzen Baues der lateinischen Kunstmetrik.

Das Emporkommen der christlichen Hymnendichtung, welche sich zunächst an die litterarisch nicht gebildete Masse der Gläubigen wandte, beförderte die Vertauschung des quantitirenden mit dem accentuirenden Principe. So finden wir schon früh christliche Hymnen, welche wenigstens vorwiegend accentuirenden Versbau zeigen, wie z. B. die folgenden Strophen:

O réx aetérne dóminé
rerúm creátor ómniúm
qui éras ánte sáeculá
sempér cum pátre filiús,

und

Apparébit répentína
díes mágna dómini
fúr obscúra vélut nócte
improvísos óccupáns.

Hymnendichter, welche vermöge ihrer höheren litterarischen Bildung nicht völlig mit der quantitirenden Metrik brechen wollten, brauchten wenigstens als Längen vorwiegend nur solche lange Silben, welche zugleich hochtonig waren.

Jedenfalls darf man sagen, dass zur Zeit, als das Volkslatein zum Romanischen wurde, die volksthümliche Poesie lediglich dem accentuirenden Principe huldigte und dass selbst gelehrte Dichter nur mühsam noch correkte quantitirende Verse zu Stande zu bringen vermochten.

Als beachtenswerth muss hervorgehoben werden, dass in den accentuirenden Versen des Volkslateins regelmässig je eine Kürze mit je einer Länge oder umgekehrt wechselt; es entstehen dadurch Rhythmen, welche den jambischen und trochäischen Metren der quantitirenden Poesie analog, aber keineswegs mit ihnen identisch sind. Das Volkslatein pflegt nur Verse gleicher Structur mit einander zu verbinden (vgl. die oben angeführten Strophen und S. 416 oben), es verfährt also nach ganz demselben Principe, wie z. B. die moderne englische und deutsche Poesie, welche — im scharfen Gegen-

satze zu dem altgermanischen Brauche — innerhalb eines Gedichtes nur Verse gleicher Structur verwendet (z. B. in einem versificirten Drama den sogenannten »fünffüssigen Jambus«).

Litteraturangaben. A. ROSSBACH und R. WESTPHAL, Metrik der Griechen etc. 2. Ausg. Leipzig 1867/68. 2 Bde. (wichtig für die allgemeine Rhythmik) — W. CHRIST, Metrik der Griechen und Römer. 2. Ausg. Leipzig 1879 — LUCIAN MÜLLER, De re metrica poetarum latinorum praeter Plautum et Terentium libri septem. Leipzig 1861, und: Rei metricae poetarum latinorum praeter Plautum et Terentium summarium. Petersburg 1878 — E. STAMPINI, La poesia romana e la metrica. Torino 1881 — Die Metrik des Plautus, welche den romanischen Philologen vorzugsweise nur durch ihre Beziehungen zur Laut- und Formenlehre interessirt, ist eingehend behandelt worden von F. RITSCHL in den »Prolegomena« zum ersten Bande seiner Plautusausgabe (Bonn 1848) und in mehreren einzelnen Abhandlungen, welche theils im 2. Bande seiner Opuscula, theils in den »Neuen plautinischen Excursen« (Leipzig 1869) gesammelt sind. — R. WESTPHAL, Ueber die Form der ältesten römischen Poesie. Tübingen 1852 — G. FRACCAROLI, Saggio sopra la genesi della metrica classica. Firenze 1881. — Ueber den Saturnier: F. RITSCHL, 1) Titulus Mummianus. Bonn 1852; 2) Inscriptio columnae rostratae Duellianae. Bonn 1852 (dazu Rhein. Mus. IX [1859], S. 3 ff.); 3) Poesis Saturniae spicilegium. Bonn 1854 (diese Schriften sind sämmtlich Proömien zu Lectionskatalogen der Bonner Universität) — A. SPENGEL, Die Gesetze des saturnischen Versmasses, in: Philologus XXIII (1866), S. 80 ff. — K. BARTSCH, Der saturnische Vers und die altdeutsche Langzeile. Leipzig 1867 — HAVET, De Saturnio Latinorum versu. Paris 1880 — O. KELLER, Der saturnische Vers als rhythmisch erwiesen. Leipzig-Prag 1883 — W. MEYER, Der ludus de Antichristo und über die lateinischen Rhythmen. München 1882 — E. WÖLFFLIN, Allitteration im Lateinischen, in: Abhandlungen der Kgl. Bayr. Akademie der Wissenschaften. Philos.-hist. Kl. 1882.

Wer mit lateinischer Metrik tiefere Vertrantheit erlangen will, darf das Studinm der Schriften der nationalrömischen Metriker nicht unterlassen. (Scriptores latini rei metricae mss. codd. ope subinde refinxit TH. GAISFORD. Oxonii 1837. Die meisten hier in Betracht kommenden Schriften sind auch in KEIL's Sammlung der Grammatici latini. Leipzig 1857/80 herausgegeben.)

3. Die reichentwickelte lateinische Poesie des Mittelalters war, insoweit sie einerseits dem kirchlichen Cultus und andrerseits der heitern Geselligkeit gewidmet war (Hymnen — Goliarden-, Vagantenlieder, Carmina burana), durchaus accentuirend, abstrahirte völlig von der Quantität und insbesondere von der Positionslänge. Der Rhythmus war vorwiegend entweder tontrochäisch oder tonjambisch (betont + unbetont + betont + unbetont etc., oder: unbetont + betont

+ unbetont + betont etc.), seltener tondaktylisch (betont + unbetont + unbetont) und tonanapästisch (unbetont + unbetont + betont). Die Verse wurden stets zu Strophen verbunden, und zwar entweder durchweg männliche oder durchweg weibliche oder in regelmässigem Wechsel männliche und weibliche Verse. Im letzteren Falle konnte entweder der männliche Vers dem weiblichen vorausgehen oder umgekehrt, z. B.:

Míhi ést propósitúm
ín tabérna móri;
vínum sít appósitúm
móriéntis óri,

oder:

Ad honórem túum, Chríste,
récolát ecclésiá
praécursóris ét baptístae
túi nátalítiá.

Die erstere Strophe wurde vorzugsweise von der profanen, die letztere von der kirchlichen Poesie gebraucht. — Die des Hexameters und des Distichons sich bedienende mittelalterliche lateinische (Kunst)dichtung strebte nach gelehrter Beobachtung der Quantität, gestattete sich aber manche Licenzen, so z. B. den Gebrauch des ă der Neutra Plur. als Länge (*membrā*) und den Gebrauch des ō im Abl. Gerund. als Kürze (*amandŏ*). Sowohl die volksthümliche wie die gelehrte Poesie des Mittelalters liebte die Anwendung des Reimes, oft auch der Allitteration.

Litteraturangaben. G. Paris, Lettre à M. Léon Gautier sur la versification rhythmique. Paris 1861 — E. du Méril, Des origines de la versification française, in: Mélanges archéologiques et littéraires. Paris 1850 — L. Gautier in der Einleitung zur Ausgabe der Œuvres poétiques d'Adam de St.-Victor. Paris 1855, und in: les Epopées françaises. t. I[2] (Paris 1878), S. 281 ff. — F. Wolf, Ueber Lais, Sequenzen und Leiche. Heidelberg 1841 — Thesaurus hymnologicus ed. Daniel. Halle 1841 46. 3 Bde. — J. Huemer, Ueber die ältesten lateinisch-christlichen Rhythmen. Wien 1879.

§ 3. Die rhythmische Litteraturform des Romanischen.

1. Das Romanische kennt nur eine rhythmische Litteraturform, die accentuirende. Die Quantität der Silben ist, wenn auch an sich vorhanden (vgl. oben S. 109 f.), metrisch

belanglos geworden, die Position hat jede Geltung verloren. Das Romanische hat also die im Volkslatein, sei es von Anfang an, sei es doch seit schon früher Zeit wirksamen rhythmischen Tendenzen consequent weiter verfolgt.

Die romanische Poesie, soweit sie metrisch gebunden ist, ist demnach accentuirend, wird also — wenn auch in verschiedener Weise — von denselben rhythmischen Principien beherrscht, wie die germanische und slavische.

2. In Folge des Emporkommens der Renaissancebildung mit ihrer antikisirenden Tendenz ist zu wiederholten Malen, namentlich im 16. Jahrhundert, der Versuch gemacht worden, das quantitirende Princip auf das Romanische zu übertragen und also französische, italienische, spanische etc. Hexameter, Distichen und lyrische Strophen zu bauen [1]). Der Versuch

1) Um wenigstens einige Proben derartiger Verse zu geben, seien einige hier mitgetheilt:

1. Französische Distichen (verfasst von RAPIN, 1535—1608).

O, dit- | elle le | coup ‖ que ie | viens de don|ner ne me | deult pas,
mais bien, | Paete, ce|luy ‖ qu'ores tu | vas te don|ner!
Pauvre tous|iours tu se ras ‖, Cast|rin, si | pauvre tu | es né:
Les grands | biens ne se | vont ‖ rendre qu'à | ceux qui en | ont.

Der bekannte Nationalökonom TURGOT (1727—1781) übersetzte einen Theil der Aeneide in angeblich quantitirenden Hexametern, wie z. B.:

Anne, ma | sœur, quels | troubles nou|veaux ont | assailli | mes sens?
Seul ce Troy|en a pu | quelques mo|ments sus|pendre ma | tristesse etc.

Im Jahre 1813 schrieb die französische Akademie auf Veranlassung LOUIS BONAPARTE's Preisfragen aus, die sich auf die Möglichkeit der Uebertragung des quantitirenden Principes auf das Französische bezogen; beantwortet wurden sie u. A. in dem genialen Buche des Sicilianers ABBATE SCOPPA »Les beautés poétiques de toutes les langues«, in dem zuerst die eminente Bedeutung des Accentes für die romanische Metrik erkannt wurde. — Die modernen rhythmischen Reformbestrebungen, wie sie z. B. von TH. GAUTIER, E. DESCHAMPS und namentlich von A. VAN HASSELT (geb. 1806 zu Maestricht, gest. 1874 zu Brüssel) verfolgt wurden, beziehen sich nicht sowohl auf Einführung der Quantität als auf Einführung der gleichmässigen Accentuation, vgl. oben im Texte des § 4. Vgl. die werthvolle Dissertation von E. MÜLLER, Ueber accentuirend-metrische Verse im Französischen des 16.—19. Jahrhunderts. Rostock (aber Druckort Bonn) 1882. (Der Verfasser hätte auch den Genfer Dichter AMIEL berücksichtigen sollen.)

2. Italicnische Distichen:

Tutte l'u|mane co|se ‖ tronc|ansi al | colpo di | morte,
spezzans|i in mort|e ‖ tutti gli u|mani lu|mi.
Stringonsi insieme virtute e fama nimiche
a morte e fanno pallida morte rea.
A virtù dunque volgansi in tutto li nostri
bei spiriti e morte morta farete voi.

musste stets misslingen, weil den Romanen das Bewusstsein von der Quantität, namentlich aber von der Positionslänge und von der Gleichwerthigkeit zweier Kürzen mit einer Länge völlig fehlt, wie es schon den nicht litterarisch gebildeten Römern gefehlt hat (namentlich in Bezug auf die Gleichsetzung zweier Kürzen mit einer Länge). Uebrigens sind gerade die besseren der quantitirend gebaut sein sollenden romanischen Dichtungen in Wahrheit doch nicht quantitirend,

---

Italienische sapphische Strophe:

Ecco í be' prati ridono e le valli,
ecco vezzósa ride primavera,
ecco van piéni di pure acque i fiumi,
Sílvia dólce.

Italienische alkäische Strophe:

Vé cóme d' álta stá neve cándido
Sorátte: nè già il cárico téngono
Le sélve, che quello hánno sópra,
Sónosi e pér gelo férmi i fiúmi.

Der erste Italiener, der quantitirende Verse baute, war LEON BATTISTA ALBERTI (2. Hälfte des 15. Jahrhunderts), nach ihm haben es BERNARDO TASSO, CLAUDIO TOLOMMEI († 1557; stiftete eine der Pflege der quantitirenden Poesie sich widmende Accademia), GUALTIERO, BERNARDINO FILIPPINO u. A. versucht (vgl. BLANC, Grammatik der italienischen Sprache [Halle 1844], S. 720 ff.). Vgl. auch unten S. 437, Z. 6 ff. v. oben.

3. Spanische Distichen (verfasst von VILLEGAS, geb. 1595):

Como el monte sigues á Diana, dijo Citéres,
Dictina hermosa, siendo la caza fea?
No me la desprecies, Cíprida, responde Diana,
tu tambien fuiste caza, la red lo diga
No el fuerte Ayaces, no los Troyanos acusa,
mis proprios Griegos culpo, muriendo dice.

Vgl. FROMM, Vollständige spanische Sprachlehre etc. (Dresden und Leipzig 1826), S. 334, wo, und wohl mit Recht, behauptet wird, dass die »klangvolle, mit genauer Tonbezeichnung verbundene Aussprache der Vocale« im Spanischen fast dieselbe Wirkung hervorbringe, wie »die Quantität der Alten«, und dass daher die quantitirenden Versmasse der Alten von den Spaniern weit glücklicher nachgeahmt worden seien, als von den Franzosen.

4. Portugiesische angeblich quantitirende (in den beiden ersten Versen alkäische) Strophen (verfasst von P. A. CORREIO GARÇÃO):

O Lúso Gáma núnca tam célebre
forá no múndo, só porque impávido
os máres não súlcados
cortou c'os lénhos cóncavos.
Camões, eterno com as Lusiadas,
pode fazer-lo, senão incógnitos
os varões portuguezes
jazeriam no túmulo.

da in ihnen vorwiegend nur hochtonige Silben als Längen, nur tieftonige als Kürzen gebraucht sind, so dass Wort- und Versaccent meist zusammenfallen, während für das wirklich quantitirende Metrum ja eben ihr Widerstreit charakteristisch ist. Die »quantitirenden« Verse der Romanen sind im Grunde genommen ebenso gut Accentverse, wie etwa die englischen »Hexameter« in LONGFELLOW's »Evangeline« oder wie die deutschen »Hexameter«, nur stellt sich wenigstens für das Deutsche die Sache insofern etwas günstiger, als in dieser Sprache die Silbenquantität ungleich schärfer markirt und folglich metrisch verwendbarer ist, als im Romanischen (und besonders im Französischen).

§ 4. Die Structur des romanischen Verses.

1. Der romanische Vers besteht aus einer bestimmten Anzahl von Silben, welche natürlich je nach dem Umfange, den man dem Verse geben will, grösser oder geringer sein kann, aber, wenn einmal für einen Vers angenommen, nicht überschritten werden darf. Werden also im Romanischen gleichartige Verse zu einem Gedichte verbunden, so muss ein jeder derselben in Bezug auf die Silbenzahl mit den übrigen übereinstimmen (die einzige mögliche Ausnahme wird weiter unten erwähnt werden). Es befolgt also in dieser Beziehung die romanische Rhythmik dasselbe silbenzählende Princip, wie z. B. die modern englische und deutsche, während die lateinische und griechische Kunstdichtung die Normirung der Silbenzahl nicht kennt. Die Silbenzählung endet entweder (wie im Französischen) bei der letzten hochtonigen Silbe oder (wie im Italienischen) bei der auf die letzte hochtonige etwa noch nachfolgenden tieftonigen Silbe, vgl. Nr. 2).

2. Der romanische Vers kann schliessen:

a) Mit einer hochtonigen Silbe (männlicher Ausgang, männlicher Vers).

b) Mit der Combination hochtonige Silbe + tieftonige Silbe (weiblicher Ausgang, weiblicher Vers).

c) Mit der Combination hochtonige Silbe + tieftonige Silbe + tieftonige Silbe (gleitender Ausgang, gleitender Vers).

Der letztere Fall ist natürlich nur in Sprachen möglich, welche Proparoxytona besitzen (also nicht im Französischen).

Im Italienischen gilt der Vers mit weiblichem Ausgange

(verso piano) als der Normalvers, der Vers mit männlichem Ausgange (verso tronco) wird folglich als verstümmelt oder katalektisch, der Vers mit gleitendem Ausgange (verso sdrucciolo) als überragend oder hyperkatalektisch betrachtet. In Bezug auf die Silbenzählung bestimmt also die der letzten Hochtonsilbe nachfolgende tieftonige Silbe die Kategorie, ist z. B. die genannte Silbe die 11., so ist der Vers ein Elfsilbler (endecasillabo). Die versi tronchi und sdruccioli werden immer derjenigen Kategorie zugerechnet, zu welcher sie auch thatsächlich gehören würden, wenn sie eine tieftonige Silbe mehr, bzw. weniger hätten, es werden also z. B. ebensowohl zehnsilbige versi tronchi als auch zwölfsilbige versi sdruccioli als endecasillabi betrachtet.

Auch auf das Spanische und Portugiesische ist diese Theorie übertragen worden.

Im Französischen schliesst die Verszählung mit der letzten Hochtonsilbe, die in Versen weiblichen Ausganges auf dieselbe nachfolgende tieftonige gilt als überzählig; in der älteren Sprache durfte auf die in der Cäsur stehende Hochtonsilbe noch eine überzählige tieftonige Silbe folgen. Es kann, bzw. konnte also z. B. der Alexandriner, der von der Theorie als ein Zwölfsilbler betrachtet wird, thatsächlich dreizehn, bzw. vierzehn Silben haben (für das Neufranzösische hat die ganze Sache nur noch theoretische Bedeutung, erstlich weil eine überzählige Silbe nach der Cäsur nicht mehr geduldet wird, und sodann, weil die Schlusssilbe bei weiblichem Versausgange immer nur durch sogenanntes stummes *e* gebildet werden kann).

3. Der Hiatus zwischen zwei Worten wird, abgesehen von unwesentlichen Ausnahmefällen, innerhalb des romanischen Verses nicht geduldet, sondern bei dem Zusammenstosse eines auslautenden mit einem anlautenden Vocale werden entweder beide durch Synizese mit einander verschmolzen (so z. B. im Italienischen), oder es wird der erste elidirt (so z. B. im Französischen). Es ist jedoch zu beachten, dass im Französischen in Folge des häufigen Verstummens der auslautenden Consonanten, welches durch die Liaison keineswegs immer vermieden werden kann, der Hiatus zwischen zwei Worten thatsächlich oft vorkommt und dass somit das Verbot desselben

mehr auf das Auge, als auf das Ohr berechnet ist. Im Innern der Worte ist der Hiatus in bestimmten Fällen gestattet (so z. B. im Französischen, wenn die beiden Vocale auf lateinischem Doppelvocal beruhen, z. B. *li-en* = *li[g]amen*, aber *bien* = *bĕne*), im Allgemeinen aber herrscht die Tendenz, zwei (oder mehrere) zusammenstossende Vocale zu einer Silbe zusammenzufassen.

4. Die natürliche Maximaldauer des Verses wird durch die Athemdauer bestimmt. Von den wirklich üblichen Versen schreitet keiner über das Mass von 12—14 Silben hinaus. Die Verse von 16 und 18 Silben, wie sie im Französischen z. B. von Amiel gebildet worden sind (vgl. Lubarsch, Französische Verslehre, S. 212 f.), sind misslungene Spielereien, welche absolut keine Daseinsberechtigung besitzen und in Wirklichkeit nicht einmal Verseinheiten sind, sondern aus mehreren Versen sich zusammensetzen. — Die Minimaldauer kann natürlich nicht unter eine Silbe herabsinken; ja wenn man, was berechtigt wäre, »Vers« definiren will als »eine rhythmische Combination ungleichartiger Silben«, so würden zwei Silben das Minimum eines Verses bilden; thatsächlich werden ein- und zweisilbige Worte selten als Verse gebraucht.

5. Verse grösseren Umfanges werden durch die Cäsur stets in zwei gleiche oder ungleiche Hälften getheilt.

6. Die rhythmische Bewegung des romanischen Verses wird hervorgebracht durch den Wechsel zwischen hochtonigen und tieftonigen Silben; die ersteren fungiren als Hebungen, die letzteren als Senkungen. Es fungirt jedoch keineswegs jede hochtonige Silbe stets als Hebung, sondern nur dann, wenn sie zugleich einen Satzaccent trägt. Vermieden wird die unmittelbare Aufeinanderfolge zweier Hebungen (während sie z. B. in der angelsächsischen Poesie nicht selten ist), sondern je zwei Hebungen sind in der Regel durch mindestens eine Senkung getrennt. Eine Hebung mit den zu ihr gehörigen Senkungen bildet ein »rhythmisches Element«. Der romanische Vers besteht demnach aus rhythmischen Elementen. Als Maximalzahl derselben kann vier gelten. Der Silbenumfang der rhythmischen Elemente ist verschieden, zwei Silben (nur ausnahmsweise eine Silbe) dürften das Minimum, sechs

Silben das Maximum bilden, so ist z. B. der (classische) französische Alexandriner:

que l'on coúre avertír et hâtér la princésse

zu zerlegen in die Elemente:

que l'on cou — re avertir — et hâter — la princesse.

(Für die Combination der rhythmischen Elemente im sogenannten classischen französischen Alexandriner giebt es 36 Variationen, vgl. Becq de Fouquières, Traité général de versification française [Paris 1879], S. 88 ff.).

Unstatthaft ist es, in der romanischen Rhythmik von »Versfüssen« zu sprechen, denn unter »Versfuss« versteht man eine Combination von Silben (gleicher oder) ungleicher Quantität. Folglich sind auch die Benennungen »Jambus, Trochäus, Daktylus, Anapäst etc.« in der romanischen, wie überhaupt in der accentuirenden Rhythmik (also z. B. auch in der englischen und deutschen) unberechtigt und müssen aufgegeben werden. Allerdings bildet eine Combination, wie z. B. betonte Silbe + unbetonte Silbe, eine Art Analogon zu der Combination lange Silbe + kurze Silbe (Trochäus), und die Versuchung liegt demnach sehr nahe, sie ebenfalls als Trochäus zu bezeichnen. Nichtsdestoweniger ist dies aber grundfalsch, und wer sich solcher Termini technici dennoch bedient, also z. B. consequent von »fünffüssigen Jamben« im Drama Shakespeare's spricht, der erschwert sich selbst die Erkenntniss der Wahrheit und wird leicht Gefahr laufen, sich in den Wahn zu verrennen, dass der accentuirende Vers quantitirend gebaut sei. Glaubt man aber, die nun einmal auch in der neusprachlichen Rhythmik festgewurzelten Namen nicht entbehren zu können, so sage man wenigstens »Tonjambus, Tontrochäus, Tondaktylus, Tonanapäst etc.«

Wünschenswerth wäre auch, dass man sich des Längezeichens – und des Kürzezeichens ◡ nicht zur Bezeichnung der betonten, bzw. der unbetonten Silbe bediente, sondern dafür irgend welche andere Zeichen (etwa ′ oder ‵) brauchte.

Die Anwendung des Ausdruckes »Metrik« auf die accentuirende Rhythmik ist zwar an sich nicht unberechtigt, da auch ein rhythmisches Element als ein »Metrum« oder »Mass« aufgefasst werden kann, hat aber doch das Bedenken gegen

sich, dass man mit »Metrik« unwillkürlich in Folge der Gewöhnung den Begriff der Silbenmessung nach Massgabe der Quantität, also einen für das Romanische nicht passenden Begriff, verbindet.

7. Hochtonig muss im romanischen Verse sein:

a) Im Verse männlichen Ausganges die letzte, im Verse weiblichen Ausganges die vorletzte, im Verse gleitenden Ausganges die drittletzte Silbe des letzten Wortes.

b) In Versen, welche eine Cäsur haben, die in der Cäsur stehende Silbe.

Es haben also romanische Verse ohne Cäsur mindestens eine, Verse mit Cäsur mindestens zwei feste Accentstellen.

Für Verse geringeren Umfanges reicht die eine, bzw. reichen die zwei Accentstellen aus.

Verse grösseren Umfanges dagegen bedürfen einer reicheren rhythmischen Gliederung und also mehrerer Accente.

Es ist nun charakteristisch für den romanischen Vers dass ausser dem auf den Versausgang und auf die Cäsurstelle fallenden Accente der Platz der Accente nicht bestimmt ist, sondern dass jede Silbe den Versaccent erhalten kann. Es ergiebt sich daraus, dass die rhythmische Gliederung von Versen gleicher Silbenzahl sehr verschieden sein kann (vgl. oben Nr. 6, erster Absatz).

Es ist ferner charakteristisch für das Romanische, dass, wenn Verse gleicher Silbenzahl zu einer Dichtung verbunden werden, dieselben in der Regel nicht die gleiche rhythmische Gliederung zeigen, sondern dass ein jeder seine eigene Structur besitzt, welche sich allerdings wiederholen kann und in längeren Dichtungen, auch wenn alle Variationen zur Anwendung gelangt sind, wiederholen muss, ohne dass jedoch die Wiederholung in bestimmten Intervallen erfolgt. Diese Vielformigkeit des Verses gewährt dem romanischen Dichter ein treffliches Mittel, wechselnden Stimmungen einen angemessenen rhythmischen Ausdruck zu verleihen und überhaupt zwischen Gedanken und Rhythmus harmonischen Einklang herzustellen, wenn auch freilich dieses Ziel eben nur dem begabten und rhythmisch feinfühligen Dichter gelingt. Ein romanisches Gedicht stellt eine Verbindung verschiedener Melodien dar, während ein in einformigen Rhythmen abgefasstes Gedicht dieselbe rhythmische

Melodie von Anfang bis Ende durchführt, dadurch allerdings den Vorzug grösserer Sangbarkeit besitzend. Vgl. aber § 8, Nr. 2, S. 435.

Durch die Vielformigkeit des Verses unterscheidet sich die romanische Rhythmik scharf sowohl von der accentuirenden lateinischen als auch von der modernen englischen, deutschen etc. Rhythmik. Die Frage, wodurch diese eigenartige Loslösung der romanischen Poesie von der volkslateinischen Ueberlieferung veranlasst worden sei, harrt noch nicht nur der Beantwortung, sondern auch der Untersuchung. Denkbar ist es, dass germanischer Einfluss auf die Entwickelung der romanischen Versstruktur eingewirkt habe, denn der altgermanische Vers besitzt, da in ihm die Senkungen unterdrückt werden können und da er mit einem Auftakt beginnen kann, eine ähnliche Vielformigkeit, wie der romanische.

Es hat nicht an vereinzelten Bestrebungen gefehlt, den romanischen Vers zur Einformigkeit zurückzuführen. Im Französischen hat dies namentlich A. van Hasselt angestrebt (vgl. oben S. 417).

Bemerkenswerth ist übrigens, dass das romanische Volkslied eine weit grössere Einformigkeit der Versstructur zeigt, als die Kunstdichtung. Begründet ist dies in dem Zusammenhange mit Musik und Gesang, den das Volkslied, weil es eben noch gesungen wird, sich bewahrt hat.

8. Die Verbindung der Vershälften durch die Allitteration kennt das Romanische nicht, es verwendet vielmehr die Allitteration nur gelegentlich in rein onomatopoietischer Weise. Häufiger ist dagegen die Verbindung der Vershälften durch den Reim, nur freilich kann, wenn sie erfolgt, die Vershälfte auch als selbständiger Vers aufgefasst und also von Verstrennung statt Versbindung gesprochen werden.

§ 5. Die rhythmische Verbindung der Verse.

1. Die quantitirenden lateinischen Verse werden einfach aneinandergereiht, ohne rhythmisch irgendwie verbunden zu werden; nur erst im Mittelalter erscheinen, aber auch nur sporadisch, Reimgedichte in Hexametern u. dgl. Die accentuirende lateinische Poesie verbindet die Verse vielfach durch den Vollreim, jedoch ohne dass diese Bindung obligatorisch wäre.

2. Im Romanischen ist die einfache Aneinanderreihung

gleichartiger oder ungleichartiger Verse nur ausnahmsweise gestattet, und als Regel gilt durchaus die Bindung der Verse durch Vocalreim (Assonanz) oder Silbenreim (Vollreim). In einzelnen Sprachen, namentlich im Provenzalischen und Französischen, ist die rhythmische Bindung der Verse strenges Gesetz.

3. Den wichtigsten Fall nichtrhythmischer Versverbindung stellt der italienische verso sciolto dar, dessen Anwendung sich jedoch nur bis in das 16. Jahrhundert zurückverfolgen lässt und der als eine durchaus kunstmässige Schöpfung, als eine Art Nachbildung des antiken jambischen Trimeters gelten muss. In der Regel werden nur endecasillabi piani als versi sciolti aneinandergereiht, und vorwiegend nur die dramatische Poesie gestattet sich diesen Gebrauch.

Aus dem Italienischen ist die Anwendung der versi sciolti in das Spanische und Portugiesische übertragen worden, ohne jedoch dort rechten Boden gewinnen zu können; noch weniger gelang die gelegentlich versuchte Uebertragung in das Französische und in andere romanische Sprachen. Dagegen haben die versi sciolti (»Blankverse«) bekanntlich in den germanischen Sprachen, namentlich im Englischen und Deutschen, volles Bürgerrecht erlangt und sich als eine höchst werthvolle Bereicherung des poetischen Formenschatzes erwiesen.

4. Die Assonanz ist in der altfranzösischen nationalen Heldendichtung (in den sogenannten »chansons de geste«) und in der ältesten Legendendichtung (Leodegar, Passion, Alexius) die übliche Versverbindung; in der späteren höfischen Epik (Abenteuerroman etc.) herrscht durchaus der Vollreim, ebenso in der Lyrik und im Drama von Anfang an. Eine interessante, aber noch nicht genügend aufgeklärte Sonderstellung nimmt hinsichtlich seiner rhythmischen Gestaltung das Eulalialied ein. — Neben dem Altfranzösischen zeigt das Spanische die grösste Vorliebe für die Assonanz und bedient sich derselben auch noch gegenwärtig consequent zur Bindung des zweiten und vierten Verses in den cuartetos der Romanzen. Die Assonanz ist im Spanischen noch wirkungsvoller, als im Altfranzösischen; indem bei weiblichem Versausgange auch der zweite Assonanzvocal zur vollen Geltung kommen kann, während er im Altfranzösischen stets nur durch klangloses *e* ge-

bildet wird. Auch das Portugiesische kennt und verwendet die Assonanz, jedoch nicht in dem ausgedehnten Masse, wie das Spanische. (Ueber das Provenzalische s. unten.) Nicht unwesentlich ist es, das Verhältniss der Assonanz zum Vollreime klar zu erkennen. Die sehr verbreitete Anschauung, als sei die erstere eine unvollkommene, gleichsam rudimentäre Art des letzteren oder umgekehrt der letztere eine Vervollkommnung der ersteren, muss als irrig bezeichnet werden. Es ist vielmehr der Vollreim das unvollkommenere, weil wuchtigere und auch auf das weniger feinfühlige Ohr wirkende Mittel zur rhythmischen Versbindung, die Assonanz dagegen das vollkommenere, weil feinere und grössere Hörfähigkeit für die Musik der Sprachklänge voraussetzende. Daher ist auch der (schon in der christlich-lateinischen Poesie viel gebrauchte) Vollreim die frühere, die Assonanz, wo sie überhaupt aufgekommen ist, die spätere Art der Versverbindung. Wenn im Französischen die Assonanz durch den Vollreim verdrängt worden ist, so bedeutet dies einen rhythmischen Rückschritt, eine Abnahme der Feinhörigkeit, herbeigeführt durch die eintretende Loslösung der Poesie von der Musik, welche wieder eng zusammenhängt mit dem Verdrängtwerden des gesangartig unter Musikbegleitung vorgetragenen Volksepos durch das zum einfachen Vorlesen und bald vollends nur zum Stilllesen bestimmten Kunstepos. Es ist demnach sehr begreiflich, dass das Italienische, welches nie eine wirkliche Volksepik besessen hat, auch die systematische Anwendung der Assonanz nie gekannt hat. Aehnlich, wie im Italienischen, verhält es sich auch im Provenzalischen: wie die Volksepik, so ist auch die Assonanz in ihm nur zu spärlicher Entwickelung gelangt; selbst in dem ältesten provenzalischen epischen Gedichte, dem Boëthiusliede, wird die Assonanz durch den Vollreim eingeengt.

5. Mit Ausnahme der in Nr. 4 genannten Fälle der Anwendung der Assonanz ist der Vollreim die im Romanischen ausschliesslich gebrauchte Form der rhythmischen Versverbindung. Die Stellung der durch den Reim mit einander verknüpften Verse kann natürlich eine verschiedene sein; die einfachste und ausserhalb der Lyrik üblichste ist die unmittelbare Aufeinanderfolge (*aa*), seltener erscheint der Reimwechsel (*abab*),

und noch seltener die Trennung zweier mit einander reimender Verse durch ein dazwischen geschobenes Reimsystem (*abba* oder *abcbba* u. dgl.). In Sprachen, welche reimlose Verse überhaupt zulassen, können diese mit reimenden (sei es assonirenden oder vollreimenden) sich strophisch verbinden (z. B. *abcb* u. dgl.). Je weiter die mit einander reimenden Verse von einander getrennt sind, um so schwieriger wird dem Ohre das Erfassen des Reimes und um so gekünstelter die Structur der ganzen Dichtung. Das höchste Mass der Reimtrennung wird dann erreicht, wenn die Verse einer Strophe nicht untereinander, sondern mit denen der nächstfolgenden durch den Reim verbunden sind, so dass der Reim also eine rhythmische Strophenverbindung herstellt.

6. Der romanische Reim ist ursprünglich, wie selbstverständlich, lediglich für das Ohr, nicht für das Auge berechnet, es reimen also nur wirklich gleichlautende Silben, bzw. Vocale mit einander, gleichviel, auf welche Art sie schriftlich zum Ausdruck gelangen. Erst dadurch, dass ursprünglich gleichlautende Worte eine verschiedene lautliche Entwickelung nahmen und also verschiedene Lautgestaltung empfingen, nichtsdestoweniger aber theoretisch die Reimfähigkeit beibehielten, entstanden in vereinzelten Fällen unreine Reimbindungen.

In der älteren romanischen, namentlich altfranzösischen und provenzalischen Poesie wird die Reinheit des Reimes, bzw. der Assonanz, mit grosser Strenge beobachtet, so dass insbesondere nur offene Vocale mit offenen, geschlossene mit geschlossenen reimen dürfen. Reim (und Assonanz) geben demnach die werthvollste Handhabe für die Erkenntniss des Lautbestandes, bzw. des Vocalismus der alten Sprache. In den modernen Sprachformen ist diese Strenge bezüglich der Reimreinheit wesentlich gemildert, freilich aber damit auch dem Eindringen ungenauer Reime mächtiger Vorschub geleistet worden. Es ist dies eine Folge der Thatsache, dass seit dem Ausgange des Mittelalters der Zusammenhang der Poesie, selbst auch der Lyrik, mit dem Gesang und der Musik meist gelöst worden ist und dass, seitdem die Dichtungen vorzugsweise durch die Lecture, nicht mehr durch das Gehör appercipirt werden, der Reim nicht mehr unmittelbar durch das Ohr, sondern nur mittelbar durch das Auge zum Bewusstsein ge-

langt. Die Feinhörigkeit der modernen Romanen ist eine weit geringere, als diejenige der mittelalterlichen es war.

7. Die Romanen besitzen in Folge dessen, dass der Wortaccent vorwiegend die Flexions- und Ableitungssuffixe trifft, eine unendliche Fülle von Reimworten und erfreuen sich also einer grossen, selbst zu grossen Leichtigkeit des Reimens. Dies hat einerseits veranlasst, dass die romanischen, namentlich die provenzalischen und italienischen Kunstdichter mehr oder weniger geschmackvolle oder geschmacklose Reimspielereien erfunden haben; andrerseits aber hat es bewirkt, dass Theoretiker der Poetik, um die der Seichtheit Vorschub leistende Leichtigkeit des Reimens einzuschränken, allerlei Reimverbote aufgestellt haben, denen von der Kunstdichtung zum Theil Gesetzkraft zuerkannt worden ist. Namentlich ist dies im Französischen geschehen (Desportes, Maleherbe, Boileau).

8. Man hat oft angenommen, dass die Romanen den Reim den Germanen oder den Arabern entlehnt hätten. Dies ist durchaus irrig. Die Anwendung des Reimes findet sich sporadisch bereits in der lateinischen Kunstpoesie (vgl. oben S. 410), häufig ist sie in der accentuirenden christlich-lateinischen Poesie; sie ist also als lateinisches Erbgut in die romanische Poesie übergegangen. Bei den Germanen tritt der systematische Gebrauch des Reimes erst verhältnissmässig spät auf und beruht auf romanischem Einfluss, so dass also die Germanen den Romanen, nicht aber die Romanen den Germanen den Reim verdanken. Dass die arabische Verskunst auf die Entwickelung der rhythmischen Formen bei den Spaniern, Provenzalen und Sicilianern von Einfluss gewesen sei, ist allerdings sehr wahrscheinlich, aber die Anwendung des Reimes ist keine Folge dieses Einflusses. — Ob die rhythmischen Formen, deren sich die Kelten, Iberer und andere vorromanische Völker bedienten, zur Entwickelung der romanischen Rhythmik beigetragen haben, bzw. übernommen worden sind, bedarf noch einer näheren, freilich schwerlich durchführbaren Untersuchung. Ein keltisches Versmass (einen elfsilbigen Vers mit einer männlichen oder weiblichen Cäsur nach der siebenten, bzw. achten Silbe) hat Bartsch im Provenzalischen und Französischen zu entdecken geglaubt, vielleicht mit Recht (Ebert-Lemcke's Jahrb. XII. 5, Zeitschr. f.

rom. Phil. II. 195 u. 458). Für das Rumänische ist Beeinflussung durch die Rhythmik der bulgarischen, serbischen und albanesischen Volkspoesie anzunehmen.

9. In engem Zusammenhange mit der rhythmischen steht die syntaktische Verbindung der Verse unter einander. Die rhythmische Structur des Verses kommt am wirksamsten zur Geltung, wenn derselbe syntaktisch in sich abgeschlossen ist; syntaktische Bindung aufeinanderfolgender Verse dagegen gefährdet die rhythmische Wirkung, weil die Empfindung für den Ablauf der einzelnen rhythmischen Reihe, d. h. des Verses, abgeschwächt wird durch die Aufmerksamkeit, welche die Beobachtung der übergreifenden syntaktischen Construction erfordert. Es ist demnach rhythmisch begründet, dass der Versschluss zusammenfalle mit einer Sinnespause. Das von den Begründern der modern französischen Verstechnik aufgestellte Verbot des sogenannten Enjambements ist demnach theoretisch durchaus berechtigt. Andrerseits beeinträchtigt freilich das Streben, jedem einzelnen Verse eine gewisse syntaktische Selbständigkeit zu verleihen, die Leichtigkeit und Natürlichkeit des poetischen Ausdruckes und verführt zu ermüdender Monotonie der syntaktischen Constructionen; ja schliesslich leidet selbst auch die rhythmische Wirkung darunter, indem durch die scharfe Markirung der in bestimmten Intervallen wiederkehrenden Versschlüsse die Empfindung lästiger Gleichförmigkeit wachgerufen wird. Es ist also für einen Vortheil zu erachten, dass die romanische Rhythmik (mit Ausnahme der classisch-neufranzösischen) das Enjambement gestattet und dass dessen Verbot auch im Neufranzösischen von den Romantikern nicht mehr als verbindlich angesehen wird.

§ 6. Die Verscomplexe.

1. Werden gleichartige Verse, sei es mit oder ohne Reimverbindung, einfach an einander gereiht, so entsteht ein kunstloser oder systemloser Verscomplex, dessen Umfang nicht durch rhythmische Normen begrenzt wird. Dasselbe ergiebt sich bei der Aneinanderreihung ungleichartiger Verse, sobald deren Aufeinanderfolge völlig systemlos geschieht. In mehrreimigen, aus gleichartigen Versen bestehenden Dichtungen (wie z. B. in den altfranzösischen chansons de geste) bilden die durch

den gleichen Reim verbundenen Verse je einen besondern Complex, eine Tirade oder Laisse. Die einzelnen Tiraden einer Dichtung können einander an Umfang sehr ungleich sein und sind es in der Regel.

2. Werden gleichartige (reimende) Verse derartig mit einander verbunden, dass der Wechsel und die Stellung der Reime bestimmt und gleichmässig sind und dass eine bestimmte Anzahl von Versen eine in sich abgeschlossene rhythmische und syntaktische Einheit bildet, so entsteht ein kunstvoller oder systematischer Verscomplex, die Strophe. Dasselbe ergiebt sich, wenn ungleichartige reimende oder reimlose Verse in bestimmter Zahl und nach einem bestimmten Principe mit einander verbunden werden. Der Minimalumfang einer Strophe wird durch drei Verse gebildet (zwei verbundene Verse bilden nur ein Verspaar, keine Strophe); der Maximalumfang ist unbestimmt, wird aber nur ausnahmsweise die Zahl von 20 Versen überschreiten, in der Regel vielmehr beträchtlich unter dieser zurückbleiben und meist sogar sich auf nur 6, 8, 10, 12 Verse beschränken.

3. Die romanische Poesie, wie auch die Poesie anderer Völker, wendet die strophische Gliederung vorzugsweise in lyrischen Dichtungen an, für deren erregten und stimmungsvollen Charakter der gleichformige Fortlauf der Verse ungeeignet, grössere rhythmische Bewegung und Buntheit vielmehr erforderlich ist. Indessen ist auch im romanischen (namentlich in dem italienischen, spanischen und portugiesischen) Epos die strophische Gliederung sehr erfolgreich zur Anwendung gebracht worden, vor Allem die ottava rima. Einfachen strophischen Bau zeigen endlich in der Regel die altfranzösischen Mysterien und die spanischen Dramen, während sonst das romanische Drama (abgesehen von dem halblyrischen Pastorale) die schlichte Aneinanderreihung gleichartiger Verse bevorzugt. Das Neufranzösische hält mit grosser Consequenz den Strophenbau von dem Drama und von dem Epos fern und verwendet für diese Dichtungsgattungen nahezu ausschliesslich den gepaarten Alexandriner.

4. In der Strophenbildung sind unendliche Variationen möglich, je nach der Zahl, der Structur und der rhythmischen Bindung (Reim, Assonanz) der zur Verwendung kommenden

Verse. Es ist begreiflich, dass die romanische Poesie eine grosse Anzahl der möglichen Strophenvariationen praktisch verwerthet hat. Sehr beachtenswerth ist jedoch, dass weit mehr die Kunstdichtung, als die Volksdichtung die Ausbildung des Strophenbaues sich hat angelegen sein lassen, und ferner, dass vorwiegend nur die Kunstdichtung der Provenzalen und Italiener in dieser Hinsicht thätig gewesen ist, während die andern Völker sich vielfach mit der Entlehnung der von jener geschaffenen strophischen Kunstformen begnügt haben. Und zwar hat bis zur Renaissance die provenzalische, seitdem die italienische Poetik die leitende Stelle auf dem Gebiete des Strophenbaues eingenommen.

Der Schwerpunkt des romanischen Strophenbaues liegt in der kunstvollen, oft freilich auch gekünstelten Häufung und Verschlingung der Reime, bzw. in der Einschiebung einzelner reimloser Verse an bestimmten Stellen eines systematisch geordneten Complexes von Reimversen.

Auf eine Aufzählung und Charakteristik der romanischen Strophenformen kann hier, wie begreiflich, nicht eingegangen werden. Es genüge zu bemerken, dass unter allen Strophen die Canzonenstrophe die künstlerisch vollendeteste ist, dass sie aber freilich auch den äussersten Punkt bezeichnet, bis zu welchem die poetische Technik sich wagen darf und jenseits dessen die poetische Spielerei beginnt.

Die durch die Leichtigkeit des Reimens begünstigte Vorliebe für kunstvollen Strophenbau ist für die romanische Lyrik verhängnissvoll geworden, indem sie das formale Element nachtheilig hat in den Vordergrund treten lassen unter Schädigung des Gedankeninhaltes und der Wärme des Gefühlsausdruckes.

5. In mehrstrophigen Dichtungen können die einzelnen Strophen entweder rhythmisch unverbunden an einander gereiht oder mittelst des Reimes oder mittelst der Wiederholung eines bestimmten Verses, z. B. des Schlussverses, mit einander verkettet werden. Die engste Strophenverbindung wird dadurch bewirkt, dass einzelne oder gar alle Verse der einen Strophe erst in der nächstfolgenden ihre Reimentsprechung finden. Die einfachste, aber gerade deshalb vielleicht wirksamste derartige Strophe ist die terza rima (*ababcbcdc* u. s. w.);

kunstvoller sind die Sonettstrophen; die in technischer Hinsicht höchste und geradezu erstaunliche Weise der Strophenverbindung aber zeigt die Sestine, in welcher die einzelnen Verse von sechs sechszeiligen Strophen und einer dreizeiligen Schlussstrophe nicht bloss durch den Reim, sondern auch durch die Gleichheit der in bestimmter Folge wiederkehrenden Reimworte zu einem grossen rhythmischen Ganzen verbunden sind. Gerade aber bei der Betrachtung einer so wunderbaren Leistung poetischer Technik begreift man, warum die provenzalische und die italienische Lyrik nach kurzer Blüthe in öden Formalismus versank. — In der volksthümlichen Lyrik der Romanen ist die Bindung der Strophen durch den Refrain von jeher beliebt gewesen, und mehr und mehr hat auch die Kunstlyrik diese ebenso einfache wie wirksame Verkettungsweise sich zu eigen gemacht.

6. In der Regel werden nur gleichartige Strophen zu einer Dichtung verbunden. Ausnahmen sind jedoch nicht selten. In der mittelalterlichen Lyrik war es beliebt, längere Dichtungen (Canzonen u. dgl.) mit einer Endstrophe geringeren Umfanges, als die übrigen, abzuschliessen (das sogenannte »Geleit«).

7. Rhythmische Bindung ganzer Gedichte findet sich — abgesehen von dem Verhältnisse der Parodien und Travestien zu den Originalien — nur auf dem Gebiete der Sonettdichtung. Es hat nämlich die Beantwortung eines Widmungssonettes unter Beibehaltung der gleichen Reime zu erfolgen.

§ 7. Die Entwickelung der rhythmischen Form im Romanischen. Die Entwickelung der rhythmischen Form im Romanischen ist innerhalb der einzelnen romanischen Litteraturgebiete eine zu verschiedene gewesen, als dass ein über das Allgemeinste hinausgehender geschichtlicher Ueberblick möglich wäre. Es müssen daher folgende kurze Bemerkungen genügen:

1. Die romanische Rhythmik ist die Weiterentwickelung der volks-, bzw. christlich-lateinischen Rhythmik: von dieser hat sie das Princip der Accentuation, das Princip der Silbenzählung und die (facultative) Anwendung des Reimes übernommen. Abgewichen aber von der spätlateinischen Rhyth-

mik ist die romanische insofern, als sie die einformige Structur der gleichartigen Verse mit der vielformigen vertauscht hat.

2. In Litteraturen, in denen eine nationale Epik sich entwickelt hat, wie namentlich in der altfranzösischen und spanischen, ist die Assonanz die üblichste Art der epischen Versverbindung gewesen; die im späteren Mittelalter erfolgte Verdrängung der Assonanz aus dem französischen Epos durch den Vollreim ist ein Symptom des Verfalles der volksthümlichen und des Emporkommens der höfischen, kunstmässigen Epik.

3. Während des Mittelalters (bis zum Emporkommen der Renaissancebildung) ward die Rhythmik, vorzugsweise die lyrische, besonders von den Provenzalen gepflegt und in Bezug auf Reim und Strophenbau bis zur höchsten Feinheit entwickelt. Die von den Provenzalen aufgestellten Normen wurden auch für die französische, katalanische und italienische Lyrik massgebend, selbst auch die spanische und portugiesische Lyrik wurde durch die provenzalische beeinflusst. Die Provenzalen entwickelten zugleich die Theorie der Poetik, besonders des Reimes (Las rasos de trobar, las Leys d'amors).

4. Mit dem Emporkommen der Renaissancebildung übernahmen die Italiener die Hegemonie auf dem Gebiete der poetischen Technik. Mehrfache, von den Provenzalen zwar bereits gebrauchte, aber in ziemlich einfachem Zustande belassene Strophen- und Liederformen (Sonett, Canzone, Sestine etc.) wurden jetzt kunstvoll weiterentwickelt, andere (wie die terza rima, die ottava rima) zwar nicht erfunden, aber doch zuerst für bestimmte Dichtungsgattungen in vorwiegenden Gebrauch genommen. Die italienischen Strophen- und Liederformen wurden von den übrigen Romanen mehr oder weniger erfolgreich nachgebildet.

5. Die durch die Renaissance erweckte einseitige Begeisterung für das römisch-griechische [1]) Alterthum regte, namentlich im 16. Jahrhundert, zur Nachahmung antiker Metra an; die in dieser Richtung angestellten Versuche mussten jedoch misslingen. Nur die Anwendung des reimlosen Verses (verso sciolto) behauptete sich im italienischen Drama.

1) Es ist absichtlich »römisch-griechisch« und nicht »griechisch-römisch« gesagt worden, weil die römischen Elemente in der Renaissance weitaus die griechischen überwiegen.

6. Im 16. und mehr noch im 17. Jahrhundert wurde, besonders in Frankreich, die poetische Technik durch Theoretiker in kleinlich engherziger Weise normirt und damit eine pseudoklassische Rhythmik geschaffen, für welche namentlich Reimverbote, monotone Versstructuren und Nüchternheit des Strophenbaues charakteristisch sind.

7. Der mit Beginn des 19. Jahrhunderts sich entwickelnde Romanticismus versuchte, und theilweise mit Erfolg, die beengenden Bande, in welche der Pseudoklassicismus die romanische Rhythmik eingeschnürt hatte, zu lösen und zu einer freieren Natürlichkeit, Beweglichkeit und Originalität des Rhythmus hindurchzudringen. Die durch den Romanticismus angeregte rhythmische Reformbestrebung ist noch nicht abgeschlossen, ist in ihrem bisherigen Verlaufe oft auf verkehrte Bahnen gerathen, ist oft auch von dem durch die Macht der Gewohnheit starken Klassicismus zurückgedrängt worden, hat aber doch bereits das erfreuliche Ergebniss gehabt, dass die romanische Poesie von jugendlicher Frische durchdrungen worden ist, und dürfte in der Folge das noch erfreulichere Ergebniss haben, dass die Kunstpoesie der Volkspoesie sich wieder mehr nähert.

Die im Obigen gemachten kurzen Bemerkungen beziehen sich im Wesentlichen auf die Kunstdichtung und besitzen hinsichtlich der Volksdichtung nur eingeschränkte Geltung.

Die Rhythmik der Volksdichtung ist unberührt geblieben von all den Einflüssen, durch welche die Kunstdichtung zu einer übertriebenen und auf Irrwege führenden Ueberschätzung der formalen Technik hingedrängt worden ist. Die Rhythmik der Volksdichtung hat ferner den Zusammenhang mit dem Gesang und der Musik bewahrt, welchen die Kunstdichtung mehr und mehr aufgegeben hat, und endlich liebt die volksthümliche Rhythmik im Gegensatze zu der kunstmässigen, welche die Vielformigkeit in der Versstructur bevorzugt, die dem Verse leichtere Sangbarkeit verleihende Einformigkeit der Structur. Charakteristisch für die Volksdichtung sind also Natürlichkeit, Schlichtheit, Sangbarkeit; die beiden erstgenannten Begriffe dürfen freilich hier, wo es um romanische

Volksdichtung sich handelt, nicht im deutschen Sinne verstanden werden, denn die Reimfülle, deren das Romanische sich erfreut, gestattet ihm vielfach die ungezwungene Anwendung auch solcher Reimhäufungen und Reimverschlingungen, welche in reimarmen Sprachen (wie im Deutschen) nur auf kunstmässigem Wege und auch dann oft nur durch Künstelei hergestellt werden können. Daher besitzt auch die romanische Volkspoesie Liederformen, welche den Germanen als sehr kunstvoll erscheinen (wie z. B. das Ritornell), vom romanischen Standpunkte aus beurtheilt aber doch einfach und natürlich sind.

Die Folge der Vernachlässigung von Seiten der höher Gebildeten, unter welcher die romanische Volksdichtung seit dem Emporkommen der Renaissancebildung geschmachtet ist, ist, wie leicht begreiflich, eine gewisse Verwilderung derselben gewesen, indessen hat sich diese mehr auf den Gedankeninhalt und auf den sprachlichen Ausdruck, als auf die rhythmische Form erstreckt.

§ 8. Die nicht rhythmische (genauer: ungebunden rhythmische) Litteraturform.

1. Auch in der nicht rhythmischen (prosaischen) Rede wechseln lange und kurze, hochtonige und tieftonige Silben, aber der Wechsel ist an kein bestimmtes Gesetz, an keine bestimmte Folge gebunden und erzeugt demnach auch keinen rhythmischen Klang. Es ist jedoch zu beachten, dass, je höher der Schwung ist, zu welchem die Prosarede sich erhebt (z. B. in begeisterter Schilderung, in emphatischer Nachdrücklichkeit etc.), um so mehr auch, selbst ohne dass der Redende dies beabsichtigte, die Rede der rhythmischen Gliederung sich nähert. Möglich, dass auf diesen Gegenstand gerichtete Untersuchungen auch für das Romanische zur Erkenntniss bestimmter Gesetze führen würden, deren Vorhandensein sich gegenwärtig kaum erst ahnen lässt.

2. Im Romanischen ist die Scheidung zwischen der nichtrhythmischen und der rhythmischen Litteraturform weit weniger scharf, als z. B. im Lateinischen, Griechischen und Germanischen. Da nämlich aneinander gereihte gleichartige Verse im Romanischen nur in Bezug auf die festen Tonstellen und eventuell auf die Cäsur miteinander übereinstimmen, sonst

aber in ihrer Structur von einander abweichen, d. h. vielformig sind (vgl. oben § 5), so ergiebt sich daraus, dass die poetische Rede im Romanischen in nur beschränkter Weise einen regelmässigen Wechsel zwischen Hochton und Tiefton zeigt. Darin beruht es, wenigstens zum Theile [1], dass romanische Dichtungen rhythmischer Form den Nichtromanen leicht wie Prosa anmuthen, namentlich dann, wenn die Verse nicht durch den Reim gebunden sind (und eben darin ist wieder begründet, dass die Anwendung des Reimes, bzw. der Assonanz im Romanischen fast obligatorisch ist, vgl. oben § 5, Nr. 2).

Litteraturangaben. (Die auf die lateinische Metrik bezüglichen Litteraturangaben s. oben S. 415.) Die romanische Rhythmik hat bis jetzt eine zusammenfassende Behandlung noch nicht gefunden, was bei der Wichtigkeit des Gegenstandes und bei dem Interesse, welches er darbietet, ebenso verwunderlich wie beklagenswerth ist. Auf die romanische Rhythmik bezügliches Material, bzw. Untersuchungen einzelner Fragen bieten folgende Werke und Schriften: F. Wolf, Ueber die Lais, Sequenzen und Leiche. Ein Beitrag zur Geschichte der rhythmischen Formen und Singweisen der Volkslieder und der volksmässigen Kirchen- und Kunstlieder im Mittelalter. Heidelberg 1841 — W. Wackernagel, Altfranzösische Lieder und Leiche. Basel 1846 (enthält auf S. 165 ff. mehrere auf altfranzösische, provenzalische, altitalienische und altdeutsche Lyrik bezügliche vortreffliche Abhandlungen, in denen auch rhythmische Dinge besprochen werden) — K. Bartsch, Die lateinischen Sequenzen des Mittelalters in musikalischer und rhythmischer Beziehung. Rostock 1868. Die vorgenannten Werke sind wichtig für das Studium der kirchlich-lateinischen Poesie des Mittelalters, welche zu der volkssprachlichen, bzw. volksthümlichen in den engsten Beziehungen steht, der letzteren vielfach die rhythmischen Formen überliefert hat. Daher ist für die Erkenntniss der Entwickelung der romanischen Rhythmik das Studium der mittelalterlich lateinischen Sequenzen und Hymnen von grosser Wichtigkeit; Hülfsmittel für dies Studium sind: Mone, Die lateinischen Hymnen des Mittelalters. Freiburg i. B. 1853/55. 3 B. — Daniel, Thesaurus hymnologicus (s. oben S. 416) — Morel, Die lateinischen Hymnen des Mittelalters. Einsiedeln 1865 — Kehrein, Lateinische Sequenzen des Mittelalters. Mainz 1873 — E. du Méril, Poésies populaires latines antérieures au XIIe siècle, und Poésies populaires latines du moyen âge. Paris 1847 — Die Carmina burana hat herausgegeben Schmeller in Bd. XVI der Bibl. des Stuttgarter litterar. Vereins (1847) — W. Grimm, Zur Geschichte des Reims. Berlin 1852.

Scoppa, Les beautés poétiques de toutes les langues, considérées sous le rapport de l'accent et du rhythme. Paris 1816 (in diesem Werke wurde zum ersten Male ausgesprochen, dass die romanische Rhythmik auf dem

---

1) Zu einem anderen Theile beruht es auf dem analytischen Baue des Romanischen und auf seinem Mangel an nominalen Compositis.

Accentuationsprincipe beruhe) — F. Diez in: Die Poesie der Troubadours. Zwickau 1825. S. 84—121, und: Ueber den epischen Vers, in: Altromanische Sprachdenkmale. Bonn 1846. S. 75—132 — G. Paris, Lettre à M. Léon Gautier sur la versification latine rhythmique. Paris 1866 (vgl. oben S. 416) — Chiarini, I critici italiani e la metrica delle Odi barbare; Vorrede zur 2. Aufl. von Carducci's Odi barbare. Bologna 1878 (der bekannte italienische Dichter Carducci hat einen hoch interessanten Versuch gemacht, Oden in antikisirenden Metren zu dichten). — Auch für die allgemein romanische Rhythmik wichtig sind die speciell dem Französischen gewidmeten Werke: Ackermann, Traité de l'accent appliqué à la théorie de la versification. 2ième éd. Paris und Berlin 1843 — Quicherat, Traité de versification française. 2ième éd. Paris 1850 — Lubarsch, Französische Verslehre. Berlin 1879 — Tobler, Vom französischen Versbau alter und neuer Zeit. 2. Aufl. Berlin 1883; und namentlich Becq de Fouquières, Traité général de versification française. Paris 1879 (ein höchst geistvolles, an neuen Gesichtspunkten fast überreiches Buch). — Ueber Hülfsmittel zum Studium der speciell französischen, italienischen etc. Metrik s. Theil III.

Methodologische Bemerkung. Die Rhythmik ist noch eins der ergiebigsten Arbeitsfelder innerhalb der romanischen Philologie und zugleich ein Arbeitsfeld, welches, wenigstens in einzelnen Parzellen, zu bebauen auch Anfängern möglich ist. Wünschenswerth ist namentlich eine genaue Untersuchung der (Assonanzen, bzw. der) Reime in den altfranzösischen, provenzalischen, altitalienischen etc. Dichtungen, da die genaue Erkenntniss der Reimverhältnisse eines Gedichtes Folgerungen auf die Sprache, bzw. den Dialekt desselben ermöglicht, jedenfalls aber werthvolle Aufschlüsse über den betreffenden Lautbestand, namentlich den Vocalismus gewährt (weniger für den Consonantismus, da in Bezug auf diesen der Reim leichter, als bei Vocalen, durch Festhalten des Dichters an einmal überliefertem veralteten Brauche oder durch Rücksicht auf orthographische Uebereinstimmung der Reimworte beeinträchtigt worden sein kann); in Dichtungen, welche — wie z. B. das altfranzösische Rolandslied — nur in späteren Redaktionen erhalten sind, ist die ursprüngliche Sprachgestaltung oft nur aus den (Assonanzen, bzw. den) Reimen zu erkennen, weil diese weit zäher, als die innerhalb der Verse stehenden Worte, dem Versuche der Umsetzung in die spätere Sprachform trotzten. Die systematische Zusammenstellung der bei einem Dichter, bzw. in einer Dichtung oder einem Dichtungscomplexe sich findenden Reime ist sonach eine sehr verdienstliche Arbeit, selbst wenn damit weitergehende sprachliche, insbesondere lautliche Untersuchungen nicht verbunden werden; nur muss eben die Zusammenstellung systematisch und methodisch geschehen, am füglichsten wird man ausgehen von den lateinischen Lauten und Lautcomplexen, welche den entsprechenden romanischen zu Grunde liegen, wobei natürlich Quantität, Qualität und Stellung (ob in offener oder geschlossener Silbe u. dgl.) genau zu beachten ist; alphabetisch geordnete Reimlexika haben höchstens als Indices Werth. Als Muster einer Arbeit der angedeuteten Art kann die in methodischer Beziehung vortreffliche Unter-

suchung A. RAMBEAU's über die Assonanzen des Rolandsliedes (Halle 1878) gelten; die in dieser Monographie angewandte Methode ist selbstverständlich auch in Bezug auf Reimdichtungen anwendbar.

Nächst den Reimen bietet die Versstructur (Stellung der beweglichen Hebungen, z. B. im Alexandriner, Verhältniss der Zahl der Hebungen zur Zahl der Senkungen, Art der Cäsur u. dgl.) reichen Stoff zu statistischen Zusammenstellungen und sich daran anschliessenden Untersuchungen; derartige Arbeiten würden in gleicher Weise für die mittelalterlichen wie für die modernen Dichter erwünscht sein, unter den letzteren namentlich wieder für die Romantiker. Endlich ist ein interessanter Gegenstand der Untersuchung die syntaktische Construction der Verse innerhalb einzelner Dichtungen oder Dichtungsgattungen, wobei es etwa folgende Fragen zu beantworten gilt: welche syntaktische Bedeutung besitzt die Cäsur? ist der durch die Cäsur bewirkte Einschnitt in der Satzstructur vorwiegend stark oder schwach? welche Satztheile können durch die Cäsur von einander getrennt werden? welche syntaktische Bedeutung besitzt der Versschluss? in welchem Umfange ist das Enjambement gestattet? in welcher Weise wird das Enjambement gehandhabt? fördert oder beeinträchtigt die Anwendung des Enjambements die poetische Wirkung der betreffenden Dichtung?

Arbeiten, die in den angedeuteten Richtungen sich bewegen, sind verhältnissmässig leicht, wenigstens insofern, als sie sich auf die Statistik beschränken; schwieriger sind auf die Strophenformen und deren Entwickelung bezügliche Untersuchungen. Auszugehen haben wird man dabei in der Regel von den strophischen Formen der kirchlich-lateinischen Poesie (vgl. oben S. 416), deren Erzeugnisse uns einen freilich unvollkommenen Ersatz gewähren für den Mangel an (profanen) volkslateinischen Dichtungen. Eine schwierige, bis jetzt trotz aller Bemühungen nur unzulänglich gelöste Aufgabe ist auch die Bestimmung des Ursprunges der üblichen romanischen Versformen (des Zehnsilblers, des Elfsilblers, des sogenannten Alexandriners etc.), zumal da bei den längeren Versen (Langzeilen) die Annahme statthaft sein dürfte, dass die beiden durch die Cäsur geschiedenen Theile ursprünglich gesonderte Verse (Kurzzeilen) bildeten.

Wichtig ist selbstverständlich für die Untersuchung der Entstehung, Entwickelung und Beschaffenheit der rhythmischen Formen des Romanischen die Bestimmung des Alters der einzelnen besonders in Frage kommenden Dichtungen. Als die ältesten überhaupt erhaltenen romanischen Verse gelten die provenzalischen Refrainverse in einem dreistrophigen (aber unvollständig überlieferten) lateinischen Tage- oder Wächterliede, also einer sogenannten Alba[1]). Das älteste vollständig erhaltene romanische Gedicht ist das altfranzösische Eulalialied (10. Jahrhundert), dessen

1) Dies kleine Gedicht — überliefert in einer Handschrift aus den ersten Decennien des 10. Jahrhunderts (cod. Vat. Regin. 1462) und zuerst herausgegeben von J. SCHMIDT in Zeitschr. f. deutsche Philologie XII 333 — möge des eigenartigen Interesses wegen, welches es gewährt, hier mitgetheilt werden (die provenzalischen Verse sind gesperrt gedruckt):

rhythmische Form, obwohl wiederholt in scharfsinniger Weise untersucht, immer noch nicht genügend aufgehellt ist, jedenfalls aber nicht für volksthümlich gehalten werden darf. Dem Eulalialied ungefähr gleichaltrig dürfte das provenzalische Boëthiuslied sein; dass aber die romanische Dichtung, wenigstens in Frankreich, älter ist, als jene Denkmale, wird durch die Bezugnahme auf ein »carmen publicum juxta rusticitatem«, welches den Sieg des Merovingers Chlotar über die Sachsen verherrlicht, in der Vita des heil. Faro (Acta Sanctorum S. Benedicti, saec. II, S. 590) unzweifelhaft bezeugt (vgl. A. DARMESTETER, De Floovante vetustiore gallico poemate, S. 107). Möglich, dass ein aufmerksames Studium frühmittelalterlicher lateinischer Chroniken, Heiligenleben etc. noch weitere Spuren verlorener altromanischer Gedichte ergeben wird (man denke z. B. daran, dass in dem sogenannten Haager Fragment die lateinische Umdichtung einer untergegangenen chanson de geste noch erkennbar ist, vgl. G. PARIS, Histoire poétique de Charlemagne, S. 50 u. 465 ff.).

Eindringende Beschäftigung mit der romanischen Rhythmik dürfte voraussichtlich noch manche neue Resultate ergeben, wie z. B. eine umfassendere Anwendung der Allitteration erweisen, als sie bis jetzt angenommen werden kann.

Noch zwei Bemerkungen mögen hier Platz finden:

1. Die Rhythmik, namentlich diejenige der mittelalterlichen Dichtungen steht im engsten Zusammenhange mit der Musik. Zu tiefer eindringenden, also über blosses Sammeln und Ordnen statistischen Materiales hinausgehenden rhythmischen Studien ist demnach Vertrautheit mit der Theorie und Geschichte der Musik, vor Allem aber musikalisches Gehör erforderlich. Wer diese Eigenschaften nicht besitzt, der halte sich lieber von dem Versuche, selbständig auf dem Gebiete der Rhythmik zu arbeiten, fern, denn allzusehr droht ihm die Gefahr, an sich sehr Begreifliches nicht zu begreifen und sich in ganz unfruchtbaren Hypothesen zu verlieren.

Phebi claro nondum orto iubare
fert aurora lumen terris tenue
spiculator pigris clamat surgite
l a l b a p a r u m e t m a r a t r a s o l
p o y p a s a b i g i l m i r a c l a r t e n e b r a s
en incautos ostium insidie
torpentesque gliscunt intercipere
quos suadet preco clamat surgere
l a l b a p a r u m e t m a r a t r a s o l
p o y p a s a b i g i l m i r a c l a r t e n e b r a s
ab arcturo disgregatur aquilo
poli suos condunt astra radios
orienti tenditur septentrio
l a l b a p a r u m e t m a r a t r a s o l P o y p a s a b i g i l.

Den provenzalischen Refrain hat H. SUCHIER (a. a. O. p. 337) übersetzt: »Der Morgenschimmer zieht jenseits des feuchten Meeres die Sonne heran. Den Hügel überschreitet sie schielend. Sie erhellt das Dunkel!« — Die Annahme, dass die lateinischen Strophen Uebersetzung eines ursprünglich provenzalischen Textes seien, liegt verführerisch nahe, hat aber doch mehrfache Bedenken gegen sich.

2. Die Erkenntniss des rhythmischen Baues einer Dichtung ist ein wesentliches Mittel zur Erkenntniss des poetischen, bzw. des ästhetischen Werthes derselben.

Aus obiger Erörterung erhellt, welche Wichtigkeit die Rhythmik besitzt und in welch hervorragendem Masse dieselbe einen integrirenden Bestandtheil der Philologie bildet. Es ist demnach zu wünschen, dass die Rhythmik weniger, als bisher geschehen, vernachlässigt werde. Namentlich sollten die Studierenden der romanischen Philologie es nicht verabsäumen, sich möglichst gründliche Kenntnisse in dieser Disciplin zu erwerben. Noch vor wenigen Jahren fehlte es, namentlich für das Französische, vielfach an geeigneten Hülfsmitteln, jetzt sind dieselben vorhanden (vgl. oben S. 437).

Viertes Buch.

Die Litteraturcomplexe.

§ 1. Begriff der Litteraturcomplexe.

1. Jede Litteratur setzt sich zusammen aus einer grösseren oder geringeren — meist aber sehr bedeutenden, ja geradezu unübersehbaren — Anzahl einzelner Litteraturwerke. Ein jedes dieser Litteraturwerke ist in irgendwelchen Beziehungen oder doch in irgend einer, sei es auch noch so untergeordneten, Beziehung originell und besitzt eben deshalb ein Anrecht darauf, als ein individuales Geisteserzeugniss betrachtet und gewürdigt zu werden. Andrerseits aber hat jedes Litteraturwerk, auch wenn es nicht bloss in einer oder in einzelnen, sondern selbst in vielen Beziehungen originell ist, doch irgendwelche Eigenschaften mit andern Litteraturwerken gemein, steht also mit diesen in einem bestimmten Zusammenhange. Der Fall, dass ein Litteraturwerk völlig und allseitig originell sei und folglich innerhalb der Litteratur eine nach allen Richtungen hin isolirte Stellung einnehme, ist allerdings theoretisch denkbar, praktisch aber dürfte ein Beispiel seiner Verwirklichung nicht nachzuweisen sein, wenigstens nicht innerhalb der romanischen Litteratur. Denn selbst ein so vielseitig originelles Werk, wie etwa DANTE's Divina Commedia, ist doch mit zahlreichen sowohl ihr vorausgegangenen wie ihr nachfolgenden Dichtungen durch mannigfache Gemeinsamkeiten und Aehnlichkeiten eng verbunden, so dass man sie zwar sehr wohl mit dem höchstragenden Gipfel eines Gebirgszuges, aber keineswegs mit einem alleinstehenden, von keinen Nachbarhöhen umgebenen Berge vergleichen darf.

2. Durch irgend welche Beziehungen mit einander verbundene Litteraturwerke bilden einen Litteraturcomplex. Da die Beziehungen, durch welche Litteraturwerke mit einander verbunden werden, sehr verschiedener Art sein können, so

sind auch sehr verschiedene Arten von Litteraturcomplexen denkbar, und es ergiebt sich daraus, dass die zu einer Litteratur gehörigen Litteraturwerke in sehr verschiedener Weise eingetheilt werden können.

3. Die Beziehungen, durch welche Litteraturwerke mit einander verbunden werden, können namentlich sein:

A. Aeussere Beziehungen. Diese können betreffen: a) Den Verfasser; denn es können einzelne Werke α) denselben Verfasser haben, β) zwar verschiedene, aber einander durch irgendwelche Beziehungen (Freundschaft, engere Glaubensgenossenschaft, Zugehörigkeit zu derselben politischen Partei, Gemeinsamkeit der litterarischen Bestrebungen etc.) nahe stehende Verfasser haben. — b) Die Abfassungszeit, denn es können einzelne Werke α) in derselben Zeit (z. B. in einem besonders wichtigen, litterarisch erregten Jahre), β) innerhalb derselben Litteraturperiode verfasst worden sein. — c) Den Abfassungsort, denn es können einzelne Werke α) innerhalb derselben Räumlichkeit (z. B. desselben Klosters), oder doch β) innerhalb desselben räumlichen Bezirkes (derselben Stadt, Landschaft) verfasst worden sein.

[Hiernach ergeben sich Autorlitteraturcomplexe, chronologische Litteraturcomplexe und locale Litteraturcomplexe. Die beiden letzteren können, wenn es sich um einen längeren Zeitraum (z. B. das Mittelalter), oder um ein weites, oder doch um ein dialektisch abgegrenztes Gebiet (z. B. um die spanische Landschaft Galicien) handelt, als selbständige Litteraturen aufgefasst werden. Ein Autorlitteraturcomplex, d. h. also die Gesammtheit der von einem Autor, z. B. von Victor Hugo, verfassten Werke, lässt sich unter Umständen wieder nach chronologischen oder topologischen Gesichtspunkten in kleinere Complexe zerlegen, z. B. Werke der Jugend, des reifen Mannesalters, des Greisenalters u. dgl.; in der Heimath verfasste Werke, in der Verbannung verfasste Werke u. dgl.]

B. Formale Beziehungen. Die Form eines Litteraturwerkes ist eine dreifache, nämlich:

a) Die sachliche: α) Werke ohne künstlerische Composition, β) Werke mit künstlerischer Composition.

b) Die sprachliche: α) in sachlicher Redeform, β) in ästhetischer Redeform abgefasste Werke.

c) Die rhythmische: α) in gebundener, β) in ungebundener rhythmischer Form abgefasste Werke.

Näheres hierüber sehe man Theil I, S. 75 ff.

Nach ihrer rhythmischen Form theilen sich die zu einer Litteratur gehörigen Werke in zwei grosse Complexe, die Prosalitteratur und die rhythmisch gebundene Litteratur (Verslitteratur). Das Quantitätsverhältniss, in welchem beide Complexe zu einander stehen, ist für die betreffende Gesammtlitteratur charakteristisch. Innerhalb der Verslitteratur lassen sich nach den gebrauchten Vers- und Strophenformen wieder kleinere Complexe unterscheiden (z. B. Canzonen-, Sonett-, Madrigallitteratur

etc.); weniger ausführbar ist innerhalb der Prosalitteratur eine Unterscheidung von Einzelcomplexen nach den Stylgattungen.

Für die Form eines Litteraturwerkes von grosser Bedeutung ist das Verhältniss, in welches der Verfasser desselben sich zu dem Publikum stellt. In Bezug hierauf sind namentlich folgende Fälle denkbar:

a) Der Verfasser richtet sein Werk, wenigstens zunächst, thatsächlich oder doch scheinbar an eine (bzw. an mehrere) einzelne bestimmte Persönlichkeit(en), giebt also dem Werke die Briefform.

b) Der Verfasser richtet sein, wenigstens zunächst, nur für den mündlichen Vortrag bestimmtes Werk an eine bestimmte Zuhörerschaft, mit der Absicht, auf das Urtheil und den Willen derselben einzuwirken. Das Werk erhält dadurch die Form der Rede.

c) Der Verfasser hat bei der Abfassung seines Werkes keine bestimmte Persönlichkeiten noch eine bestimmte Zuhörerschaft im Auge, sondern wendet sich an das Publikum überhaupt.

C. Innere Beziehungen. Dieselben können betreffen:

a) Die Tendenz; vgl. hierüber Theil I, S. 65 ff.

b) Die innere Anlage (Composition), hierbei kommt in Betracht:

α) Die Beschaffenheit des Stoffes (ob entlehnt oder frei erfunden; ob erhaben oder gewöhnlich; ob volksthümlich oder gelehrt etc.).

β) Die Gruppirung des Stoffes.

γ) Das Verhältniss des Verfassers zum Stoffe (ob objektiv oder subjektiv; im letzteren Falle, ob sympathisch, ironisch, humoristisch etc.).

c) Den aus den im Vorausgehenden genannten Beziehungen sich ergebenden ästhetischen Werth.

4. Ordnet man die Litteraturwerke nach den zwischen ihnen bestehenden inneren Beziehungen, so bilden die daraus sich ergebenden Litteraturcomplexe zugleich Litteraturgattungen.

§ 2. Die Litteraturgattungen.

1. Jede reicher entwickelte Litteratur umfasst — auch wenn, wie im Folgenden geschehen soll, der Begriff »Litteratur« in dem Theil I, S. 73 angegebenen beschränkten Sinne verstanden wird — eine solche Vielheit verschiedenartiger Werke, dass eine vollständig durchgreifende und allen Ansprüchen genügende Eintheilung derselben in Kategorien unmöglich ist, sondern in Bezug auf gar manches Werk die Möglichkeit zugestanden werden muss, dass es mehreren Kategorien zugleich angehöre oder auch, dass es vermöge seiner Eigenart überhaupt der Einordnung in eine bestimmte Kategorie widerstrebe. Das Letztere dürfte z. B. von Dante's Divina Commedia gelten. Indessen Fälle, dass ein Litteratur-

werk der Eingliederung in eine Hauptkategorie sich nicht fügt, sind im Allgemeinen doch nur sehr vereinzelt nachweisbar; häufiger kommt es vor, dass man zwar über die Hauptkategorie, welcher ein Werk beizuzählen sei, nicht in Zweifel sein, wohl aber keine der gewöhnlich unterschiedenen Unterkategorien für zu seiner Aufnahme geeignet erachten kann. So dürfte es sich z. B. mit MOLIÈRE's »Misanthrope« verhalten, ein Drama, auf welches weder die Definition der Tragödie, noch die der Komödie, noch auch die der Tragikomödie recht anwendbar ist.

Jede Eintheilung der Litteraturwerke in bestimmte Gattungen ist demnach nur ein Nothbehelf. Gleichwohl ist eine solche Eintheilung unerlässlich, da ohne sie die wissenschaftlich kritische Ueberschau über irgend ein Litteraturgebiet völlig unmöglich ist; die chronologische Aneinanderreihung der zu einer Litteratur gehörigen Werke ist allerdings sehr nöthig und nützlich, aber, weil rein äusserlich, nicht ausreichend.

2. Im Folgenden möge nachstehende Eintheilung der Litteraturwerke in Kategorien — wie selbstverständlich mit ausschliesslicher Berücksichtigung der in der romanischen Litteratur sich findenden Gattungen — aufgestellt werden. (Der Begriff »Litteratur« ist in dem Theil I, S. 73 angegebenen engeren Sinne aufgefasst worden.)

A. *Wissenschaftliche Werke* (dieselben sind mit wenigen Ausnahmen in rhythmisch ungebundener, d. h. prosaischer Redeform abgefasst).

Unterabtheilungen:

1. Nach der Beschaffenheit des Stoffes[1]).

a) Philosophische Werke.

b) Theologische Werke.

c) Naturwissenschaftliche Werke:

α) Beschreibend naturwissenschaftliche (zoologische etc.) Werke.

β) Physikalische Werke.

γ) Astronomische Werke.

δ) Chemische Werke.

ε) Medicinische Werke.

1) Ausser den hier genannten Klassen sind selbstverständlich noch andere vorhanden, z. B. rechtswissenschaftliche Werke; sie wurden nicht aufgezählt, weil derartige Werke nur ausnahmsweise der Litteratur im engeren Sinne angehören. Einige an sich aufstellbare Klassen lassen sich füglich unter eine der genannten subsumiren (z. B. die kunsthistorischen Werke unter die culturhistorischen).

d) Historische Werke:
α) Politisch-historische Werke. (Für die Abfassung derartiger Werke ist im Mittelalter oft die rhythmisch gebundene Form gebraucht worden [die Rheimchronik]).
β) Kirchlich-historische Werke.
γ) Culturhistorische Werke.
δ) Litterarhistorische Werke.
ε) Sprachhistorische Werke.

e) Geographische Werke:
α) Politisch-geographische Werke.
β) Physisch-geographische Werke.
γ) Cultur-geographische Werke (wie z. B. die Schriften V. v. HEHN's).

2. Nach dem Umfange des Stoffes.

a) Werke, welche einen einfachen Stoff, d. h. einen einzelnen Gegenstand (z. B. die Geschichte einer einzelnen Stadt) behandeln (Monographien).

b) Werke, welche einen complexen Stoff (z. B. die Geschichte eines ganzen Volkes) behandeln.

Anmerkung. Die historischen Werke gliedern sich nach dem Umfange des behandelten Stoffes in: α) universalhistorische, β) nationalhistorische, γ) localhistorische, δ) socialhistorische, ε) familienhistorische, ζ) individualhistorische, η) ereignisshistorische, ϑ) sachhistorische Werke, d. h. α) Weltgeschichte, β) Volksgeschichte, γ) Ortsgeschichte, δ) Gesellschaftsgeschichte (z. B. Geschichte einzelner Bevölkerungsklassen, einzelner Vereine u. dgl.), ε) Geschlechtsgeschichte (z. B. die Geschichte eines adeligen Geschlechtes, einer Schriftstellerdynastie u. dgl.), ζ) Biographie, η) Geschichte von einzelnen Kriegen, Friedensschlüssen u. dgl., ϑ) Geschichte eines einzelnen Bauwerkes, eines Gemäldes u. dgl.

Analoge Unterscheidungen lassen sich hinsichtlich der geographischen Werke machen. (Eine besondere Gattung geographischer Werke bilden die Phantasie-Reisebeschreibungen, sei es satirischer, sei es phantastischer Tendenz, wie z. B. von SWIFT, JULES VERNE u. A.)

3. Nach der Behandlung des Stoffes:

a) Beschreibende, bzw. darstellende Werke (für die Abfassung beschreibender, namentlich naturbeschreibender Werke ist oft die rhythmisch gebundene Form gebraucht worden [das Schilderungsgedicht, z. B. THOMSON's »Seasons«, vgl. die Anmerkung zu B. I]).

b) Erzählende Werke.

c) Untersuchende Werke (mit der Untersuchung kann sich die Polemik gegen die Behauptungen Anderer verbinden; untersuchende Werke sind meist auch kritische Werke).

d) Beurtheilende (kritische) Werke (mit der Kritik verbindet sich meist die sachliche, oft auch die persönliche Polemik; überwiegt in der Kritik die satirische Tendenz, so entsteht die Satire; Satiren sind oft in rhythmisch gebundener Rede abgefasst).

e) Unmittelbar lehrhafte Werke (z. B. Anweisungen zur Dichtkunst, zum Landbau; lehrhafte Werke sind häufig in Briefform, häufig auch in rhythmisch gebundener Rede abgefasst [das Lehrgedicht]).

4. Nach der Form der Behandlung des Stoffes (vgl. oben § 1, S. 443).

a) Der Verfasser richtet sein Werk an keine bestimmte(n) Person(en), sondern wendet sich an das gebildete, bzw. fachwissenschaftlich gebildete Publikum überhaupt: die Abhandlung [1]), das Buch.

b) Der Verfasser richtet sein, zunächst für den mündlichen Vortrag berechnetes, Werk an ein bestimmtes Publikum: der Vortrag, die Rede.

Anmerkung. Die Reden[2]) zerfallen nach der Beschaffenheit des in ihnen behandelten Stoffes in folgende Klassen:

I. Reden, welche religiöse Stoffe behandeln (Predigten, Homilien).

α) Sonntags- und Feiertagspredigten über die für diese Tage vorgeschriebenen Bibeltexte.

β) Gelegenheitspredigten (Casualpredigten), d. h. aus besonderen Anlässen (z. B. bei Leichenbegängnissen, Siegesfeiern etc.) gehaltene Predigten. Zu den Gelegenheitspredigten sind auch die Busspredigten zu rechnen. Für Predigten ist im Mittelalter nicht selten die rhythmisch gebundene Redeform gebraucht worden (Reimpredigt).

II. Reden, welche profane Stoffe behandeln.

α) Reden lehrhafter, bzw. unterhaltend-lehrhafter Tendenz über wissenschaftliche Themata (wissenschaftliche, bzw. populärwissenschaftliche Vorträge).

β) Reden, welche Rechtsfragen behandeln (Gerichtsreden; hier sind wieder besonders zu unterscheiden Anklage- und Vertheidigungsreden).

γ) Reden, welche politische Fragen behandeln (Parlamentsreden u. dgl.).

δ) Reden, welche das Leben, bzw. den Charakter und die Thaten einer bestimmten Persönlichkeit behandeln. Die Tendenz derartiger Reden ist entweder die Verherrlichung oder aber die Herabsetzung der betreffenden Persönlichkeit, darnach unterscheidet man Lobreden (Panegyriken) und Schimpfreden (Invectiven).

ε) Reden, welche aus Anlass besonderer Vorkommnisse des öffentlichen oder privaten Lebens gehalten werden, profane Gelegenheitsreden (z. B. Begrüssungs-, Abschiedsreden, Trinksprüche u. dgl.).

---

1) Eine besondere Art der Abhandlung ist das Essay, d. h. der Versuch, ein wissenschaftliches Thema in wissenschaftlichem Sinne, aber mit Fernhaltung alles gelehrten Apparates in knapper, klarer und anziehender Form zu behandeln.

2) Die Einreihung der »Reden« unter die Kategorie der »wissenschaftlichen Werke« mag vielleicht auf den ersten Blick befremden, bei näherer Erwägung wird man aber wohl erkennen, dass sie sachlich gerechtfertigt ist.

c) Der Verfasser richtet sein Werk, wenigstens zunächst und vorgeblich, an eine oder mehrere bestimmte Person(en): der Brief. Für den Brief, namentlich für den Brief satirischer Tendenz, ist oft die rhythmisch gebundene Redeform gebraucht worden (die Epistel). — Ueber den Dialog vgl. unten B. II.

B. *Poetische Werke.*

I. Epische Dichtungen[1].

[Die epische Dichtung erzählt und beschreibt, wendet sich vorzugsweise an die Phantasie und an den Verstand der Hörer, bzw. der Leser, vermag Gefühle und Stimmungen wohl zu erzeugen und anzuregen, bringt aber solche nicht unmittelbar zum Ausdruck. Der epische Dichter steht seinem Stoffe objektiv gegenüber und vermeidet es, seine Subjektivität hervortreten zu lassen. Die epische Dichtung ist plastisch, malerisch, in Werken grösseren Umfanges selbst architektonisch zu nennen; sie hat innige Beziehungen zu den bildenden Künsten. Ein grosses Epos lässt sich vergleichen mit einer reichgegliederten, mit Statuen, Reliefs, Gemälden, Mosaiken etc. geschmückten Säulenhalle. — Für die Abfassung der epischen Dichtungen kann ebensowohl die rhythmisch ungebundene (prosaische) wie die rhythmisch gebundene Redeform gebraucht werden; im Mittelalter war das Letztere, seit der Renaissance ist das Erstere das Uebliche.]

Unterabtheilungen:

a) Nach der Tendenz:

α) Epische Dichtungen, deren Tendenz blosse Unterhaltung, bzw. Belustigung ist: der Schwank, die Anekdote, die Humoreske, der humoristische Roman, das burleske Epos u. dgl., der Abenteuerroman. — Die auf Unterhaltung gerichtete Tendenz kann ausarten in das Streben nach Erzeugung einer spannenden, nervösen Aufregung: Der Sensationsroman (Geisterroman, Criminalroman, Spuknovelle, Räubergeschichte u. dgl.). Vgl. auch unten ζ).

β) Epische Dichtungen, deren Tendenz kritisch-satirisch ist: hierher können die unter α) genannten Dichtungen gehören, wenn sie eben neben der unterhaltenden auch eine kritisch-satirische Tendenz verfolgen (wie z. B. SCARRON's Roman comique); ausserdem können hierher gehören: das Thierepos, der Roman, die Parodie, die Travestie etc.

γ) Epische Dichtungen, deren Tendenz lehrhaft ist: die Fabel, die

---

1) Nicht zu den epischen Werken gehören die Lehrgedichte (wie z. B. VIRGIL's Georgica oder HORAZ' Ars poetica) und die Schilderungsdichtungen (wie etwa Dichtungen, welche die Reize des Frühlings, die Schönheit der Alpen u. dgl. schildern). Dieselben müssen vielmehr, da das Lehren und die (wenn auch poetisch eingekleidete) systematische Schilderung ein wissenschaftlicher Process ist, zu den wissenschaftlichen Werken gerechnet werden. Ueberhaupt ist es nicht rathsam, die didaktische Poesie als eine besondere Gattung aufzufassen. Am gerechtfertigsten würde dies noch in Bezug auf Fabel, Parabel u. dgl. sein, aber diese Dichtungen sind doch bezüglich ihrer Composition episch, und folglich ist ihre Subsumirung unter das Epos durchaus statthaft.

Parabel, das Räthsel, die moralisirende allegorische Dichtung, der Moralroman.

δ) Epische Dichtung, deren Tendenz auf Hebung des religiösen Gefühles gerichtet ist: Evangelienharmonien, poetische Bearbeitungen biblischer Bücher, bzw. biblischer Erzählungen, Heiligenlegenden u. dgl.

ε) Epische Dichtungen, deren Tendenz auf Hebung des nationalen Gefühles gerichtet ist: das die Thaten volksthümlicher Helden verherrlichende Nationalepos, der patriotische Roman etc.

ζ) Epische Dichtungen, deren Tendenz auf Erzeugung sentimentaler Rührung berechnet ist: der sentimentale Roman u. dgl.

Anmerkung. Nach ihrer Tendenz lassen sich, unter Zugrundelegung eines anderen Gesichtspunktes, die epischen Dichtungen auch eintheilen in 1) idealistische, 2) realistische, 3) naturalistische. Die idealistische Dichtung verklärt und verschönt die nüchterne Wirklichkeit (man denke z. B. an die Schäferromane!); die realistische Dichtung will das wirkliche Leben schildern, wie es ist, mit allen seinen Licht- und Schattenseiten (so z. B. A. Daudet in seinen bessern Romanen); die naturalistische Dichtung schildert mit Vorliebe die Nachtseiten des Lebens, die Verkommenheit und Gemeinheit der Menschennatur (so z. B. E. Zola in seinen Romanen, Daudet, in der »Sapho«).

b) Nach der Beschaffenheit des Stoffes:

α) Epische Dichtungen, welche einen religiösen Stoff behandeln:

1. Epische Dichtungen, welche heidnisch-religiöse Stoffe behandeln: mythische Dichtungen, Göttersagen etc.

2. Epische Dichtungen, welche christlich-, bzw. jüdisch-religiöse Stoffe behandeln: Evangelienharmonien, poetische Bearbeitungen biblischer Erzählungen, Heiligenlegenden etc.

(NB. Dichtungen, welche muhammedanisch-religiöse Stoffe behandeln, fehlen in der romanischen Litteratur.)

[3. Epische Dichtungen, welche Stoffe des volksthümlichen Geister-, Feeen-, Zauber-, Gespenster- und Aberglaubens behandeln: das volksthümliche Mährchen u. dgl.]

β) Epische Dichtungen, welche einen profanen Stoff behandeln; der Stoff kann entlehnt sein:

1. Der Sage, und zwar wieder dem nationalen oder einem fremdnationalen (z. B. dem antiken, dem orientalischen) Sagenkreise: die chansons de geste, die Cid-Romanzen u. dgl.

2. Der (poetisch ausgeschmückten, nationalen oder fremdnationalen) Geschichte: historische Epen (wie z. B. Petrarca's Africa, Ronsard's Franciade, Voltaire's Henriade etc.), der historische Roman, die historische Novelle. NB. Versificirte Geschichtserzählungen (wie z. B. die Chronique des ducs de Normandie von Benoît) gehören nicht zu den epischen Dichtungen, sondern zu den wissenschaftlichen Werken.

3. Dem socialen Leben im weitesten Sinne des Wortes; im Einzelnen kommen hier wieder die verschiedenen Arten des socialen Lebens in Betracht, z. B. das höfische, das ritterliche, bzw. das aristokratische,

das grossbürgerliche, das kleinbürgerliche, das bäuerliche Leben, das Leben bestimmter Berufsklassen (der Beamten, der Gelehrten, der Soldaten, der Schiffer, der Jäger, der Bedienten etc. etc.), das Leben der Räuber, der Verbrecher etc. — Unter den epischen Dichtungsarten ist es vorzugsweise der Roman, welcher das sociale Leben sich zum Vorwurfe nimmt (nach dem speciellen Thema unterscheidet man wieder z. B. den höfischen, den ritterlich-galanten, den Salon-, den bürgerlichen, den Schäfer-, den Beamten-, den See-, den Colonial- etc. Roman). Nächst dem Roman behandelt die Novelle mit Vorliebe sociale Themata, namentlich auch das bäuerliche Leben (die Dorfgeschichte). Unter den epischen Dichtungen, für welche vorzugsweise die rhythmisch gebundene Redeform angewandt wird, ist das Idyll (Bukolikon) die einzige, welche Stoffe des socialen, und zwar des ländlichen und kleinbürgerlichen Lebens behandelt, oft freilich nur in staffagenhafter Weise.

4. Dem Leben der Thiere: die Fabel, das Thierepos.

γ) Epische Dichtungen, welche einen frei erfundenen Stoff behandeln: das Kunstmährchen (wie z. B. diejenigen ANDERSEN's), phantastische Novellen (wie z. B. die Spuknovellen E. TH. A. HOFFMANN's); die allegorischen Epen.

[Die angeführten Gattungen können auch mit einander gemischt, es können z. B. in einem Epos religiöse, historische und frei erfundene Stoffe mit einander verbunden werden (man denke z. B. an TASSO's Gerusalemme liberata).]

Anmerkung. Mit der Eintheilung der epischen Dichtungen nach der Beschaffenheit des behandelten Stoffes lässt sich verbinden die Eintheilung nach der Beschaffenheit der in den einzelnen Dichtungen die Heldenrollen spielenden Persönlichkeiten. Hiernach würden etwa zu unterscheiden sein: 1) epische Dichtungen, deren Helden übermenschliche Wesen sind (Gott, Christus, Engel, Teufel, verklärte und verdammte Seelen — die heidnischen Götter und Heroen — die nach dem Volksglauben, bzw. Aberglauben existirenden übermenschlichen Wesen: Zauberer, Sibyllen, Hexen, Elfen, Nixen, Kobolde, Alraunen etc. etc.); 2) epische Dichtungen, deren Helden Menschen sind (hier sind natürlich zahlreiche Variationen denkbar, deren Aufzählung zwecklos sein würde); 3) epische Dichtungen, deren Helden allegorische Wesen sind; 4) epische Dichtungen, deren Helden Thiere sind (Fabel, Thierepos); denkbar ist auch, dass belebt gedachten Pflanzen oder irgend welchen Dingen die Heldenrolle zugetheilt wird (man denke z. B. an ANDERSEN's Bleisoldaten!). Ausser den genannten giebt es Mischgattungen, z. B. epische Dichtungen, deren Helden theils Götter, theils Menschen sind; im Epos des klassischen Alterthums, sowie im Epos der Renaissance ist solche Mischung das Uebliche.

c) Nach dem Umfange des Stoffes:

α) Epische Dichtungen, welche einen einfachen Stoff behandeln: die Anekdote, der Schwank, das Lais, die Verserzählung (das Epyll), die Novellette und Novelle (vgl. auch die Anmerkung).

β) Epische Dichtungen, welche einen complexen Stoff behandeln: das gross angelegte Epos (die Epopöe), in welchem die Haupthandlung durch Episoden unterbrochen wird; der Roman.

Anmerkung. Nur in bedingtem Sinne können den einfache Stoffe behandelnden epischen Dichtungen beigezählt werden die Ballade und Romanze: nur der Stoff derselben ist episch, die Behandlung des Stoffes dagegen mehr oder weniger lyrisch. Vgl. unten S. 453 u.

d) Nach der angewandten rhythmischen Redeform:

α) Epische Dichtungen rhythmisch gebundener Form. Die Anwendung der rhythmisch gebundenen Form ist bei der epischen Dichtung die Regel; nur der Schwank und die Anekdote, der Roman und die Novelle bevorzugen seit dem Ausgang des Mittelalters entschieden die Prosa, deren Gebrauch auch für Fabel und Parabel sehr üblich ist.

β) Epische Dichtungen rhythmisch ungebundener Form; vgl. das unter α) Bemerkte.

γ) Epische Dichtungen theils rhythmisch gebundener, theils rhythmisch ungebundener Form, wie z. B. die altfranzösische Chante-fable »Aucassin et Nicolete«.

II. Dramatische Dichtungen.

[Die dramatische Dichtung berührt sich mit dem Epos darin, dass auch sie, wie dieses, von irgend welchen Persönlichkeiten vollbrachte Thaten behandelt, aber sie unterscheidet sich von dem Epos scharf dadurch, dass sie die Handlungen nicht erzählt, sondern darstellt, und dass sie den Gang der Handlung nicht durch Beschreibungen und Schilderungen unterbricht. Die Personen des Drama's sind in beständiger sprechender und handelnder Bewegung. Zur vollen Wirkung gelangt das Drama erst durch die scenische Aufführung, und für diese also muss es geeignet sein, wenn es seinem Endzwecke entsprechen soll. Sogenannte »Lesedramen« sind zwar in grosser Anzahl verfasst worden, müssen aber bei aller Anerkennung des poetischen Gehaltes, den viele von ihnen besitzen, doch als eine unorganische Abart des Drama's betrachtet werden. Der dramatische Dichter besitzt, obwohl er mit seiner Persönlichkeit nicht unmittelbar hervortreten darf, doch grössere Gelegenheit, als der epische, seine Subjektivität zum Ausdruck zu bringen, da er die Charaktere schärfer und vielseitiger zeichnen muss, als dies für das Epos erforderlich ist, und dadurch die Möglichkeit erhält, denselben Züge seiner eigenen Individualität mitzutheilen. — Für die dramatische Dichtung kann sowohl die rhythmisch ungebundene wie die rhythmisch gebundene Redeform gebraucht werden, doch wird die letztere bevorzugt. — NB. Nicht zur dramatischen Dichtung, sondern zu den wissenschaftlichen Werken gehören Dialoge und sonstige Gespräche, in denen irgend welche philosophische, theologische etc. Probleme erörtert werden.]

Unterabtheilungen:

a) Nach der Tendenz:

α) Dramatische Dichtungen, deren Tendenz blosse Unterhaltung, bzw. Belustigung ist: der dramatische Schwank, die Farce, die Posse, das Vaude-

ville, das gewöhnliche, auf bloss komischen Effekt berechnete Lustspiel. — Die Tendenz nach Unterhaltung kann ausarten in das Streben nach Erzeugung einer spannenden nervösen Aufregung: das Sensationsdrama (Gespenstertragödie, Criminaldrama u. dgl.) (vgl. auch η)).

β) Dramatische Dichtungen, deren Tendenz kritisch-satirisch ist: die Sittenkomödie (wie z. B. die bedeutenderen Lustspiele AUGIER's; allenfalls lassen sich auch MOLIÈRE's Misanthrope und Tartuffe hierher rechnen); mit der satirischen Tendenz kann sich eine direkt polemische verbinden (wie z. B. in SARDOU's Rabagas).

γ) Dramatische Dichtungen, deren Tendenz lehrhaft ist: die Moralitäten, die dramatisirten Sprüchwörter, moralisirende allegorische Dramen u. dgl.

δ) Dramatische Dichtungen, deren Tendenz auf Hebung des religiösen Gefühles gerichtet ist: das Mystère, das Mirakelspiel, das religiöse Drama im engeren Sinne (wie z. B. CORNEILLE's Polyeucte).

ε) Dramatische Dichtungen, deren Tendenz auf Hebung des nationalen Gefühles gerichtet ist: das vaterländische Drama.

ζ) Dramatische Dichtungen, deren Tendenz auf die Erzeugung der Erkenntniss von der Bedingtheit und Nichtigkeit des menschlichen Daseins und dessen Abhängigkeit von höherer Gewalt gerichtet ist: die Tragödie, insbesondere die Schicksalstragödie.

η) Dramatische Dichtungen, deren Tendenz auf die Erzeugung von sentimentaler Rührung gerichtet ist: das Rührdrama (comédie larmoyante).

Anmerkung. Wie die epischen Dichtungen, lassen auch die dramatischen sich eintheilen in Dichtungen idealistischer und in Dichtungen realistischer, bzw. naturalistischer Tendenz.

b) Nach der Beschaffenheit des Stoffes:

α) Dramatische Dichtungen, welche einen religiösen Stoff behandeln.

1. Dramatische Dichtungen, welche biblische Stoffe behandeln: die Mysterien.

2. Dramatische Dichtungen, welche legendarische Stoffe behandeln: die Mirakelspiele, vgl. auch oben a) δ).

3. Dramatische Dichtungen, welche heidnisch-religiöse Stoffe behandeln, fehlen in der romanischen Litteratur. Die in der Renaissance- und Rococozeit sehr beliebten mythologischen Dramen entbehren jeder religiösen Tendenz.

4. Dramatische Dichtungen, welche Gegenstände des volksthümlichen Gespenster-, Geister-, Zauber- und sonstigen Aberglaubens behandeln: die Zauberposse, das Gespensterdrama u. dgl.

β) Dramatische Dichtungen, welche einen profanen Stoff behandeln. Der Stoff kann entlehnt sein:

1. Der Sage, und zwar wieder dem nationalen oder einem fremdnationalen Sagenkreise, z. B. einerseits GUILLEM's DE CASTRO Las Mocedades del Cid, BORNIER's Fille de Roland etc., andrerseits RACINE's Iphigénie, Andromaque, BORNIER's Les noces d'Attila.

2. Der (poetisch ausgeschmückten nationalen oder fremdnationalen) Geschichte: das historische Drama.

3. Dem socialen Leben: die Sittenkomödie. Hier steht dem Drama dieselbe Fülle vielartiger Stoffe zur Verfügung, wie dem Epos (vgl. oben I. b) β) 3).

4. Dem Leben der Thiere: die Thierkomödie oder Fabelkomödie (Beispiele dafür fehlen in der romanischen Litteratur; in der antiken Litteratur lassen sich ARISTOPHANES' »Frösche« und »Vögel« wenigstens hinsichtlich der Masken des Chors als Thierkomödien bezeichnen).

γ) Dramatische Dichtungen, welche einen frei erfundenen Stoff behandeln, wie z. B. GOZZI's Turandot.

Anmerkung. Mit der Eintheilung der dramatischen Dichtungen nach der Beschaffenheit des behandelten Stoffes lässt sich verbinden die Eintheilung nach der Beschaffenheit der die Heldenrollen spielenden Persönlichkeiten. Darnach sind dieselben Klassen zu unterscheiden, wie sie bezüglich des Epos oben S. 449 angegeben worden sind.

c) Nach dem Umfange des Stoffes:

α) Dramatische Dichtungen, welche einen einfachen Stoff behandeln: der dramatisirte Schwank, die Farce, das dramatisirte Sprüchwort u. dgl.

β) Dramatische Dichtungen, welche einen complexen Stoff behandeln: die ausgeführte Tragödie und Komödie.

d) Nach der Art der Verwickelung und der Lösung der Handlung.

α) Die Verwickelung sowohl als auch die Lösung sind tragisch: die Tragödie.

β) Die Verwickelung sowohl als auch die Lösung sind komisch: die Komödie. (Unterabtheilungen der Komödie sind wieder die »Intriguenkomödie«, die »Charakterkomödie«, die »Sittenkomödie«. — Eine eigenartige Gattung ist die »commedia dell' arte«, d. i. die bloss skizzirte Komödie, welche erst bei der Aufführung durch Improvisation vervollständigt wird).

γ) Die Verwickelung ist tragisch, aber die Lösung ist (nicht komisch, jedoch) versöhnend: die Tragikomödie (z. B. CORNEILLE's Cid); verfolgt die Tragikomödie die Tendenz, Rührung zu erzeugen, so wird sie als Rührdrama (comédie larmoyante) bezeichnet, namentlich wenn die Handlung in bürgerlichen Kreisen spielt.

δ) Die Verwickelung ist komisch, aber die Lösung tragisch. Ein vollkommen zutreffendes Beispiel für diese an sich denkbare Gattung des Drama's fehlt in der romanischen Litteratur; ein wenigstens ungefähr zutreffendes ist MOLIÈRE's Don Juan.

e) Nach der Beschaffenheit der Zeit und des Ortes der Handlung.

α) Die Handlung spielt innerhalb eines idealen Tages und an einem und demselben Orte sich ab (Zeit- und Ortseinheit): das klassische Drama.

β) Die Handlung ist in Bezug auf Zeit und Ort unbeschränkt: das romantische Drama.

f) Nach der Redeform.

α) Das Drama ist in rhythmisch ungebundener (prosaischer) Redeform abgefasst.

β) Das Drama ist in rhythmisch gebundener Redeform abgefasst (hier sind wieder zu unterscheiden Dramen in Reimversen und Dramen in reimlosen Versen).

γ) Das Drama ist theils (und meist vorwiegend) in rhythmisch gebundener, theils in rhythmisch ungebundener Redeform abgefasst.

III. Lyrische Dichtungen.

[Die Lyrik ist die Dichtung des Gefühls, der Subjektivität; sie bringt Stimmungen zum Ausdruck und will Stimmungen erzeugen. Der lyrische Dichter spricht sein eigenstes persönliches Empfinden, Wünschen, Hoffen, Verzagen etc. aus; auch wenn er erzählt und beschreibt, thut er es nie objektiv, sondern stets von dem Standpunkte seiner Subjektivität aus. — Die lyrische Dichtung bedient sich, mit vereinzelten Ausnahmen[1]), der rhythmisch gebundenen Redeform].

Unterabtheilungen:

a) Nach Inhalt und Tendenz.

α) Sensuell lyrische Dichtungen: Trinklieder, Tanzlieder (Ballaten), Lieder der Liebeslust, Lieder der Lebensfreude u. dgl. Auch das Hirtenlied gehört, insofern es Liebeslied ist, hierher.

β) Sentimental lyrische Dichtungen: Elegien, Lieder der Liebessehnsucht und der Liebesklage, Todtengesänge u. dgl.

γ) Pathetisch lyrische Dichtungen: Oden und Hymnen profanen Inhaltes, Vaterlandslieder, Siegeslieder etc.

δ) Asketisch lyrische Dichtungen: Psalmen, Oden und Hymnen religiösen Inhaltes, Gesangbuchslieder.

[ε) Kritisch-satirisch lyrische Dichtungen: das Epigramm. Es kann jedoch die Zugehörigkeit des Epigramms zur lyrischen Dichtung mit gutem Grunde bestritten werden, dafür aber muss der ausgeprägt subjektive Charakter des Epigramms geltend gemacht werden. Will man das Epigramm von der Lyrik ausschliessen, so bleibt kaum etwas Anderes übrig, als es den kritisch-wissenschaftlichen Werken beizuzählen].

Die Ballade und die Romanze gehören hinsichtlich ihres Stoffes der Epik, hinsichtlich der Behandlung des Stoffes aber der Lyrik an, sie sind episch-lyrische Dichtungen. Epische und lyrische Elemente vereinigen sich auch in dem Pastourelle, insofern in demselben eine allerdings sehr einfache und schablonenhafte Erzählung gleichsam zum Text genommen und derselbe lyrisch commentirt wird. — Eine Mischung dramatischer und lyrischer Elemente zeigt das Streitlied (Tenzone).

b) Nach der Redeform:

α) Lyrische Dichtungen rhythmisch ungebundener (prosaischer) Rede-

---

1) Z. B. die hebräischen Psalmen, obwohl auch für diese neuerdings von Bickell die rhythmisch gebundene Form behauptet worden ist.

form. Innerhalb der romanischen Litteratur dürfte sich ein Beispiel für diese Gattung nicht nachweisen lassen.

β) Lyrische Dichtungen rhythmisch gebundener Redeform. Lyrische Dichtungen dieser Gattungen sind (mit häufiger Ausnahme der Elegien) meist strophisch gegliedert. Nach der Beschaffenheit der strophischen Gliederung ergeben sich zahlreiche Klassen der lyrischen Dichtungen (Hauptklassen: Lieder, deren Strophenzahl unbestimmt ist — Lieder, deren Strophenzahl bestimmt ist, wie im Sonett, in der Sestine, im Triolet etc.). Die nähere Bestimmung und Unterscheidung der einzelnen Klassen ist Aufgabe der Rhythmik.

Litteraturangaben. Ueber die Kategorien der Litteraturwerke handeln die Lehrbücher der Poetik, wie z. B. R. v. Gottschall, Deutsche Poetik. 3. Aufl. Leipzig 1878 — E. Kleinpaul, Poetik. Die Lehre von den Formen und Gattungen der deutschen Dichtkunst. 6. Aufl. Barmen 1868 (seitdem aber wieder in neueren Auflagen erschienen). Freilich genügen diese Bücher nur sehr mässigen Ansprüchen, ermangeln der Originalität und Tiefe der Auffassung. Es wäre eine würdige Aufgabe, einmal ein wirklich wissenschaftliches und methodisches Lehrbuch der Poetik zu schreiben. Insbesondere thut es in Bezug auf die Poetik der modernen Völker, deren rhythmisches Grundprincip der Accent ist, dringend Noth, dass einmal mit manchen veralteten, aus der griechisch-römischen Poetik herübergenommenen Theorien gebrochen werde.

Sehr lehrreich und sogar nothwendig ist für den Romanisten, um das richtige Verständniss des (Pseudo)klassicismus zu erlangen, das Studium der Poetik des Aristoteles (Deutsche Uebersetzung mit Commentar von A. Stahr. Stuttgart 1860), der Ars poetica des Horaz und der Art poétique des Boileau.

Die zu einer Litteratur gehörigen Litteraturwerke lassen sich auch noch nach andern Gesichtspunkten, als den oben angegebenen, zu Litteraturcomplexen zusammenfassen, so lassen sich z. B. unterscheiden:

A. Originalwerke — abgeleitete Werke — nachgeahmte Werke — Uebersetzungen.

B. Allgemein verständliche Werke — nur den höher Gebildeten verständliche Werke — nur mit Hülfe eines Commentars verständliche Werke.

Und so würden sich noch weitere Eintheilungen durchführen lassen (z. B. nach der Beschaffenheit des Styles u. dgl.), ohne dass dies jedoch sonderlichen Zweck und Nutzen hätte.

Im gewöhnlichen Leben fasst man unter dem Namen »Belletristik« (eigentlich Bellettristik, weil von belles lettres) oder »schöner Litteratur« diejenigen Litteraturwerke zusammen,

deren Lecture geistige Anstrengung nicht erfordert und folglich nicht als Studium, sondern nur als ein Mittel der Unterhaltung und als Zeitvertreib aufgefasst werden kann. Wissenschaftlich ist aber der Begriff »Belletristik« unbrauchbar, da das Urtheil darüber, ob ein Litteraturwerk als »belletristisch« zu betrachten sei, nicht von dessen innerer Beschaffenheit, sondern von dem Bildungsgrade, der Denkfähigkeit und selbst der zufälligen Stimmung des einzelnen Lesers abhängt, z. B. für den wissenschaftlich Gebildeten sind Bücher (wie etwa populär geschriebene Geschichtswerke) »belletristisch«, während dem nur elementar Gebildeten derartige Lecture ernstes Studium sein kann; in Perioden geistiger Abspannung liest auch der Hochgebildete Dichterwerke, die eindringenden Studiums würdig sind, lediglich der Unterhaltung wegen, betrachtet sie also als zur Belletristik gehörig u. dgl. Am ehesten ist der Begriff »Belletristik« noch haltbar in Bezug auf die in Unterhaltungszeitschriften gewöhnlichen Schlages und im Feuilleton der politischen Tagesblätter niederen Ranges erscheinenden, meist sehr untermässigen Dichtungen, pseudowissenschaftlichen Aufsätze und sonstiges derartiges im besten Falle werthloses, im schlimmsten Falle gemeingefährliches Geschreibsel.

§ 3. Die Litteraturströmungen.

1. Die Litteratur eines Volkes bildet einen integrirenden und wichtigen Bestandtheil der Gesammtcultur desselben. Die Gestaltung und Erscheinungsform der Gesammtcultur eines Volkes oder einer Völkergruppe aber sind stetem Wechsel unterworfen, da sie abhängig sind von der stetig vor- oder zurückschreitenden physischen, psychischen, religiösen, ethischen, politischen und socialen Entwickelung des betreffenden Volkes, bzw. der betreffenden Völker.

2. An den Wandelungen der Gesammtcultur nimmt nothwendigerweise auch die Litteratur Theil und zeigt folglich in den verschiedenen Culturperioden, welche die betreffende(n) Nation(en) durchmisst (durchmessen), verschiedene Gestaltung und verschiedene Erscheinungsform, oder, mit anderen Worten, in jeder Culturperiode wird die Litteratur — ebenso wie die bildende Kunst, die Rechtsform, das Staatsleben etc. etc. — von einer bestimmten Strömung der Anschauungen und Ideale beherrscht, welche ihre Quellen in dem innersten See-

lenleben des betreffenden Volkes (der betreffenden Völker) hat. Wie man von einander sich ablösenden Baustylen (z. B. Romanisch, Gothisch, Renaissance etc.) spricht, so könnte man auch von Litteraturstylen sprechen, und es würde dieser Ausdruck um so berechtigter sein, als zwischen den gleichzeitigen Erscheinungsformen der bildenden Kunst und denen der Litteratur (redenden Kunst) innere Beziehungen und augenfällige Analogien bestehen. Indessen scheint die Bezeichnung »Litteraturströmungen« den Vorzug zu verdienen, da sie darauf hindeutet, dass die Erscheinungsformen der Litteratur in stetem Flusse begriffen sind und nur in beschränkter Weise von der Betrachtung erfasst zu werden vermögen.

3. Zwei Hauptarten der Litteraturströmungen sind zu unterscheiden: die eine bezieht sich auf die Art des litterarischen Schaffens, die andere auf den Gedankeninhalt des litterarisch Geschaffenen; die erstere kann man, so lange bessere termini technici nicht gefunden sind, die formale, die letztere die materiale Litteraturströmung nennen[1].

4. Die Litteraturströmungen machen sich vorwiegend, obwohl keineswegs ausschliesslich, auf dem Gebiete der poetischen Litteratur geltend; die wissenschaftliche Litteratur wird weniger von den Wandelungen der Anschauungen und des Geschmackes berührt, als die poetische, weil sie in ihrem Schaffen fester, als diese, an allgemein gültige logische Gesetze gebunden ist.

5. Die formale Litteraturströmung kann naiv oder reflectirend[2]) sein. Ist sie naiv, so schaffen die Dichter

---

1) Neben den formalen Litteraturströmungen laufen einher und stehen in innigster Beziehung zu ihnen die Stylströmungen (auch bei diesen kann man unterscheiden die naive und die reflectirende Strömung, die erstere theilt sich wieder in die roh naive und die künstlerisch naive, die letztere in die Strömung des künstlerisch harmonischen und in die des künstlerisch unharmonischen, weil überladenen Styles; für den letzteren existiren die termini technici: Marinismus [Italien], Gongorismus und Cultorismus [Spanien], pretiöser Styl [Frankreich], Euphuismus [England]).

2) Die hier und schon oben in der Anmerkung gebrauchte Bezeichnung »reflectirend« ist in der Anwendung auf »Litteraturströmung«, bzw. »Stylströmung« selbstverständlich eigentlich unzulässig, und statt ihrer sollte »reflexiv« gebraucht oder »reflectionell« gebildet werden; man wird aber leicht begreifen, weshalb sowohl »reflexiv« wie »reflectionell« vermieden worden ist.

unbekümmert um jede poetische Theorie, nur den Eingebungen ihres eigenen Kunstgefühles und den Geschmacksneigungen ihrer Volks- und Zeitgenossen folgend. Ist dagegen die Litteraturströmung reflectirend, so ist das poetische Schaffen an bestimmte, zum Theil auf gelehrtem Wege aufgestellte Theorien gebunden, die unbewusste Kunst wird dadurch zur bewussten.

Die Volksdichtung ist immer naiv, die Kunstdichtung immer reflectirend (vgl. oben S. 359 ff.).

6. Die materiale Litteraturströmung kann mystisch oder rationalistisch sein (auch diese termini technici mögen, bis bessere gefunden, als einstweilige Nothbehelfe hingenommen werden). Ist sie mystisch, so streben die Dichter (und Schriftsteller) darnach, in möglichstem Umfange ihre Werke mit wirklich oder vermeintlich tiefsinnigem Gedankeninhalte, mit mystischen Anschauungen und Empfindungen zu erfüllen, diesen innern Gedankenkern aber dem oberflächlichen Blicke kunstvoll zu verhüllen; dementsprechend suchen dann auch Hörer und Leser in den Litteraturwerken hinter dem offen zu Tage liegenden Sinne noch einen verborgenen, tieferen Sinn. Ist die Litteraturströmung rationalistisch, so streben die Dichter (und Schriftsteller) nach klarer Verständigkeit und Verständlichkeit, auf verborgenen Tiefsinn völlig verzichtend; dementsprechend suchen dann Hörer und Leser aus den Litteraturwerken nicht mehr Mysterien herauszugeheimnissen, sondern unmittelbar geistige Erhebung und Aufklärung zu gewinnen.

Ueber Klassicismus und Romanticismus vgl. unten § 4, Nr. 15 und 16.

§ 4. Litteraturcomplexe und Litteraturströmungen in der romanischen Litteratur.

1. Die romanische Litteratur gliedert sich in so viele einzelne Nationallitteraturen, als es romanische Völker und Sprachen giebt. Jede dieser Einzellitteraturen hat eine eigenartige Entwickelung gehabt. Eine zusammenfassende Betrachtung und Würdigung derselben ist demnach nur in sehr beschränktem Umfange möglich.

2. Unter den romanischen Litteraturen ist, Alles in Allem erwogen, die französische die bedeutendste sowohl in Hinsicht

auf Fülle, Vielseitigkeit und Werth ihrer Erzeugnisse, als auch in Hinsicht auf ihr Alter und auf den Verlauf ihrer Entwickelung, welcher, soweit in derartigen Dingen von einer Norm die Rede sein kann, normal und geradezu typisch genannt werden darf. Besondere Bedeutung kommt der altfranzösischen Litteratur zu, in welcher der mittelalterliche Geist seinen vollsten Ausdruck gefunden und welche bestimmend auf die Litteraturen des gesammten Abendlandes eingewirkt hat. Nächst der französischen darf die italienische Litteratur die höchste Bedeutung in Anspruch nehmen, denn sie hat zuerst den Ideen der Renaissance Ausdruck verliehen und hat dadurch eine Bewegung eingeleitet, welche alle westeuropäischen Litteraturen in neue Bahnen lenkte. Nicht die gleiche, aber immerhin doch eine hohe Bedeutung kommt der spanischen Litteratur zu, aber freilich war ihre Blüthe von kurz vorübergehender Dauer. Einseitig, aber in der Einseitigkeit bedeutend, hat die altprovenzalische Litteratur sich entwickelt; die neuprovenzalische Litteratur, mit der mittelalterlichen nur durch schwache Fäden verbunden und zum Theil eine künstliche Neuschöpfung, ist zu jung, als dass über ihren Werth sich bereits ein zusammenfassendes Urtheil abgeben liesse, doch darf die Anerkennung ihr nicht versagt werden, dass sie einzelne Erzeugnisse von relativ hoher Bedeutung aufzuweisen hat. Die katalanische Litteratur hat im Wesentlichen die Schicksale der provenzalischen getheilt. Das Rätoromanische besitzt nur die elementaren Anfänge einer Litteratur und darf schon aus äusseren Gründen eine bedeutendere Entwickelung derselben nicht erhoffen. Dagegen wird voraussichtlich der gegenwärtig auch erst in den Anfängen stehenden rumänischen Litteratur eine grosse Zukunft beschieden sein, vorausgesetzt, dass politische Ereignisse die Entwickelung des inselartig im slavischen Völkermeere wohnenden rumänischen Volkes nicht behindern.

3. In der französischen Litteratur haben alle Gattungen erfolgreiche Pflege gefunden, doch freilich in verschiedenem Masse. In der mittelalterlichen Litteratur Frankreichs nimmt das Epos (zuerst das volksthümliche, dann das höfische, endlich das allegorische) die erste Stelle ein, sodann das Drama; wenig bedeutend ist die Lyrik; die Prosalitteratur ist wäh-

rend des Mittelalters, dessen Wissenschaft die lateinische Sprache fast ausschliesslich brauchte, über Anfänge nicht hinausgekommen, indessen ist wenigstens auf dem Gebiete der Geschichtschreibung einzelnes Bedeutende geleistet worden (VILLEHARDOUIN; JOINVILLE; der Uebersetzer des Guillaume de Tyr; FROISSARD). Im Neufranzösischen liegt das Schwergewicht, soweit die poetische Litteratur in Frage kommt, im Drama und im Roman; für das Epos haben die Franzosen der Neuzeit (wie überhaupt die modernen Völker) die Zeugungsfähigkeit verloren; die lyrische Dichtung besitzt zwar einzelne sehr hervorragende Vertreter, ist aber doch im Allgemeinen von nur untergeordneter Bedeutung, wenigstens bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts (A. CHENIER), denn seitdem hat sie allerdings einen höchst beachtenswerthen Aufschwung genommen, der sie zuweilen (in V. HUGO's Dichtungen) zu den höchsten Höhen emporgeführt hat. Eine so hohe Bedeutung der neufranzösischen rhythmischen Litteratur auch zukommt, so wird man dennoch der Prosalitteratur eine ungleich höhere zuerkennen müssen, denn diese ist nicht nur vielseitig entwickelt und formenvollendet, sondern auch Trägerin eines Gedankeninhaltes, durch welchen eine Fülle befruchtenden Samens auf den Boden der europäischen Cultur ausgestreut worden ist.

4. Italien entbehrt, genau genommen, der mittelalterlichen Litteratur; DANTE darf zwar, weil er in der Divina Commedia das gesammte Glauben und Wissen des Mittelalters poetisch zusammengefasst und künstlerisch verklärt hat, der grösste mittelalterliche Dichter heissen, aber er steht doch dem Mittelalter schon rückschauend und selbst kritisch gegenüber, und in seinem Wesen und in seinem Dichten sind manche Elemente enthalten, die modern genannt werden müssen. Abgesehen aber von DANTE's Dichtungen, sind die mittelalterlichen Litteraturwerke Italiens herzlich unbedeutend: Nachdichtungen altfranzösischer chansons de geste, Nachdichtungen provenzalischer Minnelieder, anekdotenhafte Novellen, rudimentäre Chroniken etc. — das ist Alles; es sind Sprach- und Culturdenkmale, nicht Litteraturwerke. Die italienische Litteratur ist erst von PETRARCA und BOCCACCIO geschaffen worden, also von den Begründern der Renaissance, und trug folglich von ihrem Anbeginn an modernen Charakter. Die Gat-

tungen, welchen sie vorzugsweise Pflege zugewandt hat, sind die Lyrik, das kunstmässige Epos, die Novellistik und das wissenschaftliche Essay. Das Drama hat nur sehr kümmerliche Blüthen getrieben. Wie der specifisch italienischen Renaissancecultur überhaupt, so war auch ihrer Litteratur nur eine kurze Blüthendauer beschieden: um die Mitte des 16. Jahrhunderts begann ihr rasch vorschreitender Verfall, der mit ihrer traurigen Verknöcherung in geschmacklos manierirten Rococoformen endete. Dann folgte die verderbliche Einwirkung des französischen Pseudoklassicismus. Erst seit den letzten Decennien des 18. Jahrhunderts raffte die italienische Litteratur wieder zu grösserer Selbständigkeit sich empor, und Dank der Begabung einzelner hervorragender Dichter (Manzoni, Leopardi, Giusti) hat sie auf's Neue einen ehrenvollen Platz unter den Litteraturen Europa's sich errungen, wenn auch freilich dieser Platz mit dem nicht zu vergleichen ist, den sie einst eingenommen. Die in der neuitalienischen Litteratur vorzugsweise angebauten Gebiete sind die Lyrik, die Satire und namentlich der Roman; leider will es aber scheinen, als wenn seit etwa drei Jahrzehenden die italienische poetische Litteratur wieder im Sinken begriffen sei, wenigstens halten die Werke auch der renommirtesten zeitgenössischen Romandichter Italiens, wie etwa Verga's, Farina's, de Amicis', den Vergleich mit entsprechenden Werken etwa der französischen, englischen, deutschen (selbst auch der russischen) Litteratur nicht aus; und noch misslicher steht es mit dem Drama. Dagegen ist die wissenschaftliche Litteratur in erfreulichstem Aufblühen begriffen, mehr freilich in Bezug auf die wissenschaftliche Methode, als in Bezug auf die Kunst der Darstellung; unter den wissenschaftlichen Gebieten erfreuen sich Philosophie und Litteraturgeschichte sichtlicher Bevorzugung.

5. Der Schwerpunkt der mittelalterlich spanischen Litteratur liegt in dem volksthümlichen Epos. Es ist jedoch die spanische Epik über das Einzellied und den Liedercyklus (Romanze, Romanzencyklus) nicht hinausgekommen, ist nicht, wie die altfranzösische, zur Schaffung der organischen, einheitlich geschlossenen Epopöe vorgeschritten. Die klassisch spanische Litteratur, welche ungefähr von Mitte des 16. bis

zum Ausgang des 17. Jahrhunderts blühte, hat vorzugsweise auf dem Gebiete des religiösen Dramas, der Intriguenkomödie und in mehreren Gattungen des Romans (satirischer Roman, Schäferroman, Sittenroman) Grosses geschaffen, in der Lyrik wenigstens manches Schöne hervorgebracht und auch mehrere wissenschaftliche Prosawerke von klassischer Bedeutung erzeugt, in letzterer Beziehung freilich anderen Litteraturen erheblich nachstehend. Der Blüthe der spanischen Litteratur folgte eine Periode des tiefen Verfalles und der sclavischen Abhängigkeit von französischem Einflusse. Erst seit einigen Jahrzehnten hat eine Wiedererhebung der gesunkenen Litteratur begonnen, und wenigstens einzelne bedeutsame und originale Dichterwerke, namentlich Romane (F. Caballero) und Dramen (J. E. Hartzenbusch, J. Zorrilla) sind erschienen; hervorgehoben kann noch werden, dass das moderne Spanien in Castelar u. A. bedeutende Redner besitzt.

6. Von einer portugiesischen Litteratur kann erst nach Mitte des 13. Jahrhunderts die Rede sein. Die damals am Hofe des Königs Diniz emporblühende Poesie bewegte sich jedoch ganz in den von den Provenzalen vorgezeichneten Bahnen, entbehrt also der Volksthümlichkeit, der Originalität und der Vielseitigkeit. Der politische Aufschwung Portugals im Zeitalter der Entdeckungen hatte auch einen Aufschwung der Litteratur zur Folge, indessen hat doch dieses goldene Zeitalter nur einen Dichter, Luiz de Camõens, hervorgebracht, der als Lyriker und Epiker eine universallitterarische Bedeutung besitzt, und selbst in Bezug auf ihn muss als Einschränkung geltend gemacht werden, dass er durch und durch Renaissancedichter war, der in der Technik die Alten und die Italiener als seine Vorbilder verehrte, in der Nachahmung oft auf tiefere Originalität verzichtete und nicht selten in Manierirtheit und Reimspielerei sich verlor. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts ist die portugiesische Litteratur zu nahezu völliger Bedeutungslosigkeit herabgesunken[1]). In Bezug auf die Gegenwart ist aber wenigstens das Eine rühmend anzuer-

1) Doch muss bemerkt werden, dass in Brasilien eine beachtenswerthe und vieles Schöne enthaltende Poesie emporgeblüht ist, vgl. F. Wolf, Le Brésil littéraire, hist. de la litt. brés., suivie d'un choix de morceaux tirés des meilleurs auteurs brés. Berlin 1863.

kennen, dass die philologisch-historischen Wissenschaften in Portugal einige hervorragende Vertreter besitzen (Braga, Coelho).

7. Die altprovenzalische Litteratur hat ganz einseitig die Lyrik gepflegt und nur in dieser Grosses hervorgebracht. Verhältnissmässig unbedeutend ist die altprovenzalische Epik, absolut unbedeutend das Drama; eine ästhetisch werthvolle Prosalitteratur fehlt gänzlich. In der neuprovenzalischen Litteratur, welche trotz Mistral's und Jansemin's Leistungen doch über die Bedeutung einer Dialektpoesie noch nicht hinausgekommen ist, sind die Lyrik und das Idyll vorzugsweise angebaut worden. — Das über die provenzalische Litteratur Bemerkte gilt im Wesentlichen auch von der katalanischen Litteratur, nur muss hinsichtlich letzterer hinzugefügt werden, dass sie eine reicher entwickelte Prosa besitzt, als die provenzalische.

8. Das Schriftthum der Rätoromanen setzt sich vorwiegend aus Werken asketischer Tendenz (Bibelübersetzungen, Katechismen, Heiligenleben, Reformationsgeschichten u. dgl.) zusammen, dazu treten einige lyrische Dichtungen untergeordneten Ranges, einige rudimentäre Dramen und endlich Uebersetzungen.

9. Die rumänische Litteratur, wenn man überhaupt von einer solchen sprechen darf, besteht vorwiegend einerseits aus Volkspoesien, andrerseits aus Uebersetzungen, bzw. Nachahmungen fremdnationaler (namentlich französischer und deutscher) Werke.

10. Die romanische Litteratur, bzw. Dichtung des Mittelalters ist hinsichtlich der poetischen Technik — mit einer gleich anzugebenden Einschränkung — durchaus naiv, an keine theoretischen Regeln und Gesetze sich bindend, nicht im Mindesten auf Nachahmung der Antike bedacht. Daher haben die mittelalterlichen Litteraturwerke in ihrer Composition oft etwas Formloses, ja Ungefüges und Ungeheuerliches an sich (man denke z. B. an so manche endlose chansons de geste, an die ungegliederten Collektivmysterien u. dgl.) und können geläuterten ästhetischen Ansprüchen nicht genügen; andrerseits aber entzücken die besseren unter ihnen durch ihre Frische, unverfälschte Natürlichkeit und durch die Unmittelbarkeit der in ihnen zum Ausdruck gelangenden Empfindungen.

Dass übrigens hinsichtlich der Naivetät Abstufungen bestehen, ist selbstverständlich. Namentlich ist auf den Abstand zwischen der volksthümlichen und der höfischen Epik hinzuweisen. Auch die letztere ist noch naiv, aber ihre Dichter gehen doch mit grösserer Berechnung und Planmässigkeit zu Werke, verstehen sich besser auf die Erzielung beabsichtigter poetischer Effecte, als die volksthümlichen Epiker. Aehnliches gilt von den Verfassern der allegorisch-epischen Dichtungen, welche letzteren ja überhaupt ihres mehr oder weniger gelehrten Charakters wegen einen Uebergang von der mittelalterlichen Epik zur Epik der Renaissance darstellen.

So kunstlos aber die mittelalterliche Litteratur in Bezug auf die eigentlich poetische Technik auch ist, so kunstvoll ist sie in Bezug auf die rhythmische Form. Hinsichtlich dieser erscheint sie streng an Regeln und Gesetze gebunden, zum Theil an solche, die in dem Sprachgeiste und in dem Sprachklange durchaus begründet waren, zum Theil aber auch an solche, welche nur auf subjektiver Willkür und conventioneller Uebereinkunft beruhten. War beispielsweise die Scheidung von Vocalen ungleicher Qualität (ǫ und ọ, ę und ẹ u. dgl.) in Assonanz und Reim völlig berechtigt, so waren andrerseits die, namentlich im Provenzalischen beliebten, Erschwerungen des Reims und die künstlichen strophischen Verschlingungen der Reimverse eine rein kunstmässige Spielerei, das Ergebniss einer auf die Form bezüglichen Reflexion.

11. In materialer Beziehung (vgl. oben § 3, Nr. 3 u. 6) wird die mittelalterliche Litteratur von der mystischen Tendenz beherrscht, nur die Volksepen, wie die chansons de geste, entziehen sich bis zu einem gewissen Grade, aber keineswegs gänzlich dem Einflusse derselben. Die mittelalterliche Dichtung ist Trägerin der christlich-mystischen Weltanschauung und Gedankenrichtung, von welcher jene Zeit erfüllt war. Poesie und religiöser Glaube standen damals in den engsten und innigsten Beziehungen zu einander: die erstere diente zum Ausdruck des letzteren, und der letztere verlieh der ersteren Inhalt und Tiefe. Gewiss ist es statthaft, dies Verhältniss als ein ideales zu betrachten, andrerseits aber muss doch darauf hingewiesen werden, dass durch dasselbe die Poesie zu gefährlicher Einseitigkeit hingedrängt wurde; und wenn

die mittelalterliche Dichtung sich so rasch ausgelebt hat, so ist dies zu einem grossen Theile gewiss in ihrer Abhängigkeit von der kirchlichen Form begründet, welche das Mittelalter dem Christenthume gegeben hatte, deren Bestand aber durch das Aufkommen der humanistischen und freigeistigen Richtung ernstlich in Frage gestellt wurde und jedenfalls, auch in den romanischen Ländern, für längere Zeit die Festigkeit verlor, um der Cultur und Litteratur als Angelpunkt dienen zu können.

12. Durch die Renaissance wurde die Antike als Bildungsideal hingestellt. Dies hatte zur Folge, dass die Poesie und die Litteratur überhaupt, soweit sie von den höher Gebildeten gepflegt wurde und an die höher Gebildeten sich wandte, von der Naivetät zur Reflexion überging. Die Dichtenden vertrauten nicht mehr der unmittelbar natürlichen Empfindung, sondern erkannten den von den Alten wirklich oder vermeintlich aufgestellten Gesetzen und Regeln der poetischen Technik bindende Kraft zu und suchten die Dichtung in den antiken Anschauungs- und Formenkreis zurückzuführen. Dadurch wurde nicht nur ein schroffer Bruch mit der mittelalterlichen Vergangenheit nothwendig gemacht, sondern auch die Poesie von der christlichen und nationalen Basis, die sie im Mittelalter besessen, abgedrängt und auf die Bahnen einer entweder verständig nüchternen oder ausstudirt schwülstigen Kunstmässigkeit hingelenkt, insoweit sie aber dies Schicksal erlitt, wurde sie zugleich dem Volke entfremdet und zu einem Monopol der humanistisch Gebildeten gemacht. Die ästhetisch geläuterte Form wurde also um theueren Preis erkauft.

13. Die mystische Tendenz blieb zunächst auch der unter dem Einflusse der Renaissance sich entwickelnden Poesie eigen, nur dass die Mystik nicht mehr religiöser, sondern philosophischer Art war. Deshalb blieb auch die allegorische Form noch lange über das eigentliche Mittelalter hinaus beliebt. Namentlich die Begründer der Renaissance (Petrarca, Boccaccio) hielten an der Theorie fest, dass die Poesie lediglich die Bestimmung habe, als kunstvolle Schale einen Kern tiefsinniger Weisheit zu umhüllen. Indessen je mehr der durch die Renaissance geweckte Sinn für Kritik und Methode erstarkte, um so mehr verdrängte der Rationalismus die Mystik

aus der Poesie, um so mehr aber erhielt auch die Poesie einen der Wissenschaft sich nähernden Charakter, um so häufiger auch wurde sie Zwecken dienstbar gemacht, welche für sie ungeeignet oder selbst ihrer unwürdig waren. Dagegen erhielt durch die rationalistische Tendenz die wissenschaftliche Litteratur sachgemässeste und nachhaltigste Förderung.

14. Den Höhepunkt erreichte die im Vorangehenden angedeutete Bewegung im 18. Jahrhundert, zumal in Frankreich. Die Poesie war völlig flach, conventionell und rationalistisch-tendenziös geworden, die Grenzlinie zwischen ihr und der Prosa war fast verwischt oder wurde doch nur durch äussere (rhythmische und rhetorische) Formen gezogen, welche dem Alterthum entlehnt waren. Gegen diesen Zustand musste eine Reaction eintreten, und sie trat ein, theils in der Neubelebung der Volksdichtung (R. Burns, Percy u. A.), theils in der sogenannten »Rückkehr zur Natur«, theils, und am energischsten, endlich in der Romantik. Freilich aber gingen alle diese Litteraturströmungen von den germanischen Ländern (namentlich England und Deutschland) aus und berührten die romanischen Litteraturen nur mit abgeschwächter Kraft, verhältnissmässig am stärksten wirkten sie auf die französische und italienische Litteratur ein.

15. Die Romantik liess sich in der Poesie von folgenden Grundsätzen leiten: volle Freiheit in der Wahl der Stoffe. (Während der sogenannte Klassicismus, richtiger Pseudoklassicismus, seine Stoffe mit Vorliebe dem Alterthum entlehnt, christliche, nationale und moderne Stoffe aber geflissentlich gemieden hatte, bekundete die Romantik eine Vorliebe für das romanisch-germanische Mittelalter.) — Die Erkennung und Verwerthung des poetischen Gehaltes im Christenthum, bzw. im Katholicismus. (Der Pseudoklassicismus hatte vom Christenthum zu abstrahiren und die antike Mythologie neu zu beleben versucht.) — Lossagung von den Gesetzen der antiken Poetik und überhaupt Entfesselung der Poesie von allen künstlichen und conventionellen Banden. (Der Pseudoklassicismus hatte sich streng an die antike Poetik und an conventionelle Vorschriften gebunden.) — Anerkennung der Berechtigung des Dichters, seine Stoffe mit voller Originalität und individueller Freiheit zu behandeln. (Dem Pseudoklassicismus hatte Re-

production der Antike als höchstes Ziel poetischen Schaffens gegolten, damit aber hatte er auf Originalität im Wesentlichen verzichtet.) — Alles Natürliche und Menschliche im weitesten Sinne des Wortes ist der poetischen Behandlung fähig und würdig. Die Poesie hat also weder vor dem Alltäglichen, noch vor dem Grausigen, noch vor dem ästhetisch Unschönen zurückzuscheuen. (Der Pseudoklassicismus hatte nur das Erhabene und das ästhetisch Schöne für der Poesie würdig erachtet.) — Der Dichter muss in der Darstellung und Schilderung nach Naturwahrheit streben. (Der Pseudoklassicismus strebte nach, oft verkehrter, Idealisirung der Wirklichkeit.) — Der Dichter hat volle Freiheit in dem Gebrauche der sprachlichen Mittel, namentlich darf er den Wortschatz in seinem vollen Umfange ausbeuten, also auch archaische, dialektische, neugebildete Worte anwenden, wenn dies der Erreichung poetischen Effektes dienlich ist. (Der Pseudoklassicismus hatte für den dichterischen und überhaupt für den litterarischen Gebrauch den Sprachschatz künstlich purificirt und eingeschränkt.) — Der Dichter ist in der Rhythmik an keine conventionellen Regeln gebunden, er darf sich vielmehr sowohl aller ihm wirksam erscheinenden rhythmischen Mittel bedienen, als auch, wenn es den poetischen Effekt fördert, die rhythmisch gebundene Form der rhythmisch ungebundenen annähern, ja beide Formen mit einander wechseln lassen, wie dies z. B. schon (der Dichter der) Shakespeare (-Dramen) gethan hatte. (Der Pseudoklassicismus hatte eine grosse Zahl conventioneller rhythmischer Gesetze aufgestellt und deren Befolgung für unbedingt nothwendig erklärt).

Der Gegensatz zwischen Romanticismus und (Pseudo)klassicismus lässt sich auch also zusammenfassen:

a) Der Romanticismus strebt nach Originalität. — Der Klassicismus strebt nach Reproduction der Antike.

b) Der Romanticismus findet das poetisch Schöne überall. — Der Klassicismus identificirt das poetisch Schöne mit dem ästhetisch Schönen; er engt dadurch die Sphäre der Poesie ein, während der Romanticismus sie in das Grenzenlose ausdehnt.

c) Der Romanticismus ist seinem Wesen nach realistisch. — Der Klassicismus ist seinem Wesen nach idealistisch.

d) Der Romanticismus berührt sich nahe mit der Volks-

poesie, knüpft an diese an und kann selbst Volkspoesie erzeugen. — Der Klassicismus ist seiner ganzen Tendenz nach auf die Kunstpoesie beschränkt.

e) Der Romanticismus steht dem Christenthum entweder völlig unbefangen oder mit entschiedener Vorliebe gegenüber, er ist fähig, den poetischen Gehalt des Christenthums und insbesondere des Katholicismus zu erfassen und in die christliche Mystik sich zu versenken. — Der Klassicismus steht dem Christenthum kühl, ja selbst mit latenter Feindschaft gegenüber; sein (allerdings meist nicht eingestandenes und oft ihm nur unbestimmt und unbewusst vorschwebendes) Glaubensideal ist der antike Polytheismus, dessen Mythologie er mit Vorliebe für poetische Zwecke ausbeutet.

f) Der Romanticismus wählt seine poetischen Stoffe und Motive mit Vorliebe, wenngleich keineswegs ausschliesslich, aus dem germanisch-romanischen Mittelalter. — Der Klassicismus ignorirt das Mittelalter und mit Ueberspringung desselben, damit aber auch die nationale Ueberlieferung verleugnend, versucht er die Neuzeit unmittelbar an das griechisch-römische Alterthum anzuknüpfen.

g) Der Romanticismus strebt nach voller Entfesselung der dichterischen Individualität und gestattet also dem Dichter jede mit dem Wesen der Poesie vereinbare Freiheit hinsichtlich der Composition, sowie hinsichtlich der Verwendung der sprachlichen und rhythmischen Mittel. — Der Klassicismus bindet den Dichter an die Befolgung der von den Alten (Aristoteles, Horaz u. A.) aufgestellten Gesetze der poetischen Technik, sowie an die Beobachtung zahlreicher auf Sprache und Rhythmik bezüglicher Regeln.

h) Im Romanticismus wiegt die Phantasie vor, er lässt oft von dem dichterischen Instinkte sich leiten. — Im Klassicismus wiegt der Verstand vor, er lässt sich meist von der Reflexion beherrschen.

16. Dem in Nr. 15 Erörterten seien noch folgende Bemerkungen beigefügt:

a) Zu voller und ungetrübter Entfaltung ist der Klassicismus nie gelangt. Er ist wohl seit dem Aufkommen der Renaissance bis tief in das 18. Jahrhundert hinein die vorherrschende Litteraturform der Romanen gewesen, aber er hat.

wie dies ja in der historischen Entwickelung begründet war, stets einen mehr oder weniger weitgehenden Compromiss mit den mittelalterlichen (d. h. aber romantischen) Cultur- und Litteraturelementen schliessen, mitunter auch dieselben in nahezu vollem Bestande neben sich dulden müssen (so namentlich in Spanien). Seinen verhältnissmässig reinsten Ausdruck hat er in der französischen Litteratur des 17. Jahrhunderts gefunden, aber auch in dieser fehlt es nicht an einzelnen ihm widerstrebenden Erscheinungen und Elementen, die man nicht anders, als romantisch nennen kann. Man denke z. B. an Dichter wie Molière (namentlich im Don Juan, in der Princesse d'Elide, Dom Garcie de Navarre etc.), Lafontaine, Perrault; an die rein äusserliche Beobachtung der drei Einheiten in manchen Dramen Racine's, an Corneille's und Racine's religiöse Dramen etc. (vgl. E. Deschanel, Le Romantisme des classiques. Paris 1883). Die Geschichte des Romanticismus dürfte sich in die Worte zusammenfassen lassen: Der Romanticismus war die Litteraturform des Mittelalters[1]: in Folge des Emporkommens der Renaissancebildung wurde er durch den Klassicismus niedergedrückt, aber nicht ertödtet, sondern bekundete fortwährend durch mehr oder weniger zahlreiche Symptome sein Weiterleben; um die Mitte des 18. Jahrhunderts erstarkte er wieder (zunächst in den germanischen Ländern) und nahm seit Ende desselben Jahrhunderts den Kampf gegen den Klassicismus leidenschaftlich und kraftvoll auf; den vollen Sieg hat er in diesem Streite bis jetzt nicht errungen, vielmehr hat er manche Niederlage erlitten, zum Theil durch eigenes Verschulden, aber es ist doch die Starrheit des Klassicismus gebrochen und damit der ferneren litterarischen Entwickelung freie Bahn eröffnet worden. Weit mehr als durch den Widerstand, welchen der auf die moderne, d. h. auf die Renaissance-Cultur sich stützende Klassicismus ihm leistete, wurde der Romanticismus geschädigt durch die Uebertreibungen, in welche er verfiel, vgl. b).

b) Der Romanticismus enthält Keime in sich, welche, wenn einseitig entwickelt, zu Uebertreibungen und Verzer-

1) Völlig berechtigt ist aber die Bezeichnung »romantisch« auch schon für gewisse Richtungen und Erscheinungen der antiken Litteratur (man denke z. B. an Romane, wie des Apulejus' Metamorphosen u. dgl.).

rungen desselben, ja zu seiner Vernichtung und zu seinem Umschlage in das Gegentheil führen. Die volle Freiheit, welche er dem Dichter zur Entfaltung seiner Individualität vergönnt, verlockt die reichbegabten, von poetischer Kraft gleichsam strotzenden Naturen (wie etwa diejenige V. Hugo's) zu einer Ueberfülle der Gedanken und des Ausdrucks, zu einem tollen Wirbelspiele mit Bildern und Antithesen, mit Klängen und Worten; poetisch schwachbegabte Naturen aber werden durch jene Freiheit zu dem unglücklichen Versuche gedrängt, den Mangel an dichterischer Kraft scheinbar zu ersetzen durch Massengebrauch poetischer Mittel und bombastischen Schwulst der Rede. In dem einen wie in dem andern Falle entfremdet sich die romantische Dichtung der Klarheit und Allgemeinverständlichkeit, verfällt in Geschraubtheit und Künstelei, so dass sie dem zum Marinismus, Gongorismus und Euphuismus gesteigerten Klassicismus wenigstens in Bezug auf die ästhetische Wirkung ähnlich wird. — Die dem Romanticismus innewohnende und an sich sehr gesunde realistische Tendenz kann zu einem extremen Realismus gesteigert werden; und der Grundsatz des Romanticismus endlich, auch das an sich Hässliche und Schreckliche in den Kreis der poetischen Behandlung einzubeziehen, kann die unheilvolle Folge haben, dass die diesem Grundsatze huldigenden Dichter mit Vorliebe der Schilderung der Nacht- und Schattenseiten der menschlichen Natur sich hingeben und in der Zeichnung von Schauergemälden und selbst von schmutzstrotzenden Tableaux sich gefallen. Diese Gefahr ist um so drohender und ist bereits um so häufiger verwirklicht worden, als die Schilderung des Grässlichen, Schauerlichen und Ekelhaften für den Durchschnittsmenschen einen eigenartigen, die Nerven aufregenden Reiz besitzt und folglich des Beifalls der Menge sicher ist.

So kann der Romanticismus durch einseitige Entwickelung zum Realismus und zum (fälschlich sogenannten) Naturalismus ausarten.

Der Realismus verlegt den Schwerpunkt des dichterischen Schaffens in die Schilderung und erstrebt in dieser die bis in das kleinste Détail hinein getreue, gleichsam photographische Wiedergabe der Wirklichkeit. Die Poesie sinkt dadurch im günstigsten Falle zu einer Art litterarischer Genre-

malerei, im weniger günstigen Falle zu einer litterarischen Photographie herab, kann aber auch zu einer Procedur erniedrigt werden, welche auf dem Gebiete der Technik in dem gewöhnlichsten Abklatschverfahren ihr Analogon findet. Am berechtigtsten ist der Realismus noch da, wo es die Schilderung von Seelenzuständen gilt, da hier nicht nur missbräuchliche Uebertreibung durch die Natur des Objektes sehr erschwert ist, sondern auch das Streben nach genauer Reproduction der Wirklichkeit sehr förderlich einwirkt auf die Schärfung der Charakterzeichnung und dadurch wieder auf die pragmatische Entwickelung der Handlung.

Der Naturalismus ist nur ein krankhaft einseitiger Realismus. Denn während der gesunde Realismus dem ästhetisch Hässlichen zwar keineswegs ausweicht, aber dasselbe auch nicht geflissentlich aufsucht, so schwelgt der Naturalismus in der Schilderung alles dessen, was widerwärtig, ekelhaft, schmutzig oder sonstwie ästhetisch abstossend ist, und stellt sich geradezu die Aufgabe, den moralischen und socialen, selbst auch den physischen Koth der Menschheit (und namentlich wieder der modernen Grossstädte) in Litteraturwerken pyramidal aufzuschichten. Der Naturalismus kann allerdings ausnahmsweise Werke schaffen, die hinsichtlich ihrer Composition grossartig und hinsichtlich ihres culturhistorischen Inhaltes interessant genannt werden müssen, noch leichter aber, und in der Regel, schafft er Werke rein zotenhaften und pornographischen Charakters.

Hauptvertreter des Realismus sind, bzw. waren z. B. in Frankreich G. FLAUBERT und A. DAUDET, in Italien FARINA und VERGA, in Spanien (aber freilich nur in bedingtem Masse) F. CABALLERO [1]).

Der Hauptvertreter par excellence des modernen Naturalismus ist der hochbegabte, einer besseren Thätigkeit

---

1) Durch einen wahrhaft gesunden und achtbaren Realismus hat sich von jeher die englische Litteratur ausgezeichnet, auch die besseren modernen englischen Romane und Novellen bekunden ihn meist in trefflicher Weise. — Ausgezeichnet durch ihren kräftigen Realismus ist auch die moderne russische Litteratur (namentlich ragen in dieser Beziehung GOGOL (»Revisor«, »todte Seelen«!) und TURGENJEFF (»Väter und Söhne«, »Neuland«!) hervor, weniger PUSCHKIN (»Kapitainstochter«!)).

würdige E. ZOLA[1]), ihm nach trabt eine ganze Cohorte litterarischer Cloakenarbeiter.

17. In der Litteratur jedes Volkes und jeder Zeit spiegeln sich die zeitweilig vorherrschenden philosophischen Welt- und Lebensanschauungen wieder. Darnach kann man eine positive und eine negative, eine optimistische und eine pessimistische Litteraturströmung unterscheiden, vielleicht auch noch andere. Hierauf näher einzugehen, würde zu weit führen.

1) Mit schmerzlichstem Bedauern muss bemerkt werden, dass auch A. DAUDET in seinem neuesten (Mai 1884 erschienenen) Romane »Sapho« dem crassesten Naturalismus gehuldigt hat.

Fünftes Buch[1]).

Die Verbindung der Litteraturwerke.

---

§ 1. Die Verbindung von Litteraturwerken gleicher Gattung zu einem organischen Ganzen.

1. Ein Litteraturwerk kann ein in sich völlig abgeschlossenes Ganzes bilden, dessen Fortsetzung durch ein anderes gleichartiges Litteraturwerk nicht nur nicht nothwendig, sondern auch nicht einmal möglich ist. Dies ist in der Regel der Fall.

2. Es können aber auch mehrere Litteraturwerke derartig eng mit einander verbunden werden, dass eins das andere zur Voraussetzung hat, und dass sie erst in ihrer Verbindung eine organische Einheit und Gesammtheit bilden. Die technische Bezeichnung für eine solche organisch zusammenhängende Litteraturwerkreihe ist »Cyklus« (eigentlich »Kreis«).

3. Die cyklische Verbindung epischer Dichtungen rhythmischer Form kannte und übte bereits das klassische Alterthum (man denke namentlich an den trojanischen Cyklus!). In der romanischen Litteratur finden wir Epencyklen im Altfranzösischen (die Cyklen der chansons de geste, die »branches« des Roman de Renart) und im Altspanischen (der Romanzencyklus vom Cid), wobei jedoch zu bemerken ist, dass nur die altfranzösischen Collektivepen wirkliche Cyklen sind, während die altspanischen Romanzen als die nicht organisch verbundenen Einzellieder, welche die Vorgestalt eines einheitlichen Epos darstellen, bezeichnet werden müssen. Charakteristisch für die altfranzösischen Epencyklen ist die Fortführung der Erzählung durch mehrere Generationen (z. B. zu einem ursprünglich isolirten Epos, A, wird ein zweites, B, hinzuge-

---

1) Es ist in der Natur der Sache begründet, dass dieses fünfte »Buch« aus nur wenigen Bemerkungen sich zusammensetzt.

dichtet, welches die, sei es von dem Vater, sei es von dem Sohne des Helden des A-Epos vollbrachten Thaten verherrlicht u. dgl.).

4. In den orientalischen Litteraturen (Sanskrit, Arabisch, Persisch), war es von Alters her beliebt, epische Prosadichtungen (Märchen, Fabeln, moralisirende Novellen u. dgl.) durch eine Rahmenerzählung zu einer, freilich nur äusseren Einheit zusammenzuschliessen (man denke z. B. an Sanskritwerke, wie Hitôpadêsa, Panćatantra u. dgl., an die arabische Märchensammlung »Tausend und eine Nacht« u. dgl.). Diese Art litterarischer Compositionen wurde, zugleich mit den orientalischen Sagen- und Fabelstoffen, bereits im frühen Mittelalter (wenn nicht schon im Alterthume) nach dem Abendlande übertragen und namentlich auch in den romanischen Litteraturen vielfach zur Anwendung gebracht. Werke solcher Compositionen sind z. B. der Dolopathos, der Roman von den sieben weisen Meistern und andere verwandte didaktische Erzählungscyklen (im Romanischen, besonders im Altfranzösischen, wurde allerdings für sie meist die rhythmische Form gebraucht). Künstlerisch behandelt und zu einer Lieblingsform der Renaissancedichtung erhoben wurde der durch eine Rahmenerzählung zusammengehaltene epische Prosacyklus durch Boccaccio, dessen »Decamerone« das Prototyp für eine grosse Zahl ähnlicher Novellensammlungen abgab. Die moderne Litteratur der Romanen hat diese Compositionsform aufgegeben (während sie in andern Litteraturen noch hin und wieder angewandt wird, man denke z. B. an Bulwer's The Pilgrims of the Rhine).

5. Einen eigenartigen epischen Cyklus hat auf dem Gebiete der Romandichtung die neueste französische Litteratur aufzuweisen: mehrere, eventuell viele Romane werden derartig an einander gereiht, dass zwar ein jeder von ihnen als ein selbständiges Ganzes aufgefasst und für sich allein verstanden werden kann, jeder spätere aber dennoch alle früheren zu seiner Voraussetzung hat, die in ihnen angeknüpften Fäden weiterspinnt und mit ihnen durch gemeinsame Grundgedanken verbunden ist. Die bedeutendsten Beispiele dieser Composition sind Balzac's Comédie humaine und Zola's Rougon-Macquart. Insofern als ein derartiger Romancyklus die Er-

zählung durch mehrere Generationen hindurchführt (so dass also z. B. im dritten Theile die Enkel der handelnden Personen des ersten Theiles auftreten), kann man ihn den Generations- oder Geschlechterroman nennen. In der deutschen Litteratur sind G. Freytag's »Ahnen« das bekannteste Beispiel einer solchen Composition. Der cyklische Generationsroman bildet ein Analogon zu dem cyklischen Generationsepos (vgl. oben Nr. 3 am Schlusse).

6. Die Verbindung mehrerer Dramen zu einer organischen Einheit (Trilogie, Tetralogie) war bekanntlich eine in der griechischen Litteratur übliche Compositionsform. Die romanische Litteratur hat etwas dem Entsprechendes nicht aufzuweisen. Die in Folge des Emporkommens der Renaissance entstehende (pseudo)klassische Dramendichtung adoptirte zwar die antike Structur des Dramas (die drei Einheiten), aber nicht die antike Dramenverbindung. Es ist dies eine Folge der hochwichtigen Thatsache, dass in der Renaissance der römische Einfluss den griechischen weit überwog. So war auch für die Entwickelung des (pseudo)klassischen Dramas, bzw. der klassischen Tragödie Seneca weit massgebender, als etwa Aeschylus. Seneca aber hat nur einzelne, nicht cyklische Dramen verfasst. Dazu kommt, dass uns auch von Sophokles und Euripides Trilogien im eigentlichen Sinne des Wortes nicht erhalten sind, dass die einzige überhaupt erhaltene griechische Trilogie die Orestie des Aeschylus ist, das Werk also eines Dichters, welcher von der Renaissance nahezu völlig ignorirt worden ist.

Die mittelalterliche Litteratur kannte indessen wenigstens eine Art des dramatischen Cyklus: in den Collektivmysterien wurden mehrere Einzelmysterien derartig aneinandergereiht, dass jedes spätere die vorausgegangenen zu seiner Voraussetzung hat, und dass sie durch den ihnen allen gemeinsamen Grundgedanken (von der Erlösung der Menschheit durch Christi Opfertod) die innere Verbindung erhalten. Dennoch ist das Verhältniss der zu einem Collektivmysterium vereinigten Einzelmysterien zu einander ein sehr loses, und folglich die Composition des Collektivmysteriums sehr wenig organisch, beruht fast lediglich auf dem inneren Zusammenhang der dramatisirten biblischen Erzählungen. Die Col-

lektivmysterien gleichen mehr einer Serie von in bestimmter Reihenfolge dargestellten dramatischen Einzeltableaux als den Bestandtheilen (Akten, Scenen) eines dramatischen Organismus.

7. Lyrische Dichtungen (namentlich Sonette, Canzonen, Madrigale u. dgl.) mittelst der Gleichheit des Grundthemas (z. B. Liebessehnsucht, Liebesklage) zu einem Liedercyklus — wie Blumen zu einem Kranze — zusammenzuflechten, wurde zur Zeit der Renaissance[1]) vielbeliebter Brauch. Schon Petrarca hatte damit begonnen, falls die Scheidung seiner Reime in die beiden Abschnitte »In Vita di Madonna Laura« und »In Morte di Madonna Laura« von ihm selbst getroffen ist. Auch die moderne Lyrik hat diesem Brauche oft gehuldigt; zum Mindesten hat sie in der Regel durch die Fassung des Titels auf den inneren Zusammenhang hingedeutet, in welchem die zu einem Buche vereinigten Lieder zu einander stehen (man denke z. B. an die Titel der Liedersammlungen V. Hugo's Les Orientales, les Feuilles d'automne, les Chants du crépuscule, les Rayons et les Ombres, l'Année terrible u. a.).

§ 2. Die Verbindung von Litteraturwerken ungleicher Gattung zu einer Einheit. Die Verbindung von Litteraturwerken ungleicher Gattung zu einer (organischen) Einheit ist eine Compositionsform, welche, weil an innerem Widerspruche leidend, nur selten, ja in grösserem Massstabe niemals durchgeführt worden ist. Der erwähnenswertheste Fall ist die Einlegung lyrischer Lieder zwischen die Prosanovellen des Decamerone. Das dadurch gegebene Beispiel hat in der Renaissancezeit mehrfache Nachahmung gefunden.

§ 3. Die Zeitschriften. Eine der modernen Litteratur eigenthümliche Art der Verbindung ungleichartiger, sei es wissenschaftlicher, sei es belletristischer Litteraturwerke ist die Zeitschrift.

Die Verbindung der im Rahmen einer Zeitschrift zusammengefassten Werke (Abhandlungen, Romane, Novellen, lyrische Gedichte etc.) ist im Wesentlichen eine rein äusser-

1) Der Provenzale Guiraut Riquier (1250—1294) verband sechs Pastourellen mittelst einer durchgehenden Liebesgeschichte zu einem Ganzen. Es ist aber dieser Cyklus der epischen und nicht der lyrischen Dichtung zuzuweisen, da eben die Liebesgeschichte das verknüpfende Band bildet.



liche, jedenfalls nicht im Mindesten eine organische, eine gewisse Verbindung wird höchstens durch die sich gleichbleibende (z. B. kritische, moralisirende, unterhaltende etc.) Tendenz der Zeitschrift hergestellt. Jedoch auch dieses schwache Band wird fast bis zur völligen Auflösung gelockert, wenn die Zeitschrift zwei- oder mehrtheilig (z. B. gleichzeitig politisch, populärwissenschaftlich und belletristisch) ist, wie z. B. die »Revue des deux Mondes«, die »Nuova Antologia« oder die grossen italienischen Zeitungen, zu denen an bestimmten Tagen eine litterarische Beilage erscheint.

Was von den Zeitschriften gilt, gilt auch von allen Publicationen vermischten Inhaltes, welche sei es alljährlich (wie die früher so beliebten »Musenalmanache« u. dgl.), sei es gelegentlich erscheinen.

Das Zeitschriftenthum bildet einen sehr ansehnlichen und bedeutenden Bestandtheil der modernen Litteratur, und verdient mehr, als bisher geschehen, zum Gegenstande litterargeschichtlicher Forschung gemacht zu werden. Die Zeitschriften spiegeln die wechselnden Strömungen des im grossen Publikum herrschenden Denkens und Empfindens mit weit grösserer Unmittelbarkeit wieder, als die eigentlichen Bücher.

Interessante und wohl gelungene Versuche, wenigstens einzelne Gebiete der Geschichte des Journalismus zu behandeln, sind folgende Monographien: M. Kawczyński, Studien zur Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Die moralischen Zeitschriften. Leipzig 1880 — Th. Liesing, Le Globe de 1824 à 1830, considéré dans ses rapports avec l'école romantique. Zürich 1881 — [H. Wuttke, Die deutschen Zeitschriften. 3. Ausg. Leipzig 1874; diese Schrift beschäftigt sich zwar nicht, wie man nach dem Titel glauben müsste, ausschliesslich mit der deutschen, sondern auch mehrfach mit französischer Journalistik, berücksichtigt aber vorwiegend nur die politische Presse, in dieser Hinsicht sehr reiches und hochinteressantes Material unter eigenartiger Beleuchtung darbietend]. — Es wäre sehr zu wünschen, dass die Geschichte der belletristischen Journalistik eifriger bearbeitet würde; an lohnenden Aufgaben fehlt es wahrlich nicht, nur müssen sie freilich von grossen litterar- und culturgeschichtlichen Standpunkten aus behandelt werden. Derartige Aufgaben sind z. B. eine Geschichte der Revue des deux Mondes; Geschichte der belletristischen Journalistik Italiens in den Jahren 1815—1859 und 1859 bis zur Gegenwart; die belletristische Journalistik in Spanien und Portugal während des 19. Jahrhunderts; Bericht über den Zustand der rumänischen Journalistik; Bericht über das rätoromanische Zeitungswesen etc. Wünschenswerth wären auch genauere Untersuchungen über die Anfänge der belletristischen

Journalistik in Frankreich und Italien während des 17. Jahrhunderts. Material dazu bieten die Neudrucke von LORET's »Muse historique« p. p. RAVENEL, LA PELOUZE und LIVET. Paris 1857/78. 4 Bde., und Les Continuateurs de Loret p. p. J. DE ROTHSCHILD. Paris 1881/82. 2 Bde. — Ebenfalls noch der Bearbeitung harrt, nebenbei bemerkt, die Geschichte der Fachzeitschriften für romanische Philologie (sie würde einen Bestandtheil einer Geschichte dieser Wissenschaft überhaupt zu bilden haben).

Aehnlich wie die Zeitschriften, verdienen auch die belletristischen Kalender die Aufmerksamkeit des Litterarhistorikers; die in solchen Kalendern veröffentlichten litterarischen Erzeugnisse sind freilich meist sehr untergeordneter Art, gewähren aber ausgiebige Belehrung über den Bildungsstand und den litterarischen Geschmack der unteren Volksklassen.

§ 4. **Die universalen Encyklopädien (Conversationslexika)** (vgl. Theil I, Kap. 8, S. 107 ff.). Die universalen Encyklopädien (Conversationslexika) stellen sich die Aufgabe der übersichtlichen Zusammenfassung des Gesammtwissens der betreffenden Zeit. Diese Aufgabe drängt sich stets dann auf, wenn die Entwickelung der Wissenschaft(en) eine so vielseitige geworden ist, dass die Kraft des Einzelnen das Gesammtgebiet nicht mehr zu umfassen vermag, während doch das Bedürfniss, eine Uebersicht über dasselbe zu erlangen, von jedem Gebildeten lebhaft empfunden wird (dies Bedürfniss machte sich schon im Alterthum geltend und veranlasste z. B. die Abfassung der Historia naturalis des älteren PLINIUS).

Für die Anlage einer universalen Encyklopädie pflegt in der Neuzeit aus praktischen Gründen in der Regel die alphabetische Form gewählt zu werden.

Selbstverständlich kann die Abfassung einer universalen Encyklopädie nicht das Werk eines Einzelnen sein, sondern kann nur von mehreren, bzw. von vielen Gelehrten vollzogen werden. Ebenso selbstverständlich aber muss die Auswahl und Abfassung der einzelnen Artikel nach einem einheitlichen Plane, nach einheitlicher Tendenz und auf Grund bestimmter philosophischer, religiöser, politischer etc. Gesichtspunkte erfolgen. Eine universale Encyklopädie bringt daher die gemeinsame Anschauungsweise einer ganzen Anzahl mehr oder weniger bedeutender Gelehrten zum Ausdruck, bis zu einem gewissen Grade auch die Anschauungsweise des betreffenden Zeitalters überhaupt. Andrerseits wirkt eine gut angelegte universale Encyklopädie bestimmend auf die Anschauungsweise

des grossen Publikums ein und vermag dieselbe nach einer bestimmten Richtung hinzulenken. Somit ist eine universale Encyklopädie sowohl ein Ergebniss der jeweilig herrschenden Geistesströmung als auch ein wichtiger Factor für den weiteren Verlauf derselben. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, besitzt das Studium der Universalencyklopädien die höchste litterar- und culturgeschichtliche Wichtigkeit.

Die erste bedeutende Universalencyklopädie der modernen Zeit war BAYLE's Dictionnaire historique et critique. 1696; die überhaupt bedeutendeste ist die von DIDEROT und D'ALEMBERT herausgegebene Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers. Paris 1751/72. 28 Bde., dazu Supplément in 5 Bänden. Amsterdam 1776/77, und Table analytique. 2 Bde. Paris 1780. — Näher auf die an sich interessante Geschichte der Encyklopädien einzugehen, liegt hier kein Anlass vor.

§ 5. Die Verbindung der Litteraturwerke zur Litteratur.

1. Die Gesammtheit der innerhalb einer bestimmten Zeit und innerhalb eines bestimmten Gebietes verfassten Litteraturwerke bildet die Litteratur der betreffenden Zeit, bzw. des betreffenden Gebietes und, wenn das betreffende Gebiet national begrenzt ist, zugleich der betreffenden Nation. (Die Gesammtheit der auf eine Einzelwissenschaft, bzw. Einzelkunst bezüglichen Werke bildet die Fachlitteratur der betreffenden Wissenschaft etc.) Die Gesammtheit aller derjenigen Litteraturwerke, welche nicht bloss für ein einzelnes Volk oder eine einzelne Bevölkerungsklasse, Bedeutung besitzen, bildet die Weltlitteratur.

2. Die Gesammtmasse der Litteratur eines Volkes (z. B. der Franzosen) oder einer Völkergruppe (z. B. der Romanen) bedarf einer geordneten Eintheilung, wenn sie sich nicht als ein übersichtsloses Chaos darstellen soll. Diese Eintheilung kann nach verschiedenen Gesichtspunkten vorgenommen werden, z. B. a) chronologisch, z. B. alt-, mittel- und neufranzösische Litteratur (die häufig gebrauchte Eintheilung nach Jahrhunderten ist innerlich unberechtigt, da selbstverständlich ein Jahrhundert keine abgeschlossene Litteraturperiode bildet); b) nach den Litteraturcomplexen, vgl. oben Buch IV, § 2; c) nach der Redeform, wonach sich die Scheidung in Prosalitteratur und in rhythmische Litteratur ergiebt, eine Scheidung, die nur da verwerthbar ist, wo die Prosa für poe-

tische Werke nur ausnahmsweise Verwendung findet (wie z. B. in der altfranzösischen Litteratur vor dem Aufkommen der Prosaromane); d) nach Stoff und Tendenz; hiernach ist eine mehrfache Gliederung der Litteraturmasse möglich (vgl. Theil I, S. 65 ff.), die wichtigste aber ist diejenige, durch welche wissenschaftliche und poetische Werke unterschieden werden.

Die letztgenannte Eintheilung, verbunden mit der chronologischen und, in Bezug auf die poetischen Werke, mit der nach Litteraturcomplexen, ist die sachgemässeste und am leichtesten durchführbare.

3. Die Litteratur eines Volkes, bzw. einer Völkergruppe bildet nie ein in sich abgeschlossenes Ganzes, da die Culturbeziehungen, in denen das betreffende Volk (die betreffende Völkergruppe) zu andern Völkern steht, auch auf die Litteratur assimilirend einwirken, fremdnationale Elemente in dieselbe einführen und ihr also die Festhaltung eines streng nationalen, bzw. streng stammgemässen Charakters unmöglich machen. Die Litteraturen einander durch Religion, politische Beziehungen etc. näher verbundener Culturvölker bilden folglich eine Art von internationalem, bzw. kosmopolitischem Organismus, entwickeln sich nach den ungefähr gleichen Tendenzen, behandeln zum Theil die gleichen oder doch verwandte Stoffe. Noch gesteigert wird die Internationalität der Litteraturen dadurch, dass gewisse Sagenstoffe Gemeingut nicht bloss aller Culturvölker, sondern, soweit es sich beobachten lässt, der ganzen Menschheit sind, überall sich wiederfinden, freilich bald in dieser, bald in jener Form, und überall, sei es die Volkspoesie, sei es die Kunstdichtung zu ihrer Behandlung angeregt haben. Die Wanderungen der Sagenstoffe (auch Märchen- und Fabelstoffe) durch alle Litteraturen des Orientes wie des Occidentes, des Alterthums wie des Mittelalters und der Neuzeit zu verfolgen, ist eine der interessantesten Aufgaben des Cultur- und Litterarhistorikers (vgl. unten Buch VI, § 6).

4. Die Romanen haben von den Zeiten des frühen Mittelalters an bis zur Gegenwart mit den Germanen eine grosse Litteraturgenossenschaft gebildet, in welche nach und nach auch die slavischen Völker, sowie die Neugriechen, die Magyaren und Finnen eingetreten sind, während die Kelten wohl

Stoffe beigesteuert, in eine sonstige Verbindung aber sich nicht eingelassen haben. (Gänzlich ausserhalb der europäischen Litteraturgemeinschaft sind die Osmanen geblieben).

Die leitende Stelle in der europäischen Litteraturgenossenschaft nahmen während des eigentlichen Mittelalters, d. h. bis zum Aufkommen der Renaissancebildung, die Franzosen ein, während des eigentlichen Renaissancezeitalters (etwa von 1350 bis 1550) die Italiener, sodann ungefähr acht Jahrzehende hindurch die Spanier, darauf während des übrigen 17. Jahrhunderts (Zeitalter des Pseudo- oder Rococoklassicismus) abermals die Franzosen, darnach während des 18. Jahrhunderts in erster Linie die Engländer, nur in zweiter die Franzosen [1], endlich während der ersten Jahrzehende des 19. Jahrhunderts (Blüthezeit der Romantik) die Deutschen und die Engländer. In Bezug auf die Gegenwart dürfte man am richtigsten urtheilen, wenn man sagt, dass keine Nation mehr eine litterarische Hegemonie über die anderen ausübt, sondern dass eine Art litterarischer Anarchie und Polykratie herrscht, ein Zustand, der beredtes Zeugniss davon ablegt, dass die (poetische) Litteratur Europas sich zeitweilig in einem ideenarmen Uebergangsstadium befindet.

Die litterarische Solidarität der europäischen Culturvölker kann man sich am besten zum Bewusstsein bringen, wenn man den Zug einer litterarischen Strömung, z. B. der Romantik, durch Europa verfolgt, wobei man wieder auf eine Einzelerscheinung sich beschränken kann, z. B. auf die Betrachtung des Einflusses W. Scott's, Byron's auf die englische, französische, deutsche, italienische, polnische, russische etc. Litteratur. Derartige vergleichende Litteraturstudien haben viel Belehrendes und sollten mehr, als bis jetzt geschehen, gepflegt werden. (Nicht eben Muster, aber wenigstens schätzbare und von löblichem Streben zeugende Versuche dieser Art sind O. Weddigen's Schriften: Geschichte der Einwirkung der deutschen Litteratur auf die Litteraturen der übrigen europäi-

1) Die das 18. Jahrhundert und seine Litteratur bewegenden Ideen (Deismus, religiöse Toleranz, Skepticismus, politische Freisinnigkeit, die Rückkehr zur Natur etc.) waren englischen Ursprungs, aber sie erhielten erst in Frankreich die Fassung, durch welche sie befähigt wurden, über ganz Europa sich zu verbreiten und ihre mächtige, weltumgestaltende Wirkung auszuüben.

schen Culturvölker der Neuzeit. Leipzig 1882, und: Lord Byron's Einfluss auf die europäischen Litteraturen der Neuzeit Berlin 1884).

Aus dem oben Erörterten folgt, dass wer mit dem Studium der romanischen Litteratur oder einer romanischen Einzellitteratur sich beschäftigt, wenigstens einen Ueberblick über die Litteraturgeschichte der übrigen europäischen Culturvölker sich erwerben muss. Es mögen deshalb einige hierfür dienliche Werke genannt werden: Deutsche Litteratur: A. Koberstein, Grundriss zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur. 5. Aufl. von K. Bartsch. Leipzig 1872/74. 5 Bde. — G. Gervinus, Geschichte der poetischen Nationallitteratur der Deutschen. 5. Aufl. herausgeg. von K. Bartsch. Leipzig 1871/74. 5 Bde. — W. Scherer, Geschichte der deutschen Litteratur. 2. Ausg. Berlin 1884 — Die Titel anderer Werke sehe man bei K. v. Bahder, Die deutsche Philologie. (Paderborn 1882.) S. 198 ff. — Englische Litteratur: G. Craik, A Manual of English Literature etc. London o. J. — Th. Shaw, A History of English Literature. 10. ed. London 1876 — H. Taine, Geschichte der englischen Litteratur. Deutsch bearbeitet von L. Katscher. Leipzig 1877 ff. — B. ten Brink, Geschichte der englischen Litteratur. Bd. I. Berlin 1877 — E. Engel, Geschichte der englischen Litteratur. (Mit einem Anhange über Geschichte der amerikanischen Litteratur.) Leipzig 1883. — Niederländische Litteratur: Jonckbloet, Geschiedenis der middennederlandsche Dichtkunst. Amsterdam 1851/55, und: Geschiedenis der nederlandsche Letterkunde. Groningen 1868/70 (deutsche Uebersetzung. Leipzig 1872). — Skandinavische Litteratur: F. Winkel Horn, Geschichte der Litteratur des skandinavischen Nordens. Leipzig 1880. — Slavische Litteratur: A. H. Pypin und W. D. Spasovič, Istorija slavjanskich literatur. St. Petersburg 1879/81. 2 Bde. Ins Deutsche übers. von T. Pech. Leipzig 1879/83. 3 Bde. Leider ist auch im Originale des trefflichen Werkes die russische Litteratur nicht behandelt — K. Haller, Geschichte der russischen Litteratur. Riga und Dorpat 1882 — H. Nitschmann, Geschichte der polnischen Litteratur. Leipzig 1883. — Keltische, bzw. wallisische Litteratur: Th. Stephens, The Literature of the Kymry, being a critical essay on the history and literature of Wales during the 12th and two enduring centuries. Llandovery 1859. Deutsch von San-Marte, Geschichte der welschen Litteratur vom 12. bis zum 14. Jahrh. Halle 1864 — J. Rhys, Lectures on Welsh Philology. London 1877. 2. Ausg. 1881 — F. Walter, Das alte Wales. Bonn 1859 — A. de Jubainville, Histoire de la littérature celtique. Paris 1883 — Ein werthvolles Verzeichniss von auf ältere welsche Litteratur bezüglichen Werken hat gegeben H. Goossens in seiner Dissertation Ueber Sage, Quelle und Composition des Chevalier au lyon (= Körting, Neuphilologische Studien. Heft 1). Paderborn 1883.

[Die Werke über die Geschichte der romanischen Einzellitteraturen werden in Theil III dieser Encyklopädie angeführt werden. Werke über allgem. Litteraturgeschichte sind unten im letzten § des 6. Buches genannt].

Sechstes Buch.

Die Litteraturgeschichte.

§ 1. Begriff und Aufgabe der Litteraturgeschichte.

1. Der Begriff der Litteraturgeschichte ergiebt sich aus dem Namen und bedarf also keiner weiteren Definition.

2. Die Aufgabe der Litteraturgeschichte ist die Feststellung, Erklärung und Darstellung der litterarischen Thatsachen und Erscheinungen, sei es im Allgemeinen (d. h. in der Weltlitteratur), oder, und dies gewöhnlich, innerhalb eines irgendwie (chronologisch, national etc.) begrenzten Gebietes, vgl. oben Buch V, § 5, 2 und unten §§ 3 und 5.

3. Die Lösung der genannten Aufgabe bedingt eine Reihe von Einzeluntersuchungen, deren jede ein besonderes Objekt zu behandeln hat, vgl. § 2.

§ 2. Die Objekte der Litteraturgeschichte. Die Objekte der Litteraturgeschichte sind folgende:

1. Die Feststellung der Bedingungen und Verhältnisse, unter denen die betreffende Litteratur sich entwickelt hat. (Culturgeschichtlicher Theil der Litteraturgeschichte).

Die Entwickelung jeder Litteratur ist abhängig von den politischen, socialen und sonstigen culturellen Zuständen des betreffenden Volkes. Die Erkenntniss derselben ist demnach Vorbedingung für die Erkenntniss und das Verständniss der litterarischen Entwickelung.

2. Die Feststellung der Lebensverhältnisse, sowie der geistigen und moralischen Individualität derjenigen Schriftsteller und Dichter, deren Werke in den Kreis der litterarischen Betrachtung einbezogen werden. (Biographischer Theil der Litteraturgeschichte).

Selbstverständlich kann die im Obigen geforderte Feststellung nur dann unternommen werden, bzw. nur dann gelingen, wenn über den Lebensgang und den Charakter des betreffenden Autors irgend welche authentische Nachrichten überliefert sind oder wenn die fehlende Ueberlieferung auf combinatorischem Wege irgendwie ersetzt, bzw. ergänzt werden kann. Wo aber das Eine oder das Andere der Fall ist, da liegt der Litteraturgeschichte die Pflicht ob, die Biographie und die Charakteristik der Autoren in gründlicher und thunlichst vollständiger Form zu entwerfen. Es ist grundverkehrt, wenn einzelne moderne Litterarhistoriker (z. B. DEMOGEOT in seiner sehr mit Unrecht vielgepriesenen französischen Litteraturgeschichte) die Biographien vornehm ignorirt und höchstens unter dem Texte Geburts- und Todesjahr der Autoren angemerkt haben. Die litterarischen Werke eines Mannes wurzeln zu einem guten Theile in seinen Lebensverhältnissen und vor Allem in seiner individualen Eigenart, und folglich ist ihr volles Verständniss nur dem mit der Biographie und mit der Individualität des betreffenden Autors Vertrauten erreichbar. Andrerseits darf freilich der Litterarhistoriker sich nicht in biographisches Détail verlieren und namentlich muss er das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu scheiden verstehen. Es mag unter Umständen allerdings ganz interessant sein, zu wissen, welche kleine persönliche Liebhabereien und Schwächen ein berühmter Mann besessen, welche flüchtige Herzensneigungen er gehegt, welche zufällige Berührungen mit bedeutenden Zeitgenossen er gehabt hat u. dgl., aber für die Litteraturgeschichte haben solche Dinge doch nur dann Bedeutung, wenn sie nachweislich von Einfluss auf die litterarische Thätigkeit gewesen sind. Als Biograph soll der Litterarhistoriker mit philologischer Akribie arbeiten und auch das Kleinste nicht unbeachtet lassen, wenn es auf Grosses Bezug hat, aber er soll kein Kleinigkeitsjäger sein und nie vergessen, dass ein bedeutender Mann in seinem Alltagsleben eben auch nur ein gewöhnlicher Mensch ist.

Quellen für die Biographie einer Persönlichkeit sind: α) Autobiographische Aufzeichnungen (Briefe, Tagebücher, Selbstbiographien); dieselben sind mit Kritik und Vorsicht auszunützen, denn es ist stets zu berücksichtigen, dass, wer über sich selbst schreibt, dies nie mit voller Objektivität thun kann, dass ferner der Autobiograph stets Gründe hat, die geschichtliche Wahrheit theils zu verschweigen, theils bewusst oder unbewusst zu entstellen, dass endlich die Erinnerung an Selbsterlebtes immer lückenhaft und der Beeinflussung durch die übertreibende Phantasie unterworfen ist. β) Gelegentliche in den Werken eines Autors sich findende Bezugnahmen, sei es direkte oder indirekte, auf persönliche Verhältnisse. Auch diese Quelle ist mit grosser Vorsicht zu benutzen; namentlich hat man sich zu hüten, den Autor mit einer in seinen Dichtungen auftretenden Person (z. B. MOLIÈRE mit Alceste) zu identificiren: ein Dichter legt in die von ihm geschaffenen Charaktere wohl einen Theil seines eigenen Selbst hinein, aber nie sein ganzes und volles Ich. γ) Urkunden (z. B. Tauf-, Trau-, Todtenscheine, Eintragungen in Kirchenbücher, Mieth- und Kaufverträge, Quittungen u. dgl.), welche auf das Leben des be-

treffenden Autors oder ihm nahe stehender Personen Bezug haben. Derartige Urkunden, deren Aechtheit freilich in jedem einzelnen Falle erst festzustellen ist, sind für den Biographen die zuverlässigste und werthvollste Quelle; leider steht sie, namentlich für ältere Zeiten, nur verhältnissmässig selten zur Verfügung und ist meist nicht sehr ergiebig an Material. δ) Mittheilungen von Zeitgenossen über Leben und Persönlichkeit des betreffenden Autors. Sind solche Mittheilungen überliefert, so sind sie unter Umständen eine überaus schätzbare Quelle, aber freilich ist an ihnen stets strenge Kritik zu üben; namentlich ist, wenn möglich, festzustellen, welcher Grad von Glaubwürdigkeit den einzelnen Zeugen zuerkannt werden darf, wie weit nachweislich ihre Aussagen subjektiv gefärbt und tendenziös sind u. dgl. ε) Etwa vorhandene mündliche Ueberlieferung. Diese ist die unlauterste, in der Regel der Berücksichtigung unwürdige Quelle, aus welcher überdies meist auch nur anekdotenhaftes Material zu gewinnen ist.

Um die Gestalten grosser Dichter und überhaupt grosser Männer, welche auf die Phantasie des Volkes mächtig eingewirkt haben und in der Erinnerung des Volkes fortleben, rankt sich frühzeitig eine üppig wuchernde Mythe, die im Laufe der Zeiten immer reicher, oft auch immer bizarrer sich ausbildet und nicht selten schliesslich die Persönlichkeit zu einer Sagengestalt oder gar zu einer Karrikatur umschafft (so giebt es z. B. einen DANTE-, einen SHAKESPEARE-, einen MOLIÈRE-Mythus etc.). Aufgabe des Litterarhistorikers als Biographen ist es, solchen Mythus zu zerstören, die historische Wahrheit blosszulegen, soweit dies nur irgend möglich ist, wo es aber nicht möglich ist, das Unvermögen der Wissenschaft offen einzugestehen.

Als Biograph hat der Litterarhistoriker dieselbe Objektivität zu üben, die ihm auch sonst Pflicht sein muss, er darf also die Biographie weder zu einem Panegyrikus noch zu einer Invektive herabwürdigen, noch weniger sie als ein Instrument zur Verfolgung tendenziöser Bestrebungen missbrauchen.

3. Die Feststellung des Grades der Originalität der in den Kreis der Betrachtung einbezogenen Litteraturwerke. (Quellenforschender Theil der Litteraturgeschichte, litterarische Quellenforschung).

Wissenschaftliche Werke können nie im vollen und eigentlichen Sinne des Wortes original sein, da die wissenschaftliche Forschung immer an etwas Gegebenes anknüpfen und wenigstens zum Theil auf schon vorgezeichneten Bahnen sich bewegen muss. Jede wissenschaftliche Leistung beruht auf vorangegangenen Leistungen; jede neue Wissenschaft ist nur eine Abzweigung einer schon vorher dagewesenen. Sonach kann ein wissenschaftliches Werk wohl in einzelnen wesentlichen Beziehungen und Theilen original sein, aber nie in seinem Gesammtinhalte und in seiner Gesammtform.

Ob es ein in vollem und wahrem Sinne des Worts originales Dichterwerk giebt und überhaupt geben kann, mag hier unerörtert bleiben; sehr

zu bezweifeln ist es jedenfalls, ob die menschliche Phantasie etwas absolut Neues hervorzubringen vermag, und Thatsache ist vielmehr, dass sie sich im Wesentlichen stets mit der neuartigen Variation und Combination schon vorhandenen Stoffes begnügen muss. Aber auch wenn man, wie gewöhnlich geschieht, den Begriff Originalität in einem engeren Sinne auffasst und darunter in Bezug auf eine Dichtung die relative Neuheit des in dieser behandelten Stoffes und die selbständige Erfindungsgabe des betreffenden Verfassers versteht, auch dann kommt Originalität keineswegs allen Dichtungswerken in gleichem Masse zu, sondern es lassen sich in dieser Beziehung etwa folgende Abstufungen unterscheiden: [α) Uebersetzung; obwohl eine Uebersetzung stofflich jeder Originalität entbehrt, kann sie doch durch ihre sprachliche Form und durch ihre ästhetische Wirkung litterargeschichtliche Bedeutung besitzen, man denke z. B. an Voss' Odyssee-Uebersetzung]. β) Ueberarbeitung (eines schon vorher vorhandenen, sei es der gleichen, sei es einer fremden Litteratur angehörigen Werkes). Hier sind in Bezug auf die Art und Weise der Ueberarbeitung mannigfache Möglichkeiten denkbar, von der sklavischen Nachahmung an bis zur genialen Neuschöpfung. γ) Zusammenschmelzung (Contamination), d. h. stoffliche Verschmelzung mehrerer schon vorhandener, sei es derselben, sei es einer fremden Litteratur angehöriger Werke zu einem neuen Ganzen (ein derartiges Werk ist z. B. MOLIÈRE's »Avare«). δ) Nachbildung, d. h. es werden Grundideen und wesentliche Anlage eines Werkes einem schon vorhandenen Werke entlehnt, die Ausführung der Einzelheiten aber vom Verfasser selbständig vorgenommen. ε) Anlehnung, d. h. ein Werk lehnt sich nur in gewissen allgemeinen, mehr auf die Form, als auf den Gedankeninhalt bezüglichen Dingen an schon vorhandene Werke an. ζ) Uebernahme des Stoffes aus der nationalen Volksüberlieferung, d. h. der Verfasser einer Dichtung entnimmt den Stoff derselben nicht einem bereits vorhandenen Litteraturwerke, sondern unmittelbar der Volkssage, dem Volksglauben etc. η) Uebernahme des Stoffes aus einem fremdnationalen Sagenschatze, d. h. der Verfasser einer Dichtung behandelt einen Stoff, der einer fremdnationalen Volksüberlieferung angehört. In der Regel wird in diesem Falle der Dichter den betreffenden Stoff nicht in der ursprünglichen, sondern nur in einer späteren, mehr oder weniger umgestalteten Fassung kennen lernen, welche das Ergebniss einer langen und vielverschlungenen Entwickelung sein kann (man denke z. B. an BOCCACCIO's »Filocopo« oder »Filostrato«). Auch kann es geschehen, dass der Dichter ursprünglich ganz verschiedenartige fremdnationale Sagenstoffe mit einander verbindet (wie z. B. in CRESTIEN's DE TROYES »Cliges« griechische, orientalische und keltische Sagenstoffe mit einander verquickt erscheinen), oder dass er einen fremdnationalen Sagenstoff in Beziehung zu einem nationalen setzt (wie z. B. im altfranzösischen »Jourdains de Blaivies« die spätgriechische und in ihrem letzten Ursprunge wohl orientalische Sage von Apollonius von Tyrus mit der Karlssage in wenigstens äusserliche Beziehung gebracht worden ist). Meist liegt zwischen der betreffenden Dichtung und ihrer ältesten erreichbaren Quelle eine ganze Reihe von Mittelgliedern, welche

oft freilich zum Theil litterarisch nicht erhalten sind, sondern nur auf combinatorischem Wege nachgewiesen werden können[1]. Vgl. unten § 6. ϑ) Uebernahme des Stoffes aus dem realen Leben, d. h. es können Vorfälle, namentlich Vorfälle ungewöhnlicher Art, den Stoff für eine dichterische Behandlung abgeben oder doch als Basis für eine sich daran anschliessende selbständige Erfindung des Dichters dienen; die Handlung in den modernen Romanen beruht meist auf solchem Verfahren. ι) Selbständige Erfindung, d. h. der Dichter entlehnt seinen Stoff weder einem schon vorhandenen Litteraturwerke noch der mündlichen Ueberlieferung, sondern erfindet ihn, wenigstens seinem eigenen Glauben nach, frei; es wird sich jedoch in solchem Falle fast immer nachweisen lassen, dass eine unbewusste Anlehnung in grösserem oder geringerem Umfange stattgefunden hat. Jedenfalls muss man mit der Annahme wirklich selbständiger Erfindung höchst zurückhaltend sein, und keinesfalls darf man Selbständigkeit in der Erfindung des Stoffes von dem Dichter fordern. Wie unberechtigt dies sein würde, beweist schon die Thatsache, dass selbst Dichter so unbestritten ersten Ranges, wie z. B. Shakespeare und Molière, nachweislich ihre Stoffe meist nicht frei erfunden, sondern schon vorhandenen Litteraturwerken oder der volksthümlichen Ueberlieferung entlehnt haben. Nicht in der Erfindung, sondern in der idealen und künstlerischen Gestaltung des Stoffes bekundet sich vorzugsweise die dichterische Begabung. — Hierzu noch folgende ergänzende Bemerkungen: a) Dichtungen, welche einen historischen oder geographischen oder sonst welchen wissenschaftlichen Stoff behandeln (z. B. historische Romane, Phantasie-Reisebeschreibungen u. dgl.), bilden eine Zwittergattung zwischen den poetischen und den wissenschaftlichen Werken. b) Lyrische Dichtungen bringen Gefühle, Empfindungen und Stimmungen zum Ausdrucke. Diese aber beruhen auf allgemein menschlichen Seelenvorgängen, und folglich ist jede Individualität zu ihrer Hervorbringung befähigt, nur dass gemüthlich tiefer angelegte Individuen energischer empfinden, ihrer Empfindungen sich bewusster werden und denselben rückhaltsloser sich überlassen, als sogenannte Verstandesmenschen. Innerhalb der Lyrik ist demnach für stoffliche Erfindung gar kein Spielraum, es kann also die Originalität des lyrischen Dichters nur in der subjektiven Auffassung und Vertiefung des allgemein Menschlichen und in der Auffindung neuer Beziehungen zwischen der Innenwelt (d. h. dem Gemüthsleben) und der Aussenwelt sich bethätigen. Indessen ist auch diese beschränkte Originalität nicht eben häufig anzutreffen und vielmehr die Beobachtung zu machen, dass einmal geschaffene lyrische Gedankenformeln ebenso wie

1) Da der Dichter einen fremdnationalen Sagenstoff gewöhnlich nicht unmittelbar der fremdnationalen Ueberlieferung entnehmen kann, so ist immer vorauszusetzen, dass er denselben entweder aus einem Litteraturwerke oder aus der volksthümlichen Ueberlieferung seines eigenen Volkes kennen gelernt (auch hierüber vgl. unten § 6). Entweder verbindet sich also dann die Uebernahme des fremden Stoffes mit einer Anlehnung oder sie ist zunächst Uebernahme eines Stoffes aus der nationalen Volksüberlieferung.

deren sprachliche und rhythmische Einkleidungen sich stereotyp fortpflanzen (so haben z. B. die nordfranzösischen, mittelhochdeutschen, italienischen etc. Minnesänger die Tendenzen, Tropen, Rhythmenformen etc. der provenzalischen Lyrik übernommen; PETRARCA's Canzoniere wurde das Prototyp für zahllose Nachbildungen etc.).

Die Bestimmung des Grades der Originalität, welcher einem Dichtungswerke, bzw. einem Dichter zuzuerkennen, ist eine der wichtigsten Aufgaben der Litteraturgeschichte; das Mittel zur Lösung derselben sind Quellenuntersuchungen, durch welche das Abhängigkeitsverhältniss der einzelnen Dichtungen von ähnlichen ihnen vorangegangenen oder gleichzeitigen constatirt wird. Weiteres hierüber vgl. unten § 5.

4. Die Feststellung des (relativen und absoluten) ästhetischen Werthes der in den Kreis der Betrachtung einbezogenen Litteraturwerke. (Aesthetisch-kritischer Theil der Litteraturgeschichte).

Hierüber vgl. oben Buch II dieses Abschnittes, Kap. 4, § 5. — Aus der Feststellung des ästhetischen Werthes eines Litteraturwerkes ergiebt sich die Bedeutung, welche demselben, bzw. seinem Verfasser, innerhalb der Litteratur des betreffenden Zeitraumes, innerhalb der Litteratur des betreffenden Volkes (bzw. der betreffenden Völkergruppe) und endlich eventuell innerhalb der Weltlitteratur zukommt.

§ 3. Die Litteraturgeschichtsschreibung.

1. Die Litteraturgeschichtsschreibung ist die zusammenhängende Darstellung einer irgendwie begrenzten litterarischen Entwickelung, die darstellende Behandlung, sei es des Gesammtgebietes, sei es irgend eines Einzelgebietes der Litteraturgeschichte. Die Objekte der Litteraturgeschichtsschreibung können demnach bezüglich ihres Umfanges sehr verschiedenartig sein: die Weltlitteratur, eine Nationallitteratur, die Litteratur eines bestimmten Zeitraumes (z. B. des Mittelalters, wobei wieder alle Litteraturcomplexe oder nur ein einzelner — z. B. der dramatische —, mehrere Nationallitteraturen oder eine einzige — z. B. die französische — berücksichtigt werden können), das Leben und die Werke einer litterarisch bedeutenden Persönlichkeit, die Geschichte eines einzelnen Litteraturwerkes (z. B. des MOLIÈRE'schen Tartuffe), die Geschichte einer Litteraturströmung (z. B. der Romantik) etc. Uebrigens kann ohne sachlichen Nachtheil die Litteraturgeschichtsschreibung auch schlechtweg Litteraturgeschichte genannt werden.

2. Wie in jeder Geschichtsschreibung, so unterscheidet man auch in der Litteraturgeschichtsschreibung eine äussere (chronistische, descriptive) und eine innere (pragmatische, raisonnirende) Darstellungsweise. Bei Anwendung der ersteren begnügt sich der Litterarhistoriker mit der Zusammenstellung der litterargeschichtlichen Thatsachen, bei Anwendung der letzteren dagegen ist sein Streben auf die Erkenntniss und Darlegung des zwischen diesen Thatsachen bestehenden inneren Zusammenhanges gerichtet, vgl. Theil I, S. 81, sowie oben S. 482. Die chronistische Litteraturgeschichtsschreibung kann zu einer blossen chronologischen Bibliographie und Biographie (d. h. hier Zusammenstellung biographischer Daten) herabsinken und wird dann Litterärgeschichte genannt. Die pragmatische Litteraturgeschichtsschreibung steht nicht nur in innigster Verbindung mit der Culturgeschichte, sondern kann, bzw. muss geradezu als eine Disciplin derselben aufgefasst werden: für die pragmatische Betrachtung der Litteraturentwickelung sind die litterargeschichtlichen Thatsachen zugleich culturgeschichtliche Thatsachen.

3. Das Ziel der wissenschaftlichen Litteraturgeschichtsschreibung ist wissenschaftliche Erkenntniss. Berechtigt ist aber auch diejenige Litteraturgeschichtsschreibung, welche allgemeinverständliche Belehrung sich als Ziel vorsetzt, nur muss sie dieses Ziel mit dem geziemenden Ernste verfolgen und darf sich nicht zum Werkzeuge unlauterer Tendenzen erniedrigen.

4. Die Litteraturgeschichtsschreibung kann sich sowohl der sachlichen wie der ästhetischen Behandlung der Redeform bedienen, vgl. Theil I, S. 76. Wenn sie das Letztere thut, so gehören ihre Hervorbringungen selbst wieder der Litteratur im engeren Sinne des Wortes an (es gilt dies namentlich von den litterargeschichtlichen Essays).

Vgl. auch unten § 5.

§ 4. Die Quellen der Litteraturgeschichte. Die Quellen der Litteraturgeschichte sind doppelter Art, nämlich:

1. Die Litteraturwerke selbst, indem diese ja unmittelbares Zeugniss von der zur Zeit ihrer Abfassung herrschenden Geschmacks- und Kunstrichtung etc. ablegen.

2. Die schriftlich fixirte Ueberlieferung über litterargeschichtliche Thatsachen (biographische Aufzeichnungen; Urkunden über die persönlichen Verhältnisse der Schriftsteller; Angaben über Niederschrift, Druck, Verlag, Erscheinungsform eines Litteraturwerkes von Seiten der Zeitgenossen etc.).

(Eine etwa vorhandene mündliche, bzw. volksthümliche Ueberlieferung über litterargeschichtliche, namentlich über biographische Thatsachen wird für den Litterarhistoriker in der Regel nur negativen Werth besitzen, vgl. oben § 2, 2 ε), S. 484).

Die Litteraturwerke besitzen nur dann den Werth von Quellen, wenn durch die Kritik ihre Aechtheit nachgewiesen und ihre ursprüngliche Fassung, falls dieselbe durch spätere Ueberarbeitung umgestaltet worden war, wiederhergestellt worden ist.

Ebenso bedarf die schriftliche Ueberlieferung über litterargeschichtliche Thatsachen sorgfältiger kritischer Untersuchung hinsichtlich ihrer Aechtheit und ihrer Glaubwürdigkeit. Den zeitgenössischen Urtheilen über ein Litteraturwerk, bzw. über einen Schriftsteller (Dichter), ist immer nur ein relativer Werth beizumessen, da das Urtheil der Zeitgenossen meist ein sehr einseitig befangenes ist, oft auch von zeitweiligen falschen Geschmacksrichtungen beeinflusst wird und sowohl im Lobe wie im Tadel leicht übertreibt[1].

§ 5. Die Methode der Litteraturgeschichte.

1. Die Litteraturgeschichte hat zunächst die doppelte Aufgabe der Untersuchung und der Darstellung der auf die Entwickelung der Litteratur bezüglichen Thatsachen, an die letztere Aufgabe schliesst sich die fernere der Beurtheilung der Litteraturwerke an.

2. Die litterarhistorische Untersuchung muss durchaus kritisch geführt werden, muss alle Quellen auf ihre Glaubwürdigkeit hin prüfen, muss die Ermittelung des wahren

1) Man denke z. B. daran, dass THOMAS CORNEILLE von den Zeitgenossen weit höher geschätzt wurde, als PIERRE CORNEILLE, dass die Romane der MLLE SCUDÉRY zur Zeit ihres Erscheinens als Meisterwerke galten, dass Leute, wie DE VISÉ, VILLIERS, BOURSAULT u. A. als Rivalen MOLIÈRE's angesehen wurden u. dgl.

Thatbestandes sich zum Ziele setzen. Daraus folgt, dass die höhere wie die niedere Textkritik ein Hauptmittel der litterargeschichtlichen Untersuchung ist. Auf zwei Einzelaufgaben werde besonders hingewiesen. Erstlich: Die Bedeutung, welche einem Schriftsteller (Dichter) zuzuerkennen ist, ergiebt sich selbstverständlich aus seinen Werken. Es gilt demnach vor Allem festzustellen, ob die von der Ueberlieferung ihm beigelegten Werke wirklich von ihm verfasst sind, bzw. ob er nicht noch andere Werke, als die ihm gemeinhin beigelegten, verfasst hat. Ferner: Die Bedeutung, welche einem Litteraturwerke innerhalb der Litteratur seiner Zeit und innerhalb der Litteratur überhaupt zuzuerkennen ist, kann nur dann ermittelt werden, wenn das betreffende Litteraturwerk nachweislich in seiner ursprünglichen Fassung vorliegt; im Falle dass dies bezweifelt werden muss, ist zunächst die Wiederherstellung der ursprünglichen Fassung zu versuchen. Beispiele: Unter Boccaccio's Namen cursiren mehrere apokryphe Dichtungen; der Litterarhistoriker, welcher, der unverbürgten Ueberlieferung trauend, dieselben als ächt annehmen würde, müsste zu einer ganz schiefen Auffassung von Boccaccio's dichterischer Begabung und Thätigkeit gedrängt werden. Aehnlich würde bezüglich Molière's derjenige Litterarhistoriker fehlgehen, welcher, ebenfalls einer Ueberlieferung trauend, das »Livre abominable« (ed. L.-A. Ménard. Paris 1883) als authentisch annehmen wollte. — Der in der Handschrift O (Digby 23) überlieferte älteste Text des Rolandsliedes, der wahrscheinlich am Ende des 12. Jahrhunderts geschrieben worden ist (vgl. E. Stengel's Einleitung zum diplomatischen Abdruck, p. VI), ist etwa ein Jahrhundert jünger, als das verlorene Original (X), dessen Abfassung nach G. Paris' gut begründeter Annahme (Romania XI, p. 409) zwischen 1066 und 1096 fällt. Der schon a priori berechtigte Verdacht, dass O keine getreue Wiedergabe von X sei, erhält durch die Beschaffenheit des Textes volle Bestätigung. Folglich ist ein über O abgegebenes Urtheil, nicht, oder doch nur mit wesentlichen Vorbehalten, auch für X gültig: der Dichter des 11. Jahrhunderts kann nicht verantwortlich gemacht werden für das, was der Redactor des 12. Jahrhunderts gethan hat. Will man also über X urtheilen, so muss zuvor, soweit dies möglich, X aus O (bzw.

V⁴ etc.) reconstruirt werden. Der Erfolg solcher kritischer Operationen ist allerdings fraglich und ihr Ergebniss subjektiv anfechtbar, aber unerlässlich sind sie jedenfalls.

3. Die litterarhistorische Darstellung muss, wie dies schon durch ihren Namen bedingt wird, historisch sein. Jeder Autor (Schriftsteller, Dichter) und jedes Litteraturwerk steht innerhalb eines grossen geschichtlichen Zusammenhanges, ist das Glied und das Ergebniss einer geschichtlichen Entwickelung, kann also auch nur vermöge einer historischen Betrachtung voll verstanden und gewürdigt werden. Auch der bedeutendste Dichter und das bedeutendeste Dichtwerk darf nicht losgelöst werden von der historischen Umgebung, innerhalb deren es steht.

4. Das Urtheil über die relative oder absolute Bedeutung eines Autors, bzw. eines Litteraturwerkes, sowie das Urtheil über den ästhetischen Werth eines Litteraturwerkes darf nur auf Grund gewissenhafter Erwägung aller einschlägigen Momente, also nicht nach Massgabe einer subjektiven und vielleicht gar vorgefassten Meinung gefällt werden. Der Litterarhistoriker hat sich stets die Nüchternheit und Objektivität des Urtheils zu wahren und muss, wenn er sein Richteramt ausübt, sein persönliches Empfinden völlig zurücktreten lassen. Die über alle kleinen Mängel hinwegsehende rückhaltslose Begeisterung für erhabene Dichterwerke ist menschlich vollberechtigt, und ein Jeder sollte ihrer fähig sein, aber etwas Anderes ist es, an einem Dichterwerke sich menschlich zu erfreuen, und etwas Anderes, dasselbe kritisch zu würdigen. Nur freilich soll der Litterarhistoriker als Kritiker grosse Geistesschöpfungen nicht in kleinlicher, nörgelnder Weise bemäkeln.

§ 6. Die Beziehungen der Litteraturgeschichte zur Sagengeschichte.

1. Die Dichter des Mittelalters und zum Theil auch noch diejenigen der Neuzeit (z. B. der Verfasser der SHAKESPEARE-Dramen; PERRAULT; E. SUE in »le Juif errant« u. A.) haben ihre Stoffe, sei es ausschliesslich, sei es doch gelegentlich dem Gebiete der Sage entnommen. Dem Gebiete der »Sage« im weiteren Sinne des Wortes gehört auch die Fabel, die Parabel, das Märchen und die Legende an (mit der religiösen Bedeutung der letzteren hat die Wissenschaft nichts zu thun).

2. Die einzelnen Sagen (Fabeln, Märchen etc.) sind ihrem Ursprunge nach national und häufig sogar noch enger begrenzt (Stammsagen, Geschlechtersagen, Localsagen), aber es wohnt den Sagen eine eigenartige kosmopolitische Tendenz inne, vermöge deren viele von ihnen im Verlaufe der Zeiten eine oft sehr weit ausgedehnte internationale Verbreitung gewonnen haben; bei einzelnen Sagen mag dieser Process durch Beziehungen gefördert worden sein, in denen sie zu, früher ganzen Völkergruppen, ja vielleicht der ganzen Menschheit eigenen, religiösen, bzw. abergläubischen Anschauungen stehen.

3. So kann man mit vollem Rechte von einer Wanderung der Sagen (Fabeln, Märchen etc.) sprechen. Mit dieser Wanderung ist zugleich eine Reihe von Wandelungen der einzelnen Sagen verbunden gewesen, indem jedes Volk, zu welchem eine ausländische Sage (Fabel etc.) übertragen wurde, dieselbe seinen Anschauungen und seiner geistigen Fassungskraft gemäss umgestaltete. In Folge dessen hat sich ein und dieselbe Sage oft in eine kaum übersehbare Zahl verschiedener Versionen gespalten, die einander vielfach so unähnlich sind, dass die ursprüngliche Gemeinsamkeit nur in wenigen Zügen noch hervorleuchtet.

4. Unter den verschiedenen Sagenwanderungen ist die für die europäische Litteratur wichtigste die Wanderung orientalischer (indischer, persischer, arabischer, chinesischer, mongolischer etc.) Sagen nach dem Abendlande, eine Wanderung, welche wahrscheinlich schon in vorhistorischer Zeit begonnen und, bald mit grösserer, bald mit geringerer Intensität, sich während des ganzen Alterthums und Mittelalters fortgesetzt hat. Ihre Folge ist der Niederschlag zahlreicher orientalischer Sagenelemente in allen europäischen Litteraturen gewesen. Die Masse dieser Elemente ist weit beträchtlicher, als man gemeinhin glaubt, und umfasst eine Reihe der bekanntesten und am häufigsten behandelten Stoffe (so ist z. B. Lafontaine's Fabel vom Milchmädchen indischer Herkunft: das Milchmädchen ist ursprünglich ein Brahmine und der Milchtopf ein Honigtopf). Wichtig für die Litteraturgeschichte ist auch die im 12. Jahrhundert beginnende Uebertragung keltischer (armorikanischer, wallisischer) Sagen nach dem romanischen und germanischen Europa. Wichtig ist endlich die oft strahlen-

förmig, oft aber auch sprungartig erfolgende Ausbreitung von ursprünglich an bestimmte Ortschaften und Landschaften gebundenen Legenden über ein weites Gebiet.

5. Auf ihren Wanderungen scheinen die Sagenstoffe zuweilen gleichsam Stationen gemacht zu haben, d. h. zeitweilig über ein bestimmtes Land nicht hinausgedrungen zu sein und dort bei ihrem längeren Verweilen eine Fassung erhalten zu haben, in welcher sie dann nach Wiederaufnahme ihrer Reise weiter verbreitet wurden. Die für Europa wichtigste Sagenstation ist Griechenland (in späterer Zeit Byzanz): dort empfingen die aus dem Oriente importirten Stoffe diejenige Bearbeitung, in welcher sie dann in die westeuropäischen Litteraturen einzogen. Für die keltischen Sagenstoffe bildete Nordfrankreich die Verarbeitungsstation. Für die Karlssagenstoffe scheinen die Niederlande eine ähnliche Mittelstellung zwischen Deutschland und Frankreich besessen zu haben.

6. Die Erforschung der Sagenwanderungen, mit denen Sagenverflechtungen sich verbinden, ist eine ebenso wichtige wie interessante Aufgabe der Wissenschaft, welche aber freilich in ihrem ganzen Umfange nicht dem Litteraturhistoriker aufgebürdet werden darf. Diesem liegt vielmehr nur die Pflicht ob, von den Ergebnissen der allgemeinen Sagenforschung Kenntniss zu nehmen und in seinem Specialgebiete (z. B. in der altfranzösischen Litteratur) die Verzweigung der Sagen durch die einzelnen Litteraturwerke zu verfolgen, sowie die hinsichtlich der Behandlung der Sagenstoffe bestehenden Abhängigkeitsverhältnisse der einzelnen Dichtungen von und zu einander festzustellen. Die dem Litterarhistoriker obliegende Beschäftigung mit der Sagengeschichte berührt sich demnach zu einem Theile eng mit der litterarischen Quellenforschung.

7. Die Geschichte der (romanischen) Litteratur des Mittelalters und der Neuzeit bis in das 17. Jahrhundert hinein ist in besonders enger Weise mit der Sagengeschichte verbunden. Man kann diese Litteratur mit einem bunten Teppiche vergleichen, in welchen zahlreiche bunte Stofffäden eingewirkt sind, die in wunderlichen, vielfach verschlungenen und oft sich kreuzenden Zickzacklinien dahinlaufen. Aufgabe des Litterarhistorikers ist es, diese Fäden zu erkennen, von ein-

ander zu unterscheiden und ihren Verlauf sammt ihren Verschlingungen nachzuweisen.

Unter den Sagenfäden der mittelalterlichen und neuzeitlichen Litteratur zeichnen sich einige durch besondere Ausdehnung und Vielverschlungenheit, namentlich aber dadurch aus, dass ihre Anfänge weit ausserhalb der betreffenden Litteratur im fernen Oriente, bzw. in ferner Vorzeit liegen: die Trojasage, die Sage von den sieben weisen Meistern, die Sage von Flor und Blancheflor, die Artussage, die Gralsage und so manche andere.

Litteraturangaben: Allgem. sagengeschichtliche Werke (vgl. auch unten am Schlusse des §): F. Nork, Mythologie der Volkssagen und Volksmärchen. Eine Darstellung ihrer generischen Entwickelung (= Scheible, Das Kloster. Bd. 9). Stuttgart 1849 — L. Uhland, Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker (= Bd. 7 der »Gesammelten Schriften«) — A. Chassano, Histoire du Roman dans l'antiquité grecque et romaine. Paris 1862 — E. Rohde, Der griechische Roman und seine Vorläufer. Jena 1876 — Hartung, Die byzantinische Novelle, in: Archiv für das Studium der neueren Sprachen. Bd. 50. S. 1 ff. — D. Bikélas, Die Griechen des Mittelalters etc. Aus dem Neugriechischen übersetzt von W. Wagner. Gütersloh 1878 — *J. Dunlop, History of Fiction. 3. ed. London 1845 (ins Deutsche übersetzt von F. Liebrecht. Berlin 1851) — J. Braun, Naturgeschichte der Sage. München 1864. 2 Bde. — Th. Grässe, Die grossen Sagenkreise des Mittelalters (= Lehrbuch einer allgemeinen Litterärgeschichte. Bd. 2. Abth. 3. Hälfte 1). Dresden 1842 — J. G. v. Hahn, Sagenwissenschaftliche Studien. Jena 1876 — F. Liebrecht, Zur Volkskunde. Heilbronn 1879 — A. de Gubernatis, Zoological Mythology, or the legends of animals. London 1872. 2 Bde. — Κρυπτάδια, Recueil de documents pour servir à l'étude des traditions populaires. Heilbronn 1883 (Bd. 2 unter der Presse) — M. Landau, Die Quellen des Dekameron. 2. Aufl. Stuttgart 1884 — E. Lévêque, Les mythes et les légendes de l'Inde et de la Perse dans Aristophane, Platon, Aristote, Virgile, Ovide, Tite-Live, Dante, Boccace, Aristote, Rabelais, Perrault, Lafontaine. Paris 1880 — Simrock, Quellen des Shakespeare etc. Berlin 1831 — J. Stapfer, Shakespeare et l'antiquité. Paris 1880/82. 2 Bde. — Orient und Occident, insbesondere in ihren gegenseitigen Beziehungen, herausgeg. von Th. Benfey. Göttingen 1862/65. 3 Bde. — Mélusine. Recueil de mythologie, littérature populaires, traditions et usages, dirigé par H. Gaidoz et E. Rolland. Paris 1871. 23 Hfte. (Diese sehr verdienstliche Zeitschrift ist neuerdings wieder aufgelebt). — Orientalische Sagen- (Märchen-, Fabel-) Sammlungen: Pantschatantra, übersetzt von Th. Benfey. Leipzig 1859 — Hitopadesa (indische Fabeln), übers. v. M. Müller. Leipzig 1844 — Die Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir, übersetzt von H. Brockhaus. Leipzig 1843. 2 Bde. — Indian

fairy tales collected and translated by Maive Stockes, with notes by Mary Stockes etc. London 1880 — A. Loiseleur-Deslongchamps, Essai sur les fables indiennes et sur leur introduction en Europe. Paris 1838 — Kalila und Damnag. Alte syrische Uebersetzung des indischen Fürstenspiegels. Text und deutsche Uebersetzung von G. Bickell mit einer Einleitung von Th. Benfey. Leipzig 1876 — Touti Nameh. Eine Sammlung persischer Märchen von Nechschebi. Deutsche Uebersetzung von C. J. L. Iken. Stuttgart 1822 — Tuti-Nameh. Das Papageienbuch. Eine Sammlung orientalischer Erzählungen. Nach der türkischen Bearbeitung übersetzt von G. Rosen. Leipzig 1858. 2 Thle. — Calila und Dimna oder die Fabeln Bidpai's. Aus dem Arabischen von Ph. Wolff. Stuttgart 1837 — Dreissig Nächte. Neuer Märchenschatz des Orients. Aus dem Türkischen von M. Wickerhauser. Hamburg 1863 — Die vierzig Veziere oder weisen Meister. Aus dem Türkischen übertragen etc. von A. Behrnauer. Leipzig 1851 — Mille et une nuits. Contes arabes traduits par Galland etc. Paris 1838 — Mille et un jours. Contes persans, traduits par Pétis de la Croix etc. Paris 1838 — Tausend und eine Nacht. Zum ersten Male vollständig übersetzt von M. Habicht etc. Breslau 1835. 15 Bändchen — Die Märchen des Siddhi-Kür etc. Aus dem Kalmückischen übers. von B. Jülg. Leipzig 1866 — Mongolische Märchen, übersetzt von B. Jülg. Innsbruck 1868 — Das Buch von den sieben weisen Meistern. Aus dem Hebräischen und Griechischen übersetzt von H. Stengelmann. Halle 1842. — Mittelalterliche Sagensammlungen: Petri Alfonsi disciplina clericalis. Herausgeg. von Fr. W. V. Schmidt. Berlin 1827 — Gesta Romanorum. Herausgeg. von A. Keller. Stuttgart und Tübingen 1842. Herausgeg. von H. Oesterley. Stuttgart 1869. In das Deutsche übersetzt von Th. Grässe. Dresden und Leipzig 1842 — Des Gervasius von Tilbury Otia imperialia. In einer Auswahl herausgeg. etc. von F. Liebrecht. Hannover 1856 — Dolopathos sive de rege et septem sapientibus. Herausgeg. von H. Oesterley. Strassburg 1873 — Li romans de sept sages. Herausgeg. von A. Keller. Tübingen 1836 — Ecbasis captivi. Das älteste Thierepos des Mittelalters. Herausgeg. von E. Voigt. Strassburg 1875 — Ruodlieb. Der älteste Roman des Mittelalters. Herausgeg. von F. Seidler. Halle a. S. 1882 — Fabliaux ou contes du XII et du XIII siècle. p. p. Legrand. Paris 1779/81. 4 Bde. — Fabliaux et contes. p. p. Barbazan, nouv. éd. augmentée p. M. Méon. Paris 1808 — Nouveau recueil de fabliaux et contes inédits des poètes français des XII, XIII, XIV et XV siècles. p. p. Méon. Paris 1823. 2 Bde. — Nouveau recueil de contes et fabliaux mis au jour par A. Jubinal. Paris 1839/42. 2 Bde. — Recueil général et complet des fabliaux des XIII et XIV siècles imprimés ou inédits. p. p. A. de Montaiglon. Paris 1872/78. 3 Bde. — Le novelle antiche dei codici etc. per cura di G. Biagi. Florenz 1880. (Ausgabe der ältesten italienischen Novellensammlung, der sogenannten cento novelle antiche). — Schriften über einzelne mittelalterl. Sagenkreise (Vollständigkeit konnte nicht beabsichtigt werden): Oedipussage: L. Constans, La légende d'Œdipe etc. Paris 1880 — F. Lippold, Die Quelle des Gregorius Hartmanns von Aue. Leipzig 1869. — Alexandersage: Abhandlung in

der Ausgabe des Alexanderliedes des Pfaffen Lamprecht von Weismann. Frankfurt a. M. 1850 — J. L. Hoffmann, Alexander im Lichte des Mittelalters. Album des litterarischen Vereins in Nürnberg 1859 — J. Zacher, Pseudocallisthenes-Forschungen zur Kritik der Geschichte etc. der Alexandersage. Halle 1867 — W. Wackernagel, Zur Alexandersage I. Zum Julius Valerius, in: Zeitschrift für deutsche Philologie I (1869), p. 119 ff. — J. Mähly, Zur Alexandersage II. Zu Julii Valerii Epitome, in: Zeitschrift für deutsche Philologie III (1871), p. 416 ff. — J. Harczyk, Zu Lamprechts Alexander etc., in: Zeitschrift für deutsche Philologie IV (1873), p. 146 ff. — Trojasage: Mone, Ueber die Franken (Trojanersage), in: Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit IV (1835), p. 1 ff. — K. L. Roth, Die Trojanersage der Franken, in: Germania I (1856), p. 34 ff. — F. Zarncke, Ueber die sog. Trojanersage der Franken, in: Berichte der K. Sächs. Ges. d. Wiss. Philos.-hist. Kl. Bd. 18 (1866), p. 257 ff. — J. Wormstall, Die Herkunft der Franken von Troja. Münster 1869 — E. Lüthgen, Die Quellen u. der historische Werth d. fränk. Trojasage. Bonn 1875 — H. Dunger, die Sage vom trojanischen Kriege etc. Leipzig 1869, und: Dictys-Septimius. Dresden 1878 — A. Joly im ersten Bande seiner Ausgabe des Roman de Troie von Benoît de Ste-More. Paris 1870 — G. Körting, Dictys und Dares. Halle 1874 — R. Jäckel, Dares Phrygius und Benoît de Ste-More. Breslau 1875 — C. Fischer, Der altfranzösische Roman de Troie des Benoît de Ste-More als Vorbild für die mittelhochdeutschen Trojadichtungen. Paderborn 1883 (= G. Körting, Neuphilologische Studien. Heft 2). — Virgilsage: G. Zappert, Virgils Fortleben im Mittelalter. Wien 1851 — K. L. Roth, Ueber den Zauberer Virgilius, in: Germania, Bd. VIII (1859), p. 257 ff. — F. Liebrecht, Zur Virgiliussage, in: Germania, Bd. X (1866), p. 406 ff. — D. Comparetti, Virgilio nel medio evo. Livorno 1872. 2 Bde. (übersetzt von H. Dütschke. Leipzig 1875) — W. Vietor, Der Ursprung der Virgiliussage, in: Zeitschrift für romanische Philologie. Bd. I (1877), p. 165 ff. — Cäsarsage: H. Wesemann, Cäsarfabeln des Mittelalters. Löwenberg i. Schl. 1879 (Progr.). — Th. Colshorn, Die deutschen Kaiser in Geschichte und Sage. Leipzig 1863 — G. Voigt, Die deutsche Kaisersage, in: Histor. Zeitschrift. Bd. 26 (1871), S. 131 ff. — Floovantsage: A. Darmesteter, De Floovante vetustiore gallico poemate et de merovingico cyclo etc. Paris 1877 — F. Bangert, Beitrag zur Geschichte der Floovantsage. Heilbronn 1879 — P. Paris, in Hist. litt. XXVI, 1 ff. — Karlssage: G. Paris, Histoire poétique de Charlemagne. Paris 1865 — L. Gautier, Les Epopées Françaises. Bd. 1, 3 u. 4. Paris 1878/82 — K. Bartsch, Karlmeinet. Ein Beitrag zur Karlsage. Nürnberg 1861 — R. Foss, Zur Karlssage. Berlin 1869 — K. Nyrop, Den oldfranske Heltedigtning. Kopenhagen 1883. (Beigegeben ist S. 417 ff. eine werthvolle Bibliographie) — G. Storm, Sagnkredsene om Karl den Store etc. Christiania 1874. — Grävell, Die Charakteristik der Personen im Rolandslied. Heilbronn 1880 — Keltische Sagen: vgl. oben Litteraturangaben zu Buch V, § 5, S. 481. Ausserdem: The Mabinogion, ed. by Lady Guest. London 1838/45. 3 Bde. — Th. de la Villemarqué, Contes populaires des anciens Bretons, précédés d'un essai sur l'origine

des épopées chevaleresques de la table ronde Paris 1842. 2 Bde. — P. PARIS, Les Romans de la Table-Ronde etc. Paris 1866/77. 5 Bde. — SAN-MARTE, Die Artussage und die Märchen des rothen Buches von Hergest. Quedlinburg und Leipzig 1842 — SAN-MARTE, Beiträge zur bretonischen und keltisch-germanischen Heldensage. Quedlinburg und Leipzig 1847 — A. HOLTZMANN, Artus, in: Germania. Bd. 12 (1868), p. 257 ff. — K. W. OSTERWALD, Iwein, ein keltischer Frühlingsgott. Halle 1853 — RAUCH, Die wälische, französische und deutsche Bearbeitung der Iweinsage. Berlin 1869 — SETTEGAST, Hartmanns Iwein verglichen mit seiner altfranzösischen Quelle. Marburg 1873 — GÄRTNER, Der Iw. H. v. A. und der Ch. au l. des Cr. Breslau 1875 — P. MÄRTENS, Zur Lanzelotsage, in: BÖHMER's Romanische Studien. Bd. V (1880), p. 557 ff. — R. KÖHLER, Tristan und Isolde etc., in: Germania. Bd. 11 (1866), p. 389 ff. (vgl. F. LIEBRECHT, ibid. Bd. 12, p. 81 ff.) — BOSSERT, Tristan et Iseult. Paris 1865 — R. HEINZEL, Gottfrieds von Strassburg Tristan und seine Quelle, in: Zeitschrift für deutsches Alterthum. Bd. 14 (1869), p. 272 ff. (Vgl. ausserdem MICHEL's und KÖLBING's Untersuchungen in der Ausgabe des französischen Tristan [Paris 1835/39], bezw. der Tristan-Sage [Heilbronn 1878/83]). — Gralsage: SAN-MARTE's Artikel »Graal« in: ERSCH und GRUBER's Encyklopädie. Sect. 1. Thl. 77, p. 136 ff. und dessen Abhandlungen über die Gralsage im 2. Bande seines Werkes »Leben und Dichten Wolframs von Eschenbach«. Magdeburg 1836/41 — A. BIRCH-HIRSCHFELD, Die Sage vom Gral. Leipzig 1877 — MARTIN, Zur Gralsage, in: Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker. Heft 42. Strassburg 1880 — W. HERTZ, Die Sage vom Parzival und dem Gral. Breslau 1882 — F. ZARNCKE, Zur Geschichte der Gralsage, in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur. III. 304 ff. — A. WESELOFFSKY, Der Alatyr etc. in der Legende vom Gral, in: Archiv für slavische Philologie. IV. 33 ff. — Normannischer Sagenkreis: H. ANDRESEN in seiner Ausgabe von Wace's Roman de Rou. Heilbronn 1877/79 — H. ANDRESEN, Ueber die von Benoit in seiner normannischen Chronik benutzten Quellen etc., in: Romanische Forschungen, herausgegeben von K. VOLLMÖLLER, Bd. I, p. 327 ff. — G. KÖRTING, Ueber die Quellen des Roman de Rou. Leipzig 1867, und: Wilhelms v. Poitiers Gesta etc. Dresden 1875 — A. BOSQUET, La Normandie romanesque et merveilleuse. Paris und Rouen 1845 — DU BOIS, Recherches archéologiques etc. de la Normandie. Rouen 1843. — Die Sage von Flor und Blancheflor: SCHWALBACH, Die Verbreitung der Sage von Flor und Blancheflor in der europäischen Litteratur. Krotoschin und Ostrowo 1869 — E. DU MÉRIL, in seiner Ausgabe des altfranzösischen Gedichtes von Flor und Blancheflor. Paris 1856 — E. SOMMER in der Einleitung zur Ausgabe von Konrad Flecks Flor und Blanscheflur. Quedlinburg und Leipzig 1856 — H. SUNDOMACHER, Die altfranzösische und mittelhochdeutsche Bearbeitung der Sage von Flor und Blancheflor. Göttingen 1872 — ZUMBINI, il Filocopo del Boccaccio, in: Nuova Antologia Dec. 1879 und Jan. 1880 — F. NOVATI, Sulla composizione del Filocolo, in: Giornale di fil. rom. No. 6 — H. HERZOG, Die beiden Sagenkreise von Flore und Blanscheflur (Züricher Diss.), in Ger-

mania 1884. Heft 2. — Sage von Aucassin und Nicolete: H. SUCHIER in der Einleitung zu seiner Ausgabe. 2. Aufl. Paderborn 1881 — H. BRUNNER, Ueber A. und N. Halle (Diss.) und Cassel (Progr.) 1881. — Sage von Amis und Amiles: C. HOFMANN in der Einleitung zu seiner Ausgabe. 2. Aufl. Erlangen 1882 — H. KLEIN, Sage, Metrik und Grammatik des altfranzösischen Epos Amis et Amiles. Bonn 1875 — E. KÖLBING, Zur Ueberlieferung der Sage von Amis und Amiles, in: PAUL und BRAUNE, Beiträge IV 271 ff. (vgl. auch Germania Bd. 19, p. 184 ff. und Englische Studien Bd. 2, p. 295 ff.). — Sage von Jourdains de Blaivies: C. HOFMANN in der Einleitung zu seiner Ausgabe. 2. Aufl. Erlangen 1880, namentlich p. XXXIII ff. — J. KOCH, Ueber Jourdains de Blaivies. Königsberg 1875 — P. PARIS in der Hist. litt. XXII 583 ff. — Sage von Huon von Bordeaux: F. GUESSARD und C. GRAND-MAISON in ihrer Ausgabe. Paris 1860 — L. GAUTIER in: Epopées etc. III 719 ff. — HUMMEL, Das Verhältniss des Ortnit zum Huon von Bordeaux, in: HERRIG's Archiv 60, p. 295 ff. — F. LINDNER, Ueber die Beziehungen des Ortnit zu Huon von Bordeaux. Rostock 1873 — A. LONGNON, L'élément historique de Huon de Bordeaux, in: Romania VIII, p. 1 — F. NEUMANN, Die Entwickelung der Ortnitdichtung etc., in: Germania 27, p. 191 ff. — G. PARIS, Huon de Bordeaux et Ortnit, in: Revue germanique 16, p. 376 ff. — P. PARIS in Hist. litt. 26, p. 41 ff. — A. GRAF, I complementi della Chanson d'Huon de Bordeaux etc. Halle 1874. — Sage von den sieben weisen Meistern: A. MUSSAFIA, Beiträge zur Litteratur der sieben weisen Meister. Wien 1868, und: Ueber die Quelle des altfranzösischen Dolopatbos. Wien 1865. — Legenden: Acta Sanctorum quotquot toto orbe coluntur collegit etc. J. BOLLANDUS. Antverp., Bruxellis et Tongerloae 1643/1794. Bruxellis 1845/? — Acta Sanctorum ordinis s. Benedicti etc. ed. J. MABILLON et TH. RUINART. Paris 1668/1701 und Venedig 1733/40. 9 Bde. — JACOBUS DE VORAGINE, Legenda aurea ed. TH. GRÄSSE. Leipzig u. Dresden 1843/46. 2. Ausg. Leipzig 1850. — Die Faustsage: K. ENGEL, Bibliotheca Faustina. Die Litteratur der Faustsage von 1510/1873, in: Volksschauspiel Dr. J. Faust — J. SCHEIBLE, Das Kloster. Bd. 2, 3, 5 u. 11. Stuttgart 1845/49 — L. HOUSSE, Die Faustsage und der historische Faust. Luxemburg 1862 — KÜHNE, Ueber die Faustsage. Zerbst 1860/66. Progr. — Sage vom ewigen Juden: K. SIMROCK, Der ewige Jude, in: Zeitschrift für deutsche Mythologie 1, p. 432 ff. — F. HELBIG, Die Sage vom ewigen Juden etc. Berlin 1874.

Ausserdem seien noch folgende auf Sagenlitteratur bezügliche Schriften und Sagensammlungen genannt (Vollständigkeit und systematische Anordnung konnten hier nicht angestrebt werden): F. W. V. SCHMIDT, Beiträge zur Geschichte der romantischen Poesie. Berlin 1818 — E. KÖLBING, Beiträge zur vergleichenden Geschichte der romantischen Poesie und Prosa des Mittelalters. Breslau 1876. Vgl. auch S. 505 unten.

H. SCHINDLER, Der Aberglaube des Mittelalters. Breslau 1858 — C. SCHNEIDER, Der allgemeine und der Krieger-Aberglaube im 16., 17. u. 18. Jahrhundert. Wien 1865 — TH. GRAESSE, Bibliotheca magica et pneumatica oder wissenschaftlich geordnete Bibliographie der wichtigsten in

das Gebiet des Zauber-, Wunder-, Geister- und sonstigen Aberglaubens vorzüglich älterer Zeit einschl. Werke. Leipzig 1843 — SOLDAN, Geschichte der Hexenprocesse. 2. Ausg. Stuttgart 1880. 2 Bde. — ROSKOFF, Geschichte des Teufels. Leipzig 1869. 2 Bde.

J. und W. GRIMM, Deutsche Sagen. Berlin 1816/18. 2 Bde. — J. und W. GRIMM, Kinder- und Hausmärchen. Grosse Ausg. Göttingen 1855. 3 Bde. — F. H. V. DER HAGEN, Gesammtabenteuer. Stuttgart u. Tübingen 1850. 3 Bde. — HENNE AM-RHYN, Die deutsche Volkssage. Beitrag zur vergleichenden Mythologie etc. Leipzig 1874 — K. SIMROCK, Handbuch der deutschen Mythologie mit Einschluss der nordischen. 4. Aufl. Bonn 1874 — Die deutschen Volksbücher, gesammelt etc. von K. SIMROCK. Frankfurt a. M. 1845/67. 13 Bde. — Norwegische Volksmärchen, gesammelt von S. ASBJÖRNSEN und J. MOE, deutsch von F. BRESEMANN. Berlin 1847 — M. B. LANDSTADT, Norske Volkewiser. Christiania 1853 — S. GRUNDTVIG, Danmarks gamle Folkeviser. Kopenhagen 1853 — R. ROBERTS, The Legendary Ballads of England. London 1868 — PERCY, Relics of ancient english Poetry. (Frankfurt a. M. 1803. 3 Bde.).

W. R. S. RALSTON, The Songs of the Russian People. London 1872. Russian Folk Tales. London 1873 — TALVJ, Die Volkslieder der Serben. 2. Ausg. Leipzig 1853. 2 Bde. — J. WENZIG, Westslavischer Märchenschatz. Leipzig 1857.

TH. H. DE LA VILLEMARQUÉ, Barzaz-Breiz. Chants populaires de la Bretagne. 4. éd. Paris 1846. 2 Bde. — Almanac des traditions populaires, p. p. E. ROLLAND. Paris, seit 1882 — E. ROLLAND, Faune pop. de la France. Paris 1878/81. 4 Bde. — W. SCHEFFLER, Die französische Volksdichtung und Sage. Leipzig 1883/84. (In Kap. 2 dieses trefflichen Werkes — welches Kapitel auch in der Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Litteratur V[1] 220 ff. abgedruckt ist — giebt der Verfasser eine Uebersicht über die gesammte Litteratur der französischen »Folklore«).

Rivista di letteratura popolare, diretta da G. PITRÈ etc. Turin, Rom und Florenz, seit 1878 — G. PITRÈ, Canti popolari siciliani. Palermo 1870 2 Bde. Fiabe, novelle e racconti popolari sicil. Palermo 1875. 4 Bde. Proverbi o canti pop. sicil. Palermo 1869 — L. GONZENBACH, Sicilianische Märchen. Mit Anmerkungen R. KÖHLER's und Einleitung herausgeg. von O. HARTWIG. Leipzig 1870 — G. BASILE, Der Pentamerone, übersetzt von F. LIEBRECHT. Breslau 1846. 2 Bde. — BERNONI, Canti popolari veneziani. Venedig 1875 — TIGRI, Canti popolari toscani. Florenz 1869 — D'ANCONA, La poesia pop. italiana. Livorno 1878.

J. L. DE VASCONCELLOS, Bibliotheca ethnographica portugueza. Porto 1882 — Z. CONSIGLIERI-PEDROSO, Tradições populares portuguezas. Porto 1881.

Amorul. Culegere de cânturĭ nationale si populare. 7. Ausg. Bucarescĭ 1879 — M. POMPILIŬ, Balade populare române. Jasĭ 1870 — WARTHA, Dorul. Culegere de cânturĭ nationale vechĭ si noĭ. Bucarescĭ 1874/77. 2 Bde. — J. CRATIUNESCO, Le peuple Roumain d'après ses chants nationaux. Paris 1874 — M. KREMNITZ, Rumänische Skizzen. Bukarest 1877. (Meisterhafte Uebersetzung von Originalnovellen und Märchen) — Snóve saŭ povestĭ

populare. Adunate diu gura poporuluĭ de un culegător tipograf. Edit. II cu multe adause. Bucurescĭ 1879 — C. Hint, Basme Romånilor (Volksmärchen). 12 fliegende Blätter. Brasow 1879.

Chansuns popolaras d'Engadina. Herausgeg. von A. v. Flugi, in: Böhmer's Rom. Stud. I 309 ff. — A. v. Flugi, Die Volkslieder des Engadin. Strassburg 1873 — Jecklin, Volksthümliches aus Graubünden. Zürich und Chur 1874/78.

§ 7. Begriff und Umfang der romanischen Litteraturgeschichte.

1. Die romanische Litteraturgeschichte hat die Behandlung der Litteraturgeschichte sämmtlicher romanischer Völker zu ihrer Aufgabe. Daraus ergiebt sich sowohl ihr Begriff als auch ihr Umfang. Vgl. auch unten § 8, 1.

2. Im einzelnen umfasst die romanische Litteraturgeschichte die Geschichte

a) der (alt- und neu-)französischen Litteratur,
b) der (alt- und neu-)provenzalischen Litteratur,
c) der katalanischen Litteratur,
d) der italienischen Litteratur,
e) der rätoromanischen Litteratur,
f) der spanischen Litteratur,
g) der portugiesischen Litteratur,
h) der rumänischen Litteratur,

und zwar von den Anfängen derselben bis zur Gegenwart.

3. In das Bereich der romanischen Litteraturgeschichte fallen nicht nur die in einer romanischen Sprache abgefassten Litteraturwerke im engeren Sinne (Dichtungen, wissenschaftliche Werke ästhetischer Composition), sondern auch: a) die Zeitschriften und sonstigen periodischen Publicationen sogenannten belletristischen Inhaltes; b) die universalen Encyklopädien; c) die von romanischen Autoren in lateinischer Sprache abgefassten Litteraturwerke (Dichtungen etc.).

4. Selbstverständlich hat die romanische (wie auch jede andere) Litteraturgeschichte nicht nur die Kunstdichtung, sondern auch die Volksdichtung zu berücksichtigen.

§ 8. Die Perioden der romanischen Litteraturgeschichte. In der Geschichte derjenigen romanischen Litteraturen, welche eine normale, schon im frühen Mittelalter beginnende und bis zur Gegenwart sich fortsetzende Ent-

wickelung gehabt haben, lassen sich folgende Perioden unterscheiden:

1. Die prälitterarische Periode: von der Entstehung der romanischen Sprachen bis zur Abfassungszeit der ältesten Sprachdenkmäler.

2. Von der Abfassungszeit der ältesten Sprachdenkmäler bis zum Emporkommen der Renaissancebildung (Periode der Naivetät und des Mysticismus):

a) Zeitraum der volksthümlichen Epik.

b) Zeitraum der höfischen Epik (und Lyrik).

c) Zeitraum der allegorischen Epik (und des religiösen, bzw. allegorisirenden Dramas).

3. Von dem Emporkommen der Renaissancebildung bis zur Gegenwart (Periode der Reflexion):

a) Zeitraum der Frührenaissance (Sturm- und Drangperiode der Renaissance, romantische Renaissance).

b) Zeitraum der Vollrenaissance.

c) Zeitraum der Spätrenaissance oder des Rococo oder des Pseudoklassicismus.

d) Zeitraum der »Aufklärung«.

e) Zeitraum der Romantik.

f) Zeitraum des Epigonenthums.

Im vollen Umfange lässt diese Eintheilung sich freilich nur auf die französische Litteratur anwenden, und selbst bei dieser ist insofern eine Einschränkung nothwendig, als von einem Zeitraum der Vollrenaissance in Frankreich nur in sehr bedingter Weise gesprochen werden kann.

Die Abgrenzung der einzelnen Perioden durch bestimmte Jahreszahlen ist unthunlich, auch die ungefähre Abgrenzung durch Angabe von Jahrhunderten, bzw. Jahrzehenden, ist nur innerhalb der Einzellitteraturen möglich.

Ueber die Entwickelung der romanischen Litteraturen vgl. oben Buch IV, § 4, S. 457 ff.

§ 9. Die Behandlung der romanischen Litteraturgeschichte.

1. Ueber die Behandlung der romanischen Litteraturgeschichte im Allgemeinen gilt das oben in § 2—5 Bemerkte.

2. Die Entwickelung der romanischen Litteratur ist in

ihrem ganzen Verlaufe unter der Beeinflussung der lateinischen Litteratur erfolgt, denn:

a) Zwischen dem romanischen Mittelalter und dem römischen Alterthume besteht ein enger culturgeschichtlicher Zusammenhang. Das Mittelalter übernahm die römische Bildung, wenn auch in einer verkümmerten Gestaltung, und mit derselben die römische Litteratur, soweit deren Werke sich erhalten hatten. In Folge dessen wurden Stoffe, Tendenzen und Formen in weitem Umfange aus der römischen in die romanische Litteratur überführt, wobei freilich meist eine seltsame Umgestaltung durch Angleichung an die specifisch mittelalterlichen Anschauungen vorgenommen wurde. Man denke z. B. an Stoffe, wie die Troja-, Virgil- und Cäsarsage; an Tendenzen, wie die Vorliebe für die Allegorie und die Vorliebe für die cyklische und encyklopädische Composition[1]; an Formen, wie die Strophenformen des lateinischen Kirchenliedes und den leoninischen Reim.

Insbesondere hat die christlich-lateinische Litteratur mächtig und nachhaltig auf diejenige des Mittelalters eingewirkt.

b) Durch das Emporkommen der Renaissancebildung erhielten die Werke der klassisch-lateinischen Litteratur die Geltung von Vorbildern, deren möglichst getreue Nachbildung die höchste Aufgabe litterarischer Kunst sei. Die der eigentlichen Renaissance nachfolgende Zeit ist allerdings von der bedingungslosen Bewunderung der lateinischen Klassiker zurückgekommen; die Grundlage aller höheren Bildung ist aber bis auf den heutigen Tag das Latein geblieben, und in Folge dessen hat auch die lateinische Litteratur stets einen mehr oder weniger starken mittelbaren Einfluss auf die moderne Litteratur ausgeübt.

Durch die angegebenen Thatsachen wird dem romanischen Philologen die Verpflichtung zu gründlicher Vertrautheit mit der lateinischen Litteratur, namentlich aber mit derjenigen des späteren Alterthums, auferlegt (Hülfsmittel zum Studium der lateinischen Litteratur sind in Theil I, S. 131 und 133 angeführt worden).

1) Die cyklische Composition der Dichtungen ist allerdings in den Lehrgedichten (wie Dolopathos u. dgl.) orientalischen Ursprunges; in der epischen Volksdichtung (chansons de geste) aber dürfte sie spontan entstanden sein.

Lohnend wäre es, den Einfluss der lateinischen Litteratur auf die Entwickelung der romanischen im Einzelnen nachzuspüren, z. B. zu untersuchen, welchen sowohl materiellen als auch formalen Einfluss etwa VIRGIL, OVID, HORAZ, SENECA u. A. auf die romanische (bzw. italienische, französische etc.) Poesie, bzw. Epik und Pastoraldichtung, erotische Lehrdichtung, Lyrik, Drama etc. ausgeübt haben, welche in der romanischen Poesie allgemein üblich gewordenen Bilder, Metaphern, Redewendungen auf sie zurückzuführen sind u. dgl. Ansätze zu solchen Untersuchungen sind gemacht worden in COMPARETTI's schönen Buche Virgilio nel medio evo (Livorno 1872. 2 Bde.) und in K. BARTSCH's Einleitung zu seiner Ausgabe des Albrecht von Halberstadt (Quedlinburg 1861). Auch der Einfluss einzelner lateinischer Prosaiker, wie SALLUST, LIVIUS, TACITUS, SENECA, auf die Entwickelung einzelner Gattungen der romanischen Prosalitteratur wäre der Untersuchung werth.

3. Auch der Einfluss der griechischen Litteratur auf die romanische ist, wenngleich an Intensität demjenigen der lateinischen Litteratur nicht entfernt zu vergleichen, dennoch nicht unerheblich, denn:

a) Während des Mittelalters sind zahlreiche griechische, bzw. mittelgriechische oder byzantinische Sagen- und Novellenstoffe nach Westeuropa übertragen worden und haben in den Litteraturen desselben Behandlung gefunden. Freilich erfolgte die Uebertragung der griechischen Stoffe niemals unmittelbar, sondern immer durch das Medium lateinischer Uebersetzungen, bzw. lateinischer Umarbeitungen, so dass also der romanische Philolog zunächst diese letzteren zur Vergleichung mit den betreffenden romanischen Litteraturwerken heranzuziehen hat.

b) Das Emporkommen der Renaissancebildung erschloss, zunächst allerdings nur in sehr beschränktem Masse, die Kenntniss der klassischen griechischen Litteratur und erweckte, wenigstens bei einzelnen Dichtern, das Streben nach Nachbildung griechischer Originale. Von einschneidender Wirkung auf die Entwickelung der romanischen, namentlich aber der französischen Litteratur und besonders wieder des Dramas war die Geltung, welche man der Poetik des ARISTOTELES beilegte.

Durch die angegebenen Thatsachen wird dem romanischen Philologen die Verpflichtung einer gewissen Vertrautheit auch mit der griechischen Litteraturgeschichte auferlegt. Leider fehlt es noch an einem so trefflich gearbeiteten, reichhaltigen und zuverlässigen Compendium derselben, wie für die lateinische TEUFFEL's Werk es ist; nur einen sehr fragwürdigen Ersatz bietet R. NICOLAI's Griechische Litteraturgeschichte. Magdeburg

1876/78. 3 Bde. (der dritte behandelt »die Litteratur der byzantinischen Studienperiode« und ist also für den romanischen Philologen, der mit byzantinischen Sagenstoffen sich zu befassen hat, von besonderer Wichtigkeit). Derselbe Verfasser hat auch eine »Geschichte der neugriechischen Litteratur« herausgegeben (Leipzig 1876). Die Beziehungen der westeuropäischen Litteraturen des Mittelalters zu der byzantinischen bedürfen noch einer eingehenden Specialuntersuchung, deren Ergebnisse vielleicht belangreicher und interessanter sein werden, als man bis jetzt wohl gemeinhin annimmt.

4. Die romanische Litteratur bildet mit der germanischen und zum Theil auch mit der slavischen Litteratur eine grosse europäische Litteratureinheit (vgl. oben Buch V, § 5), insbesondere aber bestehen und bestanden zwischen der romanischen (namentlich wieder französischen und italienischen) Litteratur einerseits und der englischen und deutschen Litteratur andrerseits die innigsten Wechselbeziehungen, welche die wissenschaftliche Bearbeitung der romanischen Litteraturgeschichte(n) sorgsam zu untersuchen und in ihrer Bedeutung zu würdigen verpflichtet ist.

5. Die romanische Litteraturgeschichte ist nur ein Bestandtheil der romanischen Culturgeschichte, wie ja die Litteratur überhaupt nur e i n e Erscheinungsform der Cultur von vielen andern ist. Daraus folgt, dass die Behandlung der romanischen Litteraturgeschichte von allgemein culturgeschichtlichen Gesichtspunkten aus nicht nur möglich, sondern auch voll berechtigt ist; freilich aber ist eine derartige Behandlung, wenn sie sich nicht in allgemeine und schiefe Phrasen verlieren und also den wissenschaftlichen Charakter einbüssen soll, nur möglich auf Grund eingehendester Einzelforschungen, namentlich aber nur auf Grund sorgfältiger Untersuchungen über Aechtheit und Beschaffenheit der in den Kreis der Betrachtung einbezogenen Litteraturwerke und deren etwaige gegenseitige Abhängigkeitsverhältnisse.

Eine zusammenfassende Darstellung der g e s a m m t e n romanischen Litteraturgeschichte ist bis jetzt noch niemals unternommen worden, und bei der Vielseitigkeit und Massenhaftigkeit des dabei zu berücksichtigenden Stoffes dürfte eine solche Darstellung überhaupt wohl nur in einer compendiösen, für Lehrzwecke berechneten Form möglich sein. (Nützlich wäre vielleicht auch für die Studienpraxis die Zusammenstellung ausführlicher und genauer synchronistischer Litteraturtabellen). Auch für die Einzellitteraturen fehlen noch vielfach w i s s e n s c h a f t l i c h e Gesammt-

darstellungen und müssen fehlen, weil es noch gar zu sehr an Einzeluntersuchungen mangelt, auf welche sie sich stützen könnten. Von den vorhandenen seien genannt (mit dem ausdrücklichen Bemerken, dass eingehendere Nachweisungen dem 3. Theile dieses Werkes vorbehalten bleiben): Histoire littéraire de la France (begonnen von den Benedictinern der Congregation des heil. Maurus im Jahre 1733; übernommen von dem Institut im Jahre 1808, unter dessen Auspicien Bd. 13 im Jahre 1814 erschien; bis jetzt liegen 29 Bde. vor, von denen einer eine Table générale über die ersten 15 Bde. enthält. Das colossal angelegte Werk, welches sobald noch nicht zum Abschluss kommen dürfte, soll nur die altfranzösische Litteratur behandeln). Für die neufranzösische Litteraturgeschichte ist eine wissenschaftliche Gesammtdarstellung noch nicht vorhanden. — TIRABOSCHI, Storia della letteratura italiana. Modena 1772/81. (Das Werk behandelt nur die ältere italienische Litteraturgeschichte bis zum 15. Jahrhundert) — TICKNOR, Geschichte der schönen Litteratur in Spanien (erschien zuerst englisch in Boston 1849; besser aber, als das englische Original, benutzt man die mit Zusätzen von F. WOLF versehene deutsche Uebersetzung von JULIUS. Leipzig 1852. 3 Bde; ins Spanische wurde das Werk übersetzt von GAYANGOS und DE VEDIA. Madrid 1851. 4 Bde.) — TH. BRAGA, Manual da historia da litteratura portugueza desde as suas origens até ao presente. Porto 1875. (Ist der grossen Historia da litteratura portugueza desselben Verfassers vorzuziehen). — F. RAUSCH, Geschichte der Litteratur des rätoromanischen Volkes. Frankfurt a. M. 1870. — Ausserdem vgl. man: F. BOUTERWEK, Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit seit dem Ende des 13. Jahrhunderts. 11 Bde. Göttingen 1801/19. — J. G. EICHHORN, Geschichte der Litteratur von ihrem Anfange bis auf die neuesten Zeiten. Göttingen 1805/11. 5 Bde. — L. WACHLER, Handbuch zur Geschichte der Litteratur. 3. Aufl. Leipzig 1833. 4 Thle. — TH. GRÄSSE, Lehrbuch einer allgemeinen Litterärgeschichte aller bekannten Völker der Welt etc. Leipzig u. Dresden 1837/59. 13 Theile in 4 Bdn. (Bd. 4 Register). — P. NORRENBERG, Allgemeine Geschichte der Litteratur. Münster 1882/84. 3 Bde.

Nachtrag zu S. 498, Z. 5 von unten. Als wichtig für die Sagengeschichte seien noch folgende Werke genannt:

1. Die von der Verlagshandlung Maisonneuve et Cie. (Paris) herausgegebene Sammlung Les Littératures populaires de toutes les nations. Traditions, légendes, contes, chansons, proverbes, devinettes, superstitions. (Ueber den Inhalt der ersten 10 Bände hat eingehend berichtet F. LIEBRECHT in der Zeitschrift für romanische Philologie VI 136 ff. u. 447 ff.).

2. A. GRAF, Roma nella memoria e nelle immaginazioni del medio evo. Torino 1882/83. 2 Bde. (vgl. die gehaltvolle Recension von F. LIEBRECHT in: Zeitschrift für romanische Philologie VI 128).

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

